

Plinio Corrêa de Oliveira



Der Adel

und

die vergleichbaren traditionellen Eliten

in den Ansprachen von Papst Pius XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom



Der Adel und die traditionellen Eliten in den Ansprachen von Papst Pius XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom - dieses Werk von Prof. Plinio Corrêa de Oliveira, dem berühmten katholischen Denker und Schriftsteller Brasiliens wurde bereits in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien und in den Vereinigten Staaten veröffentlicht.

Das Buch richtet sich an die Leserschaft der großen Nationen Europas aber auch an das Publikum des amerikanischen Kontinents.

Angesichts des Titels des Werkes kann sich der Leser wohl fragen: Ist das Thema des Buches überhaupt aktuell? Für viele ist nämlich der Adel heutzutage nur ein Überbleibsel der Vergangenheit. Daher könnte sich der Leser weiter fragen: „Ist es die Mühe wert, in unserer Epoche, die mit allerlei Problemen voller Risiken konfrontiert ist, über ein solches Thema zu schreiben?“

Diese Frage hätte man auch zur Zeit des unvergeßlichen Papst Pius XII. stellen können, als er diesem Thema vierzehn lehrreiche und feinsinnige Ansprachen widmete. Es sind seine berühmten Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom.

In diesen Ansprachen hat der Pontifex tiefer gesehen als die Mehrheit derer, die gegen den Adel die gleichmachenden und abgenutzten Einwände äußerten, welche ab dem Ende des 18. Jahrhunderts weltweite Verbreitung gefunden haben.

Papst Pius XII. stellt mit großer Klarheit das Prinzip dar, nach dem jede Gesellschaft notwendigerweise von Eliten geführt werden muß. Diese in der Nation tief verwurzelten Eliten haben eine wichtige







Veduta della gran Piazza e Basilica di S. Pietro situata ove erano anticamente il Circo e gl' Orti di Carlo e Verone nella Valle Vaticana.

*Der Adel
und die vergleichbaren
traditionellen Eliten*

*in den Ansprachen von Papst Pius XII.
an das Patriziat und an den Adel von Rom*





Plinio Corrêa de Oliveira

Der Adel und die vergleichbaren traditionellen Eliten

*in den Ansprachen von Papst Pius XII.
an das Patriziat und an den Adel von Rom*



ÖSTERREICHISCHE GESELLSCHAFT ZUM SCHUTZ VON
TRADITION, FAMILIE UND PRIVATEIGENTUM – TFP

Umschlagbild:

Papst Pius XII. im Petersdom auf der Sedia gestatoria (Tragsessel) umgeben von der Nobelgarde und kirchlichen Würdenträgern.

Bild Seite 2 :

Der Vatikan – die Basilika in der Dämmerung, im Vordergrund die Brücke Sant' Angelo über den Tiber.

Bild Seite 8:

Damasus-Hof im Apostolischen Palast, ein junger Rekrut der Schweizer Garde schwört am 6. Mai 1992 nach altem Zeremoniell dem Papst die Treue.

- ◆ Der Autor hat für alle in diesem Buch zitierten Texte die Verantwortung übernommen.
- ◆ Die Hervorhebungen der kursiv- oder fettgedruckten Stellen in den Zitaten stammen vom Autor.

Herausgeber:

Österreichische Gesellschaft zum
Schutz von Tradition, Familie und
Privateigentum – TFP
Wohllebengasse 6 EG - 1040 Wien
Tel.: 5038238 - Fax: 5038238-12
office@tfp.at
www.tfp.at

ISBN 978-3-9501846-1-7

Titel der portugiesischen**Originalausgabe:**

Nobreza e elites tradicionais análogas
nas alocuções de Pio XII ao Patriciado
e à Nobreza romana.

Übersetzung:

Alfred Joseph Keller

Dieses Werk wurde 1993 auch in
Italienisch, Spanisch und Englisch
herausgegeben.

Gestaltung:

Felipe Barandiaran

Druck und Bindung:

Companhia Editora do Minho, S.A.
Barcelos – Portugal



*Johannes Paul II. 1978 nach seiner Wahl zum
Nachfolger von Johannes Paul I.*

Sein offizieller Titel lautet:

Bischof von Rom

Stellvertreter Jesu Christi

Nachfolger des Apostelfürsten

Oberhaupt der universalen Kirche

Patriarch des Abendlandes

Primas von Italien

Erzbischof und Metropolit der Kirchenprovinz Rom

Souverän des Staates der Vatikanstadt

Diener der Diener Gottes

*Der neugewählte Papst erteilt der Stadt Rom und der
Welt seinen Segen „Urbi et Orbi“*



Inhaltsverzeichnis

- 9 **An den Leser**
15 **Vorwort des Prinzen
Luiz von Orleans und Braganza**

TEIL I

- 27 **Kapitel I**
Beseitigung von Vorbehalten
41 **Kapitel II**
Die universelle Reichweite der
Ansprachen von Papst Pius XII. an das
Patriziat und an den Adel von Rom
49 **Kapitel III**
Volk und Masse – Freiheit und
Gleichheit: ursprüngliche Begriffe und
revolutionäre Begriffe in einem
demokratischen Regierungssystem
55 **Kapitel IV**
Der Adel in einer christlichen
Gesellschaft -Die Fortdauer seines
Auftrages und seines Prestiges in der
heutigen Welt
75 **Kapitel V**
Eliten, natürliche Ordnung, Familie
und Tradition, Aristokratische
Institutionen in den Demokratien
91 **Kapitel VI**
Relevantes Zusammenwirken des Adels
und der traditionellen Eliten zur Lösung
der Krise unserer Tage
107 **Kapitel VII**
Entstehung des Adels, seine Sendung in
der Vergangenheit und in unseren Tagen
157 **Abschluß**
Auf dem Gipfel der religiösen,
sittlichen und ideologischen Krise
der heutigen Welt: für den Adel
und die traditionellen Eliten ein
geeigneter Moment zum Handeln

TEIL II

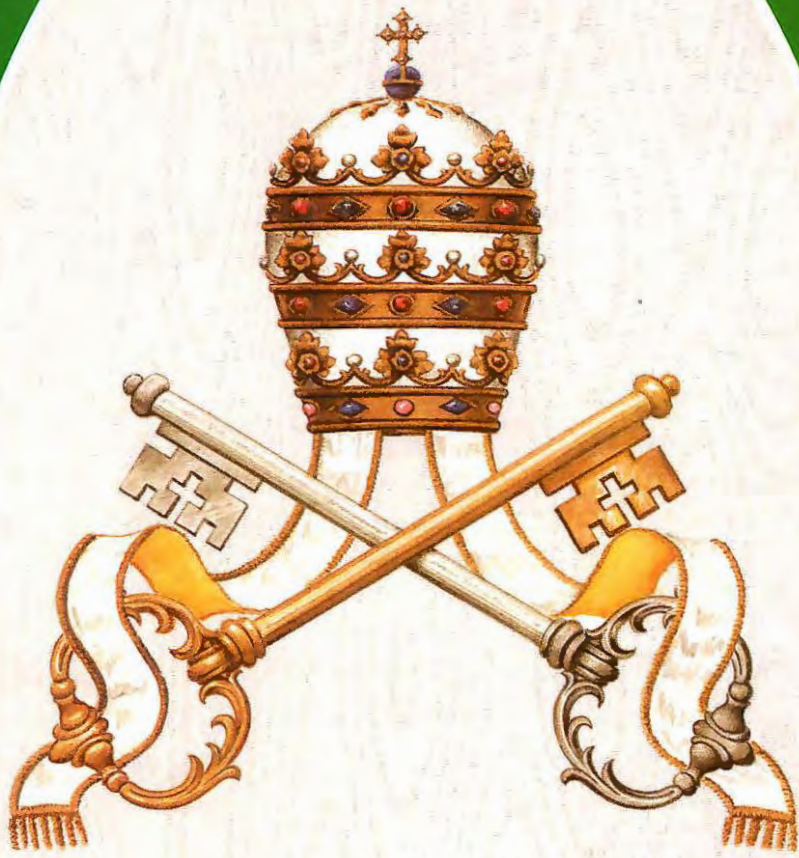
- 165 **Anhang I**
Entstehung, Entwicklung und
Niedergang des "Landadels"
in Brasilien in der Kolonialzeit, im
Kaiserreich und in der Republik
209 **Anhang II**
Die revolutionäre Dreiheit
"Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit"
in den Äußerungen
verschiedener Päpste

- 219 **Anhang III**
Regierungsformen im Lichte der
kirchlichen Soziallehre: Theorie und Praxis

- 247 **Anhang IV**
Die Aristokratie im Denken eines
umstrittenen, jedoch unbedenklichen
Kardinals des 20. Jahrhunderts

TEIL III

- 261 **Dokumente I**
Ansprachen von Papst Pius XII. an das
Patriziat und an den römischen Adel
287 **Dokumente II**
Ansprache Benedikts XV. an das
Patriziat und an den römischen Adel vom
5. Januar 1920
291 **Dokumente III**
Spezielle Verpflichtungen der Gesellschaft
dem verarmten Adel gegenüber
293 **Dokumente IV**
Adelige Herkunft, eine wertvolle
Gabe Gottes
299 **Dokumente V**
Die kirchliche Lehre über die sozialen
Unterschiede
309 **Dokumente VI**
Die unentbehrliche Harmonie zwischen
wahrer Tradition und wahren Fortschritt
313 **Dokumente VII**
Das alte Rom - ein aus der
patriarchalischen Gesellschaft
hervorgegangener Staat
319 **Dokumente VIII**
Der Feudalismus ist das Werk der
mittelalterlichen Familien
321 **Dokumente IX**
Der familiäre Charakter der feudalen
Regierungsform – der König als Vater
seines Volkes
323 **Dokumente X**
Der väterliche Charakter der
traditionellen Monarchie
325 **Dokumente XI**
Was Päpste, Heilige, Kirchenlehrer und
Theologen über die Zulässigkeit des
Krieges denken
329 **Dokumente XII**
Ist es unvereinbar mit der Heiligkeit,
adelig zu sein und das Leben eines
Adeligen zu führen?



Vorrangige Option....



Vater der Adelligen – Vater der Armen

ERKLÄRUNG

Als dieses Buch zum ersten Mal dem Publikum präsentiert wurde, erklang in europäischen Ohren noch der Ausdruck „vorrangige Option für die Armen“. Schon während der Zweiten Lateinamerikanischen Bischofskonferenz im kolumbianischen Medellín (1968) in Umlauf gebracht, wurde dieser Ausspruch in der Schlußerklärung der Dritten Lateinamerikanischen Bischofskonferenz in Puebla, Mexiko (1979) wieder verwendet und später dann auch von Papst Johannes Paul II. im Laufe der ersten Jahre seines Pontifikates gelegentlich benutzt.

Der falsche Gebrauch dieser Ausdrucksweise durch die „Befreiungstheologen“ brachte diese Redewendung in Verruf, und deshalb ist sie heute fast in Vergessenheit geraten. Die „Befreiungstheologie“ hat dem Ausspruch zugunsten des Klassenkampfes eine marxistische Auslegung angeheftet. Es ist daher angebracht, in diese deutsche Ausgabe den untenstehenden Text einzufügen, in dem der Verfasser diese marxistische Auslegung widerlegt. Er zeigt das Gegenteil auf, nämlich, daß die Kirche das harmonische, christliche Zusammenleben aller gesellschaftlichen Klassen begünstigt.

Vorrangige Option....

V*orrangige Option für die Adelige*: Auf den ersten Blick löst dieser Ausdruck vielleicht Überraschung aus, hat man sich doch an die von Papst Johannes Paul II. benutzte Formel der “*vorrangigen Option für die Armen*” gewöhnt. In dem vorliegenden Buch geht es jedoch tatsächlich um eine *vorrangige Option für die Adelige*.

Dem könnte man natürlich entgegenhalten, daß ein Adelige *ex natura rerum* wenigstens über gute Beziehungen, Einfluß und Wohlstand verfügt, so daß ihm reichlich Mittel zur Verfügung stehen dürften, sich aus einer mißlichen Lage zu befreien, in die er unter Umständen geraten sein mag. Die Vorsehung hat also in seinem Falle bereits eine *vorrangige Option* für ihn getroffen, denn sie hat ihm all das gegeben, was er braucht, um aus seinen Schwierigkeiten herauszukommen.

Für den Armen aber gilt genau das Gegenteil. Er verfügt weder über Einfluß noch über nützliche Beziehungen, und oftmals fehlen ihm die Mittel, die notwendig wären, um dem Übel abzuweichen. Daher ist eine *vorrangige Option*, die wenigstens der Befriedigung seiner Grundbedürfnisse entgegenkommt, durchaus als eine Frage der Gerechtigkeit anzusehen.

Eine *vorrangige Option* für die Adelige muß also den Armen gegenüber fast wie Hohn klingen.

In Wirklichkeit rechtfertigt sich aber dieser Gegensatz von Adelige und Armen immer weniger, wenn man bedenkt, daß die Zahl der in Armut lebenden Adelige immer mehr zunimmt. Auf diese Tatsache weist übrigens auch Papst Pius XII. in seinen Ansprachen an die Patrizier und an den Adel von Rom hin. Nun befindet sich aber der *arme Adelige* in einer noch schlimmeren Lage als der *nichtadelige Arme*, weil letzterer allein schon wegen der Beschränktheit seiner Verhältnisse bei seinen Mitmenschen den Sinn für Gerechtigkeit und ihren Großmut wecken und in Bewegung setzen kann und sollte.

... was ist das?

Dagegen hat der Adelige allein schon, weil er adelig ist, Grund genug, nicht um Unterstützung zu bitten. Er wird es vorziehen, seinen Namen und seine Herkunft zu verheimlichen, wenn er schon nicht verhindern kann, daß seine Armut offenbar wird. Früher sprach man in diesem Zusammenhang ausdrucksstark von "*verschämter Armut*".

Die Befriedigung der Bedürfnisse dieser Art von Adeligen, wie übrigens der Verarmten einer jeden Gesellschaftsschicht, erregte in früheren Zeiten besondere Aufmerksamkeit, und die christliche Nächstenliebe fand tausend Wege, die Not der verschämten Armen zu lindern und ihnen die nötige Hilfe zukommen zu lassen, ohne daß sie sich deshalb in ihrer Würde gekränkt fühlen mußten.¹

Es ist aber nicht nur der an materiellen Gütern Arme, der eine *vorrangige Option* verdient; diese steht vielmehr auch denen zu, die auf Grund ihrer Lebensumstände besonders schwere Aufgaben zu erfüllen haben und die daher bei der Erfüllung dieser Pflichten auch größere Verantwortung für die Erbauung der Gesellschaft tragen; andererseits ist das Ärgernis zu berücksichtigen, das die Verletzung dieser Pflichten für die Gesamtheit mit sich bringen kann.

In dieser Lage befinden sich heute oft Mitglieder des Adels, wie das vorliegende Werk zeigen wird.²

1) Vgl. Dokumente III.

2) Vgl. Kapitel I, 1 und 3; Kapitel II,1; Kapitel IV,9 und 10, Kapitel VII,8

Die *vorrangige Option für die Adligen* und die *vorrangige Option für die Armen* schließen einander keineswegs aus, und nach den Worten Papst Johannes Pauls II. stehen sie auch nicht im Kampf gegeneinander: *“Ja, die Kirche entscheidet sich vorrangig für die Armen. Es handelt sich aber wohlgemerkt um eine vorrangige, nicht um eine ausschließliche oder gar ausschließende Option, denn die Botschaft von der Erlösung richtet sich an alle.”*¹

Beide Optionen sind Ausdruck des christlichen Gerechtigkeitsgefühls und der Nächstenliebe. Im Dienste desselben Herrn Jesus Christus müssen sie zueinander finden, war dieser doch das Vorbild für Adelige und Arme, wie uns die römischen Päpste mit Nachdruck lehren.²

Mögen diese Worte jenen zur Aufklärung dienen, die im Geiste eines derzeit wohl kaum vertretbaren Klassenkampfes glauben, daß die Beziehungen zwischen Adligen und Armen unbedingt feindseliger Natur sein müssen. Diese irrige Auslegung hat bei vielen dazu geführt, daß der von Papst Johannes Paul II. gebrauchte Ausdruck *vorrangige Option* im Sinne einer *ausschließlichen Bevorzugung* verstanden wird. Eine derart leidenschaftliche, einseitige Auslegung entbehrt jeder Grundlage. Man kann gleichzeitig und mit unterschiedlicher Intensität verschiedenen Dingen den Vorzug geben. Selbstverständlich muß die Bevorzugung des einen nicht notwendigerweise den Ausschluß des andern bedeuten.

1) “Ad Patres Cardinales et Curiae Pontificalisque Domus Prelatos, imminente Nativitate Domini coram admissos”, 21.12.1984, *Acta Apostolicae Sedis*, Typis Polyglottis Vaticanis, 1985, Bd. LXXVII, Nr. 5, S. 511.

2) Vgl. Kapitel IV, 8; Kapitel V, 6; Dokumente IV.

AN DEN LESER

Wir möchten hier ein Wort zum Inhalt dieses Buches sagen, das im Bemühen um eine angebrachte Darstellung so erhabener, anregender Themen geschrieben wurde, und in dem der Leser ohne Schwierigkeit die wohlbekannte, mit Bewunderung gepaarte Zuneigung des Verfassers zur deutschsprachigen Völkergemeinschaft feststellen wird, der anzugehören von jedem Mitglied zu Recht als eine Ehre angesehen wird.

Eine Zusammenstellung von Auszügen aus den wichtigen Ansprachen von Papst Pius XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom wurde in der Zeit von Februar bis April 1956 in der angesehenen brasilianischen Kulturzeitschrift *Catolicismo* veröffentlicht. Dabei wurden die päpstlichen Texte von dem bedeutendsten Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Prof. Plinio Corrêa de Oliveira, kommentiert.

In seinen Kommentaren stellt der Autor nicht nur seine reiche Kultur und seinen außergewöhnlichen Scharfsinn unter Beweis, sondern bekräftigt auch die Unabhängigkeit seines Standpunktes. Da er Wert darauf legte, die Texte sinngemäß und getreu zu kommentieren, hat er es nicht gescheut, den im Westen weit verbreiteten Vorurteilen gegenüber dem Adel entgegenzutreten. Seine Haltung wurde – und wird – denn auch als “Bildersturm” gegen die gleichmacherischen Prinzipien der Französischen Revolution von 1789 und der kommunistischen Revolution von 1917 angesehen, gegen Prinzipien also, die von zahlreichen Zeitgenossen in deutschsprachigen Ländern und in der ganzen Welt geradezu abgöttisch verehrt werden.

Die Sammlung der von Prof. Plinio Corrêa de Oliveira in der Zeitschrift *Catolicismo* kommentierten Reden an das Patriziat und an den Adel von Rom umfaßt die von Papst Pius XII. bis dahin gehaltenen Ansprachen. Später hat der Verfasser für die vorliegende Arbeit weitere Kommentare zu den von Papst Pius XII. im Jahre 1955 gehaltenen Ansprachen verfaßt, in denen sich der Papst an dieselbe noble Zuhörerschaft richtet.

Der Verfasser hat dem Wunsch vieler Leser, darüber ein Buch zu schreiben, gern entsprochen und zudem angesichts der veränderten Weltlage notwendig gewordene Ergänzungen bzw. Aktualisierungen vorgenommen. Außerdem hat er beschlossen, in seine Arbeit auch Auszüge aus Ansprachen der Päpste Johannes XXIII. und Paul VI. zum gleichen Thema einzubeziehen. In den offiziellen Veröffentlichungen des Vatikans finden sich indes keinerlei Hinweise auf Verlautbarungen des Papstes Johannes Pauls II. zu diesem Themenkreis.

Das in den vierzehn Ansprachen von Papst Pius XII. deutlich zum Ausdruck kommende Interesse an dieser Materie hat in Prof. Corrêa de Oliveira den Wunsch geweckt, auch die Stellungnahmen seiner Nachfolger bzw. seiner Vorgänger zu diesem Thema zu studieren.

Leider konnte er seine Untersuchungen nicht bis zum ruhmreichen Pontifikat des heiligen Petrus ausdehnen. Es ist wohl einzusehen, daß sich der Verfasser auf eine bestimmte Geschichtsperiode beschränken mußte.

Deshalb entschloß sich der Verfasser, nur bis zu Papst Pius IX. zurückzugehen, dessen verdienstermaßen berühmtes Pontifikat von 1846 bis 1878 dauerte. Dieser Papst ist der erste in einer Reihe von Päpsten, die als "zeitgenössisch" gelten und die Heilige Kirche in Zeiten regierten, in denen die von der Französischen Revolution mehr oder weniger unmittelbar ausgelösten Erschütterungen abzuklingen begannen.

Tatsächlich läßt das aufmerksame Studium all dieser Verlautbarungen der Vorgänger und Nachfolger Papst Pius' XII. erkennen, daß nur dieser sich mit dem Thema methodisch auseinandergesetzt und damit das Wesen des Adels sowie seine Mission in der Vergangenheit und in seiner eigenen Zeit dargelegt hat. Im Grunde gilt die von ihm beschriebene Mission bis heute.

Der Verfasser hielt es daher für angebracht, den Lesern eine vollständige Übersetzung der genannten Ansprachen von Papst Pius XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom vorzulegen.

Das hier behandelte Thema findet außerdem auch in den Ansprachen von Papst Pius XII. und seiner Nachfolger an die Päpstliche Nobelgarde Erwähnung. Da diese Ansprachen jedoch für den Inhalt dieses Buches von geringem Interesse sind, werden diese Texte nicht in vollem Umfang wiedergegeben, sondern es wird im Verlauf der Abhandlungen lediglich auf einige Stellen darin verwiesen.

Das Gleiche geschieht mit anderen Dokumenten, die diese Angelegenheit nur nebenbei berühren. Bei einem dieser Dokumente wurde allerdings eine Ausnahme gemacht: Es handelt sich um die Ansprache Benedikts XV. an das Patriziat und an den Adel von Rom vom 5. Januar 1920; auch diese ist vollständig wiedergegeben.

Da die Ansprachen des Papstes zum Dank und als Erwiderung auf die ihm vom Patriziat und vom Adel Roms jeweils zum Jahreswechsel dargebrachten Glückwünsche gehalten wurden, erwies sich eine gewisse thematische Wiederholung als unvermeidlich. Diesen Nachteil wußte Papst Pius XII. dadurch auszugleichen, daß er immer wieder neue Gesichtspunkte zur Sprache brachte und damit das Thema in seiner ganzen Reichweite und bis in seine tiefsten Gründe ausleuchtete. Der Leser kann dies leicht erkennen, wenn er sich die Mühe nimmt, die Texte, die ihm auf den ersten Blick identisch scheinen, gegenüberzustellen.

Außerdem sollte bei der Lektüre der Texte darauf geachtet werden, daß die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine Reihe weiterer Themen gelenkt wird, die mit dem Inhalt dieser Arbeit in Verbindung stehen. So etwa auf

- die organische Entstehung traditioneller, dem Adel entsprechender Eliten;
- die revolutionären Schlagworte von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die - wie sie durch die Französische Revolution auf der ganzen Welt verbreitet wurden - im Gegensatz zu den entsprechenden Begriffen der katholischen Lehre stehen;
- die katholische Lehre von den Regierungsformen: Monarchie, Aristokratie und Demokratie;
- die Unentbehrlichkeit des Adels in einer echt katholischen Gesellschaftsordnung.

Diese und andere Themen ringen sich gleich einem Kranz um das Hauptthema des Buches. So wird etwa auch die soziale Funktion des Adels und der traditionellen Eliten in einer zeitgenössischen Gesellschaft angesprochen. Auch dazu haben sich Päpste, Heilige und Kirchenlehrer zu verschiedenen Epochen geäußert. In dem Bestreben, dem natürlichen Wunsch des Lesers nach einer Bereicherung seiner Kenntnisse auf diesem Gebiet nachzukommen, hat der Verfasser des Buches weitere Ergänzungen hinzugefügt, die nicht nur eine Sammlung aussagekräftiger Dokumente zum Thema beisteuern, sondern auch auf Gesichtspunkte und auf Überlegungen eingehen, welche die an sich schon reichen Kommentare, die im Jahre 1956 in der Zeitschrift *Catholicismo* veröffentlicht wurden, noch erweitern.

In der festen Überzeugung, damit dem Wunsche vieler deutschsprachiger Leser nach genauerer Kenntnis der Probleme des Adels und vergleichbarer traditioneller Eliten zu entsprechen, übergeben wir die vorliegende Arbeit den deutschsprachigen Lesern.

Am 15. August 2008, Fest Maria Himmelfahrt
**Österreichische Gesellschaft zum Schutz von
Tradition, Familie und Privateigentum – TFP**

Plinio Corrêa de Oliveira,

ein Mann des Glaubens, des Denkens, des Streitens und der Tat

Plinio Corrêa de Oliveira wurde im Jahre 1908 in São Paulo geboren, wo er 1995 verstarb.

Seine Eltern stammten aus alten, traditionellen Familien des Bundesstaates Pernambuco – Heimat der Vorfahren seines Vaters, des Rechtsanwalts João Paulo Corrêa de Oliveira – und des wichtigsten brasilianischen Bundesstaates, São Paulo – Heimat seiner Mutter, Dona Lucilia Ribeiro dos Santos Corrêa de Oliveira.

Nachdem er in seiner Geburtsstadt am Colégio São Luiz das Gymnasium absolviert hatte, schloß er 1930 an der berühmten Rechtsfakultät von São Paulo das Studium der Rechts- und Gesellschaftswissenschaften ab.

Von Jugend auf galt sein besonderes Interesse der philosophischen und religiösen Analyse der Krisen unserer Zeit.

Im Jahre 1928 trat er der damals blühenden Jugendbewegung der Marianischen Kongregation in São Paulo bei. Bald schon sollte er dank seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten als Redner, Referent und Mann der Tat zum wichtigsten Leiter dieser Bewegung in ganz Brasilien werden.

Aktiv beteiligte er sich 1933 an der Organisation der Katholischen Wählerliga (LEC), über die er damals als jüngster Abgeordneter und mit der größten Stimmenzahl in den Congresso Nacional gewählt wurde. Im Parlament entwickelte er sich schnell zu einem der wichtigsten Sprecher der katholischen Fraktion.

Nach Ablauf des Mandats widmete er sich der Hochschullehre. Er übernahm den Lehr-



stuhl für Kulturgeschichte am Hochschulkolleg der Fakultät für Rechtswissenschaften an der Universität São Paulo und wurde später Ordinarius für die Geschichte der Neuzeit und der Gegenwart an der Fakultät für Philosophie und Wissenschaften São Bento und Sedes Sapientiae, der Katholischen Universität von São Paulo.

Plinio Corrêa de Oliveira war der erste Vorsitzende des Vorstandes der Katholischen Aktion im Erzbistum São Paulo sowie Leiter der katholischen Wochenschrift *Legionário* (1935–1947),

die in der katholischen Presse Brasiliens eine führende Rolle spielte.

Ab 1951 gehörte er zum Mitarbeiterstab der angesehenen Kulturzeitschrift *Catholicismo*, die sich zu einem Sprachrohr des katholischen Denkens in der brasilianischen Presse entwickelt hat. Von 1968 bis 1990 schrieb er außerdem regelmäßig Beiträge für die auflagenstärkste Tageszeitung des Bundesstaates, *Folha de São Paulo*.

Daneben hat Prof. Plinio Corrêa de Oliveira 14 Bücher geschrieben, unter denen besonders hervorzuheben sind:

Zur Verteidigung der Katholischen Aktion (1943) mit einem Vorwort des damaligen Apostolischen Nuntius' in Brasilien, Msgr. Aloisio Masella, der später zum Kardinal-Vorsteher der Apostolischen Kammer ernannt werden sollte. Das Buch enthält eine scharfsinnige Untersuchung der ersten Versuche progressistischer, linker Unterwanderung der Katholischen Aktion; der Verfasser wurde für dieses

Werk im Namen von Papst Pius XII. von Msgr. G. B. Montini, dem damaligen stellvertretenden Staatssekretär des Heiligen Stuhles und späteren Papst Paul VI., mit einem herzlichen Anerkennungsschreiben bedacht.

Revolution und Gegenrevolution (1959) stellt die geschichtlichen, philosophischen und soziologischen Ursachen der Krise des Abendlandes seit Humanismus, Renaissance und Reformation bis in die Gegenwart dar. Das Werk beschreibt die Beziehung von Ursache und Wirkung zwischen diesen Bewegungen und der Französischen Revolution (1789), der Russischen Revolution (1917) und den tiefen Veränderungen, welche die sowjetische Welt und der Westen bis in unsere Tage durchgemacht haben. **Revolution und Gegenrevolution** hat vier Auflagen der portugiesischen, sieben der spanischen, drei der italienischen sowie jeweils zwei der englischen und der französischen Ausgabe erlebt. Eine deutschsprachige Ausgabe erschien 1996.

Abkommen mit dem kommunistischen Regime: für die Kirche, Hoffnung oder Selbsterstörung? (1963). Es wird auf die Unzulässigkeit einer Koexistenz zwischen der Kirche und einer Regierung hingewiesen, die zwar Glaubensfreiheit gewährleistet, es der Kirche aber gleichzeitig untersagt, zu lehren, daß die Abschaffung des Privateigentums nicht zulässig ist. Das Werk wurde in einem von Kardinal Giuseppe Pizzardo, dem Präfekten der römischen Kongregation für die Seminare und Studieneinrichtungen, unterzeichneten Brief gelobt. Das Schreiben dieser hohen vatikanischen Stelle bestätigt, daß die vom Verfasser des Buches vertretene Doktrin als ein „**getreuestes Echo**“ der päpstlichen Lehre anzusehen ist. Das Buch hat sechszwanzig Auflagen erlebt und wurde ins Deutsche, Italienische, Spanische, Französische, Ungarische, Englische, Italienische und Polnische übersetzt. Außerdem wurde der Text ungekürzt in achtunddreißig Zeitungen und Zeitschriften in dreizehn Ländern abgedruckt.

Indianisch-tribale Lebensweise - kommunistisches Missionsideal im Brasilien des 21. Jahrhunderts (1977). Das Werk prangert einen weiteren Vorstoß der Progressisten in Brasilien an: die kommuno-strukturalistische Neomissologie und sieht bereits fünfzehn Jahre vor der ECO 92 in Rio de Janeiro die wichtigsten kommuno-ökologischen Lehren und Tendenzen voraus.

Der selbstverwaltete Sozialismus: Gegenüber dem Kommunismus eine Barriere oder ein Brückenkopf? (1981). Es handelt sich um eine umfassende Vorstellung und kritische Analyse des Selbstverwaltungsprogramms Mitterrands, dem damals gerade erst gewählten Präsidenten der französischen Republik. Diese von den damals dreizehn TFP-Niederlassungen in eigenem Namen gutgeheißen und veröffentlichte Arbeit wurde in den 45 auflagenstärksten Tageszeitungen von 19 Ländern in Amerika, Europa und Ozeanien in vollem Wortlaut abgedruckt. Außerdem erschien eine die wesentlichsten Punkte wiedergebende Zusammenfassung in dreizehn Sprachen in 49 Ländern aller fünf Kontinente. Damit erreichte die Gesamtauflage 33,5 Millionen Exemplare.

Unter den weiteren Werken von Prof. Plinio Corrêa de Oliveira muß unbedingt das bekannte Manifest **Kommunismus und Antikommunismus an der Schwelle des letzten Jahrzehnts dieses Jahrtausends** (1990) erwähnt werden. Es wurde in 58 Zeitungen und Zeitschriften in 19 Ländern abgedruckt. Die Schrift ruft all jene zur Rechenschaft, die im Osten wie im Westen dazu beigetragen haben, daß ganze Völker in tiefe Schmach gestürzt und in diesem Zustand gehalten wurden; ebenso klagt es all jene an, die eifrigst bemüht waren, ihr jeweiliges Vaterland in die schreckliche Knechtschaft zu führen, die in Rußland, China und deren Satellitenstaaten herrschte.

Als Denker und als Lehrmeister der gegenrevolutionären Grundsätze aller TFP's und gleichartigen Vereinigungen nimmt Prof. Plinio Corrêa de Oliveira als Leiter und Ratgeber in dieser Zeit voller Errungenschaften und Krisen, voller Ängste und Katastrophen, sicher einen hervorragenden Platz in der internationalen Öffentlichkeit ein.

Im Bereich des Handelns ist bestimmt die Gründung der **Brasilianischen Gesellschaft zum Schutz von Tradition, Familie und Privateigentum (TFP)** im Jahre 1960 in São Paulo als sein Lebenswerk anzusehen. Im Jahre 1980 wurde er darum auch vom nationalen Rat der TFP zum Vorsitzenden auf Lebenszeit ernannt.

Sein Buch **Revolution und Gegenrevolution** hat die Gründung von TFP-Vereinigungen, selbstständigen Schwesterorganisationen der brasilianischen TFP, in 24 Ländern auf fünf Kontinenten angeregt

Vorwort des Prinzen Luiz von Orleans und Braganza

*Chef des
brasilianischen Kaiserhauses*



Um das vorliegende Werk Prof. Plinio Corrêa de Oliveiras gänzlich verstehen zu können, muß man die wichtigsten Seiten seines Lebens als Mann der Öffentlichkeit kennen: den Schriftsteller, den Mann der Tat, vor allem aber den Denker.

Er ist ein Denker, der weniger der reinen Spekulation und Lehre zugewandt ist als vielmehr der Analyse des Jahrhunderts, in dem er lebt, der Probleme, die es bedrängen, und der Richtungen, in die der Strom der menschlichen Geschichte durch die jeweiligen Lösungen dieser Probleme geleitet wird.

Dieser Strom erweist sich in diesem über weite Strecken widersprüchlichen und befremdlichen Jahrhundert voll von brausenden, aufgewirbelten Stellen. So stand an seinem Anfang die *Belle Époque* mit ihren Freuden und Genüssen sowie die Pracht der Weltausstellung 1900 in Paris. Jetzt aber geht dieses Jahrhundert voller Ungewißheiten und Befürchtungen seinem Ende entgegen, denn die zu erwartenden Ereignisse können durchaus in ein weltweites Chaos und vielleicht sogar zu einer atomaren Hekatombe führen.

Unter diesem Gesichtspunkt können wir das 20. Jahrhundert in zwei völlig verschiedene Phasen einteilen.

Die erste Phase trägt deutlich einen optimistischen Zug. In ihr glaubten die Menschen als entfernte Erben der Aufklärung noch an den unbestimmten Erfolg all ihrer hochfliegenden Anstrengungen. Im Allgemeinen wurden Völker, Institutionen und Sitten von gewissen Überzeugungen geleitet, wie sie der gesunde Menschenverstand zu diktieren pflegt, denen jedoch im vorausgegangenen Zeitalter der Aufklärung eine übertriebene und ausschließliche Aufmerksamkeit geschenkt worden war. So war man etwa überzeugt, daß die als unfehlbar angesehene *menschliche Vernunft* – wenn sie nur richtig gebraucht werde – aus eigener Kraft den Menschen klar machen könne, worin das irdische Glück besteht und mit welchen Mitteln es zu erreichen ist.

Außerdem hatte der menschliche Verstand auf den verschiedensten Gebieten bereits eine so eindrucksvolle Menge an Wissen angehäuft, daß im 18. und mehr noch in den darauffolgenden Jahrhunderten ein so hohes Maß an Gerechtigkeit, Wohlstand, Verbesserung der vielfältigsten Lebensbedingungen und dementsprechend auch ein vollkommenes irdisches Glück gesichert schien.

Diese aufsteigende Entwicklung nannte man *Fortschritt* und die Gesamtheit der Vorgehensweisen, mit denen der ruhmvolle, endlose Aufstieg des Fortschritts bewerkstelligt werden sollte, bezeichnete man als *Technik*.



Dank dieses Fortschritts befand sich die Menschheit auf einem nie zuvor gekannten Höhepunkt der Zivilisation, auf dem Merkmale vergangener Zeiten, wie Unwissenheit, Rohheit und Grausamkeit nicht mehr in jenem Maße auftraten.

Neben der machtvollen Unterstützung des Fortschritts sollte der Mensch mit der *Evolution*, jener allen Wesen innewohnenden, bisher noch geheimnisvollen Kraft, rechnen, die einen ständigen Aufstieg verschaffen sollte, dessen höchste Spitze niemals zu erreichen sein würde.

Ein typisches Beispiel dieser aus dem Zusammenwirken der genannten Faktoren hervorgegangenen ehrgeizigen Erwartungen war die in mehreren testamentarischen Verfügungen zum Ausdruck gebrachte Entscheidung, wonach der Erblasser verfügte, daß seine Leiche unversehrt in eigens zu diesem Zweck errichteten Kühlslagern erhalten werden sollte, denn es bestand die Hoffnung, daß die Zusammenarbeit von Evolution und Fortschritt der Vernunft schließlich die Entdeckung von Mitteln und Wegen erlauben würde, dereinst die Auferstehung von den Toten zu bewirken

Gewiß sollten zwei Tragödien größten Ausmaßes innerhalb eines halben Jahrhunderts weltumspannenden Hochgefühls der Unbedingtheit so vieler Hoffnungen ein grausames Dementi entgegenhalten: zwei Weltkriege. Doch die das absolute Glück auf Erden anstrebende Triebkraft war so stark, daß die festliche Stimmung dennoch ihre hartnäckig verfolgte Bahn gleich darauf wieder aufnahm.

Auf den Weltkrieg 1914-18 folgte die vergnügungssüchtige Zwischenkriegszeit, die erst von einem weiteren Weltkrieg 1939-45 unterbrochen werden sollte. Und obwohl dieser letztere, faktisch durch die Atombombenexplosionen von Hiroshima und Nagasaki beendete Krieg, noch umfassender, todbringender, zerstörerischer und länger als der erste war, nahm der fortschrittsgläubige Optimismus wiederum hartnäckig seine Laufbahn auf.

Die Konstitution *Gaudium et Spes* des Zweiten Vatikanischen Konzils hat die Lebensbedingungen, unter denen ihrer Auffassung nach die zeitgenössische Gesellschaft zu leben schien, mit den nachstehend zitierten Worten beschrieben und diese Worte zum Anlaß genommen, der Gesellschaft die Arme entgegenzustrecken, um mit ihr zusammen an der weltweiten Freude Anteil zu nehmen:

„Die Lebensbedingungen des modernen Menschen sind in gesellschaftlicher und kultureller Hinsicht zutiefst verändert, so daß man von einer neuen Epoche der Menschheitsgeschichte sprechen darf. Somit öffnen sich neue Wege zur Entwicklung und Ausbreitung der Kultur. Die so genannten exakten Wissenschaften bilden das kritische Urteilsvermögen besonders stark aus. Die neueren Forschungen der Psychologie bieten eine tiefere Erklärung des menschlichen Tuns. Die historischen Fächer tragen sehr dazu bei, die Dinge unter dem Gesichtspunkt der Wandelbarkeit und Entwicklung zu sehen. Der Lebensstil und die ethische Haltung werden immer einheitlicher. Industrialisierung, Verstädterung und andere Ursachen, welche die Vergemeinschaftung des Lebens vorantreiben, schaffen neue Kulturformen (Massenkultur), aus denen ein neues Lebensgefühl, neue Weisen des Handelns und der Freizeitgestaltung erwachsen. Zugleich macht der Austausch zwischen verschiedenen Völkern und gesellschaftlichen Gruppen die Schätze verschiedener Kulturformen der Masse und den Einzelnen immer mehr zugänglich. So bildet sich allmählich eine universalere Form der menschlichen Kultur, welche die Einheit der Menschheit um so mehr fördert und zum Ausdruck bringt, je besser sie die Besonderheiten der verschiedenen Kulturen achtet.

Die Theologen sehen sich veranlaßt – immer unter Wahrung der der Theologie eigenen Methoden und Erfordernissen – nach einer geeigneteren Weise zu suchen, die Lehre des Glaubens den Menschen ihrer Zeit zu vermitteln.

In der Seelsorge sollen nicht nur die theologischen Prinzipien, sondern auch die Ergebnisse der profanen Wissenschaften, vor allem der Psychologie und Soziologie, wirklich beachtet und angewendet werden.



Die Gläubigen sollen das Wissen um die neuen Wissenschaften, Anschauungen und Erfindungen mit der christlichen Sittlichkeit und mit ihrer Bildung in der christlichen Lehre verbinden, damit religiöses Leben und Rechtschaffenheit mit der wissenschaftlichen Erkenntnis und dem täglich wachsenden Fortschritt bei ihnen Schritt halten. " (Gaudium et Spes, 54 und 62)

Nach diesem Modell sah die große Mehrheit der geistig und kulturell von der westlichen Zivilisation geprägten Menschen die Zukunft. Diese Sicht der Dinge einte sowohl Intellektuelle von Weltruf als auch Staatsmänner und Unternehmer von größtem Einfluß.

Doch in welche geschichtliche Situation schleicht sich nicht irgendwann ein „aber“ ein? So wuchs mit der Zeit auch die Zahl derer, die mit diesem „Paradies“ des Fortschrittes keineswegs zufrieden waren.

Neben optimistischer Einmütigkeit bildeten sich im Halbschatten und in der Stille auch andere Weisen des Sehens, Fühlens und Handelns heraus. Während aber die Vertreter der allgemeinen Strömung mit der Werbetrommel der *Massenmedien* rechnen konnten, fanden letztere kaum Gehör in der Öffentlichkeit. Sie sahen sich daher gezwungen, in den Nischen der Gesellschaft jener Zeit zu überleben, denn dort gaben sie dem vorherrschenden Liberalismus keinen Anlaß, sie zu verfolgen.

Diese in ihrem Schattendasein dahinlebende kleine Welt setzte sich aus einem heterogenen, aber sehr aktiven Publikum zusammen, in dem die verschiedensten Elemente aufeinandertrafen.

Vor allem sind hier jene zu nennen, die der menschlichen Vernunft ihren Wert absprachen und das ganze grandiose, aber auch an Frustrationen reiche Gebäude der westlichen Kultur und Zivilisation in Frage stellten.

Es war nicht schwer, in ihrem Gedankengut den Einfluß der deutschen Philosophie auszumachen, die der Französischen Revolution vorausgegangen ist.

Da war etwa Kant, für den der von der Vernunft gebildete Begriff nicht als exakt bezeichnet werden kann, da die Vernunft von subjektiven Faktoren beeinflusst sei, die ihre Objektivität verfälschten. Von der Kritik der Vernunft und der Erkenntnis rutschte er schließlich in den Subjektivismus und in eine Art Immanentismus ab. In seinen Schülern Fichte, Schelling, Hegel usw. entfaltete sich dieser Immanentismus dann zu pantheistischen Anschauungen.

Es war jener alte Pantheismus hinduistischen Ursprungs, der sich über weite Teile Asiens verbreitet hatte und sich damals gerade anschickte, seinen Einzug auch in die Geschichte des Abendlandes zu halten.

Zu diesem Subjektivismus und diesem Pantheismus gesellten sich später noch die Züge des Pessimismus eines Schopenhauer und die der Verzweiflung eines Nietzsche. Die von den Vätern des modernen Existenzialismus (Kierkegaard, Heidegger) vertretene Apologie der Angst scheint durchaus mit diesen allgemeinen Tendenzen in Verbindung zu stehen.

Dieses Denken hat im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts in eng umrissenen Kreisen der europäischen Intelligenz seine Anhängerschaft gefunden.

Gestützt auf die Mißstände des kapitalistischen Systems selbst begann zugleich die Infragestellung des durch Hollywood auf der ganzen Welt verbreiteten „*american way of life*“, der mit seinem umfassenden Triumph der Vernunft, des Fortschritts und der Entwicklung von zahllosen Zeitgenossen als der kohärente Lebensstil schlechthin betrachtet wurde.

Tatsächlich hat die Begeisterung über die Schnelligkeit im Kommunikations- und Transportwesen und über das Zusammenwachsen aller menschlichen Tätigkeitsbereiche überall auf der Welt zu einer Art Fieber geführt, das sich der Gesinnung, der Wünsche, der Gefühle, des Ehrgeizes, der Aktivitäten und der Geschäfte bemächtigt hat und zu einem wahren Rausch führte, der schließlich eine große Zahl der verschiedensten körperlichen



und geistigen Störungen hervorrief, die von Tag zu Tag größer wurden und damit bald schon ein Ausmaß annehmen werden, das eine allgemeine Krise des Staates, der Gesellschaft, der Kultur und der Familie voraussehen läßt. Auf diese Krise brauchen wir gar nicht weiter einzugehen, denn einem jeden steht klar vor Augen, daß sie in eine noch weit furchtbarere Krise einmünden wird: in die Krise des Menschen.

Eine weitere, übrigens ganz andere Gruppe von Unzufriedenen wurde von denen gebildet, die als Zeitgenossen der festlichen Verabschiedung der Konzilskonstitution *Gaudium et Spes* Zeugen der Entstehung und Verbreitung einer ungeheuren Krise waren, die nach dem Abschluß des Zweiten Vatikanischen Konzils in der ganzen Kirche um sich zu greifen begann.

Diese Krise wurde noch verstärkt durch das Auftreten der Befreiungstheologie sowie durch die Ausbreitung eines gewissen Ökologismus und eines gewissen konsumfeindlichen, pseudo-evangelischen Pauperismus, der in den Lebensbedingungen des Stammeswesens die vollkommenste Form menschlicher Gesellschaft sieht!

Jene Gegenwart, die wir heute vor Augen haben, hat der vertrauensselige Optimismus der Konzilsväter damals nicht vorausgesehen.

Dieser vertrauensselige Optimismus veranlaßt mich zu einem traurigen, ehrerbietigen Lächeln, das einige Katholiken sicherlich befremden wird, weil sie meine kindliche Treue zur heiligen Kirche und zum Papsttum nicht verstehen, die meine Seele im selben Augenblick, in dem ich diese Zeilen niederschreibe, zum Schwingen bringt.

Diese Ehrerbietung läßt mich aus ganzem Herzen anerkennen, daß der göttliche Gründer der Kirche diese in all den Dingen und unter den Voraussetzungen, die er für die Unfehlbarkeit vorsah, unter die Leitung eines unfehlbaren Papstes gestellt wissen wollte. Aber auch ebenso fehlbar in all den Dingen und unter den Voraussetzungen, in denen er ihn fehlbar wissen wollte, das heißt etwa in der Beurteilung konkreter Umstände, in die diese oder jene Menschen, diese oder jene Situationen verstrickt sind.

* * *

Die Unzufriedenheit, die am Rande des festlichen Triumphalismus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil in einer immer wahrnehmbarer werdenden Verborgenheit und immer weniger korpuskularen Proportion um sich griff, brach 1968 plötzlich hervor. Von der Sorbonne ausgehend, eröffnete der Aufstand weltweit neue Horizonte des Wahnwitzes, des sittlichen Verfalls und des Chaos, wie sie die breite Masse bis dato nicht einmal erahnt hatte.

Es nützte wenig, daß bald darauf eine Million Menschen, angetrieben von der kraftvollen, beherrschten Begeisterung des reifen Alters, bei dem berühmten Marsch durch die Straßen von Paris einen monumentalen Protest gegen den Aufstand an der Sorbonne veranstalteten. Oder daß überall Proteststimmen laut wurden, die oft von dem verdienten Prestige großer Persönlichkeiten begleitet waren.

Seit dem Aufstand an der Sorbonne ist es in vielen Bereichen des menschlichen Denkens und Handelns zu spürbaren Veränderungen gekommen. Diese führten fast immer in die gleiche Richtung, so daß die Welt 1993 den Zielen der Revolution an der Sorbonne bedeutend näher gekommen ist.

Überall greift das Chaos um sich. Dies hier darzustellen, wäre nicht nur überflüssig, sondern auch unmöglich. Überflüssig, weil in unseren Tagen nur der das Chaos nicht sieht, der von ihm geblendet wurde und daher nicht mehr in der Lage ist, es zu erkennen. Unmöglich, weil das Chaos heute so allgegenwärtig ist, daß das, was es anrichtet, oder wo es überall zu finden ist, in dem einfachen Vorwort zu einem Buch nicht beschrieben werden kann.



Würde sich das Vorwort dieser Aufgabe zuwenden, wäre es am Ende bestimmt umfangreicher als das Werk, das es den Lesern vorstellen möchte.

* * *

Mit dem bisher Gesagten wollte ich so kurz wie möglich eine allgemeine Übersicht über den Zeitraum erstellen, in dem Plinio Corrêa de Oliveira seine Tätigkeit als konservativer katholischer Denker, Publizist, Lehrmeister und Orientierungsgeber von internationalem Ruf entwickelt hat.

Er war der Sproß zweier angesehenen brasilianischer Geschlechter. Väterlicherseits stammte er aus der noblen Familie Corrêa de Oliveira, die in Pernambuco Zuckermühlen besaß und deren Vorfahren sich im Krieg gegen die ketzerischen Holländer heldenhaft geschlagen hatten. Im Dienste des Gemeinwohles hatte sich besonders der kaiserliche Rat João Alfredo Corrêa de Oliveira hervorgetan, der auf Lebenszeit das Amt eines Reichssenators und Reichsrates bekleidet hatte. Sein Name wird auf immer mit dem Gesetz zur Befreiung der Sklaven vom 13. Mai 1888 verbunden sein, das auch als das „Goldene Gesetz“ bezeichnet wird; als Premierminister erließ er damals das Gesetz zusammen mit meiner Großmutter, der Prinzessin Isabel, die zu dieser Zeit als Regentin die Geschicke des Kaiserreichs lenkte. Nach der Ausrufung der Republik infolge eines Militärputsches im Jahre 1889 stand João Alfredo als Vertrauensperson der Prinzessin Isabel, die als „Erlöserin“ gefeiert wurde, später aber im Exil in Frankreich lebte, lange Jahre dem Monarchischen Direktorium vor. Er zählt zu den berühmtesten Männern Brasiliens. Sein Bruder, der Zuckermühlherr von Uruaé, Leodegário Corrêa de Oliveira, ist der Großvater des Verfassers dieses Buches.

Die Mutter, Lucília Ribeiro dos Santos, stammte aus einer Familie, die zu der traditionellen Gruppe jener „Vierhundertjährigen“ gehörte, die von den Gründern und ersten Bewohnern der Stadt São Paulo abstammten. Zu ihren Vorfahren zählten mehrere Bandeirantes, das heißt jene Männer, die das brasilianische Hinterland erschlossen haben. Mütterlicherseits zeichnete sich unter den Vorfahren Plinio Corrêa de Oliveiras während der Kaiserzeit Pedros II. vor allem Professor Gabriel José Rodrigues dos Santos als Lehrstuhlinhaber an der schon damals berühmten Rechtsfakultät von São Paulo besonders aus. Er hatte sich als Rechtsanwalt, gefeierter Redner und Abgeordneter im Provinzial- und später im Nationalparlament einen Namen gemacht.

In beiden Familien fanden die großen ideologischen Debatten, welche die Kaiserzeit (1822-1889) und die ersten Jahrzehnte der Republik prägten, einen tiefgehenden Widerhall und führten zu den allseits bekannten Spaltungen: Auf religiösem Gebiet hielten einige mit aller Entschiedenheit der katholischen Religion die Treue, während andere sich dem Positivismus, dem letzten ideologischen Modeschrei jener Zeit, anschlossen. Auf politischem Gebiet hielten einige weiterhin treu zum alten Regime, während andere zu Anhängern der Republik wurden und sich im politischen Geschehen als Vertreter dieser Richtung hervortaten.

Plinio Corrêa de Oliveira erlebte im Schoße der Familie das Aufeinanderprallen der unterschiedlichen Meinungen, die nach brasilianischer Art zwar mit Nachdruck, gleichzeitig aber auch mit aller Herzlichkeit vorgetragen und vertreten wurden.

In diesen wichtigen Fragen gelangte er nach und nach zu einer eigenen Haltung, die noch aus der Unschuld und Frömmigkeit seines zwar kindlichen, aber doch schon frühreifen und hellen Geistes hervorging. Diese Haltung sollte im Laufe der Jahre durch Reflexion, unvoreingenommene Prüfung der Tatsachen und durch Lernen und Studium bestätigt werden. Sehr früh galt hier sein besonderes Interesse vor allem geschichtlichen Themen.

Es war die Geisteshaltung eines praktizierenden, furchtlosen Katholiken und erklärten Monarchisten, die Plinio Corrêa de Oliveira in den akademischen Kreisen seiner Zeit schon bald zu einem der bekanntesten führenden Köpfe machte.



Ich habe nicht die Absicht, hier die biographischen Daten dieses bedeutenden Brasilianers anzuführen, denn diese finden bereits an anderer Stelle dieses Werkes einen ihnen angemessenen Platz. Was mir vor Augen steht ist vielmehr das Offenlegen der Tiefe seines intellektuellen Schaffens, wie wir es in den Büchern und den zahllosen Artikeln, die er für die Presse geschrieben hat, finden.

Während seiner Laufbahn hat Plinio Corrêa de Oliveira in Brasilien stets Katholiken und Monarchisten vorgefunden. Zahl und Eifer der Katholiken befanden sich in einem stetigen Wachstum, bis der Progressismus zu unvermeidlichen Spaltungen, lautstark ausgetragenen Polemiken und der sich daraus ergebenden Zerstreung und dem Nachlassen der Kräfte geführt hat.

Die Zahl der Monarchisten ging dagegen infolge der Aufhebung ihrer Denk- und Aktionsfreiheit durch das Dekret Nr. 85-A vom 23. Dezember 1889 und seiner Bestätigung durch den Artikel 90 der ersten republikanischen Verfassung aus dem Jahre 1891 („eiserne Klausel“) und all der späteren Verfassungen im bewegten Dasein des neuen Regimes immer weiter zurück, bis schließlich 1988 die 6. republikanische Verfassung diese unglückselige „eiserne Klausel“ aufhob und den Anhängern der Monarchie eine politische Freiheit zuerkannte, die man niemandem verweigern mochte, nicht einmal den Kommunisten!

Seither ist ein für viele Brasilianer unerwartetes ideologisches und politisches Ereignis eingetreten. In den verschiedensten Bundesstaaten und Gesellschaftsschichten machten sich Anhänger der Monarchie bemerkbar, die in tapferen, mit mir als dem legitimen Nachfolger Pedros II. eng zusammenarbeitenden Vereinigungen, wie dem Rat für ein Monarchisches Brasilien, den Monarchischen Kreisen, der Monarchischen Frauenaktion und der Monarchischen Jugend Brasiliens, in den von mir und meinem Bruder und eventuellen Nachfolger, Prinz Bertrand, angeführten friedlichen Aktionen beachtliche Fortschritte erzielen helfen.

Diese Monarchisten richten ihr Augenmerk voller Bewunderung auf den unerschrockenen antikommunistischen Anführer Plinio Corrêa de Oliveira, der als Intellektueller selbst zu einer Zeit, die man als die härteste Phase der monarchischen Rezession bezeichnen könnte, ein erklärter Anhänger der Monarchie war. Seine Überzeugungen des – dem Wesen nach traditionalistischen – Kampfes für die Monarchie dienen als wertvolle Fundgrube.

Bewunderer und Freunde der Monarchie sind in großer Anzahl auch in der *Brasilianischen Gesellschaft zum Schutz von Tradition, Familie und Privateigentum (TFP)* zu finden, der größten katholisch orientierten antikommunistischen Organisation unserer Tage, die von Plinio Corrêa de Oliveira ins Leben gerufen wurde und der sowohl mein Bruder Bertrand als auch ich seit frühester Jugend mit angebrachter Begeisterung angehören.

Unter den Katholiken, die sich als Linke verstehen, sowie unter den unterschiedlichsten Gegnern der Tradition – angefangen von den gemäßigten Sozialisten bis hin zu den radikalen Kommunisten und zu den „Ökologen“ im politischen Sinn des Begriffs, ohne gewisse Zentristen zu vergessen, die in Wirklichkeit nur verkappte Anhänger des Sozialismus sind – gilt Plinio Corrêa de Oliveira stets als beliebte Zielscheibe.

Andererseits wird er als unumstrittenes Hauptjener Katholiken anerkannt, die unter rein philosophischem und kulturellem Gesichtspunkt eine Haltung einnehmen, die auf analoge Weise als *katholische Rechte* bekannt ist.

* * *

Bis heute gilt *Revolution und Gegenrevolution* als das Meisterwerk Plinio Corrêa de Oliveiras. Ich bin jedoch sicher, daß in der öffentlichen Meinung schon bald ***Der Adel und die vergleichbaren traditionellen Eliten in den Ansprachen von Papst Pius XII. an das***



Patriziat und an den Adel von Rom einen Platz an der Seite des vorher genannten Buches einnehmen wird.

Das 1959 veröffentlichte Werk *Revolution und Gegenrevolution* erfährt in verschiedenen Ländern Europas und des amerikanischen Kontinents immer wieder Neuauflagen. Es liegt auf dem Tisch aller Mitglieder und Mitarbeiter der TFP und der TFP-Büros in 24 Ländern auf allen fünf Kontinenten.

Es geht in dem Buch um die theologische, philosophische und soziologische Analyse der Krise des Abendlandes, angefangen von ihrer Entstehung im 14. Jahrhundert bis in unsere Tage. Der Grundgedanke von *Revolution und Gegenrevolution* ist der, daß die für jenes Jahrhundert charakteristische religiöse Ermattung und der Verfall der Sitten in Europa einen ungehemmten Durst nach den Freuden des Lebens ausgelöst haben, der schließlich eine schwere Krise sittlicher Natur heraufbeschworen hat, die sich dann zutiefst auf den Humanismus und die Renaissance auswirkte. Ihrem Wesen nach handelte es sich mehr um eine Krise der Tendenzen als der eigentlichen Lehrüberzeugungen. Es dauerte allerdings nicht lange, bis diese Krise angesichts der grundlegenden Einheit des Menschen auch auf den geistigen Bereich übergriff.

Die sittliche Krise führt unmittelbar oder auf die Dauer zur Gegnerschaft gegen alles, was Gesetz und Zügel verlangt. Am Anfang mag sich diese Gegnerschaft noch auf reine Antipathie beschränken. Darin liegt jedoch bereits die Tendenz, Einwände auch im Bereich der Lehre vorzubringen, die mehr oder weniger radikal klingen können, und damit die Tatsache selbst in Frage zu stellen, daß es Autoritäten geben muß, denen nach der Natur der Dinge die Aufgabe zufällt, die verschiedenen Formen des Bösen zu bekämpfen. In den Köpfen derer, die zu üblen Tendenzen neigen, kommt daher eine Haltung zum Ausdruck, die auch den eigentlichen Lehrinhalt von Gesetz und Zügelung angreift. Am Ende dieser Entwicklung steht schließlich die Anarchie im Verhalten und in der Lehre.

Damit ist auch bereits der aufklärerische *Liberalismus* beschrieben, dessen letzte und radikalste Ausdrucksform der Anarchismus ist. Und gerade in dieser Anarchie versinkt nach und nach die Welt von heute.

Das Auftauchen des Liberalismus, den der Autor als „anarchogen“ bezeichnet, bringt als weitere Frucht das Eintreten gegen jede Art von Ungleichheit mit sich. Der Liberalismus ist *egalitär*. Wo man mit dem Nachdruck der Entrüstung gegen jede Autorität aufbegehrt, stellt man sich ebenfalls jeder Art von Ungleichheit entgegen. Denn jede Überlegenheit, auf welchem Gebiet sie sich auch zeigen mag, erweist sich als eine Art von Macht oder direktivem Einfluß dessen, der mehr ist, über den, der weniger ist. Von daher rührt der *Egalitarismus*, der schließlich dazu führt, daß der Anarchismus noch verstärkt wird.

Am Ende entsteht aus der Abschaffung des Unterschiedes zwischen Wahrheit und Irrtum, des Unterschiedes zwischen Gut und Böse, die Illusion, daß der Friede unter den Menschen dadurch gefördert wird, daß alle Religionen, alle Philosophien, alle Schulen des Denkens und der Kultur eingeebnet werden und sich gegenseitig durchdringen können. Alles entspricht allem, was indirekt besagt, daß alles nichts ist. Es ist das an den tiefsten Wurzeln des menschlichen Denkens eingepflanzte Chaos, das heißt, die totale Unordnung im menschlichen Dasein.

Was man hier als Genealogie der Irrtümer und Katastrophen bezeichnen könnte – „*abyssus abyssum invocat*“ – geschieht jedoch nicht allein auf spekulativem Gebiet, sondern auch auf dem Boden der Tatsachen.

Revolution und Gegenrevolution zeigt, daß diese auf unbeschränkte individuelle „*Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit*“ ausgerichtete Bewegung – unter diesem Vorwand der *Brüderlichkeit* werden übrigens in unseren Tagen wahre Weltfestspiele des Ökumenismus in allen Bereichen und Sachgebieten veranstaltet – ihre erste große Explosion bei Ausbruch der apokalyptischen protestantischen Revolution erlebte, welche die höchste, universelle



Autorität des Papstes leugnete. Mehrere der aus ihr hervorgegangenen Sekten bestritten schließlich auch die Autorität der Bischöfe oder gar die des Priesters. Ausgerufen aber wurde das durch und durch anarchische Prinzip der freien Bibelauslegung.

Wenn wir vom religiösen auf den politischen Bereich übergehen, stellen wir fest, daß der gleiche Gedanke auch die Wurzel der Französischen Revolution bildete, denn auch dieser ging es vor allem darum, den Staat und die Gesellschaft nach den Prinzipien von *Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit* zu gestalten, die auch bereits das Wesen des Protestantismus ausgemacht hatten. So wie der Protestantismus den Papst abgelehnt hatte, lehnte die Revolution nun den König ab. Wie gewisse protestantische Sekten die Macht des Klerus (das heißt, des kirchlichen Adels) stark eingeschränkt oder gar ganz abgeschafft hatten, so lehnten sie den Adel ab und verkündeten im Namen der Geistesfreiheit das Prinzip der Volkssouveränität, ähnlich wie der Protestantismus die Gewissensfreiheit ausgerufen hatte.

Die Revolutionäre von 1789 ließen allein das Privateigentum bestehen und damit auch die Herrschaft des Eigentümers über den, der für ihn arbeitet, und folgerichtig auch die Vorrangstellung des Geistesarbeiters gegenüber dem Handwerker. In einem letzten Aufbäumen vor ihrem Ende hat die Französische Revolution mit Hilfe der Feder des Kommunisten Babeuf jedoch versucht, auch diese letzten Überreste der Ungleichheit zu beseitigen.

Marx rief dann 1848 die vollständige sozioökonomische Gleichheit aus, die Lenin ab 1917 in Rußland in die Praxis umsetzen sollte.

Drei Revolutionen, drei Hekatomben, die eine aus der anderen hervorgingen, führten am Ende des 20. Jahrhunderts zur vierten Revolution, die als Ziel - nach den Worten Plinio Corrêa de Oliveiras in den jüngsten Ausgaben von *Revolution und Gegenrevolution* - noch immer die Selbstverwaltung und das Leben im Stammesverband anstrebt.

Als 1960 die französische Ausgabe dieses Werkes erschien, hat mein inzwischen verstorbener Vater, Prinz Pedro Henrique, dem Werk Plinio Corrêa de Oliveiras ein schönes, gehaltvolles Vorwort gewidmet, in dem er ganz im Sinne meiner Überlegungen auf den intellektuellen Charakter desselben aufmerksam machte.

Revolution und Gegenrevolution ist offensichtlich aus dem Wunsch heraus entstanden, das westliche Bürgertum, dessen Wachsamkeit durch Vergnügungssucht und Profitsucht eingeschläfert war, vor dem höchsten Risiko zu warnen, dem es entgegensteuerte. Es war keineswegs nur ein spekulatives Buch. Denn in der Hoffnung, daß von diesem Buch eine Bewegung, und aus der Bewegung ein Gegenangriff hervorgehen würde, prangerte es auch Mißstände an. Die Gründung der brasilianischen TFP, ihre Ausbreitung über mein ausge dehntes Heimatland und die Verbreitung ihrer Ideale über die fünf Kontinente sind das Ergebnis des konkreten persönlichen Wirkens dieses Denkers, der seinen Platz im Kern der heutigen Wirklichkeit hat.

Nun hat das vorliegende Werk **Der Adel und die vergleichbaren traditionellen Eliten in den Ansprachen von Papst Pius XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom** genau denselben Charakter eines Geisteswerkes, das dazu bestimmt ist, die Ereignisse tiefgehend zu beeinflussen.

Wie ein an wogenunkämpftem Küstenstreifen stehender Felsen hat der Adel seit der Französischen Revolution immer wieder neuen Angriffen getrotzt. Fast überall hat man ihm die politische Macht entrisen. Die Gesetze sprechen ihm gemeinhin jedes Sonderrecht ab, soweit es über die Benutzung überkommener Titel und Namen hinausgeht. Wirtschaft und Finanzen haben eine Richtung eingeschlagen, die den riesigen Reichtum eines auf dem Höhepunkt stehenden Kapitalismus in anderen Hände zusammenströmen läßt und mit dem der *Jetset* versucht, sein Licht - oder besser gesagt seine Pailletten - überall erglänzen zu lassen.

Was überlebt also noch vom Adel? Hat er in seinem heutigen Zustand überhaupt noch eine Daseinsberechtigung? Was nützt es ihm selbst und dem Gemeinwohl, daß es ihn noch



gibt? Hat er sich endgültig auf den Kreis der „Wohlgeborenen“ zu beschränken? Oder sollte der Adelsstand, falls es ihn denn auch in Zukunft noch gibt, auch auf die neuen Eliten ausgedehnt werden, die vergleichbare, wenn auch nicht identische Merkmale aufweisen?

Plinio Corrêa de Oliveira, dessen Denken von beispielhafter Kohärenz geprägt ist, sieht im Adel einen jener festgefühten Felsen, ohne deren epischen und oft sogar tragischen Widerstand die Wogen der drei Revolutionen den ganzen Küstenstreifen – das heißt Zivilisationen und Kulturen – mit sich fortgerissen und in den schäumenden Wogen aufgelöst hätten.

Nicht selten stößt man auf Mitglieder des Adels, die sich der individuellen Pflichten, die ihnen der Adelsstand auferlegt – wie etwa das gute Beispiel für die anderen Klassen, das untadelige sittliche Verhalten oder die Unterstützung der Hilflosen – durchaus bewußt sind, zu den oben genannten Fragen aber höchstens vage Vorstellungen haben.

In anderen Klassen ist ein ähnlicher Vorgang festzustellen, vor allem im Bürgertum, das von der heute geltenden Gesellschaftsstruktur besonders begünstigt wird. Obwohl das Recht auf Eigentum seine wichtigste Stütze ist, findet man selten einen Bürger, der die sittlichen und religiösen Grundlagen des Privateigentums sowie die damit verbundenen Rechte und Pflichten wirklich kennt.

Indem Plinio Corrêa de Oliveiras Buch den vollen Text der Ansprachen von Papst Pius XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom verbreitet und erklärende Kommentare und beredte historische Beispiele hinzufügt, kann es für beide Klassen von unschätzbarem Nutzen sein.

Völlig von den in den Worten der Päpste zum Ausdruck kommenden Grundsätzen durchdrungen, widersetzt sich Plinio Corrêa de Oliveira aufs entschiedenste dem Geist des Klassenkampfes.

Er sieht in der Grenzlinie zwischen Adel und Volk keinen Konfliktbereich. Wenn er auf den historischen, militärischen und ländlichen Adel als erhabenen und reinen Gipfel der Gesellschaftsorganisation verweist, so sieht er darin im Gegenteil nie einen unzugänglichen Gipfel. Es ist für ihn lediglich eine normalerweise schwer erreichbare Bergspitze, weil es in der Natur der Sache liegt, daß der Aufstieg allein durch Verdienste zu erreichen ist.

Die Aussicht auf einen beschwerlichen Aufstieg des bürgerlichen Menschen in den Adelsstand sollte nach Plinio Corrêa de Oliveira als Art freundschaftliche Einladung verstanden werden, Verdienste zu erwerben und echte Anerkennung dafür zu finden. Mehr noch: In unserer Zeit, in der das tiefe Eindringen der Technik ins Handwerk und ein nicht zu unterschätzendes Ausbildungsniveau eine breite Nuancierung auch der Arbeiterklasse mit sich bringen, bieten sich viele Möglichkeiten eines verdienstvollen gesellschaftlichen und beruflichen Aufstiegs, den man gerechterweise zu berücksichtigen hat.

Als Freund einer harmonischen, ausgewogenen Hierarchie in allen Bereichen des menschlichen Tuns stellt Plinio Corrêa de Oliveira mit seiner klaren Auslegung die Prinzipien von Pius XII. allen Gesellschaftsschichten vor, ohne sie zu verschmelzen oder sie gar miteinander zu verwechseln.

Es ist jedoch leicht festzustellen, daß seine besondere Aufmerksamkeit den beiden Enden der gesellschaftlichen Hierarchie gilt, weswegen er in seinen brillanten Kommentaren auch immer wieder auf der *vorrangigen Option für die Adelige*n und der *vorrangigen Option für die Armen* besteht.

Auch ich schließe mich meinerseits von Herzen dieser doppelten Option an, da diese ja auch im Geist und im Werk mehrerer Monarchen aus dem Hause Braganza sowohl in Portugal als auch in Brasilien festzustellen ist. In dem vorliegenden Buch, das auf den Ansprachen von Papst Pius XII. beruht, die es wiedergibt und kommentiert, richtet der Verfasser sein Augenmerk im besonderen auf die *vorrangige Option für die Adelige*n, ohne deshalb jedoch die *vorrangige Option für die Armen* zu vernachlässigen.



Eine der eigentlichsten Aufgaben des Adels besteht darin, sich für seinen Monarchen einzusetzen; dabei ist es gleich, ob sich dieser im Genuß der ihm zustehenden Vorrechte an der Macht befindet oder ob er die ihm von seinen Vorfahren überlieferte Macht, die ihm keine Gewalt und kein demagogischer Eingriff je rechtmäßig zu entreißen vermag, nur „de jure“ innehat.

Andererseits ist der Monarch dazu verpflichtet, seinen Adel zu lieben, zu respektieren und zu unterstützen. Diese Pflicht, die sich nicht nur in Verbeugung und Höflichkeiten erschöpfen darf, sondern in die Tat umgesetzt werden soll, macht eine vorrangige Option zugunsten des Adels aus. In diesem Geiste wende ich abschließend meine Gedanken in Freundschaft dem Adel und den vergleichbaren Eliten Österreichs zu. Familiäre Bindungen und eine tiefe Verehrung der historischen Sendung Österreichs einigen uns. Die höchstrangige Krone des Christlichen Abendlandes hatte in Wien ihren Sitz. Das Heilige Römische Reich verwirklichte in der weltlichen Sphäre ein Werk, das dem Werk der Kirche in der geistlichen Sphäre vergleichbar ist. Zusammen mit Rom hat das Haus Österreich evangelisiert, als die Aufgabe bestand, die Völker mit dem Evangelium vertraut zu machen. Später ist ihm das Privileg gewährt worden, Angriffe durch die Feinde des Glaubens zu erleiden.

Seiner Katholizität wegen und besonders wegen des sakralen Gepräges des Heiligen Römischen Reiches findet man in der Geschichte kaum eine Aggression, die Österreich nicht zu erleiden hatte: Muslimische Invasionen, protestantische Verheerungen, napoleonische Kriege und die Beendigung des Heiligen Römischen Reiches, den Umsturz der Monarchie, die Invasion der Nationalsozialisten und die sowjetische Besetzung. In jeder dramatischen Stunde hat Gott Männer hervorgerufen, die sich furchtlos für das Weiterbestehen Österreichs eingesetzt haben, vom heiligen Severin, dem seligen Marco d'Aviano bis hin zum seligen Kaiser Karl von Österreich. Ich bin davon überzeugt, daß die Vorsehung durch die Fürsprache der Magna Mater Austriae trotz des unerbittlichen Hasses der Feinde niemals dieses Volk verlassen wird, solange es treu bleibt. Dafür hat die Gottesmutter schon einen rührenden Beweis gegeben, als sie Österreich aufgrund der Initiative von P. Petrus Pavlicek und dem Wirken christlicher Staatsmänner vom kommunistischen Joch befreite. Sie erhörte die Bitten, die das Volk an Unsere Liebe Frau von Fatima richtete, als ihre Statue durch die Straßen des Landes pilgerte.

Möge die Muttergottes ihr Werk fortsetzen. Möge sie Österreich dabei helfen, stets das zu sein, was Papst Pius XII. empfohlen hat, nämlich ein zutiefst von christlichem Gedankengut beseeltes Volk. Ich wünsche den österreichischen Eliten, daß sie sich nicht von der Gefahr einschüchtern lassen, zu einer unorganischen, untätigen Masse zu verkommen, die sich von der Psychodiktatur der großen Meinungsbildungskartelle in die verschiedensten Richtungen mitreißen läßt.

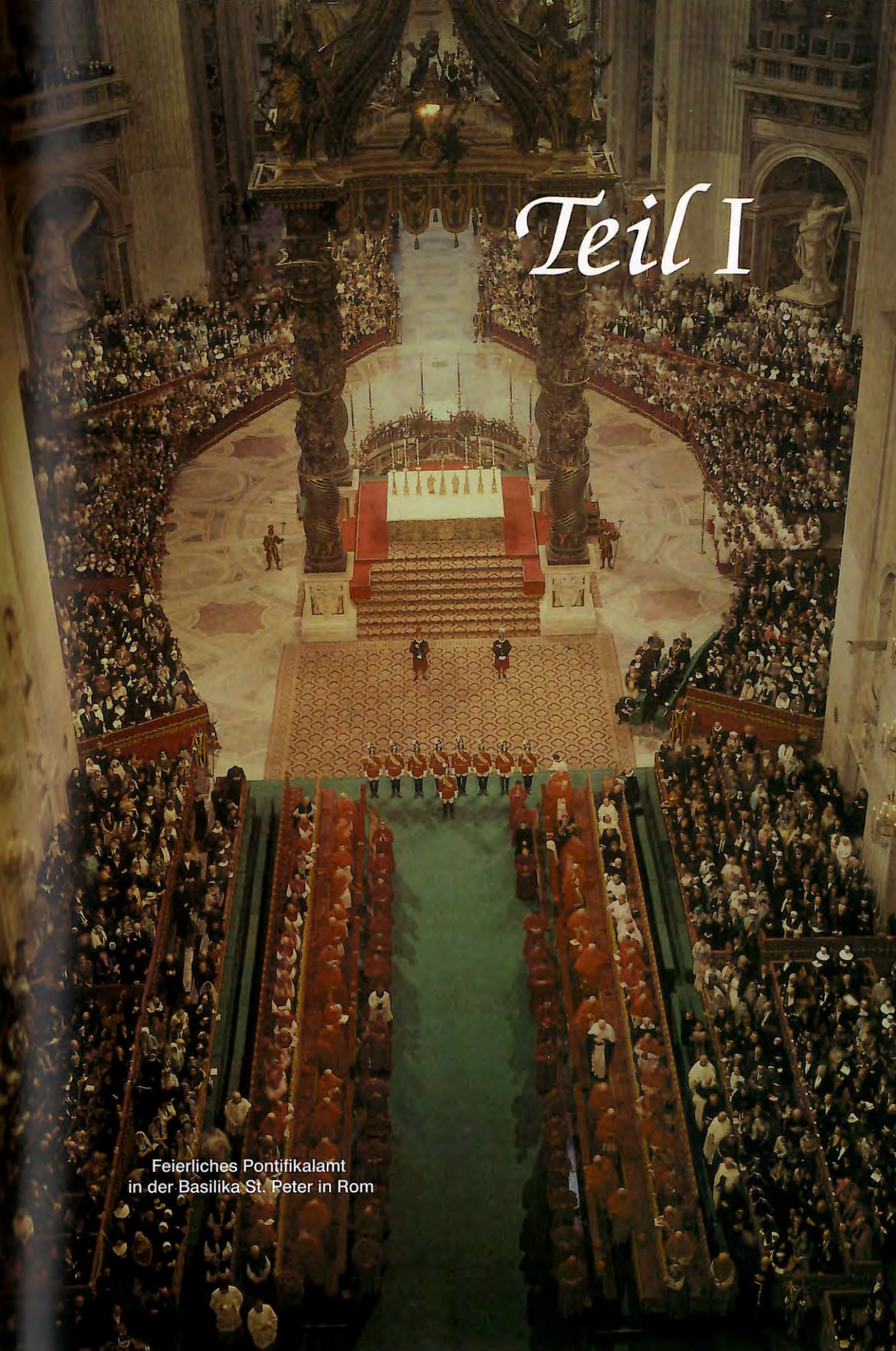
Diese meine Wünsche gehen an alle Länder des deutschen Sprach- und Kulturraumes, der zusammen mit Österreich, Böhmen und Norditalien das Heilige Römische Reich ausmachte, welches das vollkommenste gesellschaftlich-politische Gebilde war, das es jemals in der Menschheitsgeschichte gegeben hat. Möge die Muttergottes die Eliten dieser Länder ganz im Bewußtsein ihrer Sendung halten, damit sie sich für die Wiederherstellung der Christlichen Zivilisation einsetzen.

São Paulo, 25 de março de 1983

Luiz de Archan e Brazanza

Teil I

Feierliches Pontifikalamt
in der Basilika St. Peter in Rom





Die vatikanische Gendarmerie in Galauniform
im Damasushof des Apostolischen Palastes

KAPITEL I

Beseitigung von Vorbehalten

Bevor der Zug losfährt, nehmen der Lokführer und die Reisenden normalerweise ihre Plätze ein, dann erst gibt der Aufsichtsbeamte das Zeichen zur Abfahrt, und der Zug kann sich schließlich in Bewegung setzen.

Auch bei einer geistigen Arbeit pflegt man so vorzugehen. Man beginnt damit, vorweg seine Grundsätze darzulegen, sie dann gegebenenfalls nach bestimmten Kriterien zu rechtfertigen und sich schließlich dem eigentlichen Lehrinhalt zuzuwenden.

Wenn aber viele Leser dem darzustellenden Stoff voreingenommen gegenüberstehen oder gar tief verwurzelte Vorurteile gegen ihn hegen, befinden wir uns in der Lage eines Lokführers, der, nachdem die Reisenden ihre Plätze eingenommen haben, feststellen muß, daß die Schienen mit Hindernissen übersät sind.

Die Reise beginnt in diesem Falle nicht mit der Abfahrt des Zuges, sondern damit, daß erst einmal die Hindernisse beiseite geräumt werden. Ist dies geschehen, kann die Reise endlich beginnen.

Nun liegen aber auch vor dem in diesem Werk zu behandelnden Stoff so viele Hindernisse – damit ist gemeint, daß die Vorstellungswelt zahlreicher Leser voller Vorurteile gegenüber dem Adel und vergleichbaren traditionellen Eliten steckt –, daß wir erst dann zum eigentlichen Thema übergehen können, wenn diese Hindernisse aus dem Weg geräumt sind.

Mit dieser einführenden Erklärung hoffe ich, ein etwaiges Befremden angesichts des ungewöhnlichen Titels dieses ersten Kapitels zerstreut zu haben.

1. Der Einsatz zugunsten der Eliten bewirkt einen gerechten, umfassenden Nutzen für die Arbeiter und bedeutet keinerlei Nachteil für sie.

Es braucht nicht eigens darauf hingewiesen zu werden, daß heutzutage viel von den sozialen Ansprüchen der Arbeiter die Rede ist. In dieser Haltung kommt eine durchaus lobenswerte Fürsorglichkeit zum Ausdruck, die es grundsätzlich verdient, von allen rechtschaffenen Menschen unterstützt zu werden.

Wer aber einseitig nur das Wohl der Arbeiterklasse im Sinn hat und dabei die Probleme und die Bedürfnisse anderer Klassen außer acht läßt, denen die große Krise unserer Zeit manchmal aufs Härteste mitspielt, vergißt, daß sich die Gesellschaft aus verschiedenen Klassen zusammensetzt, die alle ihre besonderen Aufgaben, Rechte und Pflichten haben, und eben nicht nur aus Werktätigen. Die Schaffung einer einzigen, klassenlosen Gesellschaft auf der ganzen Welt ist nichts als eine Utopie, wenngleich sie seit dem 15. Jahrhundert im christlichen Europa

immer wieder das Ziel von Egalisierungsbewegungen war. In unseren Tagen wird sie vor allem von Sozialisten, Kommunisten und Anarchisten angepriesen.¹

Die über Europa, die drei amerikanischen Teilkontinente, Afrika, Asien und Ozeanien verbreiteten TFP's und TFP-Büros setzen sich durchaus für alle der Arbeiterklasse zustehenden Verbesserungen ein, sie können sich jedoch nicht dem Gedanken anschließen, daß diese Verbesserungen mit dem Verschwinden anderer Klassen verbunden sein müssen, oder daß ihre Bedeutung, ihre Pflichten, ihre Rechte und ihre Aufgaben im Rahmen des Gemeinwohls derart zurückgedrängt werden, daß es einem Aussterben gleichkommen würde. Sich für eine Lösung der sozialen Frage einzusetzen, die alle Klassen zum illusorischen Vorteil einer einzigen nach unten nivelliert, muß notgedrungen zu einem wahren Klassenkampf führen, denn die Ausschaltung aller zum alleinigen Vorteil der Diktatur einer einzigen, nämlich des Proletariats, stellt die übrigen Klassen vor die Alternative, zur Notwehr zu greifen oder unterzugehen.

Man darf von den TFP's nicht erwarten, daß sie diesem sozialen Nivellierungsprozeß zustimmen. Denn im Gegenzug zu den Vertretern des Klassenkampfes und in Zusammenarbeit mit zahlreichen Initiativen, die heute für den sozialen Frieden arbeiten, indem sie sich für die gerechte und die notwendige Förderung der Arbeiter einsetzen, müssen alle objektiv orientierten Zeitgenossen eine Aktion für die soziale Ordnung entwickeln und diese der auf Spannungen und letztendlich auf Klassenkampf ausgerichteten sozialistischen oder kommunistischen Aktion entgegensetzen.

Um bestehen zu können, verlangt die Sozialordnung, daß jeder Klasse das Recht auf das zugestanden wird, was sie zu einem Dasein in Würde braucht. Und jede soll sich unter Wahrung der ihr eigenen Rechte in der Lage sehen, den ihr im Hinblick auf das Gemeinwohl zu fallenden Pflichten nachzukommen.

Mit anderen Worten, es ist unumgänglich, daß die Aktion zugunsten der Arbeiter mit einem entsprechenden Einsatz zugunsten der Eliten einhergeht.

Wenn sich die Kirche für die soziale Frage interessiert, so geschieht dies nicht, weil ihr nur die Arbeiterschaft am Herzen liegt. Sie ist keine zum Schutz einer einzigen Klasse gegründete *Arbeiterpartei*. Mehr als die verschiedenen, einzelnen und ohne Verbindung mit den anderen gesehenen Klassen liebt sie die Gerechtigkeit und die Nächstenliebe, und sie setzt sich dafür ein, daß diese unter allen Menschen herrschen mögen. Deshalb liebt sie alle gesellschaftlichen Klassen auch den von der egalitären Demagogie so verteufelten Adel.²

Diese Erwägungen führen folgerichtig zum Thema des vorliegenden Buches.

Tatsächlich erkennt Papst Pius XII. dem Adel eine wichtige, charakteristische Aufgabe in der heutigen Gesellschaft insgesamt zu. Wir werden im folgenden noch sehen, daß diese Mission auf vergleichbare Weise und in einem beträchtlichen Maße auch andere gesellschaftliche Eliten angeht.

Der Heilige Vater hat diese Aufgabe in vierzehn mustergültigen Ansprachen dargelegt, die er bei den dem Patriziat und dem Adel von Rom vorbehaltenen Glückwunsch-Audienzen zum Jahreswechsel in den Jahren 1940 bis 1952 und dann wieder 1958 gehalten hat.³

Nun bleibt aber keinem verborgen, daß heute weltweit eine ungeheure, vielgestaltige Kampagne mit dem Ziel der Verminderung und Abschaffung des Adels wie auch der übrigen Eliten geführt wird. Man braucht sich ja nur den überwältigenden Druck zu vergegen-

1) Vgl. Plinio Corrêa de Oliveira, *Revolution und Gegenrevolution*, TFP-Büro Deutschland, Frankfurt am Main, 1996, S. 45, 91-103.

2) Vgl. Kap. IV,8; Kap. V,6.

wärtigen, der überall ausgeübt wird, dessen Rolle nicht mehr in Betracht zu ziehen, sie anzufechten oder doch wenigstens einzuschränken.

Das Eintreten für den Adel und die Eliten ist also heute in gewissem Sinne angezeigter denn je. Mit abgeklärter Unerschrockenheit soll daher folgende Behauptung aufgestellt werden: In unserer Zeit, in der die *vorrangige Option für die Armen* zur Notwendigkeit wurde, ist auch eine *vorrangige Option für die Adelligen* unentbehrlich geworden, vorausgesetzt, daß in diesen Begriff auch andere traditionelle Eliten hineingenommen werden, die ebenso Gefahr laufen zu verschwinden und daher Unterstützung verdienen.

Diese Behauptung mag absurd erscheinen, wenn man bedenkt, daß theoretisch die Lage eines Arbeiters eher an Armut erinnert als die eines Adelligen und daß bekanntlich viele Adelige über ein großes Vermögen verfügen.

Ja, manchmal ist es wirklich ein großes Vermögen. Aber man darf nicht vergessen, daß die Steuerbehörden gewöhnlich erbarmungslos an diesem Vermögen nagen. Und so müssen wir immer wieder betroffen mit ansehen, wie die Besitzer notgedrungen einen guten Teil ihrer Villen und Herrenhäuser in Hotels oder Touristenunterkünfte verwandeln, während für sie selbst nur noch ein Teil des Familienwohnsitzes übrig bleibt. Es gibt auch Paläste, in denen der Besitzer gleichzeitig als Konservator und Fremdenführer – oder gar als *Barmann* – fungiert, während seine arbeitsame Gattin oft durchaus einfache Arbeiten verrichtet, um das Haus ihrer Vorfahren sauber und vorzeigbar zu halten.

Ist gegenüber einer solchen Verfolgung, die übrigens auch andere Formen annehmen kann, wie etwa die Aufhebung der Majorate und die Zwangsteilung der Erbgüter, nicht eine *vorrangige Option für die Adelligen* angebracht?

Natürlich nicht, wenn der Adel grundsätzlich als eine Klasse von Schmarotzern angesehen wird, die ihr eigenes Besitztum verschleudert. Doch dieses Adelsbild, das der schwarzen Legende der Französischen Revolution und der ihr folgenden Revolutionen angehört, die ihr in Europa und auf der ganzen Welt nachgeeifert haben, hat Papst Pius der XII. abgelehnt. Obwohl er auch deutlich auf Mißstände und Auswüchse aufmerksam macht, die vor der Geschichte einen scharfen Tadel verdienen, beschreibt er doch mit bewegten Worten die Übereinstimmung zwischen der Sendung des Adels und der von Gott selbst eingerichteten, natürlichen Ordnung der Dinge sowie den erhabenen, wohlthätigen Sinn dieser Sendung.¹

3) Das römische Patriziat unterteilte sich damals in zwei Kategorien:

- a) *Römische Patrizier, die von den Männern abstammten, die im Mittelalter zivile Ämter im Kirchenstaat innegehabt hatten.*
- b) *Einberufene römische Patrizier, die zu einer der 60 Familien gehörten, die der Heilige Vater mit einer besonderen Bulle, in der alle namentlich aufgezählt wurden, als solche anerkannt hat. Sie bildeten die Crème des römischen Patriziats.*

Der römische Adel war ebenfalls in zwei Kategorien aufgeteilt:

- a) *Die Adelligen, die von Lehnsmännern abstammten, das heißt von Familien, die von den Päpsten Lehen erhalten hatten.*
- b) *Der einfache Adel, dessen Titel sich von der Übertragung eines Amtes am Hofe ableitete oder vom Papst unmittelbar verliehen worden war.*

Von den Ansprachen Papst Pius' XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom sind besonders die aus den Jahren 1952 und 1958 hervorzuheben, weil in diesen praktisch alles zusammengefaßt ist, was in den vorausgegangenen Ansprachen bereits gesagt worden ist.

1944 hielt Papst Pius XII. am 11. Juli eine besondere Ansprache, in deren Verlauf er den römischen Adelfamilien für die Bereitstellung einer großzügigen Geldsumme für die Bedürftigen dankte.

1) Vgl. Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1943.

2. *Der Adel - eine Art innerhalb der Gattung traditionelle Eliten*

In dem vorliegenden Werk wird immer wieder der Begriff *traditionelle Eliten* verwendet. Damit ist eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Wirklichkeit gemeint, die - wie folgt - beschrieben werden kann.

Die nachstehend kommentierten päpstlichen Texte verstehen den Adel in jeder Hinsicht als eine Elite. Doch bildet der Adel sicher nicht die einzige Elite, sondern ist lediglich als eine besondere Art innerhalb der Gattung *Eliten* anzusehen.

Es gibt Eliten, die als solche gelten, weil sie an den Aufgaben und typischen Merkmalen des Adels Anteil haben, und es gibt andere, die unterschiedliche Aufgaben im Gesellschaftskörper wahrnehmen, denen aber dennoch eine besondere Würde zukommt.

Es gibt also Eliten die *ex natura propria* weder adelig noch erbfähig sind.

So kann man etwa einen Universitätsprofessor mit vollem Recht zur Elite einer Nation zählen. Und dasselbe gilt auch sicher für Militärs, Diplomaten und vergleichbare Berufsgruppen.

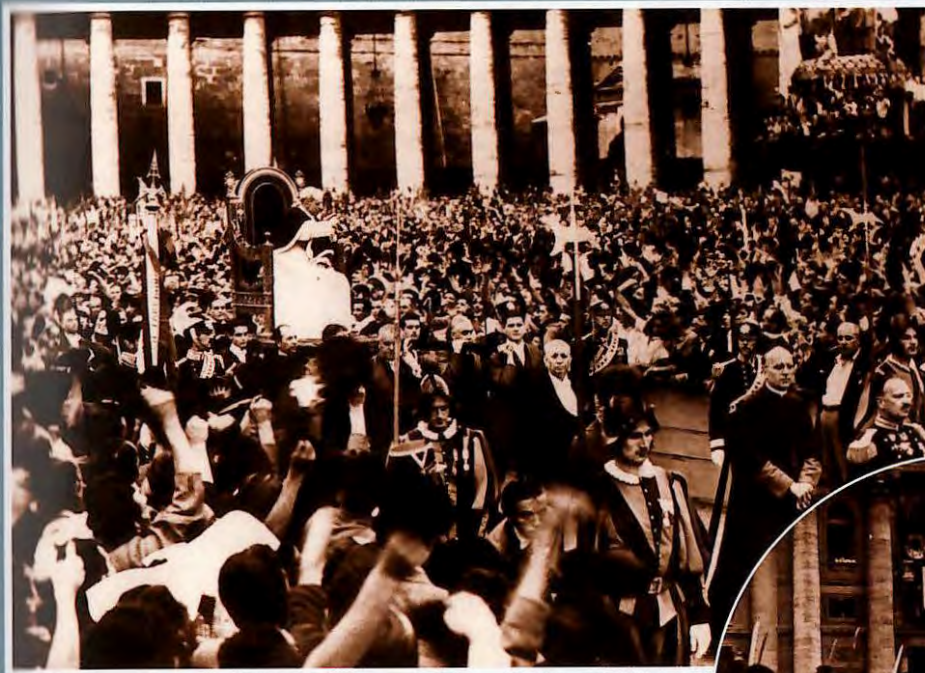
Wie bereits gesagt, stellen diese und andere Laufbahnen heute kein Privileg des Adels mehr dar. Dennoch gibt es viele Adelige, die sich diesen Tätigkeiten widmen. Und niemand wird behaupten wollen, daß sich diese Adelige deshalb *ipso facto* herabwürdigen. Die Ausübung dieser Tätigkeiten gibt ihnen im Gegenteil eine gute Gelegenheit, ihrem Wirken das Siegel der Vortrefflichkeit adelsspezifischer Leistung aufzudrücken.¹

Bei einer Auflistung der Eliten dürfen wir all die nicht vergessen, die in Industrie und Handel die Wirtschaft eines Landes antreiben. Ihr Einsatz ist nicht nur zulässig und Achtung gebietend, sondern auch offensichtlich von großem Nutzen. Dennoch geht es bei der Ausübung dieser Berufe an erster Stelle um die Vermehrung des Vermögens derer, die ihn ausüben. Das bedeutet, daß sie durch die Zunahme des eigenen Besitzes *ipso facto* als Begleiterscheinung auch ihr Land reicher machen. Diese Tatsache allein ist jedoch nicht Grund genug, diesen erfolgreichen Unternehmern bereits adelige Merkmale zuzusprechen. Um auf den adeligen Glanz einer Elitezugehörigkeit Anspruch erheben zu können, ist vielmehr eine besondere Hingabe an das Gemeinwohl unerlässlich und dabei vor allem durch Berücksichtigung seines wertvollsten Aspekts, nämlich der christlichen Prägung der Zivilisation. Wenn aber die Umstände einem Industriellen oder einem Kaufmann die Gelegenheit bieten, unter Hintansetzung legitimer eigener Interessen dem Gemeinwohl auf besondere Art und Weise dienlich zu sein, und wenn dies auch tatsächlich geschieht, fällt dieser Glanz auch auf alle, die mit der entsprechenden Geisteshaltung ihre kaufmännische oder ihre industrielle Tätigkeit ausgeübt haben.

Mehr noch. Wenn eine nichtadelige Familie infolge günstiger Umstände in der Geschlechterfolge über längere Zeit eine der genannten Tätigkeiten ausübt, kann diese Tatsache allein als genügende Voraussetzung dafür angesehen werden, dieses Geschlecht zu adeln.

Diese Entwicklung hat z.B. der venezianische Adel durchgemacht, der üblicherweise von Kaufleuten gebildet worden ist. Da dieser Stand in der Stadtrepublik die Regierung ausübte und damit selbst für das Gemeinwohl im Staate zu sorgen hatte, ja diesen zu einer Weltmacht werden ließ, ist es weiter nicht verwunderlich, daß die dortigen Kaufleute schließlich

1) Vgl. Kap. IV, 3 und 7; Kap. VI, 2b.



Gläubige auf dem Petersplatz und in der Bernini Kolonnade jubeln Papst Pius XII. zu

Rechts: die Vatikanische Gendarmerie in Präsentierhaltung während des päpstlichen Segens, dazu ertönen auch die Glocken des Petersdomes



Oben:
Der Petersplatz und die Basilika St. Peter am 10. Mai 1939. Die Menschenmenge wartet auf den feierlichen Segen von Papst Pius XII.

zu Edelleuten aufstiegen. Tatsächlich ist dies auf so authentische Art und Weise vor sich gegangen, daß sie sich schon bald sogar die Kultur und das Gebaren des besten Militär- und Feudaladels angeeignet hatten.

Außerdem gibt es traditionelle Eliten, die sich von Anfang an auf Fähigkeiten und Tugenden stützen, deren Weitergabe auf dem Wege genetischer Übertragung beziehungsweise familiärer Umgebung und Erziehung unbestreitbar ist.¹

Wenn die Auswirkungen dieser Übertragbarkeit sichtbar werden und es zur Bildung von Familien und oft sogar von ganzen Familienverbänden kommt, die sich über Generationen durch die dem Gemeinwohl geleisteten Dienste auszeichnen, führt dies zur Entstehung einer traditionellen Elite.

Zu der Einstufung als Elite gesellt sich also die wertvolle Beifügung „traditionell“. In vielen Fällen kristallisiert sich nur deshalb keine formale Adelsschicht heraus, weil unter dem Einfluß der Lehren der Französischen Revolution die Gesetzgebung vieler Länder der Staatsgewalt die Vergabe von Adelstiteln untersagt. Dies gilt nicht nur für gewisse europäische Länder, sondern auch für die Staaten auf dem amerikanischen Kontinent.

Dennoch läßt sich die päpstliche Lehre über den Adel infolge ähnlich liegender Voraussetzungen größtenteils auch auf diese traditionellen Eliten anwenden. Die päpstliche Lehre ist deshalb auch für all jene von Bedeutung und Aktualität, die sich zwar nicht mit Adelstiteln schmücken können, aber dennoch Träger echter, vortrefflicher Familientraditionen sind und denen in ihren jeweiligen Ländern ein vornehmer Auftrag zugunsten des Gemeinwohls und der christlichen Zivilisation zukommt.

Das Gleiche kann man auch *mutatis mutandis* von den nicht traditionellen Eliten in dem Maße behaupten, in dem sie traditionellen Charakter annehmen.

3. Einwände gegen den Adel, geprägt vom egalitären Geist der Französischen Revolution

Adel, Eliten – warum ist in diesem Buche nur von ihnen die Rede? Dieser Einwand liegt sicher dem egalitären Leser auf der Zunge, dessen Vorstellungswelt *ipso facto* gegen das Adelige gerichtet ist.

Die heutige Gesellschaft steckt voller bewußt oder unbewußt aufgenommener Vorurteile radikal egalitärer Natur. Wir stoßen auf diese selbst in Kreisen, von denen man vollkommene Einmütigkeit in entgegengesetztem Sinne erwarten sollte. Das gilt zum Beispiel für Geistliche, die voller Begeisterung das revolutionäre Dreigestirn *Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit* vertreten und ganz vergessen, daß es einst in einem der katholischen Lehre geradezu entgegengesetzten Sinne gebraucht wurde.²

Wenn derlei egalitäre Mißtöne selbst in gewissen kirchlichen Kreisen zu hören sind, ist es nicht weiter verwunderlich, daß sie auch inmitten von Adelligen oder Mitgliedern anderer traditioneller Eliten vorgebracht werden. Angesichts der vor kurzem über die Bühne gegangenen Zweihundertjahrfeier der Französischen Revolution rufen diese Gedanken sogleich die Erinnerung an den Herzog von Orléans, *Philippe Égalité*, den adeligen Revolutionär schlechthin, hervor. Sein Beispiel hat immer weiter in manchem illustren Geschlecht Nachahmer gefunden.

1) Vgl. Kap. V, 2.

2) Vgl. Kap. III, 3 und 4, sowie wichtige Auszüge aus der päpstlichen Dokumentensammlung zu diesem Thema im Anhang II.

Als Papst Leo XIII. 1891 die berühmte Enzyklika *Rerum Novarum* über die Lage in der Welt der Arbeit veröffentlichte, erhoben sich in gewissen kapitalistischen Kreisen Stimmen, die darauf hinwiesen, daß es sich bei Kapital und Arbeit um spezifisch wirtschaftliche Fragen handle, die den römischen Papst nichts angingen. Die Enzyklika bedeute daher eine unzulässige Einmischung in fremde Angelegenheiten

So wird es sicher auch Leser geben, die fragen werden, was denn der Papst mit Adel und Eliten, seien diese nun traditioneller Natur oder nicht, zu tun habe. Allein schon ihr Überleben in unserer von Grund auf veränderten Zeit dürfte wohl in ihren Augen lediglich als ein archaisches, unnützes Relikt aus einer feudalen Welt erscheinen. Aus dieser Sicht wären der Adel und die Eliten von heute nichts als ein Punkt der Fixierung oder gar der Ausstrahlung einer Weise des Denkens, Fühlens und Handelns, die dem Menschen von heute nicht zusage und die er nicht einmal mehr verstehe. Die wenigen, die noch Wert auf so etwas legten, täten dies unter dem Einfluß rein ästhetischer oder lyrischer Gefühlsanwandlungen. Und diejenigen, die sich als Teilhaber herausgehoben fühlten, seien lediglich Opfer von Gefühlen des Stolzes und der Eitelkeit. Und diese Art von Lesern wird wohl auch denken, daß nichts den unerbittlichen Lauf der Geschichte daran hindern werde, diese überalterten Relikte vom Gesicht der Erde hinwegzufegen. Und wenn Papst Pius XII. den so verstandenen Lauf der Geschichte schon nicht unterstützt habe, hätte er ihm doch wenigstens keine Hindernisse in den Weg stellen sollen.

In welcher Absicht hat sich denn nun Papst Pius XII. zu diesem Thema so ausführlich und auf eine Art und Weise geäußert, die offensichtlich gegenrevolutionären Geistern wie dem Verfasser dieses Textes zusagt, der hier seine Lehren zu dem Thema zusammengetragen und kommentiert hat und sie nun an die Öffentlichkeit bringt? Wäre es nicht besser gewesen, der Papst hätte dazu geschwiegen?

Die Antwort auf diese egalitären, vom 1789er-Geist geprägten Einwände ist denkbar einfach. Wer sie kennenlernen will, hört sie am besten aus dem befugten Munde dieses Papstes selbst. Ohne lange Umschweife weist er, wie wir noch näher sehen werden¹, in seinen Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom auf den tiefen sittlichen Sinn seiner Äußerungen zu diesem Thema hin. Ebenso hebt er die legitime Rolle des Adels in einer auf Naturrecht und Offenbarung fußenden Soziallehre hervor. Gleichzeitig verweist er auf all den Seelenreichtum, der in der christlichen Vergangenheit den Adel ausgezeichnet hat, und versichert, daß dieser weiterhin als Bewahrer der Werte und des Seelenreichtums anzusehen sei. Dem Adel stehe außerdem die hohe Aufgabe zu, Werte und Seelenreichtum in der heutigen Welt zu betonen und zu verbreiten, auch wenn die verheerenden Auswirkungen ideologischer Revolutionen zweier Weltkriege und sozialökonomischer Krisen viele Adelige *in concreto* in bescheidene Verhältnisse gebracht hätten. Diesen ruft der Papst an mehreren Stellen die ehrenhafte Ähnlichkeit mit dem Schicksal des heiligen Josef, des Fürsten aus dem Hause Davids, in Erinnerung: Auch er habe als bescheidener Zimmermann immerhin dem fleischgewordenen Worte als gesetzlicher Vater und der Königin aller Engel und Heiligen als keuscher Gatte gedient.²

1) Vgl. Kap. I, 6.

2) Vgl. Kap. IV, 8; Kap. V, 6.

4. Die Lehren von Papst Pius XII. - hilfreicher Schild gegen die Gegner des Adels

Es ist durchaus möglich, daß sich einige zum Adel gehörige Leser fragen, was für einen Nutzen ihnen die Lektüre der vorliegenden Studie bringen könnte. Sicher denken sie, daß ihnen der größte Teil dieser Lehren doch bestimmt schon in ihrem ehrwürdigen, an erzieherischen und sittlichen Traditionen reichen Vaterhaus vermittelt worden sein dürfte. Haben sie sich nicht schon ein Leben lang an das selige Beispiel ihrer Vorfahren gehalten?

Vielleicht sind sie sich nicht der unschätzbaren religiösen Wurzel dieser Pflichten bewußt, genauso wenig wie ihrer Grundlegung in den päpstlichen Verlautbarungen. Doch werden sie sich wohl fragen, was die Kenntnis all dieser Dinge zur Bereicherung ihrer Seele beitragen soll, wenn ihnen doch das kostbare Vermächtnis, das ihnen das Vaterhaus mit auf den Weg gegeben hat, zu einer echt aristokratischen und zugleich christlichen Orientierung des eigenen Lebens durchaus genüge.

Wenn ein Aristokrat aus diesen Gründen eine Vertiefung in die unvergänglichen Aussagen Papst Pius' XII. über den römischen Adel, die ebenso für den europäischen Adel im allgemeinen gelten, für nutzlos ansehen würde, wäre das sicher ein Zeichen von Oberflächlichkeit sowohl des Geistes als auch der religiösen Bildung.

Die sittliche Integrität eines Katholiken beruht entweder auf einer einleuchtenden, liebevollen Kenntnis der Lehre der Kirche und auf einem tief verwurzelten Festhalten daran, oder es fehlt ihr jede feste Grundlage. Im letzteren Falle läuft sie Gefahr, plötzlich zusammenzubrechen, vor allem, wenn man bedenkt, daß wir in den unruhigen, von Anstiftungen zur Sünde und zur gesellschaftlichen Revolution gesättigten Tagen der heutigen, nachchristlichen Gesellschaft leben.

Gegen die Verführungskünste und den Druck dieser Gesellschaft kommt der sanfte, wengleich tiefgehende Einfluß der häuslichen Erziehung allein nicht an; sie bedarf dazu sowohl der Unterstützung der Glaubenslehre und der tatsächlichen Einhaltung der Gebote wie auch der ständigen Ausübung frommer Pflichten und des häufigen Empfangs der Sakramente.

Aus dieser Sicht erwächst dem wahren christlichen Aristokraten sicherlich eine große Zuversicht aus dem Wissen, daß eben diese ihm überkommene aristokratische Art des Denkens, Fühlens und Handelns eine breite, feste Grundlage auf den Lehren des Stellvertreters Christi auf Erden findet. Dies gilt um so gewisser für eine Zeit neuheidnischen Demokratismus, in der sich ein Adeliger allerlei Unverständnis, Widerspruch und gar Spott und Hohn ausgesetzt sieht; das kann so weit gehen, daß er sich sogar versucht fühlt, sich seines Adeligseins elend zu schämen. Dann aber ist es nur noch ein kleiner Schritt, sich aus dieser mißlichen Lage durch den stillschweigenden oder ausdrücklichen Verzicht auf seine adelige Stellung zu befreien.

Die hier veröffentlichten und kommentierten Lehren Papst Pius' XII. zu diesem Thema werden in dieser Notlage als äußerst wertvoller Schild gegen die verstockten Feinde des Adels dienen. Müssen diese Feinde doch zugeben, daß der Adelige, der auf diese Weise sich selbst, seinem Glauben und seinen Traditionen treu bleibt, nicht irgendein Sonderling ist, der sich seine Überzeugungen und den Lebensstil, die ihn auszeichnen, selbst zusammengereimt hat. Denn dies alles stammt aus einer viel höheren Quelle, aus einer weit umfassenderen Eingebung, nämlich aus der Lehrtradition der katholischen Kirche.

Es ist durchaus möglich, daß den Gegnern des Adels diese kirchliche Lehre verhaßt ist. Doch auf keinen Fall können sie diese Lehre einfach als Erfindung eines einzelnen Eigenbrötlers, eines Kämpfers à la Don Quichote für längst Vergangenes abtun.

Vielleicht überzeugt das alles den Widersacher nicht, doch seinem Angriff wird die Spitze genommen, und damit entsteht ein dialektischer Vorteil, der dem Verteidiger des Adels und der traditionellen Eliten zu Hilfe kommt.

Das gilt vor allem für den Fall, daß der Verleumder des Adelsstandes ein Katholik oder gar ein Priester ist.

Dies kann durchaus geschehen, wenn man die tragische Krise¹ betrachtet, der sich die Kirche heute ausgesetzt sieht und auf die Papst Paul VI. hinweist, wenn er den Ausdruck „Selbsterstörung“ benutzt und davon spricht, daß der „Rauch Satans in den Tempel Gottes eingedrungen“ sei.² Es ist sogar eine Offensive im Gange, die sich in ihrem Kampf gegen den Adel und weitere traditionelle beziehungsweise nicht-traditionelle Eliten auf Stellen der Heiligen Schrift zu berufen vorgibt. In Situationen wie dieser ist es sowohl für den Adligen wie auch für die Mitglieder anderer Eliten von größter Wichtigkeit, sich auf die Lehren Papst Pius' XII. sowie seiner Vorgänger und Nachfolger stützen zu können und damit den Gegner in die Lage zu versetzen, daß er entweder seinen Irrtum zugeben oder aber einräumen muß, daß er im Widerspruch zu den päpstlichen Lehren steht, die in dem vorliegenden Werk angeführt werden.

5. Intuitive und implizite Vorstellungen sind unzureichend – Reichtum der von Papst Pius XII. benutzten Begriffe

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß gegen den Adel als Institution heute mancherlei Einwände vorgebracht werden und daß die Adligen deshalb darauf vorbereitet sein sollten, diesen umgehend zu entgegnen.

Tatsächlich verfügen jene, die sich für oder gegen den Adel aussprechen, sehr wohl über eine mehr oder weniger diffuse Vorstellung von dem, was Adel seinem eigentlichen Wesen, seinem grundlegenden Zweck und seiner Treue zur christlichen Zivilisation nach bedeutet. Rein intuitive, gewöhnlich mehr implizit als explizit zum Ausdruck kommende Vorstellungen dieser Art reichen jedoch bei einer ernsthaften Debatte mit den Gegnern nicht als Diskussionsgrundlage aus. Das ist auch der Grund dafür, daß so viele Auseinandersetzungen über dieses Thema im Sande verlaufen.

Hier muß auch erwähnt werden, daß es viel mehr und leichter anzutreffende Veröffentlichungen gegen den Adel gibt als für ihn. Das erklärt wenigstens teilweise, warum die Verteidiger des Adels oft nur unzureichend über dieses Thema informiert sind und daher auch unsicherer und schüchterner auftreten als ihre Widersacher.

1) Zu diesem Thema gibt es eine umfangreiche Literatur. Hingewiesen sei vor allem auf ein Gespräch von Vittorio MESSORI mit Kardinal Joseph RATZINGER, *Rapporto sulla fede*, Edizioni Paoline, Mailand 1985, 218 S., sowie Romano AMERIO, *Iota unum – Studio delle variazioni della Chiesa Cattolica nel secolo XX*, Riccardo Ricciardi Editore, Mailand – Neapel 1985, 656 S.

Hier eine Auswahl von Büchern, die sich mit diesem Thema beschäftigen: Dietrich von HILDEBRAND, *Le Chéval de Troie dans la Cité de Dieu*, Beauchesne, Paris 1970, 239 S.; Dr. Rudolf GRABER (Bischof von Regensburg), *Athanasius und die Kirche unserer Zeit*, Verlag Joseph Kral, Abensberg 1973, 87 S.; Dietrich von HILDEBRAND, *Der verwüstete Weinberg*, Verlag Joseph Habel, Regensburg 1973, 247 S.; Cornelio FABRO, *L'avventura della teologia progressista*, Rusconi Editore, Mailand 1974, 322 S.; Ders., *La svolta antropologica di Karl Rahner*, Rusconi Editore, Mailand 1974, 250 S.; Anton HOLZER, *Vatikanum II – Reformkonzil oder Konstituante einer neuen Kirche*, Saka, Basel 1977, 352 S.; Wigand SIEBEL, *Katholisch oder konziliar – Die Krise der Kirche heute*, Langen-Müller, München – Wien, 1978, 469 S.; Kardinal Joseph SIRI, *Gethsemani – Réflexions sur le mouvement théologique contemporain*, Téqui, Paris 1981, 384 S.; Enrique RUEDA, *The Homosexual Network*, The Devin Adair Company, Old Greenwich/Connecticut 1982, 680 S.; Prof. Dr. Georg MAY, *Der Glaube in der nachkonziliaren Kirche*, Mediatrix Verlag, Wien 1983, 271 S.; Richard COWDEN-GUIDO, *John Paul II and the Battle for Vatican II*, Trinity Communications, Manassas/Virginia 1986, 448 S.

2) „Die Kirche erlebt heute einen Moment der Unruhe. Einige üben sich in Selbstkritik, ja, man könnte sogar sagen, in Selbsterstörung. Es ist wie ein akutes, umfassendes Aufwühlen des Innern, das keiner nach dem Konzil erwartet hätte Die Kirche wird selbst von denen angegriffen, die zu ihr gehören“ (Ansprache an das päpstliche Seminar der Lombardei, vom 7.12.1968, in *Insegnamenti di Paolo VI*, Tipografia Poliglotta Vaticana, 1968, Bd. VI, S. 1188). Bezüglich der heutigen Lage der Kirche äußert sich der Heilige Vater dahingehend, daß er das Gefühl habe, als ob „durch irgendeinen Riß der Rauch des Satans in den Tempel Gottes eingedrungen sei“ (Predigt „Resistite Fortes in Fide“, vom 29.6.1972, in *Insegnamenti di Paolo VI*, Tipografia Poliglotta Vaticana, 1972, Bd. X, S. 707).



Auch die Nachfolger von Papst Pius XII. hinterließen Dokumente über die wichtige Aufgabe des Adels in unserer Zeit. Erwähnenswert ist die Ansprache von Papst Paul VI. an das Patriziat und den Adel von Rom am 14. Januar 1964 (links)

Mitte:
In der ersten Reihe
sehen wir Mitglieder
der fürstlichen
Familie Colonna,
Msgr. Filippo Poggi und
Msgr. Aluffi Pentini



Papst Paul VI. empfängt am
7. Januar 1964 die päpstliche
Nobelgarde.

Von links nach rechts:
Fürst Alessandro Odescalchi mit der
Corpsstandarte, Marquis Alessandro
Cavalletti, Graf Carlo Nasalli Rocca di
Corneliano, Marquis Luigi Serlupi
d'Ongran und der Kommandant der
Garde Fürst Dom Mario del Drago
sowie Msgr. Nasalli Rocca di
Corneliano, der Kammermeister des
Heiligen Vaters



Die wichtigsten Aspekte einer zeitgemäßen Apologie des Adels und der traditionellen Eliten werden von dem unvergeßlichen Papst Pius XII. in seinen Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom auf eine Weise vorgetragen, die dem Leser die Würdigung der Erhabenheit der Gesichtspunkte, des Reichtums der Begriffe und der Prägnanz der Sprache ermöglicht.

Es ist dies ein weiterer Grund, der für die des Veröffentlichung vorliegenden Werkes spricht.

6. Inhalts- und gedankenleere Ansprachen ohne innere Beteiligung, die allein aus gesellschaftlicher Höflichkeit gehalten wurden?

Wahrscheinlich wird es Stimmen geben, die leichtfertig behaupten, daß sich die Lektüre und die Betrachtung der Ansprachen Papst Pius' XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom erübrige, da es sich ausschließlich um nichtssagende, von gesellschaftlichen Gepflogenheiten diktierte Reden handle, denen jeder Lehr- und Gefühlswert abgehe.

Papst Paul VI. hat dies ganz anders gesehen: „*So viel möchten wir Euch sagen. Eure Gegenwart löst so viele Überlegungen aus. So erging es auch unseren verehrten Vorgängern – vor allem Papst Pius XII. seligen Angedenkens –, die sich bei Gelegenheiten wie dieser mit mustergültigen Reden an Euch gewandt und Euch eingeladen haben, im Lichte ihrer bewundernswerten Lehren sowohl über die Umstände Eurer eigenen Lage als auch über die unserer Zeit nachzudenken. Wir nehmen an, daß das Echo ihrer Worte wie der Wind, der die Segel bläht, ... noch heute Euer Gemüt bewegt und es mit jenen strengen, großzügigen Mahnrufen erfüllt, von denen sich die Berufung nährt, die Euch die Vorsehung für Euer Leben gezeigt hat, und auf die sich der auch heute noch von der Gesellschaft geforderte Auftrag stützt, der Euch angeht.*“¹

Was übrigens den Lehrinhalt angeht, wird allein schon die Lektüre der Ansprachentexte und Kommentare zeigen, wie angebracht sie sind und welchen Reichtum sie enthalten. Beim Lesen dieser Seiten wird deutlich, daß ihre Aktualität mit der Zeit keineswegs verblaßt ist, sondern im Gegenteil an Bedeutung zugenommen hat.

Bleibt noch eine Anmerkung zum Gefühlsinhalt der Ansprachen zu machen. Unter diesem Gesichtspunkt reicht es, die folgenden Worte aus der Ansprache Papst Pius' XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom aus dem Jahre 1958 anzuführen:

„*Ihr, die Ihr zu jedem Jahresbeginn es nicht versäumt, Uns aufzusuchen, werdet Euch sicher an die Eindringlichkeit erinnern, mit der Wir bemüht waren, Euch den Weg in die Zukunft zu weisen. Den Weg, der sich damals schon als ein schwieriger Gang zeigte, in Anbetracht der folgenschweren Umwälzungen und großen Veränderungen, welche die Welt bedrohten. Trotzdem sind Wir sicher, daß Ihr, auch wenn Eure Stirnen vom silbernen Weiß umrahmt sein sollten, noch Zeugen sein werdet. Zeugen nicht nur Unserer Wertschätzung und herzlichen Zuneigung, sondern auch der Richtigkeit, Begründbarkeit und Zweckmäßigkeit Unserer Ratschläge und der Früchte, die, wie Wir hoffen wollen, sie für Euch und das Gemeinwohl tragen werden. Im besonderen werdet Ihr Eure Kinder und Enkel daran erinnern, wie der Papst Eurer Kindheit und Jugend es nie unterlassen hat, Euch darauf hinzuweisen, welche neue Aufgaben die neuen Zeitumstände dem Adel auferlegen werden.*“²

Diese Worte machen ohne jeden Zweifel deutlich, daß die Ansprachen Papst Pius' XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom im Dienste hoher, im Geist und im Herzen des Papstes klar umrissener Pläne standen. Sie lassen auch die Bedeutung und Dauerhaftigkeit der Früchte erkennen, die er von ihnen erwartete. Das genaue Gegenteil also von dem, was

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1964, S. 73.

2) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1958, S. 708.

man von inhalts- und gedankenleeren Ansprachen ohne innere Beteiligung erwarten würde, denen es allein um gesellschaftliche Floskeln geht.

Die Wertschätzung, die Papst Pius XII. dem Erbadel entgegenbrachte, erstrahlt in den folgenden, am 26. Dezember 1942 an die päpstliche Nobelgarde gerichteten Worten in einem ganz besonderen Glanz:

„Niemand sollte Eifersucht darüber empfinden, daß Wir Euch besonders zugeneigt sind. Wem ist schließlich der unmittelbare Schutz unserer Person anvertraut, wenn nicht Euch? Und bildet nicht gerade Ihr unsere Erste Garde?“

Garde! Wie stolz klingt dieses Wort; es weckt einen Schauer in der Seele und entflammt das Denken. In diesem Namen schwingen und klingen die glühende Liebe zum Herrscher und die unbedingte Verehrung seiner Person und Sache mit; er ist der Ausdruck unerschütterlichen Edelmut und unüberwindlicher Tapferkeit angesichts der Gefahren, die sein Dienst und sein Schutz mit sich bringen; in ihm kommen die Tugenden zum Ausdruck, die einerseits den Helden formen und andererseits im Herrscher Wertschätzung, Zuneigung und Vertrauen gegenüber seiner Garde wecken.

Ihr, die Garde unserer Person, seid unser Schutzpanzer, in dem jener Adel erstrahlt, der das Privileg des Blutes ist und der bereits vor Eurer Aufnahme ins Korps als Unterpfand Eurer Hingabe in Euch aufleuchtete, denn schon ein altes Sprichwort sagt: ‚Gutes Blut kann nicht täuschen‘. Leben ist das Blut, das in Euren erlauchten Häusern von Stufe zu Stufe, von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wird und in sich das Feuer dieser der Kirche und dem Papst gewidmeten Liebe trägt, die weder nachläßt noch im Wechsel froher oder trauriger Ereignisse erkaltet. In den dunkelsten Stunden der Geschichte des Papsttums erstrahlte die Treue Eurer Vorfahren heller und sichtbarer, großzügiger und wärmer als in den glanzvollen Stunden der Pracht und des materiellen Wohlstandes. Wir zweifeln nicht daran, daß diese Überlieferung auserlesener Familientugenden auch in Zukunft als Erbe der Seelengröße und des edelsten Stolzes der jeweiligen Familie von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden wird, wie es schon in der Vergangenheit vom Vater auf den Sohn übertragen wurde.“¹

7. Zeugnisse von bleibendem Wert

Nun wird vielleicht jemand einwerfen, daß nach Papst Pius XII. für die Kirche eine neue Ära begonnen hat, nämlich die des II. Vatikanischen Konzils. Alle Ansprachen des verstorbenen Papstes an das Patriziat und an den Adel von Rom lägen damit wie tote Blätter auf dem Boden der Kirche. Und nach dem Konzil seien die Päpste auch tatsächlich nicht mehr auf das Thema eingegangen.

Auch diese Behauptung entspricht nicht der Wahrheit. Und um dies zu beweisen, werden in der vorliegenden Studie *argumentandi gratia* ausdrucksvolle Zeugnisse von Nachfolgern des betrauten Kirchenoberhauptes vorgelegt.²

Gehen wir damit zu den im Blickpunkt stehenden Ansprachen von Papst Pius XII. selbst über und heben wir ihren großartigen Lehrreichtum hervor.

1) Ansprache an die Nobelgarde 1942, S. 349f.

2) Vgl. Kap. I, 6; Kap. IV, 11.



*„Ihr, die Garde Unserer Person seid
 Unser Schutzpanzer, in dem jener Adel
 erstrahlt, der das Privileg des Blutes ist,
 und der bereits vor Eurer Aufnahme ins
 Korps als Unterpfand Eurer Hingabe in
 Euch aufleuchtete.“*

(Papst Pius XII. an seine Nobelgarde)

Oben: Die päpstliche Nobelgarde erweist dem Heiligen Vater die Ehre zum Weihnachtsfest 1945. Von links: Marquis Francesco Theodoli, Fürst Giulio Pacelli (ein Neffe des Papstes), Agostino Sacconi, Angelo Antonucci Lucidi, Graf Federico Moroni und Fabio Petrucci. Hinter Papst Pius XII. Fürst Francesco Chigi della Rovere, der Kommandant des Corps der Nobelgarde

Rechts: Dom Giulio Patrizi di Ripacandida, Herzog von Castelgaragnone, in der Galauniform der Nobelgarde





Die „trombettieri“ der päpstlichen Nobelgarde mit den berühmten Silbertrompeten, mit denen sie die Ankunft des Papstes im Petersdom ankündigten

KAPITEL II

Die universelle Reichweite der Ansprachen von Papst Pius XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom

Lage des italienischen Adels während des Pontifikats von Papst Pius XII.

1. Warum die besondere Berücksichtigung des italienischen Adels?

Die italienische Verfassung von 1947 erklärte die Adelstitel für abgeschafft.¹ Sie hat damit der rechtlichen Lage eines tausendjährigen Standes, der heute als gesellschaftliche Wirklichkeit so lebendig wie eh und je ist, den Gnadenstoß erteilt. Damit war ein in jeder Hinsicht komplexes Problem geschaffen.

Die Komplexität dieser Frage hatte sich bereits vorher bemerkbar gemacht. Im Gegensatz zum Adel anderer europäischer Länder, wie etwa Frankreichs und Portugals, ist die Zusammensetzung des italienischen Adels höchst ungleichartiger Natur. Das ist darauf zurückzuführen, daß vor der politischen Vereinigungsbewegung der Apenninischen Halbinsel im vergangenen Jahrhundert die verschiedenen Herrscher, die ihre Macht über irgendeinen Teil Italiens ausübten, in ihrem jeweiligen Herrschaftsbereich auch Adelstitel verliehen haben. Da gab es die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Reiches, die Könige von Spanien, beider Sizilien, von Sardinien, die Großherzöge der Toskana, die Herzöge von Parma und viele andere. Dazu kamen die Patriziate von Städten wie Florenz, Genua und Venedig und vor allem

1) Dieses besonders dem italienischen Adel gewidmete Kapitel ist zum Verständnis der Gesamtheit der hier kommentierten Ansprachen Pius' XII. notwendig. Die Ansprachen sind jedoch von allgemeinem Interesse sowohl für die Aristokratien wie auch für die vergleichbaren Eliten aller Länder, wie bereits betont wurde und wie später erneut hervorgehoben wird (vgl. Kap. I, 2; Kap. II, 3).

In dem vorliegenden Werk geht es dem Verfasser um den Adel und die vergleichbaren traditionellen Eliten Europas und Amerikas im allgemeinen. Er veranschaulicht und belegt seine Behauptungen selbstverständlich anhand verschiedener historischer Beispiele, die, was Europa angeht, meistens auf die Adelshäuser Frankreichs, Spaniens, Portugals oder eben auf den Adel Roms Bezug nehmen.

Der Grund dafür ist darin zu sehen, daß eine Ausweitung der Beispiele auf alle europäischen Länder das Buch einfach zu umfangreich machen würde. Dies wäre selbst dann der Fall, wenn der Verfasser seine Sammlung von Beispielen auch nur auf vier der weiteren Länder ausgeweitet hätte, die im Laufe der Geschichte und der Kultur des Kontinents von maßgeblicher Bedeutung waren, nämlich Deutschland, England, Italien, Österreich.

Tatsächlich würde die bewundernswerte Vielfalt des europäischen Adels einen weiteren Band erforderlich machen, in dem all die anschaulichen Beispiele von Entstehung, Aufstieg und Niedergang dieser Adelsgeschlechter zusammenzutragen wären.

auch die Päpste, die als weltliche Herrscher eines relativ ausgedehnten Staates ebenfalls Adelstitel verliehen und uns in der vorliegenden Studie natürlich am meisten interessieren. Die Verleihung von Adelstiteln durch die Päpste reichte bis in die Zeit hinein, als ihre weltliche Macht über den früheren Kirchenstaat *de facto* bereits aufgehoben worden war.

Als es 1870 zur Einigung Italiens kam und die Truppen von Piemont Rom besetzten, versuchte das Haus Savoyen die verschiedenen Adelstraditionen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Doch diese Absicht scheiterte sowohl an politischen als auch an rechtlichen Hindernissen. Viele adelige Familien hielten den abgesetzten Herrscherhäusern, denen sie ihre Adelstitel verdankten, die Treue. Vor allem bestand ein bedeutender Teil der römischen Aristokratie darauf, weiterhin traditionsgemäß und offiziell an den Feierlichkeiten im Vatikan teilzunehmen und weigerte sich, den Anschluß Roms an Italien anzuerkennen; jede Art von Annäherung an den Quirinal wurde von diesen Adeligen abgelehnt, die überdies zum Zeichen des Protestes ihre Salons schlossen. Man bezeichnete sie damals wegen ihres Trauerflors als den *Schwarzen Adel*.

Gesellschaftlich kam es jedoch infolge von Heirat und sonstigen Beziehungen zu einer beträchtlichen Vermischung, so daß der italienische Adel heute unter mancherlei Gesichtspunkten als ein Ganzes angesehen werden kann.

Der Lateranvertrag von 1929 sicherte jedoch in seinem Artikel 42 dem römischen Adel eine Sonderstellung zu, denn er gestand dem Papst das Recht zu, weiterhin Adelstitel zu verleihen, und erkannte auch die bis dahin vom Heiligen Stuhl verliehenen Titel an.¹ Damit bestanden der italienische und der römische Adel gesetzlich weiterhin – und inzwischen befriedet – nebeneinander.

In dem 1985 zwischen dem Heiligen Stuhl und der italienischen Republik unterzeichneten Konkordat wird auf dieses Thema in keiner Weise eingegangen.

Die Lage des italienischen Adels – wie übrigens des europäischen Adels im allgemeinen – wies auch durchaus komplexe Aspekte auf.

Im Mittelalter bildete der Adel eine Gesellschaftsschicht innerhalb des Staates, der besondere Aufgaben und damit auch bestimmte Ehren sowie entsprechende Auflagen zukamen.

Im Laufe der Neuzeit wandelte sich dieser Zustand immer mehr infolge des Verlustes an Kraft, Glanz und Farbe, so daß bereits vor der Revolution von 1789 der Unterschied zwischen dem Adel und dem gemeinen Volk bedeutend weniger prägnant war als im Mittelalter.

Mit den egalitären Revolutionen des 19. Jahrhunderts erfuhr die Stellung des Adels wiederholt Verstümmelungen. Das ging so weit, daß von der politischen Macht des Adels im italienischen Königreich am Ende des Zweiten Weltkrieges nicht mehr übriggeblieben war als eine prestigeträchtige Tradition, der jedoch eine große Mehrheit der Gesellschaft Respekt und Zuneigung zollte. Diesem Überrest versuchte die republikanische Verfassung dann den Todesstoß zu geben.²

1) Im Vertrag vom 11. Februar 1929 heißt es: „Artikel 42 – Italien erkennt durch königliches Dekret die von den Päpsten selbst nach 1870 verliehenen oder in Zukunft noch zu verleihenden Adelstitel an. Es sind die Fälle festzulegen, in denen für die genannte Anerkennung in Italien keine Gebühren abzuführen sind.“ (*Raccolta di Concordati su Materie Ecclesiastiche tra la Santa Sede e le Autorità Civili*, Bd. II, Tipografia Poliglotta Vaticana, 1954, S. 102). Die in diesem Artikel des Vertrages erwähnten „Gebühren“ stellen eine symbolische Abgabe dar, die der italienische Staat zur Anerkennung der Titel und der Adelszugehörigkeit von den Adeligen jener Staaten erhob, die vor der Einigung des Landes bestanden hatten. Die Befreiung von dieser „Gebühr“ bedeutete in gewissen Fällen das einzige, minimale Steuerprivileg, das der Vertrag dem päpstlichen Adel zugestand.

Während so die politische Macht der Aristokratie mit der Zeit immer weiter abnahm, ging auch ihre gesellschaftliche und wirtschaftliche Bedeutung zurück, wenn auch nicht so schnell. Mit seinen Gütern in Stadt und Land, seinen Schlössern, Palästen, Kunstschatzen, herausragenden Namen und Titeln sowie wegen des ausgezeichneten sittlichen und kulturellen Wertes seiner traditionellen häuslichen Umgebung, seiner Manieren und seines Lebensstils stand der Adel zu Beginn des Jahrhunderts immer noch an der Spitze der Gesellschaftsordnung.

Die vom Ersten Weltkrieg verursachten Krisen veränderten dieses Bild jedoch teilweise. Manche Adelsfamilie stand nun plötzlich mittellos da, so daß sich die Familienmitglieder gezwungen sahen, sich durch die Ausübung von Berufen, die keineswegs im Einklang mit ihrer Geisteshaltung, ihren Gewohnheiten und ihrem gesellschaftlichen Klassenprestige standen, auf würdige und ehrbare Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Andererseits schuf die zunehmend vom Finanzwesen und von der Technik bestimmte Gesellschaft von heute neue Beziehungen und Situationen sowie neue Mittelpunkte gesellschaftlichen Einflusses, die normalerweise nicht zum Bild der klassischen Aristokratie passen. So entstand neben der alten, noch lebendigen Ordnung der Dinge, eine neue, welche die gesellschaftliche Bedeutung des Adels mehr und mehr zurückgehen ließ.

Zum Nachteil des Adels gesellte sich hierzu schließlich ein wichtiger ideologischer Bestandteil. Die Anbetung des technischen Fortschritts¹ und der von der Revolution 1789 gepredigten Gleichheit trugen dazu bei, ein Klima des Hasses, der Voreingenommenheit, der Verleumdung und des Spottes gegenüber dem Adel zu schaffen, weil sich dieser auf die Tradition beruft, die durch Blut und Wiege weitergegeben wird, was bei der egalitären Demagogie den größten Haß auslöst.

Der Zweite Weltkrieg hat bei vielen Adelshäusern zu weiteren, noch schlimmeren wirtschaftlichen Zusammenbrüchen geführt und damit den Ernst der Lage, in der sich der Adel sowieso schon befand, noch verschärft. Eine ganze Gesellschaftsschicht steckte damit in einer akuten Krise. Angesichts dieser Umstände hat sich Papst Pius XII. in seinen Ansprachen

2) Angesichts ihrer Bedeutung für das Verständnis der hier kommentierten päpstlichen Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom und gewissermaßen an den ganzen italienischen Adel, ist es hier wohl angebracht, kurz auf die Lage des Adels im Zusammenhang mit den verschiedenen Verfassungen im geeinigten Italien, d. h. sowohl während der Monarchie als auch in der Republik, einzugehen. Das bis 1947 geltende Albertinische Statut entsprach dem am 4. März 1848 von König Karl Albert erlassenen Grundgesetz des Reiches von Sardinien. Dieses Statut trat nach und nach in all jenen Staaten in Kraft, die diesem Reiche angeschlossen wurden und ging schließlich in die Verfassung des geeinten Italiens ein. Zu den Adelstiteln war darin folgendes vorgesehen:

„Artikel 79 – Die Adelstitel bleiben denen erhalten, die sie rechtmäßig besitzen. Der König kann neue Titel verleihen.

Artikel 80 – Niemand darf Auszeichnungen, Titel oder Unterhaltsgelder von einer ausländischen Macht entgegennehmen, es sei denn mit Genehmigung des Königs.“ (*Statuto del Regno*, annotato dall' avvocato Carlo Gallini, Unione Tipografica Editrice, Turin 1878, S. 102.)

Die italienische Verfassung aus dem Jahre 1947 hinwieder legt in ihren Übergangs- und Schlußbestimmungen fest:

„XIV – Adelstitel werden nicht anerkannt. Die vor dem 28. Oktober 1922 benutzten Prädikate gelten als Teil des Namens. Der Mauritius-Orden wird als Spitalsträger beibehalten und kann als solcher seine Tätigkeit nach Gesetzesvorgabe weiterführen. Das Gesetz regelt die Auflösung des Wappenamtes.“ (*Costituzione della Repubblica Italiana*, Gazzetta Ufficiale, Nr. 298, 27.12.1947, S. 45/46).

Das „Adelsprädikat“ setzt sich aus dem Namen des früheren Herrschaftsgebietes und dem Beinamen der Familie zusammen (z. B. Fürst Colonna di Paliano). Die Verfassung von 1947 erlaubt, daß in Urkunden der zusammengesetzte Name gebraucht wird, vorausgesetzt, daß dieser vor der Machtübernahme des Faschismus gebräuchlich war. Das „Wappenamt“ der monarchischen Zeit war ein Sondergericht, das in Titel- und Wappenfragen zu entscheiden hatte. Heute entspricht dieser Einrichtung das italienische Adelskorps, dessen Entscheidungen zwar keine gesetzliche Kraft haben, das jedoch ein hohes moralisches und historisches Prestige genießt. Es entscheidet über die Zulassung von Mitgliedern zu Vereinigungen wie dem *Malteser-Orden*, dem *Jagdkreis*, dem *Schachkreis* usw. Weder in der alten noch in der neuen italienischen Verfassung werden dem Adel irgendwelche Vorteile politischer oder steuerlicher Natur eingeräumt, denn nach dem Albertinischen Statut wird der Adel nur noch als Reminiszenz der Vergangenheit anerkannt.

1) Leser, denen dieser Ausdruck übertrieben erscheinen mag, tun gut daran, die Stellungnahme Pius' XII. in seiner Weihnachtsansprache des Jahres 1953 kennenzulernen (vgl. Kap. V, 3c).



„Um den Erfordernissen und Bräuchen der Zeiten nachzukommen, änderte sich von 1845 bis heute die Bezeichnung des Corps, welchem ich die Ehre habe vorzustehen, mehrere Male: Rittergarde, Rittergarde Unseres Herrn, Glaubensritter, Nobelgarde Seiner Heiligkeit, Ehrengarde Seiner Heiligkeit. Doch was sich nie geändert hat, ist die ununterbrochene Tradition der Treue gegenüber dem Papst, die im Laufe der Jahrhunderte mit Blut und Gefängnis geheiligt wurde.“

Worte des Fürsten Don Mario del Drago, des Kommandanten der Nobelgarde (rechts) bei der Übergabe der Corpsstandarte an den vatikanischen Staatssekretär am 14. November 1970



Die päpstliche Nobelgarde war eine nur von Mitgliedern des römischen Patriziats und des Adels zusammengestellte Eliteeinheit, die dem persönlichen Dienst des Papstes zugeeignet war und der Würde seines weltlichen Fürstentums diente.

an das Patriziat und an den Adel von Rom zur Lage des italienischen Adels in unserer Zeit geäußert. Seine Worte lassen sich aber ebenso auf den europäischen Adel insgesamt anwenden.

2. Papst Pius XII. und der Adel Roms

Besonders was den römischen Adel angeht, kannte Papst Pius XII. diese Lage in allen ihren Einzelheiten.

Er selbst stammte schließlich aus einer adeligen Familie, deren Bekanntenkreis sich natürlich auf den Adel erstreckte. Ein hervorragendes Mitglied der Familie war übrigens 1929 zum Marquis erhoben worden, und den Neffen des Papstes – Don Carlo Maria, Don Marcantonio und Don Giulio Pacelli – wurden vom italienischen König Vittorio Emanuele III. erbliche Prinzentitel verliehen.¹

In diesem Papst selbst lag etwas Adeliges: in seiner schlanken Gestalt, seinem Schritt, seinen Gesten, ja sogar in seinen Händen. Dieser Papst mit seinem universellen Geist, der Freund der Kleinen und Armen, war gleichzeitig sehr römisch und bedachte mit seiner Aufmerksamkeit, seiner Achtung und Zuneigung auch den römischen Adel:

„Im Patriziat und dem römischen Adel erkennen und lieben Wir eine Schar von Söhnen und Töchtern, die auf Ihr Treueverhältnis zur Kirche und zum Heiligen Vater stolz sind. Ein Verhältnis, vererbt durch die Vorfahren, deren Liebe zum Stellvertreter Christi aus den tiefsten Wurzeln des Glaubens erwachsen ist und weder durch den Ablauf der Zeit noch auf Grund der - von Menschen und Zeitumständen abhängigen - Zufälligkeiten des Lebens nachgelassen hat. In Eurer Mitte fühlen Wir uns noch mehr als Römer, auf Grund gemeinsamer Lebensgewohnheiten und der Luft, die Wir geatmet haben und noch immer atmen. Unter dem gleichen Himmel und dem gleichen Sonnenschein lebend, an den gleichen Ufern des Tiber, wo auch Unsere Wiege stand, auf der gleichen Erde, die bis in den letzten Winkel heilig ist und aus der Rom für seine Kinder den Schutz einer Ewigkeit, die bis an den Himmel reicht, immer auf's neue schöpft.“²

3. Die universelle Tragweite der Ansprachen von Papst Pius XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom

Wenn man die Angelegenheit in diesem Lichte sieht, könnte auf den ersten Blick der Eindruck entstehen, die Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom seien nur für Italien von Interesse.

In Wirklichkeit erstreckt sich aber die Krise, in der sich der italienische Adel heute befindet, *mutatis mutandis* auf alle übrigen Länder mit einer monarchischen und aristokratischen Vergangenheit und verschont selbst die Länder nicht, die gegenwärtig unter einem monarchischen Regime leben, denn auch hier ist die Lage des Adels durchaus mit der zu vergleichen, die im Italien der Savoyer bis 1946 herrschte.

Mehr noch. Selbst in Ländern ohne monarchische Vergangenheit bildeten sich im Zuge des natürlichen Verlaufs der Dinge faktisch, wenn nicht gar rechtlich, Aristokratien heraus.³ Auch in diesen Ländern hat die aus der Revolution von 1789 hervorgegangene und durch

1) Vgl. *Libro d'Oro della Nobiltà Italiana*, Collegio Araldico, Rom, 19. Aufl., 1986-1989, Bd. XX.

2) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1941, S. 363.

3) Vgl. Kap. V, 1; Ansprache an PAR von 1947, S. 370f.



Links und unten: Mitglieder des Römischen Patriziats und Adels während einer päpstlichen Audienz.

Mitte: Die Nobelgarde überbringt Papst Pius XII. den Neujahrsgruß. Vor dem Papst stehend spricht der Kommandant Fürst Chigi della Rovere



den Kommunismus auf ihren Höhepunkt getriebene Welle demagogischen Egalitätsdenkens in bestimmten Kreisen ein Klima der Gereiztheit und des Unverständnisses gegenüber den traditionellen Eliten hervorgerufen.

Die Ansprachen des Heiligen Vaters Pius´ XII. sind also von universellem Interesse.

Zu berücksichtigen ist auch die Tatsache, daß der Papst - indem er sich vordergründig mit der Lage in Italien auseinandersetzt - gleichzeitig höchst wichtige Betrachtungen lehramtlicher Natur anstellt, denen durchaus eine zeitlose, universelle Tragweite zukommt.

In der Ansprache vom 26. Dezember 1941 an die päpstliche Nobelgarde ist zum Beispiel der folgende Abschnitt zu finden, in dem Papst Pius XII. seine Erwägungen über den Adel zum Anlaß für höchste philosophische und theologische Reflexionen nimmt:

„Ja, der Glaube adelt Eure Reihen noch mehr, da aller Adel von Gott kommt, dem adeligsten Wesen und der Quelle aller Vollkommenheit. In ihm ist aller Adel des Seins. Als Moses den Auftrag erhielt, das Volk Israel vom pharaonischen Joch zu befreien, fragte er Gott auf dem Berge Horeb, unter welchem Namen er IHN dem Volke vorstellen sollte. Darauf antwortete ihm der Herr: ‚Ich bin, der ich bin: Ego sum qui sum. So sollst Du zu den Israeliten sprechen: Der ‚ich bin‘ hat mich zu Euch gesandt‘ (Ex 3,14). Was ist denn nun aber der Adel? ‚Der Adel eines jeden Dinges‘, lehrt der Doctor angelicus, der heilige Thomas von Aquin, ‚gehört zu ihm je nach seinem Sein; tatsächlich wäre etwa der Adel nichtig, der dem Menschen wegen seiner Weisheit zukommt, wenn diese ihn nicht wirklich weise machte; und dasselbe gilt auch für die übrigen Vollkommenheiten. Die Art und Weise des Adels eines Dinges entspricht also der Art und Weise wie es das Sein besitzt; darum heißt es, daß ein Ding mehr oder weniger adelig ist, je nachdem, ob sich sein Sein auf einen höheren oder geringeren Grad an Adel beschränkt Da nun Gott sein eigenes Sein ist, besitzt er das Sein im vollen Ausmaß eben dieses Seins; es kann ihm daher kein Adel abgehen, der sich in irgend-einem Ding befindet‘ (Contra Gent. lib. I, c. 28).

Auch Ihr habt das Sein von Gott; er hat Euch gemacht, und nicht Ihr Euch selbst. ‚Ipse fecit nos, et non ipsi nos‘ (Ps 99,3). Er hat Euch den Adel des Blutes, den Adel des Wertes, den Adel der Tugend, den Adel des Glaubens und der christlichen Gnade geschenkt. Den Adel des Blutes habt Ihr in den Dienst der Kirche und in den Schutz des Nachfolgers des heiligen Petrus gestellt; Adel der herrlichen Werke Eurer Vorfahren, der Euch selbst adelt, wenn ihr Euch darum bemüht, Tag für Tag in einem jeden von Euch den Adel der Tugend zu vermehren Um so lobenswerter erglänzt der mit der Tugend einhergehende Adel, ja das Licht der Tugend stellt oft sogar den Glanz des Adels in den Schatten, und in Pracht und Unglück der großen Familien überlebt oft einzig und allein der Name der Tugend, wie selbst der Heide Juvenal erkennen muß (Sat. VIII,19-20):

‚Tota licet veteres exornent undique ceræ atria, nobilitas sola est atque unica virtus‘

[Mögen auch die alten Figuren aus Wachs auf allen Seiten die Paläste der großen Familien schmücken, so ist doch ihr einziger, ausschließlicher Adel die Tugend].¹

1) Ansprache an die Nobelgarde 1941, S. 337f.



Die Musikkapelle von
St. Ulrich, Südtirol - Dolomiten

KAPITEL III

Volk und Masse – Freiheit und Gleichheit: ursprüngliche Begriffe und revolutionäre Begriffe in einem demokratischen Regierungssystem

Die Lehre von Papst Pius XII.

Bevor wir aber zu den Texten der Ansprachen von Papst Pius XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom übergehen, will es uns angebracht erscheinen, einem erschrockenen Befremden zuvorzukommen, das die Lektüre unserer Kommentare bei gewissen Leuten auslösen könnte, die unter dem Einfluß des radikal egalitären Populismus unserer Tage stehen. Oder auch bei anderen, die, obwohl sie vielleicht selbst zum Adel und zu den vergleichbaren Eliten zählen, fürchten, mit der freimütigen, offenen Befürwortung vieler der in dieser Studie vorgebrachten Behauptungen den Zorn der Wortführer eben dieses Populismus heraufzubeschwören. In dieser Hinsicht dürften die Rückbesinnung auf die wahre katholische Lehre über die gerechten und angemessenen Ungleichheiten in der Gesellschafts- und gegebenenfalls auch in der politischen Ordnung sowie deren Erläuterung gerade zur rechten Zeit kommen.

1. Legitimität und sogar Notwendigkeit gerechter und angemessener Ungleichheiten unter den Gesellschaftsschichten

Die marxistische Doktrin vom Klassenkampf behauptet, daß alle Ungleichheit ungerecht und schädlich sei und daß es daher der unteren Klasse erlaubt sei, sich weltweit für die Abschaffung der oberen Schichten einzusetzen: „*Proletarier aller Länder, vereinigt euch!*“ Mit diesem allseits bekannten Aufruf schlossen Marx und Engels 1848 ihr Kommunistisches Manifest.¹

1) Karl Marx und Friedrich Engels, *Manifest der Kommunistischen Partei*, London 1848, S. 30.



„Auch der elementaren Kraft der Masse kann der Staat sich bedienen, wenn sie nur geschickt bearbeitet und genutzt wird: in den ehrgeizigen Händen eines einzelnen oder mehrerer, die eigensüchtige Bestrebungen künstlich zusammengeschlossen haben, kann der Staat, gestützt auf die Masse, die einfach nur mehr zur Maschine entwürdigt ist, seine Willkür dem besseren Teil des wahren Volkes aufzwingen. ... Die Freiheit, obgleich eine persönliche sittliche Pflicht, verwandelt sich in einen tyrannischen Anspruch auf ungehemmte Befriedigung menschlicher Gier und menschlicher Triebe zum Schaden für die anderen. Die Gleichheit entartet in geistlose Gleichmacherei, in eine eintönige Gleichschaltung. Sinn für wahre Ehre, persönlicher Einsatz, Achtung vor Überlieferung, Würde, mit einem Worte alles, was dem Leben seinen Wert verleiht, geht allmählich unter.“ (Papst Pius XII. Weihnachtsansprache 1944)

Foto: Sowjetische Arbeiter bei einer Kundgebung

Demgegenüber behauptet die traditionelle katholische Lehre, daß gerechte und angemessene Ungleichheiten unter den Menschen nicht nur legitim, sondern sogar notwendig seien.¹ Deshalb verurteilt sie auch den Klassenkampf.

Diese Verurteilung erstreckt sich selbstverständlich nicht auf die Bemühungen oder unter Umständen sogar auf den Kampf einer Klasse um Anerkennung des ihr zustehenden Platzes im gesellschaftlichen beziehungsweise im politischen Ganzen. Sie spricht sich jedoch dagegen aus, daß die an sich legitime Notwehr einer angegriffenen Klasse in einen Ausrottungskrieg gegen andere Klassen ausartet oder auch nur zur Ablehnung der Rollen führt, die einer jeden Klasse im Gesellschaftskörper zukommen.

Ein Katholik muß sich für Eintracht und Frieden zwischen den Klassen einsetzen, nicht aber für den chronischen Kampf zwischen ihnen, vor allem, wenn es bei diesem Kampf um die Errichtung eines Regimes völliger, radikaler Gleichheit geht.

Dies alles würde besser verstanden, wenn die bewundernswerten Lehren Papst Pius' XII. über Volk und Masse überall im Westen die ihnen gebührende Verbreitung gefunden hätten.

„*Freiheit, wie viele Verbrechen werden in deinem Namen begangen!*“ soll die berühmte französische Revolutionärin Madame Roland ausgerufen haben, bevor sie auf eine Entscheidung des Terrorregimes hin enthauptet wurde.²

Ähnlich könnte man auch angesichts der Geschichte unseres verworrenen 20. Jahrhunderts ausrufen: „Volk, o Volk, wie viele Torheiten, wie viel Unrecht, wie viele Verbrechen werden in deinem Namen von den revolutionären Demagogen unserer Zeit begangen.“

Gewiß liebt die Kirche das Volk und ist stolz darauf, es seit ihrer Gründung durch ihren göttlichen Meister ganz besonders geliebt zu haben.

Was aber ist das Volk? Sicher ist es etwas ganz anderes als die Masse, die wie ein aufgepeitschtes Meer gar leicht zur Beute revolutionärer Demagogen wird.

Als Mutter versagt die Kirche auch den Massen nicht ihre Liebe. Aber gerade, weil sie sie liebt, wünscht sie ihnen als kostbares Gut den Übergang vom Zustand der Masse in den des Volkes.

Geht es in dieser Behauptung aber nicht um ein bloßes Wortspiel? Was bedeutet denn Masse? Was heißt denn „das Volk“?

2. Volk und gestaltlose Menge - zwei verschiedene Begriffe

Die bewundernswerten Lehren von Papst Pius XII. stellen diese Begriffe klar und beschreiben im Gegensatz zu dem, was die Propheten des Klassenkampfes verkünden, die natürliche Eintracht, die zwischen den Eliten und dem Volk herrschen kann und soll.

In seiner Rundfunkbotschaft zum Weihnachtsfest 1944 sagte Papst Pius XII.:³

„*Volk und gestaltlose Menge oder Masse, wie man zu sagen pflegt, sind zwei verschiedene Begriffe.*“

1) Vgl. Dokumente V.

2) Vgl. J. TULARD, J. F. FAYARD und A. FIERRO, *História da Revolução Francesa*, Edição Livros do Brasil, Lisboa, 1989, Bd. II, S. 341

3) Die Nummerierung der Abschnitte, in denen es um den Unterschied zwischen Masse und Volk geht, stammt vom Verfasser. Dieser hat auch den Originaltext in getrennte Absätze aufgeteilt, um auf diese Weise dem Leser die Analyse zu erleichtern.

1. *Das Volk lebt und bewegt sich aus eigener Kraft; die Masse ist an sich träge und kann sich nur mit Hilfe einer von außen kommenden Kraft bewegen.*

2. *Das Volk lebt aus der Fülle des Lebens jener Menschen, aus denen es sich zusammensetzt, von denen ein jeder – an seinem Platz und auf die ihm eigene Art und Weise – eine der eigenen Verantwortlichkeiten und Überzeugungen bewußte Person ist. Die Masse erwartet hingegen den von außen kommenden Anstoß und wird daher leicht zum Spielball in den Händen derer; die ihre Triebe und Eindrücke auszunutzen wissen, und so folgt sie denn auch bereitwillig heute dieser und morgen einer anderen Fahne.*

3. *Aus dem Überfluß des Lebens eines wahren Volkes verbreitet sich das Leben in reicher Fülle über den Staat und seine Organe und schenkt diesen mit ständig sich erneuernder Kraft das Bewußtsein der eigenen Verantwortung, den wahren Sinn für das Gemeinwohl. Der geschickt gehandhabten und genutzten Elementarkraft der Masse kann sich auch der Staat bedienen; in den ehrgeizigen Händen eines einzelnen oder verschiedener, durch eigensüchtige Neigungen künstlich miteinander verbundener Menschen kann selbst der Staat mit Hilfe der schlichtweg in eine Maschine verwandelten Masse dem besseren Teil des Volkes seine Willkür aufzwingen. Das Gemeininteresse erhält damit einen schweren, dauerhaften Schlag, und die Wunde ist schon bald nur noch schwer zu heilen.“*

3. Die naturgegebenen Ungleichheiten müssen auch in einer wahren Demokratie zu finden sein

Der Papst unterscheidet daraufhin zwischen der wahren und der falschen Demokratie: Die erste ist das Pendant zum Vorhandensein eines wahren *Volkes*, während die zweite die Folge der Reduktion des Volkes in den Zustand einer bloßen *Menschenmasse* ist.

4. *„Daraus läßt sich ein weiterer Schluß ziehen: Die Masse, wie wir sie eben definiert haben, ist der Hauptfeind der wahren Demokratie und ihres Ideals von Freiheit und Gleichheit.“*

5. *In einem Volk, das diesen Namen verdient, spürt der Mensch in sich selbst das Bewußtsein seiner Persönlichkeit, seiner Pflichten, seiner mit dem Respekt gegenüber der Freiheit und Würde des Nächsten gepaarten Freiheit. **In einem Volk, das diesen Namen verdient, bilden all die Ungleichheiten, die nicht auf Willkür, sondern auf die Natur der Dinge selbst zurückzuführen sind, also Ungleichheit der Kultur, des Besitzes, der gesellschaftlichen Stellung – wohlgemerkt, stets im Rahmen von Gerechtigkeit und Nächstenliebe – keineswegs ein Hindernis für das Vorhandensein und die Vorherrschaft eines echten Geistes der Gemeinschaft und der Brüderlichkeit. Statt das Prinzip bürgerlicher Gleichheit zu verletzen, verleihen sie diesem seine legitime Bedeutung, die da sagt, daß vor dem Staat jeder das Recht hat, an dem Platze und unter den Bedingungen, die ihm die göttliche Vorsehung zugedacht haben, in Ehren sein eigenes Leben zu gestalten.“***

Diese Definition echter und legitimer „*bürgerlicher Gleichheit*“ sowie der damit einhergehenden Begriffe von „*Brüderlichkeit*“ und „*Gemeinschaft*“, die im selben Absatz ebenfalls angesprochen werden, stellt mit ihrem gedanklichen Reichtum und ihren treffenden Worten das klar, was nach katholischer Lehre die wahre „*Gleichheit*“, „*Brüderlichkeit*“ und „*Gemeinschaft*“ ausmacht. Dieses Verständnis von „*Gleichheit*“ und „*Brüderlichkeit*“ erweist sich als das genaue Gegenteil von dem, was im 16. Jahrhundert die protestantischen Sekten mit mehr oder weniger Nachdruck in ihren jeweiligen kirchlichen Strukturen einführten. Ebenso steht dieses Verständnis im Gegensatz zu jener berüchtigten Dreiheit, welche die Französische Revolution und ihre Anhänger auf der ganzen Welt zum Wahlspruch der bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung hochgespielt haben und wel-

che schließlich die Russische Revolution von 1917 auf die sozialökonomische Ordnung ausgeweitet haben.¹

Diese Anmerkung ist besonders wichtig angesichts der Tatsache, daß im allgemeinen Sprachgebrauch, wie er nicht nur im privaten Gespräch, sondern auch in den *Massenmedien* Anwendung findet, diese Wörter meistens in einem falschen, revolutionären Sinn gebraucht werden.

4. In einer entstellten Demokratie verwandelt sich Freiheit in Tyrannei, und Gleichheit entartet in mechanische Gleichmacherei

Nachdem er so die wahre Demokratie definiert hat, beschreibt Papst Pius XII. auch die falsche Demokratie:

6. „Im Gegensatz zu diesem Bild des demokratischen Ideals von Freiheit und Gleichheit in einem von ehrlichen, vorsorgenden Händen regierten Volke bietet sich uns das Schauspiel eines der Willkür der Massen ausgelieferten Staates. Die Freiheit als sittliche Verpflichtung des Menschen verwandelt sich hier in den tyrannischen Anspruch, den menschlichen Trieben und Begierden zum Schaden des Nächsten freien Lauf zu lassen. Die Gleichheit entartet in mechanisches Nivellement (= Gleichmacherei, Ann), in monotone Gleichförmigkeit; das Gefühl wahrer Ehre, das persönliche Handeln, die Ehrfurcht gegenüber Tradition und Würde, mit einem Wort, gegenüber allem, was das Leben wertvoll macht, wird nach und nach verschüttet und verschwindet. Übrig bleiben nur auf der einen Seite die von den scheinbaren Reizen der Demokratie getäuschten Opfer, weil sie diese mit dem eigentlichen Geist der Demokratie, mit Freiheit und Gleichheit verwechselt haben; und auf der anderen Seite die mehr oder weniger zahlreichen Schmarotzer, die es verstanden haben, sich durch den Einsatz finanzieller oder organisatorischer Mittel gegenüber den andern eine privilegierte Stellung und die Macht selbst zu sichern.“²

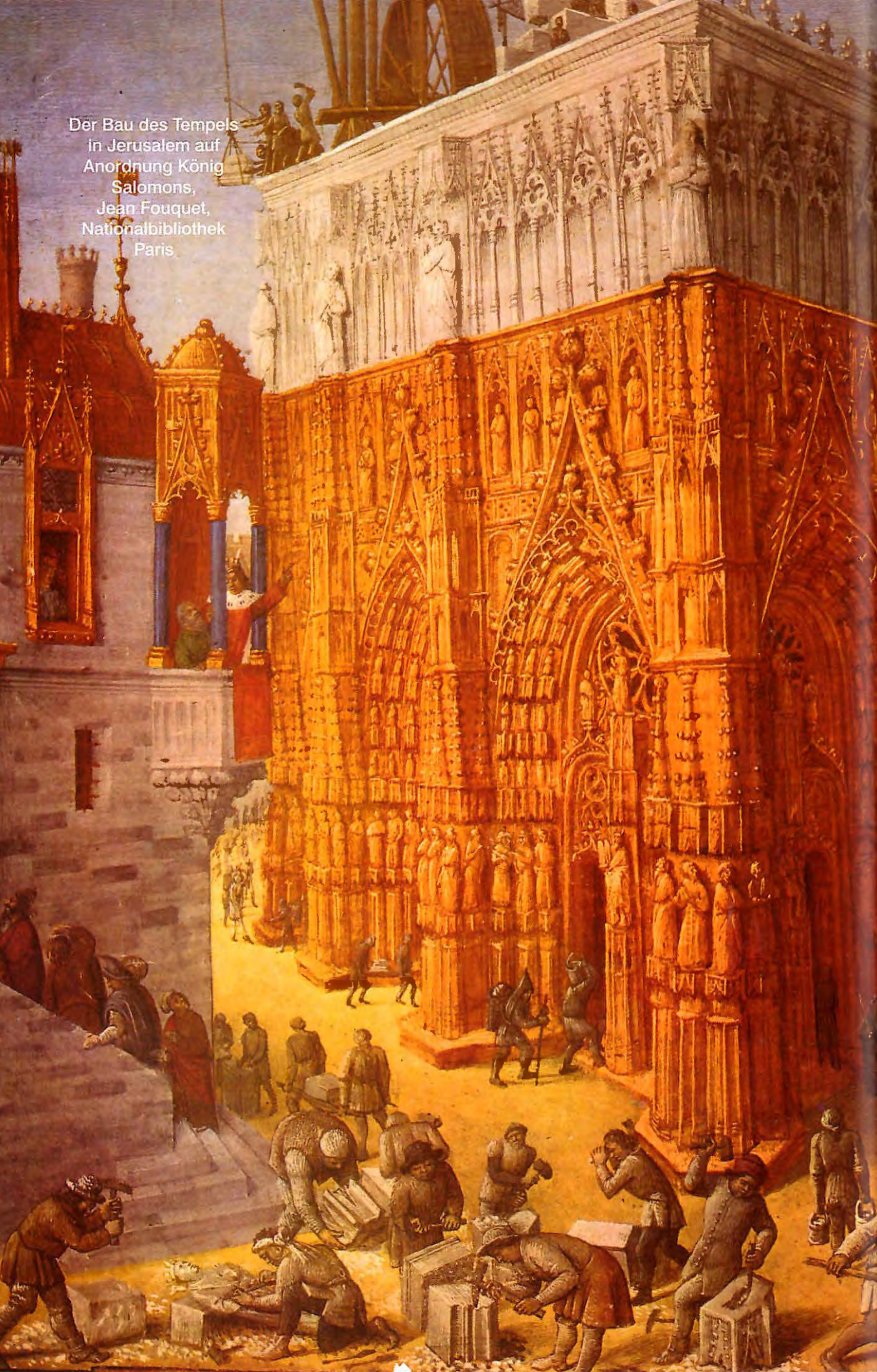
Auf diese Prinzipien der Rundfunkbotschaft vom Weihnachtsfest des Jahres 1944 gründet sich ein großer Teil der Lehren Papst Pius' XII., die in den Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom sowie an die päpstliche Nobelgarde ihren Niederschlag gefunden haben.

Nach dieser objektiven Beschreibung der Lage durch den Papst ist es selbstverständlich, daß auch in unseren Tagen in einem wohlgeordneten Staat, ganz gleich, ob dieser monarchisch, aristokratisch oder eben demokratisch regiert wird, dem Adel und den traditionellen Eliten eine hohe, unabdingbare Aufgabe zusteht, wie wir im Folgenden sehen werden.

1) Vgl. Plinio Corrêa de Oliveira, *Revolution und Gegenrevolution*, TFP-Büro Deutschland, Frankfurt 1996, S. 51-54. S. auch Anhang II des vorliegenden Werkes.

2) *Discorsi e Radiomessaggi di Sua Santità Pio XII.*, Tipografia Poliglotta Vaticana, Bd. VI, S. 239f.

Der Bau des Tempels
in Jerusalem auf
Anordnung König
Salomons,
Jean Fouquet,
Nationalbibliothek
Paris



KAPITEL IV

Der Adel in einer christlichen Gesellschaft - Die Fortdauer seines Auftrages und seines Prestiges in der heutigen Welt

Die Lehre von Papst Pius XII.

1. Klerus, Adel und Volk

Im Mittelalter setzte sich die Gesellschaft aus diesen drei Teilen zusammen, denen jeweils besondere Aufgaben, Privilegien und Ehren zukamen.

Neben dieser Dreiteilung wurde in jener Gesellschaft deutlich zwischen Regierenden und Regierten unterschieden, ein Kennzeichen, das sowohl der Gesellschaftsgruppe als Ganzes als auch besonders einem Lande eigen war. Das Regieren blieb jedoch nicht allein dem König vorbehalten, vielmehr wurden daran auch die Geistlichkeit, der Adel und das Volk beteiligt, jeder auf seine Art und in dem ihm zustehenden Maß.

Wir wissen, daß Kirche und Staat jeweils vollkommene Gesellschaften bilden, die sich voneinander unterscheiden und in ihrem jeweiligen Bereich als souverän anzusehen sind: die Kirche im geistigen und der Staat im weltlichen Bereich.

Dieser Unterschied besagt jedoch nicht, daß sich der Klerus im Staatswesen nicht auch an den Regierungsaufgaben beteiligen darf. Um dies nicht aus dem Gesichtsfeld zu verlieren, soll hier in wenigen Worten klargestellt werden, worin der spezifisch geistige und religiöse Auftrag besteht, der dem Klerus insbesondere zukommt.

Unter geistigem Gesichtspunkt bildet der Klerus die Gesamtheit derjenigen, denen in der Kirche Gottes die Lehre, die Leitung und die Heiligung obliegt, während es den einfachen Gläubigen zusteht, unterwiesen, geleitet und geheiligt zu werden. Dies ist die hierarchische Anordnung der Kirche.

Zahlreiche Verlautbarungen des kirchlichen Lehramtes legen diesen Unterschied zwischen der lehrenden und der lernenden Kirche fest. So verkündet etwa der heilige Papst Pius X. in seiner Enzyklika *Vehementer Nos*:

„Die Heilige Schrift lehrt uns, und die Überlieferung der Kirchenväter bestätigt dies, daß die Kirche der mystische Leib Christi ist, der von Hirten und Lehrern geleitet wird; es

handelt sich demnach um eine Gesellschaft, in der einige den andern vorstehen und dazu mit der Fülle der Gewalt zu führen, zu lehren und zu richten ausgestattet sind. Diese Gesellschaft ist daher von Natur aus eine ungleiche, denn es gibt in ihr zwei Gruppen von Menschen: Die Hirten und ihre Herde, das heißt diejenigen, welche die verschiedenen Stufen der Hierarchie einnehmen, und die Menge der Gläubigen. Diese beiden Gruppen unterscheiden sich grundsätzlich voneinander, allein die Hirten besitzen das Recht und die Autorität, die Menge zu orientieren und sie zum Ziel der Gesellschaft hinzuführen; die Pflicht der Menge aber besteht darin, sich leiten zu lassen und gehorsam den Anweisungen ihrer Führung zu folgen.“¹

Dieser Unterschied zwischen Hierarchie und Gläubigen, Regierenden und Regierten in der Kirche wird auch in mehreren Verlautbarungen des II. Vatikanischen Konzils bestätigt:

„Wie die Laien aus Gottes Herablassung Christus zum Bruder haben, so haben sie auch die geweihten Amtsträger zu Brüdern, die in Christi Autorität die Familie Gottes durch Lehre, Heiligung und Leitung weiden“ (Lumen Gentium, 32).

„Die Laien sollen wie alle Gläubigen das, was die geweihten Hirten in Stellvertretung Christi als Lehrer und Leiter in der Kirche festsetzen, in christlichem Gehorsam bereitwillig aufnehmen“ (Lumen Gentium, 37).

„Die einzelnen Bischöfe, denen die Sorge für eine Teilkirche anvertraut ist, weiden unter der Autorität des Papstes als deren eigentliche, ordentliche und unmittelbare Hirten ihre Schafe im Namen des Herrn, indem sie ihre Aufgabe zu lehren, zu heiligen und zu leiten an ihnen ausüben“ (Christus Dominus, 11).²

Die Geistlichen haben vor allem den erhabenen, spezifisch religiösen Auftrag, durch die Ausübung ihres heiligen Amtes für die Rettung und Heiligung der Seelen Sorge zu tragen. Diese Sendung bringt in der weltlichen Gesellschaft eine höchst segensreiche Wirkung hervor – so ist es immer schon gewesen und so wird es wohl auch bis zum Ende der Zeiten bleiben. Heiligung der Seelen bedeutet, daß die Seelen von den Grundsätzen der christlichen Moral durchdrungen und zur Einhaltung des göttlichen Gesetzes angehalten werden. Nun ist aber ein Volk, das sich dem Einfluß der Kirche gegenüber empfänglich zeigt, *ipso facto* auf ideale Weise dazu bestimmt, sein zeitliches Handeln so zu ordnen, daß es sicher zu einem hohen Grad an Vortrefflichkeit, Wirksamkeit und Erfolg führt.

Vom heiligen Augustinus stammt das berühmte Bild von einer Gesellschaft, die sich nur aus guten Katholiken zusammensetzt. Man stelle sich einmal vor, meint er, *„ein Heer, das nur aus Soldaten besteht, die nach der Lehre Jesu ausgebildet sind, ebenso Amtspersonen, Ehemänner, Ehefrauen, Eltern, Kinder, Herren, Knechte, Könige, Richter, Steuerzahler und Steuereinzieher; wie sie die christliche Lehre will! Da sollen es [die Heiden] noch wagen zu behaupten, daß diese Lehre den Interessen des Staates entgegensteht! Im Gegenteil, sie müssen ohne Zögern zugeben, daß sie, wenn sie getreulich eingehalten wird, ein großer Schutz für den Staat ist.“³*

Unter diesem Blickwinkel war es Aufgabe des Klerus, die eigentlichen moralischen Grundlagen der vollkommenen, das heißt der christlichen Zivilisation zu schaffen und ihre Festigkeit zu erhalten. So war es ganz natürlich, daß auch die Erziehung, die Dienste der Fürsorge und Nächstenliebe zu den Aufgaben der Kirche gerechnet wurden, die so ohne Be-

1) *Acta Sanctae Sedis*, Rom, 1906, Bd. XXXIX, S. 8f.

2) *Sacrosanctum Oecumenicum Concilium Vaticanum II, Constitutiones, Decreta, Declarationes*, Typis Polyglottis Vaticanis, 1974, S. 154, 162, 285.

3) *Epistola 138 ad Marcellinum*, Kap. II, Nr. 15, *Opera Omnia*, Bd. II, Migne, Sp. 532.



Das Zweite Vatikanische Konzil bestätigte die Unterscheidung zwischen der lehrenden und der hörenden Kirche (*Ecclesia docens, Ecclesia discens*), worauf in zahlreichen Dokumenten des kirchlichen Lehramtes hingewiesen wird. Der Hierarchie gebührt es, „zu lehren, zu heiligen und zu regieren“. (vgl. *Christus Dominus*, 11)



Krönung Josephs II. im Bartholomäusdom in Frankfurt, Johann Dallinger von Dalling, Kunsthistorisches Museum, Wien

lastung der Staatskassen jene Dienstleistungen ausführte, die in den laizistischen Staaten von heute den Ministerien der Erziehung und der Gesundheit zugeordnet sind.

So ist es verständlich, daß die Geistlichkeit infolge des übernatürlichen, heiligen Charakters ihres geistigen Auftrages sowie wegen des grundlegenden, wesentlichen Inhalts der Auswirkungen dieses Auftrages - wenn er auf rechte Weise in der weltlichen Gesellschaft ausgeübt wird - als die erste Klasse in der Gesellschaft angesehen wurde.

Andererseits spielt der Klerus, der zur Ausübung seiner hohen Sendung von keiner weltlichen Gewalt abhängt, eine aktive Rolle bei der Herausbildung des Geistes und der Denkweise einer Nation. Zwischen Klerus und Nation besteht normalerweise ein auf Verständnis, Vertrauen und Zuneigung beruhender Austausch, der dem Klerus einzigartige Möglichkeiten eröffnet, die Bedürfnisse, die Sorgen, die Leiden, kurzum alle Belange der Volksseele kennenzulernen. Doch nicht allein die Belange der Seele, sondern auch die Aspekte des weltlichen Lebens sind mit der Geistlichkeit untrennbar verbunden. Darum ist es für den Staat so wichtig, die Stimme des Klerus zu hören und ihn an den nationalen Entscheidungen teilhaben zu lassen, denn so bietet sich ihm eine wertvolle Chance, den Pulsschlag der Nation zu fühlen.

Ogleich der Auftrag des Klerus nicht im politischen Bereich zu suchen ist, dürfte es also durchaus verständlich sein, daß Geistliche im Laufe der Geschichte oft der Staatsgewalt als geachtete Berater zur Seite standen und wertvolle Beiträge zur Erstellung gewisser Gesetzesvorlagen und Regierungsorientierungen geleistet haben.

Die Beziehungen zwischen Klerus und Staatsgewalt beschränken sich jedoch keinesfalls auf diese Art von Zusammenarbeit.

Die Geistlichkeit setzt sich nicht aus Engeln zusammen, die im Himmel leben, es handelt sich vielmehr um Menschen, die als Diener Gottes konkret auf dieser Erde leben und handeln. Unter diesem Blickwinkel ist auch der Klerus Teil der Bevölkerung eines Landes. Als solcher haben seine Mitglieder besondere Rechte und Pflichten. Der Schutz dieser Rechte und die rechte Erfüllung dieser Pflichten ist von größter Wichtigkeit für diese beiden vollkommenen Gesellschaften, d. h. für die Kirche und den Staat. Beredt bringen dies die Worte Papst Leo XIII. in der Enzyklika *Immortale Dei* zum Ausdruck.¹

Dies alles zeigt, daß sich der Klerus als eine genau umrissene Klasse von den übrigen Mitgliedern einer Nation unterscheidet; da er aber ein lebendiger Teil des Ganzen ist, stehen ihm auch Stimme und Mitspracherecht in den öffentlichen Angelegenheiten des Landes zu.²

1) „Es gab eine Zeit, in der die Philosophie des Evangeliums die Staaten regierte. In dieser Epoche durchdrangen der Einfluß der christlichen Weisheit und ihre göttliche Kraft die Gesetze, die Einrichtungen, die Sitten der Völker, alle Kategorien und Beziehungen der bürgerlichen Gesellschaft. Dank der Gunst der Fürsten und des legitimen Schutzes der Amtspersonen blühte damals überall die von Christus gegründete Religion und erhielt die ihr zustehende Anerkennung. Zwischen Priestertum und Kaisertum herrschte ein glückliches Einvernehmen im Dienste freundschaftlicher Gegenseitigkeit. Auf diese Weise organisiert, trug die bürgerliche Gesellschaft unerwartet reiche Früchte, und die Erinnerung an sie lebt fort und wird in den zahllosen Zeugnissen weiterleben, die kein Manöver ihrer Gegner jemals verderben oder verdunkeln kann“ (*Acta Sanctae Sedis*, Typis Polyglottae Officinae, Rom, 1885, Bd. XVIII, S. 169).

2) Ein weiterer Aspekt dieser legitimen Beteiligung des Klerus am öffentlichen Leben eines Landes beruhte in der Zeit des Lehnswesens auf dem Vorhandensein von Bistümern und Abteien, deren Vorsteher *ipso facto* gleichzeitig die Lehnsträger der jeweiligen Gebiete waren. So waren etwa der Kurfürst von Köln oder der Fürstbischof von Genf als Bischöfe automatisch auch die Fürsten von Köln oder Genf, unabhängig davon, ob sie vom Adel waren oder aus dem Volke stammten. Einer der letzten dieser Fürstbischöfe war der große Kirchenlehrer, der heilige Franz von Sales. Neben den Fürstbischöfen gab es auch kirchliche Würdenträger mit geringeren Adelstiteln. So waren etwa in Braga (Portugal) die Erzbischöfe gleichzeitig die Herren der Stadt, und die Bischöfe von Coimbra wurden *ipso facto* zu Grafen von Arganil (seit dem 36. Bischof der Stadt, Msgr. João Galvão, der diesen Titel 1472 von König Alfons V. erhalten hatte), weshalb sie denn auch stets den Titel eines Grafenbischofs von Coimbra trugen.

Nach dem Klerus folgte als zweite Klasse der Adel. Dieser war vor allem militärischer und kriegerischer Natur. Ihm war die Verteidigung des Landes gegen ausländische Angreifer, aber auch die Verteidigung der politischen und der gesellschaftlichen Ordnung im Innern anvertraut. Außerdem übten die Lehnsherren in ihrem jeweiligen Gebiet ohne Unkosten für die Krone Aufgaben aus, die heute etwa mit den Zuständigkeiten der Landräte, Richter und Polizeikommissare zu vergleichen wären.

Man sieht also, daß diesen beiden Klassen im Grunde die Sorge für das Gemeinwohl anvertraut war. Zum Ausgleich für ihre wichtigen, spezifischen Aufgaben standen ihnen entsprechende Ehren und Vorteile zu. Dazu zählte auch die Befreiung von Steuerzahlungen.

Das Volk hinwieder war die Klasse, der besonders die produktive Arbeit oblag. Zu den Privilegien des Volkes gehörte es, sich am Krieg viel weniger beteiligen zu müssen als der Adel und fast immer das ausschließliche Recht auf die Ausübung der einträglicheren Berufe in Handel und im Handwerk zu haben. Die Menschen aus dem Volk hatten normalerweise auch keinen besonderen Verpflichtungen gegenüber dem Staat nachzukommen. Für das Gemeinwohl arbeiteten sie nur in dem Maße, in dem es ihren legitimen persönlichen und familiären Interessen nutzte. Daher standen dieser Klasse auch keine besonderen Ehren zu, sie mußte vielmehr die Last der Steuern tragen.

„Klerus, Adel und Volk“. Diese Dreiheit erinnert natürlich an die repräsentativen Versammlungen, die für das Funktionieren vieler Monarchien des Mittelalters und des Ancien Régime kennzeichnend sind: die Cortes (Ständeversammlungen) in Portugal und Spanien, die Generalstaaten in Frankreich, das Parlament in England usw.

Diese Versammlungen stellten eine rechtsgültige Vertretung der Nation dar, denn sie gaben getreulich die gesellschaftliche Gliederung wider.

Während der Aufklärung begannen andere politische und soziale Anschauungen maßgebliche Bereiche in den Ländern Europas für sich einzunehmen. Unter der Einwirkung eines falsch verstandenen Freiheitsbegriffes bewegte sich der alte Kontinent auf die Zerstörung der Zwischenglieder, die völlige Laisierung des Staates und der Nation sowie auf die Bildung unorganischer Gesellschaften zu, die sich allein an einem quantitativen Kriterium ausrichteten: an der Zahl der Stimmen.

Dieser Wandel, der sich von den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts bis in unsere Tage erstreckt, begünstigte auf gefährliche Weise die Verkümmern des Volkes zur Masse, worauf Papst Pius XII. in weiser Erkenntnis hinweist.

2. Die Auflösung der mittelalterlichen Ordnung in der Neuzeit

Wie bereits in Kapitel II erklärt wurde, hat sich diese gesellschaftliche Struktur, die auch Politik, Soziales und Wirtschaft umfaßte, im Laufe der Neuzeit (16. bis 19. Jahrhundert) aufgelöst. Seither neigen die aufeinander folgenden politischen und sozioökonomischen Veränderungen dahin, alle Klassen durcheinanderzubringen und Klerus und Adel das Recht auf einen juristischen Sonderstatus abzuspochen. Die betroffenen Klassen dürfen dieser Lage gegenüber nicht kleinmütig die Augen verschließen, denn eine solche Haltung wäre wahrer Geistlicher und Adeltiger unwürdig.

Papst Pius XII. beschreibt diesen Zustand in einer seiner mustergültigen Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom mit beeindruckender Genauigkeit:

„Richtet Euren Blick zunächst ohne Furcht und Zagen auf die Realität unserer Zeit. Es scheint Uns überflüssig, Euch nochmals ins Gedächtnis zu rufen, was bereits vor drei Jahren der Gegenstand Unserer Betrachtungen war. Es kommt Uns sinnlos vor und Euer auch

nicht würdig, es Euch mit klugen Beschönigungen zu verschleiern, zumal nachdem die Worte Eures beredten Sprechers ein so eindeutiges Bekenntnis Eurer Anhänglichkeit an die Soziallehre der Kirche zum Ausdruck gebracht haben und die Pflichten, die sich daraus ergeben. Die neue italienische Verfassung erkennt Euch als sozialem Stand im Staate und im Volk keinerlei besonderen Auftrag mehr zu, kein Attribut mehr und kein Privileg.“¹

Diese Lage ist nach den Worten des Papstes das Ergebnis einer langen Kette von Ereignissen, die den Eindruck eines „Schicksalsschrittes“ wecken.²

Angesichts der „ganz neuen Lebensformen“³, die jetzt entstehen, dürfen sich die Mitglieder des Adels und der traditionellen Eliten nicht der unnützen Klage hingeben oder die Wirklichkeit einfach außer acht lassen, sie müssen im Gegenteil klar und deutlich dazu Stellung nehmen. Es ist dies die Haltung von tapferen Menschen: „Die Mittelmäßigen machen im Unglück nur ein schmollendes Gesicht, die überlegenen Geister verstehen es, nach einem klassischen Wort, aber hier in einem etwas höheren Sinne, ‚beaux joueurs‘ [gute Verlierer] zu sein und unerschütterter ihre vornehme, heitere Haltung zu bewahren.“⁴

3. Der Adel muß sich in dem grundlegend veränderten gesellschaftlichen Rahmen der heutigen Welt als leitende Klasse behaupten

Worin besteht aber konkret diese objektive, mannhafte Anerkennung von Lebensumständen, von denen man „halten kann, was man will“⁵, denen man also keineswegs zuzustimmen braucht, die jedoch eine greifbare Wirklichkeit bilden, in der man gezwungen ist, zu leben?

Haben Adel und traditionelle Eliten ihren Daseinszweck verloren? Sollen sie mit ihren Traditionen und mit ihrer Vergangenheit brechen? Mit einem Wort: Sollen sie sich im gemeinen Volk auflösen, sich mit diesem vermengen, und damit all das auslöschen, was die adeligen Familien an hohen Tugend-, Kultur-, Stil- und Erziehungswerten bewahren?

Eine oberflächliche Lektüre der Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom aus dem Jahre 1952 könnte zu einer bejahenden Antwort führen. Doch stände eine derartige Antwort wohlgernekt in offenem Gegensatz zu dem, was ähnliche Ansprachen aus den vorausgegangenen Jahren sowie Ausschnitte aus mehr als einer Ansprache der Nachfolger Papst Pius' XII. lehren.

Diese scheinbare Unstimmigkeit rührt vor allem aus den oben angeführten Ausschnitten sowie aus anderen noch zu zitierenden Stellen her.⁶

Das ist jedoch nicht die in der Ansprache von 1952 selbst zum Ausdruck gebrachte Vorstellung des Papstes. Nach seinem Dafürhalten sollen die traditionellen Eliten weiter bestehen bleiben und eine hohe Sendung erfüllen: „Es kann wohl sein, daß der eine oder andere Punkt bei der gegenwärtigen Lage der Dinge Euch mißfällt. Aber aus Interesse und aus Liebe für das Gemeinwohl, für die Rettung der christlichen Kultur in der Krise, die weit entfernt ist von einer Entspannung, die vielmehr immer noch anzuwachsen scheint, haltet stand in der

1) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1952, S. 457; vgl. auch Kap. II,1.

2) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1952, S. 457.

3) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1952, S. 457

4) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1952, S. 457f.

5) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1952, S. 457

6) Vgl. Kap. VI, 3 a.

*Bresche, in der vordersten Verteidigungslinie. Eure besonderen Vorzüge können dort auch heute die beste Verwendung finden. Eure Namen, die den großen Klang der Tradition fernster Vergangenheit in der Geschichte der Kirche und der menschlichen Gesellschaft tragen, rufen die Gestalten großer Männer ins Gedächtnis und wecken in Eurer Seele das Echo der Pflicht, ihrer würdig zu sein.*¹

Dies kommt jedoch noch deutlicher in einer teilweise bereits zitierten Stelle der Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom aus dem Jahre 1958 zum Ausdruck:²

*„Ihr, die Ihr zu jedem Jahresbeginn es nicht versäumt, Uns aufzusuchen, werdet Euch sicher an die Eindringlichkeit erinnern, mit der Wir bemüht waren, Euch den Weg in die Zukunft zu weisen. Einen Weg, der sich damals schon als ein schwieriger Gang zeigte, in Anbetracht der folgenschweren Umwälzungen und der großen Veränderungen, welche die Welt bedrohten. Im besonderen werdet Ihr Eure Kinder und Enkel daran erinnern, wie der Papst Eurer Kindheit und Jugend es nie unterlassen hat, Euch darauf hinzuweisen, welche neue Aufgaben die neuen Zeitumstände dem Adel auferlegen werden. Jener Papst, der Euch vielmehr oft erklärt hat, daß fruchtbare Arbeit der sicherste und würdigste Titel dafür ist, um Euch einen dauerhaften Platz unter den Führern der Gesellschaft zu sichern. Daß die gesellschaftlichen Unterschiede, die Euch nicht nur aus der Masse hervorheben, sondern Euch auch besondere Pflichten zum Wohle der Allgemeinheit auferlegen. Daß die obersten Gesellschaftsklassen dem Volke große Vorteile, aber auch schweren Schaden bringen können. Daß die Veränderung der Lebensbedingungen sich, wo auch immer, doch den Traditionen anpassen können, welche die Patrizierfamilien bewahren.“*³

Es ist also keineswegs der Wunsch des Papstes, daß der Adel aus dem zutiefst veränderten gesellschaftlichen Kontext unserer Tage verschwindet. Im Gegenteil lädt er die Mitglieder des Adels ein, alle Anstrengungen zu unternehmen, die notwendig sind, auch im weiten Rahmen der Gesellschaftsgruppen, welche die heutige Welt zu leiten haben, seinen führenden Platz in der Gesellschaft beizubehalten. Diesen Wunsch versteht er aber mit einer besonderen Nuance und zwar sollte das Verbleiben des Adels unter den leitenden Gesellschaftsschichten traditionelle Bedeutung haben. Der Adel muß der Gesellschaft den Wert eines Fortbestehens (ihrer Identität) und den Sinn von „*Fortdauer*“ deutlich machen.

Das bedeutet, daß es um die Treue zu einem der grundlegenden Prinzipien des Adels vergangener Jahrhunderte geht, nämlich um die Wechselbeziehung zwischen den „*gesellschaftlichen Unterschieden*“, die den Adel „*hervorhob*“ und den „*besonderen Pflichten zum Wohle der Allgemeinheit*“.

Somit kann „*die Veränderung der Lebensbedingungen sich, wo auch immer, doch den Traditionen anpassen, welche die Patrizierfamilien bewahren*“.

Papst Pius XII. besteht auf der Beibehaltung des Adels in der Welt nach dem Krieg, allerdings unter der Voraussetzung, daß er sich wahrhaft durch jene moralischen Qualitäten auszeichnet, die für ihn charakteristisch sind: „*Oftmals, mit Bezug auf die Zeitumstände, haben Wir Euch dazu aufgefordert, an der Heilung der Wunden, die der Krieg geschlagen hat, mitzuwirken; mitzuwirken bei der Wiederherstellung des Friedens, bei der Neugeburt des nationalen Lebens, aber Euch fernzuhalten von der inneren ‚Auswanderung‘ oder Verweigerung. Das deshalb, weil auch in der neuen Gesellschaftsordnung weite*

1) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1952, S. 459.

2) Vgl. Kap. I, 6.

3) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1958, S. 708.

Spielräume für Euch reserviert sind, wenn Ihr Euch tatsächlich als Elite und optimates (die Besten) erweist. Das heißt, hervorragend durch seelische Ausgeglichenheit, durch schnelles Zupacken und durch großzügige Anteilnahme.“¹

4. Kritische Anpassung an die moderne Welt läßt den Adel nicht in der allgemeinen Gleichmacherei aufgehen

Nach diesen Erwägungen bedeutet die Anpassung an die moderne Welt, die sich weitaus egalitärer erweist als Europa vor dem 2. Weltkrieg, keineswegs, daß der Adel sich selbst und seine Traditionen aufgeben und in der allgemeinen Gleichmacherei aufgehen muß. Sie besagt vielmehr, daß er sich mutig als Bewahrer einer Vergangenheit verstehen soll, die sich von unvergänglichen Grundsätzen leiten ließ, unter denen der Papst an erster Stelle die Treue zum „**christlichen Ideal**“ hervorhebt: *„Ihr werdet Euch auch an Unsere Aufforderung erinnern, Niedergeschlagenheit und Kleinmut wegen der Veränderungen in den Zeitumständen zu verbannen und an Unsere Ermahnungen, Euch mutig den neuen Umständen anzupassen, denken. Das alles, mit festem Blick auf das christliche Ideal, den wahren und unvergänglichen Nachweis echten Adels.“²*

Darin besteht also die „**mutige Anpassung**“, die der Adel angesichts „**der Veränderungen in den Zeitumständen**“ durchführen muß.

Der Adel soll also keineswegs auf den von den Vorfahren geerbten Ruhm verzichten, sondern ihn in den jeweiligen Geschlechtern bewahren. Außerdem soll er für das Allgemeinwohl wirken und dabei den „**wertvollen Beitrag**“ leisten, den er „**geben kann**“: *„Und wozu wohl, geliebte Söhne und Töchter, haben Wir Euch diese Ratschläge und diese Empfehlungen gegeben, wenn nicht, um Euch vor Enttäuschungen und Bitterkeit zu bewahren und um der Gesellschaft, zu der Ihr gehört, den wertvollen Beitrag, den Ihr geben könnt, zu erhalten.“³*

5. Um den Hoffnungen zu entsprechen, die auf ihn gesetzt werden, muß sich der Adel mit den Talenten hervortun, die ihm eigen sind

Nachdem er noch einmal – und mit Recht! – die Bedeutung der Treue des Adels zur katholischen Moral hervorgehoben hat, entwirft Papst Pius XII. ein faszinierendes Bild von den Eigenschaften, die der Adel an den Tag zu legen hat, um den Erwartungen zu entsprechen, die er auf ihn setzt. Für die vorliegende Studie ist es besonders wichtig festzustellen, daß diese Tugenden im Adel als „**Frucht langer Familientraditionen**“, die offensichtlich erblicher Natur sind, aufleuchten sollen. Und daß sie mit dieser Nuance eine „**Eigenart**“, eine Besonderheit der adeligen Klasse darstellen:

„Vielleicht aber fragt Ihr Uns, was Ihr Greifbares tun müßt, um dieses hohe Ziel zu erreichen?“

„Vor allem müßt Ihr auf einem untadeligen religiösen und moralischen Verhalten beharren, besonders in Eurem Familienleben, und einer gesunden Strenge in der Lebensführung. Verhaltet Euch so, daß die anderen Klassen den Schatz an Tugenden

1) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1958, S. 708.

2) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1958, S. 708

3) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1958, S. 708f.

und Gaben bemerken, welche die Früchte der langen Tradition Eurer Familien sind. Zu diesen Früchten gehören die unerschütterliche Kraft Eures Geistes, die treue Hingabe an die edelsten Dinge, zartfühlendes Mitleid und Hilfsbereitschaft den Schwachen und Armen gegenüber. Kluges und feinsinniges Vorgehen in schwierigen und schwerwiegenden Angelegenheiten, jenes persönliche Ansehen, das in den vornehmen Familien ja fast erblich ist, womit man zu überzeugen vermag, ohne zu bedrängen, zu führen, ohne zu zwingen, zu erobern, ohne die Gefühle des Anderen zu verletzen oder zu demütigen und das sogar bei Gegnern und Rivalen. Der Einsatz dieser edlen Gaben und die Ausübung religiöser und ziviler Tugenden sind die überzeugende Antwort auf Vorurteile und Mißtrauen. Sie beweisen höchste geistige Lebenskraft, welche die Ursache äußerer Stärke und fruchtbringender Arbeit ist.“¹

Hier zeigt der Papst seinen erlauchten Zuhörern die angemessene Art und Weise, den Schmähungen des vulgären Egalitarismus unserer Tage zu begegnen, der sich gegen das Überleben der adeligen Klasse ausspricht.

6. Selbst wer den überkommenen Lebensformen gegenüber Verachtung an den Tag legt, ist vor dem Glanz des Adels nicht völlig gefeit

Papst Pius XII. hebt die „*Kraft und Fruchtbarkeit der Werke*“ als „*charakteristische Eigenschaften der echten Aristokratie*“ hervor, und er fordert den Adel auf, derartige Eigenschaften für das Gemeinwohl einzusetzen:

„Kraft und Fruchtbarkeit der Werke! Das sind zwei Eigenschaften der echten Aristokratie. Deren heraldische Symbole sind, in Bronze gegossen und in Marmor gehauen, unvergängliche Zeugnisse, weil sie sichtbare Spuren der politischen und kulturellen Geschichte vieler ruhmreicher europäischer Städte sind. Es ist wohl wahr, daß die moderne Gesellschaft nicht den Brauch hat, in erster Linie von Euch den richtigen Hinweis beim Beginn von Unternehmungen und zur Meisterung von Geschehnissen zu erwarten. Trotzdem weist auch sie die Mitwirkung Eurer hohen Talente nicht zurück. Das ist so, weil eine urteilsfähige Gruppe dieser Gesellschaft gerechtfertigte Hochachtung vor den Traditionen bewahrt hat und den Wert des hohen Ansehens schätzt, soweit dieses begründet ist. Auch der andere Teil der Gesellschaft, der Gleichgültigkeit oder sogar Verachtung den uralten Lebensformen gegenüber zeigt, ist doch nicht ganz unempfindlich für den Reiz gesellschaftlichen Glanzes. Das geht ja soweit, daß man sich bemüht, eine Art neuer Aristokratie zu schaffen, einige Formen davon beachtlich, andere jedoch nur auf Eitelkeit basierend. Auf Eitelkeit und Nichtigkeiten, die sich lediglich dadurch auszeichnen, daß sie einige dekadente Elemente der alten Einrichtungen übernehmen.“²

In diesem Abschnitt seiner Rede scheint Papst Pius XII. einen möglichen Einwand zurückzuweisen, der von Aristokraten kommen könnte, die angesichts des Egalitarismus, der sich schon damals über die moderne Welt erstreckte, verdrossen den Mut sinken ließen. Diese Art von Aristokraten könnten vorgeben, daß die moderne Welt den Adel verachtet und seine Mitarbeit ablehnt.

Hierzu gibt der Papst zu bedenken, daß es in der modernen Gesellschaft zwei Tendenzen gegenüber dem Adel zu unterscheiden gilt: „ ... *eine urteilsfähige Gruppe dieser*

1) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1958, S. 709.

2) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1958, S. 709

„Vor allem müßt ihr auf einem untadeligen religiösen und moralischen Verhalten beharren, besonders in Eurem Familienleben, und einer gesunden Strenge in der Lebensführung. Verhaltet Euch so, daß die anderen Klassen den Schatz an Tugenden und Gaben bemerken, welche die Früchte der langen Tradition Eurer Familien sind.“

Papst Pius XII., 1958



Die hohen Werte der Tugend, der Kultur, des Stils und der Erziehung, die viele Adelsgeschlechter auszeichneten, haben im Laufe der Jahrhunderte bedeutende Früchte des Heldentums und der Heiligkeit hervorgebracht. Noch vor kurzer Zeit erlebte Portugal mit Freude die Heiligsprechung der Gräfin Maria Droste zu Vischering, welche die letzten Jahre ihres Lebens als Ordensschwester des Guten Hirten in Porto verbrachte. Dort starb sie am 8. Juni 1899.

Bilder unten: Maria als Ordensschwester und die Familie des Grafen Droste zu Vischering (Maria ist die zweite von links)

Bild oben: Schloß Darfeld bei Münster, Wohnsitz dieser alten und berühmten katholischen Familie, die sich seit 1271 durch bedeutende Dienste an Kirche und Reich auszeichnete



Gesellschaft gerechtfertigte Hochachtung vor den Traditionen bewahrt hat und den Wert des hohen Ansehens schätzt, soweit dieses begründet ist“, und „... weist auch sie nicht die Mitwirkung Eurer hohen Talente zurück.“ Eine andere Tendenz in der Gesellschaft, die sich dadurch auszeichnet, daß sie „*Gleichgültigkeit oder sogar Verachtung den uralten Lebensformen gegenüber*“ an den Tag legt, ist „*doch nicht ganz unempfindlich für den Reiz gesellschaftlichen Glanzes.*“ An dieser Stelle erwähnt dann Papst Pius XII. einige ausdrucksvolle Hinweise auf diese Einstellung.

7. Die besonderen Tugenden und Vorzüge der Adelligen kommen in den von ihnen ausgeführten Tätigkeiten zum Ausdruck

Der Papst fährt dann fort: „*Es ist klar, daß sich die Kraft und Fruchtbarkeit der Werke heute nicht immer in veralteten Formen ausdrücken können. Das heißt aber nicht, daß Eure Einsatzmöglichkeiten eingeschränkt worden sind. Im Gegenteil, diese Möglichkeiten bestehen heute bei der Gesamtheit aller Berufe und Ämter. Alle beruflichen Einsatzmöglichkeiten stehen Euch offen, auf allen Gebieten könnt Ihr Euch nützlich und bedeutend machen: in der öffentlichen Verwaltung, in der Regierung, auf wissenschaftlichem Gebiet, in der Kulturarbeit, der Industrie und dem Handel.*“¹

In diesem Abschnitt seiner Rede nimmt der Papst auf die Tatsache Bezug, daß unter dem politischen und sozioökonomischen Regime vor der Französischen Revolution bestimmte Berufe im allgemeinen nicht von Adelligen ausgeübt wurden, weil sie für den Adel als zu gering angesehen wurden. Die Ausübung solcher Berufe führte in manchen Fällen sogar zum Verlust des Adelstitels. Hier wäre etwa die Tätigkeit im Handel zu erwähnen, die vielerorts fast ausnahmslos dem Bürgertum und dem gemeinen Volk vorbehalten war.

Im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts fielen diese Einschränkungen jedoch langsam weg, und in unseren Tagen sind sie gar völlig verschwunden.

Papst Pius XII. scheint in diesem Abschnitt auch die Wirren vor Augen zu haben, welche die beiden Weltkriege mit sich gebracht haben, denn diese haben dieses Jahrhundert zutiefst mitgeprägt, vor allem auch, indem sie einer beträchtlichen Anzahl adeliger Geschlechter den wirtschaftlichen Ruin gebracht haben, so daß sich nun mancher Adelige gezwungen sieht, untergeordnete Tätigkeiten auszuüben, welche traditionell weder dem Adel noch dem oberen und mittleren Bürgertum zustehen. Bei einigen Adelligen kann man sogar von einer Proletarisierung sprechen.

Angesichts dieser harten Wirklichkeit spornt Papst Pius XII. diese Familien an, sich nicht von der Anonymität einholen zu lassen, sondern der überkommenen Tugenden eingedenk zu sein, diese mit „*Kraft und Fruchtbarkeit*“ zu üben und damit jeder Art von Arbeit, der sie freiwillig nachgehen oder die sie infolge widriger Umstände auszuüben gezwungen sind, eine spezifisch adelige Note zu verleihen. Auf diese Weise würden sie selbst in der mißlichsten Lage noch für den Adel Verständnis und Respekt wecken.

1) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1958, S. 709s.

8. Ein hehres Beispiel: das Ehepaar aus königlichem Geschlecht, in dessen Heim der Gottmensch geboren wurde und lebte

In dieser Unterweisung, in der der heilige Vater als Beispiel Aufgaben in der öffentlichen Verwaltung und andere, normalerweise vom Bürgertum wahrgenommene Beschäftigungen anführt, erinnert er auch an das Ehepaar aus dem königlichen Geschlechte Davids, in dessen sowohl fürstlichem als auch handwerklichen Heim der Mensch gewordene Gott zur Welt kam und dreißig Jahre lang lebte.¹

Eine vergleichbare Überlegung ist auch in der Ansprache Papst Pius' XII. an die Nobelgarde aus dem Jahre 1939 zu finden: „*Adelige ward Ihr, noch bevor Ihr Gott und Seinem Stellvertreter unter der weiß-goldenen Standarte gedient habt. Die Kirche, in deren Augen die menschliche Gesellschaft grundsätzlich auf der - wenn auch noch so bescheidenen - Familie beruht, unterschätzt keineswegs den Schatz des erblichen Adels. Man kann sogar behaupten, daß selbst Jesus Christus diesen nicht gering geschätzt hat: Der Mann, dem die Aufgabe anvertraut war, Seine anbetungswürdige Menschheit und Seine jungfräuliche Mutter zu schützen, stammte aus königlichem Geschlecht: ‚Joseph, aus dem Hause Davids‘ (Lk 1,27). Aus diesem Grunde hat auch Unser Vorgänger Papst Leo XII. in seinem Brevet zur Reform des Corps vom 17.2.1824 bescheinigt, daß die Nobelgarde ‚dazu bestimmt ist, in unmittelbarer Nähe Unserer Person selbst Dienst zu leisten, und ein Corps bildet, das sowohl wegen des Zwecks, zu dem es geschaffen wurde, als auch auf Grund der das Corps bildenden Individuen die erste und ehrbarste Truppe unseres Fürstentums ist.‘*“²

9. Die höchste soziale Funktion des Adels: die Wahrung, die Verteidigung und die Verbreitung der christlichen Lehre, die in den edlen Traditionen enthalten ist, die den Adel auszeichnen

1958 weist Papst Pius XII. in seiner Ansprache auf die Pflicht hin, gegen den modernen Sittenverfall moralischen Widerstand zu leisten; er sieht darin eine generelle Aufgabe der „*hochgestellten Klassen, darunter Eure*“ und meint damit das Patriziat und den Adel von Rom: „*Schließlich wünschen Wir, daß Euer Einfluß in der Gesellschaft Euch vor einer Gefahr beschützt, die kennzeichnend für die moderne Zeit ist. Es ist bekannt, daß die Gesellschaft Fortschritte macht, wenn die Tugenden einer ihrer Klassen sich unter den anderen Klassen verbreitet. Ebenso ist es bekannt, daß das Niveau der Gesellschaft absinkt, wenn sich die Laster und Unsitten eines Teiles der Gemeinschaft auf die anderen Teile ausdehnen. Der Schwäche der menschlichen Natur wegen, kann man feststellen, daß sich besonders die Übel heute von Volk zu Volk und über die Kontinente ausbreiten, umso einfacher Kommunikation, Information und persönliche Kontakte geworden sind.*

Auf dem Gebiet der Moral kann das gleiche beobachtet werden wie im Gesundheitswesen. Weder Distanzen noch Grenzen können jemals einen Epidemieerreger davon abhalten, in kurzer Zeit selbst ferne Regionen zu befallen. Deshalb ist es möglich, daß die hochgestellten Klassen, darunter Eure, auf Grund ihrer vielfältigen Beziehungen und häufiger Aufenthalte in Ländern verschiedener, möglicherweise schlechterer Moral, leicht zu Überträgern von Sittenverirrungen werden könnten.“³

1) Vgl. Kap. V, 6: Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1941, S. 363.

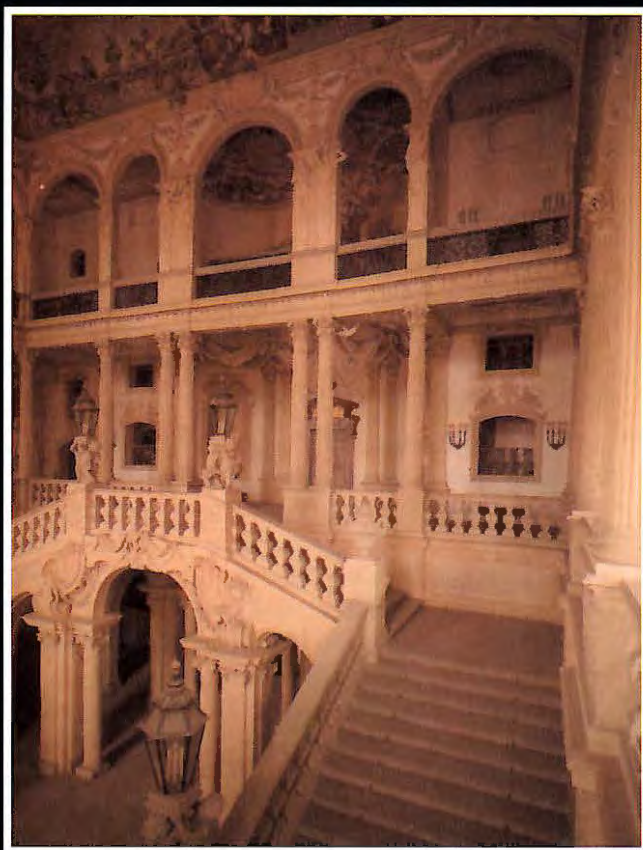
2) Ansprachen an die Nobelgarde. 1939. S. 450.

3) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom. 1958, S. 710.

Schloß Weißenstein bei Pommersfelden in Franken, das der Kurfürst von Mainz, Erzkanzler des Reiches und Fürstbischof von Bamberg Lothar Franz von Schönborn 1711-1718 erbauen ließ.

Rechts: Das große Treppenhaus mit offenen Galerien in den Obergeschoßen

Unten: Eine schöne Seitenansicht der Fassade





„Eine Elite? Das könnt Ihr leicht sein. Ihr habt hinter Euch eine Vergangenheit von jahrhundertealten Traditionen, die grundlegende Werte für das gesunde Leben eines Volkes darstellen.“

*(Pius XII.,
Ansprache von 1946)*

Zwei Innenräume
der Burg Eltz.



Im Hinblick auf den Adel definiert der Heilige Vater die Merkmale dieser Verpflichtung genauer: Es handelt sich um eine Widerstandspflicht, der es vor allem auf dem Gebiet der Lehre nachzukommen gilt, die sich aber auch auf das Gebiet der Sitten erstreckt.

„Was Euch betrifft, sorgt dafür und seid wachsam, damit schädliche Theorien und perverse Beispiele niemals mit Eurer Zustimmung oder Eurer Sympathie rechnen können und vor allem in Euch keine willigen Träger finden oder die Gelegenheit, Infektionsherde zu bilden.“

Diese Pflicht ist Bestandteil des „großen Respekts vor den Traditionen, die Ihr besitzt und durch die Ihr Euch in der Gesellschaft auszeichnet“. Diese Traditionen bilden einen „wertvollen Schatz“, den der Adel „mitten unter dem Volk“ zu wahren hat.

„Möglicherweise ist das heutzutage die wichtigste soziale Funktion des Adels; sicherlich ist es der größte Dienst, den Ihr der Kirche und dem Vaterland erweisen könnt“, behauptet der Papst.¹

Der Adel kann den Glanz vergangener Jahrhunderte, der noch heute von ihm ausgeht und ihn hervorhebt, kaum besser verwenden, als die christliche Lehre, die in den Traditionen enthalten ist, die den Adel auszeichnen, zu wahren, zu verteidigen und zu verbreiten.²

10. Die Pflicht des Adels: sich nicht in der Anonymität aufzulösen, sondern dem Hauch des modernen Egalitarismus zu widerstehen

Papst Pius XII. besteht in väterlicher Gesinnung darauf, daß der Adel sich nicht in der Anonymität auflösen lassen soll, in die ihn die Gleichgültigkeit und feindliche Haltung vieler im rohen Hauch des modernen Egalitarismus stoßen möchte. Und darum überträgt er ihm noch eine andere, ebenfalls weitreichende Funktion: Die wirksame Gegenwart der vom Adel gepflegten und ausgestrahlten Traditionen soll dazu beitragen, die den verschiedenen Völkern eigenen Werte vor einem entstellenden Kosmopolitismus zu bewahren.

„Übt also die Tugenden und setzt zum Wohle der Allgemeinheit die Gaben Eures Standes ein, zeichnet Euch im Berufsleben und bei allem, was Ihr beginnt, aus und schützt die Nation vor schädlichen, auswärtigen Einflüssen – das sind die Empfehlungen, die Wir glauben, Euch zum Jahresanfang geben zu müssen.“³

Zum Abschluß seiner bedeutenden Ansprache spricht sich der Papst noch einmal ganz besonders für die Fortdauer des Adels aus, indem er daran erinnert, daß es die ernste und ehrenvolle Aufgabe der anwesenden Kinder der Adelsgeschlechter sein wird, in Zukunft die würdigsten Traditionen des Adels fortzuführen: **„Damit der Allmächtige Eure Absichten bestärke und Unsere Gebete erhöre, die Wir darum an Ihn gerichtet haben, möge auf Euch allen, auf Euren Familien und besonders auf Euren Kindern, die Eure beste Tradition in die Zukunft tragen, Unser Apostolischer Segen ruhen.“**⁴

1) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1958, S. 710.

2) Zum Adel als einem Faktor, der den Menschen für die Ausübung der christlichen Tugenden empfänglich macht und sie fördert, sei vor allem die Lektüre der bewundernswerten Predigt des heiligen Karl Borromäus empfohlen, die in Dokumente IV, 8 abgedruckt ist.

3) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1958, S. 710f.

4) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1958, S. 711.

11. Der Adel – eine besonders distinguierte Klasse der menschlichen Gesellschaft – wird Gott besondere Rechenschaft ablegen müssen

Eine Anwendung dieser reichen, dichten Lehren auf die heutige Lage des Adels ist in der Ansprache Papst Johannes' XXIII. vom 9. Januar 1960 an das Patriziat und an den Adel von Rom zu finden (die Ausgabe der Polyglotta Vaticana enthält lediglich eine Zusammenfassung dieser Ansprache):

„Dem Heiligen Vater gefällt es hervorzuheben, daß die distinguierten Zuhörer [an die sich die Ansprache richtet] gerade das heraufbeschwören, was die menschliche Gemeinschaft in ihrer Gesamtheit ausmacht: Eine bunte Vielfalt von Elementen, die alle wie die Blumen im Sonnenlicht ihre eigene Persönlichkeit und Wirkung an den Tag legen und als solche Respekt und Hochschätzung verdienen, welche Gestalt und Perfektion sie auch haben mögen.

Der Umstand also, einer besonders distinguierten gesellschaftlichen Kategorie anzugehören, erheischt nicht nur entsprechende Berücksichtigung, sondern bedeutet gleichzeitig auch einen Appell an die Mitglieder dieser Kategorie, mehr zu geben; denn dies erwartet man von denen, die mehr erhalten haben und eines Tages Gott gegenüber dafür Rechenschaft ablegen müssen.

Wer so handelt, arbeitet aus innerster Überzeugung in wunderbarer Harmonie mit dem Reich unseres Herrn zusammen. Er hat auch die Überzeugung, das, was in der Geschichte einer jeden Familie an Bedeutsamen zu finden ist, verpflichtet jedes Familienmitglied zu christlicher Brüderlichkeit und zur Ausübung besonderer Tugenden: zu süßer, milder Geduld, Reinheit der Sitten, Demut und vor allem zu Nächstenliebe. Allein auf diese Weise ist es für jeden einzelnen [der Mitglieder dieser Kategorie] möglich, zu großer, unauslöschlicher Ehre zu gelangen.

Dementsprechend werden morgen die jungen Abkömmlinge von heute ihren Eltern dankbar sein und bekunden, daß das christliche Denken ideelle Eingebung, Richtschnur ihres Verhaltens, ihrer Großzügigkeit und geistigen Schönheit war.

Dieselben Haltungen werden auch Trost im niemals ausbleibenden Unglück spenden, denn das Kreuz ist in jedem Heim zu finden, sei es im bescheidenen Häuschen eines Landarbeiters, sei es im majestätischen Palast. Es ist etwas durchaus Natürliches, daß man durch diese Schule des Schmerzes hindurch muß, in der unser Herr Jesus Christus ein unübertrefflicher Meister ist.

*Um somit die besten Haltungen der Anwesenden zu fördern, spendet der Heilige Vater jedem einzelnen sowie den jeweiligen Familien seinen Segen und ruft zugleich den Beistand Gottes auf diejenigen herab, die leiden oder sich in Not befinden. Er fügt noch den väterlichen Wunsch hinzu, nicht – wie man zu sagen pflegt – *alla giornata* [in den Tag hinein] zu leben, sondern alltäglich Gedanken und Werke im Geiste des Evangeliums zu fassen und zu bekunden, das die leuchtenden Wege der christlichen Zivilisation geprägt hat. Wer so handelt, weiß schon heute, daß sein Name dereinst mit Respekt und Bewunderung genannt werden wird.“¹*

Die besondere Rolle des heutigen Adels wird von Papst Johannes XXIII. auch in seiner Ansprache vom 10. Januar 1963 an das Patriziat und an den Adel von Rom erwähnt:

1) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1960, S. 565f.



„Der Umstand also, einer besonders distinguierten gesellschaftlichen Kategorie anzugehören, bedeutet nicht nur, daß dieser besondere Beachtung geschenkt wird, sondern auch, daß alle Angehörigen dieser Gesellschaftsschicht aufgefordert sind, mehr zu geben, wie es sich gehört für den, der mehr erhalten hat und eines Tages Gott für alles Rechenschaft ablegen wird müssen.“
(Papst Johannes XXIII., Ansprache 1960).

Papst Johannes XXIII. mit dem Patriziat und dem Adel von Rom, Januar 1963



Feierlicher Einzug von Papst Johannes XXIII. in die Basilika St. Peter zur Palmsonntagfeier. Links: Fürst Dom Aspreno Colonna, Assistent des Heiligen Stuhls, gefolgt von den Kardinälen Alfredo Ottaviani und Francis Spellman. Rechts hinter dem Schweizer Gardisten: Der Kommandant der päpstlichen Palastgarde Graf Francesco Cantuti di Castelvetri, daneben der „Esente Aiutante Maggiore“ der Nobelgarde Graf Carlo Nasalli Rocca di Corneliano. Rechts vom Tragesessel: Der Marquis von Castel Romano, Dom Giulio Sacchetti, „Foriere Maggiore“ des Papstes



Papst Johannes XXIII. mit der Nobelgarde, Ansprache 7. Januar 1959

„Dieser Vorsatz, den Euer Vertreter im Namen der anwesenden [Mitglieder des Patriziates und des Adels von Rom] zum Ausdruck gebracht hat, ist besonders ermutigend, und seine Verwirklichung wird Frieden, Freude und Segen hervorbringen.

Wer mehr erhalten hat, wer sich am meisten hervortut, findet auch die besten Bedingungen vor, gutes Beispiel zu geben; und alle haben dabei ihren Beitrag zu leisten: die Armen, die Niedrigen, die Leidenden, wie auch jene, die von Gott zahlreiche Gnaden erhalten haben und sich in Verhältnissen befinden, die eine besonders große Verantwortung mit sich bringen.“¹

1) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1963, S. 348.



Blick auf den Römerberg
in Frankfurt am Main,
rechts befindet sich das
„Steinerne Haus“,
links das Gebäude
„Großer Engel“

KAPITEL V

Eliten, natürliche Ordnung, Familie und Tradition, Aristokratische Institutionen in den Demokratien

Die Lehre von Papst Pius XII.

Nachdem wir im vorausgegangenen Kapitel die Lehre Papst Pius' XII. über die Sendung des Adels in unseren Tagen betrachtet haben, wollen wir uns nun als nächstes in die Lehre des Papstes hinsichtlich der Rolle vertiefen, die den traditionellen Eliten – und unter diesen vor allem dem Adel – bei der Wahrung der Tradition als Faktor des Fortschrittes zukommt. Damit verbunden sind auch Gedanken über die Fortdauer dieser Eliten sowie über ihre völlige Vereinbarkeit mit der wahren Demokratie.

1. Entstehung von Eliten selbst in Ländern ohne monarchistische oder aristokratische Vergangenheit

Die Entstehung traditioneller Eliten mit aristokratischem Grundton ist als eine zutiefst natürliche Entwicklung anzusehen und daher selbst in Ländern ohne monarchistische oder aristokratische Vergangenheit festzustellen: „*Wir haben gezeigt, wie auch in den Demokratien jüngsten Datums, die noch keine Spur einer feudalen Vergangenheit aufweisen können, sich kraft der Verhältnisse eine neue Art von Adel oder Aristokratie herausgebildet hat. Sie besteht in der Gemeinschaft jener Familien, die überlieferungsgemäß alle ihre Energien in den Dienst des Staates, seiner Regierung und seiner Verwaltung stellen und mit deren Treue er in jedem Augenblicke rechnen kann.*“¹

Diese treffliche Definition dessen, was das Wesen des Adels ausmacht, erinnert an die großen Geschlechter der Kolonisatoren, Pioniere und Pflanzer, die Jahrhunderte lang die Grundlagen für den Fortschritt des amerikanischen Kontinents schufen und mit dem treuen Festhalten an ihren Traditionen einen wertvollen moralischen Reichtum der Gesellschaft bilden, in der sie leben.

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1947, S. 370f.

2. Die Vererbung in den traditionellen Eliten

Es muß an dieser Stelle vor allem auf einen mit dem Bestehen traditioneller Eliten verbundenen, naturgegebenen Faktor hingewiesen werden: auf die Erblichkeit.

„Das Erbe ist eine großartige und geheimnisvolle Sache. Es bedeutet, daß in einem Geschlecht über Generationen hinweg, ein reicher Schatz materieller und geistiger Güter weitergegeben wird. Daß das gleiche äußere Erscheinungsbild und die gleiche moralische Haltung vom Vater auf den Sohn übergeht. Jedoch ist es möglich, daß die Tradition, welche die Mitglieder eines Geschlechtes über Jahrhunderte hinweg verbunden hat, eben jenes Erbe - wie Wir erwähnt haben - durch den Einfluß materieller Theorien entstellt werden kann. Man kann, man muß sogar, diese so sehr bedeutsame Tatsache in ihrem ganzen Umfang menschlicher und übernatürlicher Wahrheiten bedenken.

Sicher kann man nicht leugnen, daß bei der Weitergabe vererbbarer Eigenschaften materielle Vorgänge mitspielen. Diese Tatsache erstaunlich zu finden, hieße, die intime Verbindung zwischen unserer Seele und dem Körper zu vergessen. Ebenso, daß sogar hochgeistige Tätigkeiten weitgehend von unserem körperlichen Temperament beeinflusst werden. Deswegen weist die christliche Morallehre die Eltern auf die große Verantwortung hin, die sie in dieser Beziehung haben.

Das wertvollste aber ist das geistige Erbe. Dieses wird nicht sosehr über die geheimnisvollen Verbindungswege materieller Schöpfung weitergegeben, als vielmehr durch den dauernden Einfluß einer ausgezeichneten, familiären Umgebung. Entscheidend für das Ergebnis ist eine langsame und gründliche seelische Entwicklung in der Umgebung eines Vaterhauses, das reich an geistigen, moralischen und vor allem an christlichen Traditionen ist. Wichtig ist auch der gegenseitige Einfluß derer, die unter dem gleichen Dach wohnen, ein Einfluß, dessen wohltätige Wirkung weit über die Kinderjahre und Jugendzeit hinausgeht und bis an das Ende eines langen Lebens reicht. Auf diesem Wege entwickeln sich auserwählte Geister, die in sich selbst die Schätze eines wertvollen Erbes mit ihren eigenen Vorzügen und Lebenserfahrungen zu verbinden wissen.

Das ist jenes über alle Maßen wertvolle Erbe, welches, erleuchtet durch einen festen Glauben, belebt und erfrischt durch dauerndes und treues Leben im Geiste Christi und durch Erfüllung seiner Forderungen, die Seelen Eurer Kinder erheben, vervollkommen und bereichern wird.“¹

3. Die Eliten – Antriebskräfte des wahren Fortschrittes und Wächter der Tradition

Ein Band hält Adel und Tradition zusammen. Der erstere ist der naturgegebene Wächter der letzteren. Dem Adel als Klasse fällt in der Gesellschaft mehr als anderen die Aufgabe zu, die Verbindung lebendig zu erhalten, mit deren Hilfe die Weisheit der Vergangenheit die Gegenwart regiert, ohne sie jedoch zu lähmen.

a) Eliten - Feinde des Fortschrittes?

Revolutionäre Geister pflegen gegen den Adel und die traditionellen Eliten folgenden Einwand vorzubringen: Da sie traditionsgebunden seien, würden sie sich ständig der Ver-

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1941, S. 364. Der oben zitierte Text ist so wichtig, daß eigentlich jedes Wort hervorgehoben zu werden verdient. Um aber die Seite visuell nicht zu überfrachten, haben wir es vorgezogen, die einfache Schrift beizubehalten.

gangenheit zuwenden und dabei der Zukunft, in der der wahre Fortschritt zu suchen sei, den Rücken zukehren. Sie würden also die Gesellschaft daran hindern, sich weiterzuentwickeln.

Nun lehrt uns aber Papst Pius XII., daß es den wahren Fortschritt allein auf der Linie der Tradition gibt und daß er sich nur verwirklicht, wenn er nicht unbedingt eine Rückkehr in die Vergangenheit, aber doch ihre harmonische Weiterentwicklung bedeutet.¹ Ist nämlich erst einmal die Tradition gebrochen, sieht sich die Gesellschaft schrecklichen Risiken ausgesetzt:

„Die Ereignisse auf dieser Welt fließen dahin wie ein Strom an den Ufern der Zeit. Die Vergangenheit räumt notgedrungen den Platz, und der Weg für die Zukunft und für die Gegenwart ist nichts weiter als ein flüchtiger Augenblick, der die beiden verbindet. Das ist einfach so ein gesetzmäßiger Ablauf, an sich nichts Böses. Böse wäre es, wenn diese Gegenwart, die nur eine ruhige Welle mit Dahinfließen des Stromes der Zeit ist, sich in einen Brecher verwandelt, der alles, was auf seinem Wege liegt, wie ein Taifun oder Zyklon zerstört und mit Urgewalt vernichtend einen Graben aufwirft zwischen dem, was war, und dem, was kommen soll. Solch wilde Sprünge, welche die Geschichte in ihrem Ablauf macht, bilden das, was man eine Krise nennt, d. h. eine gefährliche Periode, die zur Erlösung oder zum endgültigen Untergang führen kann. Krisen, deren Lösung noch geheimnisvoll verhüllt, sich hinter den schwarzen Wolken der Kräfte in Aufruhr verbirgt.“²

Die Tradition erspart den Gesellschaften die Stagnation, aber auch das Chaos und den Aufruhr. Der Schutz der Tradition, auf den Papst Pius XII. an dieser Stelle anspielt, ist der spezifische Auftrag des Adels und der ihm vergleichbaren Eliten.

Dieser Aufgabe entziehen sich nicht nur die Eliten, die sich aus dem konkreten Leben zurückziehen, sondern auch diejenigen, die in das maßlose Gegenteil verfallen. Sie mißachten ihren Auftrag und lassen sich - indem sie sich von aller Vergangenheit lossagen - völlig von der Gegenwart einnehmen.

Kraft der Vererbung verlängern die Adelligen auf der Erde das Weiterleben großer Gestalten der Vergangenheit: *„Ihr laßt Eure Vorfahren neu aufleben, indem Ihr sie ins Gedächtnis zurückeruht. Und Eure Ahnen leben wieder auf in Euren Namen und in den Euch hinterlassenen Titeln, den Zeugen ihrer Verdienste und Großtaten.“³*

Diese Tatsache verleiht dem Adel und den traditionellen Eliten eine ganz besondere Sendung, sind sie es doch, die dafür sorgen, daß der Fortschritt in nahtlosem Übergang aus der Vergangenheit hervorgeht:

„Ist denn etwa die menschliche Gemeinschaft - oder sollte sie es nicht so sein - zu vergleichen mit einer gut funktionierenden Maschine, bei der jeder Bestandteil zum harmonischen Funktionieren beiträgt? Jeder Mensch hat seine Bestimmung, jeder muß dem Fortschritt der Gemeinschaft dienen, deren Verbesserung er mit seinen ganzen Kräften und eigenen Talenten zu dienen hat. So muß es sein, wenn jeder wirklich seinen Nächsten liebt und vernünftigerweise das allgemeine Wohl anstrebt.“

Nun gut, welche Aufgabe wurde Euch, geliebte Söhne und Töchter, in besonderer Weise zugewiesen? Welche Mission sollt Ihr erfüllen? Sicherlich jene, die normale Entwicklung zu fördern. Diese Aufgabe fällt bei einer Maschine dem Regler zu, dem Schwungrad oder dem Reostat, die Teile des Ganzen sind, von ihm einen Teil der Energie beziehen und da-

1) Vgl. Dokumente VI.

2) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1944, S. 177f.

3) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1942, S. 345. Zu diesem Aspekt hat sich Rivarol, der große Kämpfer, der sich der Französischen Revolution des Jahres 1789 widersetzte, deren Zeitgenosse er war, mit folgenden Worten geäußert: *„Die Adelligen sind mehr oder weniger alte Münzen, die die Zeit in Medaillen verwandelt hat“* (in M. Berville, *Mémoires de Rivarol*, Baudouin Frères, Paris 1824, S. 212).

*für zu sorgen haben, daß der ganze Apparat zweckentsprechend funktioniert. Mit anderen Worten, Patrizier und Adelige, Ihr seid die Tradition und setzt sie fort.*¹

b) Sinn und Wert der wahren Tradition

Die Wertschätzung der Tradition ist heute zu einer sehr seltenen Tugend geworden. Einerseits, weil der Hunger nach Neuigkeiten und die damit einhergehende Verachtung der Vergangenheit zu Seelenhaltungen geworden sind, die infolge der Revolution² immer häufiger anzutreffen sind. Und andererseits, weil die Verteidiger der Tradition diese oft völlig falsch verstehen. Die Tradition ist weder ein rein historischer Wert noch einfach ein Thema einer romantischen Sehnsucht mit Variationen. Es handelt sich um einen Wert, der nicht ausschließlich im archäologischen Sinn zu verstehen ist, sondern als unerläßlicher Faktor des Lebens in der heutigen Zeit.

„Das Wort Tradition“, sagt der Papst, „klingt bekanntlich unangenehm für viele Ohren. Es mißfällt, und das mit Grund, wenn es von gewissen Lippen herkommt. Manche Leute verstehen es falsch, andere gebrauchen es als falschen Vorwand für ihren untätigen Egoismus. Angesichts solcher Mißverständnisse und dramatischen Uneinigkeit, **gibt es nicht wenige neiderfüllte und zahlreiche feindselige, böswillige Stimmen, oft auch schlicht dumme oder irgeleitete, die Euch die Frage stellen und unverhüllt um Antwort bitten: wozu dient Ihr eigentlich? Um ihnen zu antworten, ist es vor allem nötig, den wirklichen Sinn und Wert der Tradition zu verstehen, deren Repräsentanten Ihr zu sein wünscht, mehr als alles andere.**

Viele meinen - auch aufrichtigerweise -, daß Tradition nichts weiter als die Erinnerung ist, die verblaßte Spur einer Zeit, die vergangen ist und nicht mehr existiert, die nicht wiederkehren kann und bestenfalls mit Verehrung und vielleicht mit Anerkennung zur Aufbewahrung in einem von wenigen Freunden und Bewunderern besuchten Museum zurückverdrängt wird. Wenn das aber die Tradition wäre und sie sich darauf beschränken und zugleich bedeuten würde, den Weg in die Zukunft ablehnen oder verachten zu wollen, wäre es sicher vernünftig, der Tradition Respekt und Verehrung zu versagen. Die wehmütigen Träumer der Vergangenheit müßten dann mit Mitleid gesehen werden als die ewig Gestrigen gegenüber der Gegenwart und – mehr noch – gegenüber der Zukunft. Aber strenger noch müßten diejenigen beurteilt werden, die auf Grund ihrer wenig anständigen und sauberen Motive nichts weiter sind als Deserteure der Pflichten, welche die so schmerzliche Gegenwart auferlegt.

Tradition ist aber viel mehr als nur einfache Anhänglichkeit an eine Zeit, die vergangen ist und genau das Gegenteil einer Haltung, die jedem gesundem Fortschritt mißtraut. Etymologisch beurteilt ist das Wort ‚Tradition‘ ein Synonym für den Weg und für den Menschen in die Zukunft, ein Synonym, aber nicht gleichbedeutend. Tatsächlich bedeutet „Fortschritt“ doch nichts anderes als die Tatsache des Fortschreitens, Schritt für Schritt, mit Blickrichtung auf ein ungewisses Ziel. ‚Tradition‘ hingegen bezeichnet zwar auch einen Weg in die Zukunft, aber einen Weg, der fortsetzt, was schon zurückgelegt wurde, einen Weg, der gleichzeitig ruhig aber lebhaft, den Lebensgesetzen folgend, die ängstlichen Alternativen ‚si jeunesse savait, si vieillesse pouvait!‘ [wenn die Jugend wüßte, wenn die Alten könnten], umgeht. Wie jener Herr de Turenne, von dem erzählt wird: ‚Il a eu dans sa jeunesse toute la prudence d’un age avancé, et dans sa vieillesse, toute

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1944, S. 178.

2) Der Begriff „Revolution“ wird in dem vorliegenden Buch in demselben Sinn benutzt, in dem er bereits in dem Essay des Verfassers *Revolution und Gegenrevolution* gebraucht wurde. Er meint damit eine Bewegung, die im 15. Jahrhundert ihren Anfang nahm und seither dahin tendiert, die christliche Zivilisation zu zerstören und einen ihr entgegengesetzten Zustand zu schaffen. Als Etappen dieses Prozesses erweisen sich die Pseudo-Reformation, die Französische Revolution sowie der Kommunismus mit seinen vielfältigen Varianten und seiner subtilen Verwandlung in unseren Tagen.

la vigueur de la jeunesse' [in seiner Jugend besaß er die Klugheit der Alten und im vorgeschrittenen Alter die ganze Kraft der Jugend], (Flequier, Grabrede, 1676).¹

Gestützt auf die Tradition, erleuchtet und geführt durch die Lebenserfahrung der Alten, schreitet die Jugend mit festem Schritt vorwärts. Die Alten übergeben vertrauensvoll den Pflug in stärkere Hände, welche die begonnenen Furchen weiterziehen. Wie das Wort schon sagt, ist die Tradition eine Gabe, die von Generation zu Generation weitergegeben wird, eine Fackel, die ein Läufer dem anderen übergibt, im Vertrauen darauf, daß der Lauf nicht stocken oder langsamer werden wird. Tradition und Fortschritt ergänzen sich gegenseitig harmonisch. Tradition ohne Fortschritt ist ebenso ein Widerspruch in sich selbst, wie Fortschritt ohne Tradition nichts weiter wäre als ein wagemutiges Unternehmen, ein Sprung ins Dunkel.

*Es dreht sich wahrlich nicht darum, gegen den Strom zu rudern, zurückgehen zu wollen zu Lebensformen und Handlungsweisen vergangener Zeiten. Es gilt fortzusetzen, was in der Vergangenheit sich als das Beste erwiesen hat, der Zukunft entgegenzuschreiten mit der unüberwindlichen Kraft der Jugend.*²

c) Bedeutung und Rechtmäßigkeit der traditionellen Eliten

Der demagogische Hauch des Egalitarismus, der die ganze heutige Welt durchweht, schafft eine den traditionellen Eliten abgeneigte Stimmung. Und zwar ist dies zu einem großen Teil gerade auf ihre Treue zur Tradition zurückzuführen. Wenn diese Eliten aber den Begriff *Tradition* richtig verstehen, so liegt in dieser Abneigung gegen sie eine große Ungerechtigkeit verborgen:

„Wenn Ihr so handelt, ist Eure glänzende Berufung bereits vorgezeichnet, groß und reich an Arbeit, für deren Erfüllung Euch der Dank aller sicher sein müßte, und diese Berufung Euch über die Angriffe von der einen oder anderen Seite erhaben erweisen wird.

*Solange Ihr, in Vorsorge für die Zukunft beabsichtigt, zum wirklichen Fortschritt beizutragen, der eine gesündere und glücklichere Zukunft zum Ziele hat, wäre es ungerecht und undankbar, Euch Eure Verehrung der Vergangenheit als ehrenrührig vorwerfen zu wollen. Dasselbe gilt auch für das genaue Studium der Geschichte, die Liebe zu den frommen Gebräuchen und die unwandelbare Treue den ewigen Gesetzen gegenüber. Die ruhmreichen oder unglücklichen Beispiele derer, die vor unseren Zeiten lebten, sind Lehre und Licht auf Euren Wegen. Mit Recht wurde gesagt, daß die Lehren der Vergangenheit die Menschheit formen wie einen Mann, der immer vorwärts schreitet und nicht altert. Ihr lebt in der modernen Gesellschaft nicht wie Immigranten in einem fernen Land, sondern als verdiente und geachtete Bürger, die mit ihren Mitbürgern zusammenarbeiten und die Gesundung, den Wiederaufbau und den Fortschritt in der Welt vorbereiten wollen.*³

1) Es ist hier die Rede von dem französischen Marschall Henri de Latour d'Auvergne, Vicomte de Turenne (1611-1675).

2) Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1944, S. 178-180; vgl. Dokumente VI.

3) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1944, S. 180. Der Leser darf nun nicht meinen, daß Papst Pius XII. mit diesem weisen Rat die großen Gefahren außer acht läßt, die eine Überbewertung der modernen Technik mit sich bringt. Tatsächlich hat er sich zu diesem Thema beispielsweise wie folgt geäußert: „Die Technik, die in unserem Jahrhundert nie gekannte Höhen des Glanzes und der Leistung erreicht hat, scheint sich infolge der gegebenen Umstände fraglos in eine große geistige Gefahr zu verwandeln. Wir würden es so ausdrücken, daß sie dem vor ihrem Altar knienden modernen Menschen ein Gefühl der Selbständigkeit und der vollkommenen Erfüllung seines Strebens nach Wissen und unbegrenzter Macht verleiht. Mit ihrer vielseitigen Anwendung, mit dem absoluten Vertrauen, das sie erweckt, mit den unerschöpflichen Möglichkeiten, die sie verspricht, entwickelt die moderne Technik eine so weite Aussicht um den heutigen Menschen herum, daß viele sie mit der Unendlichkeit selbst verwechseln. Man spricht ihr daher auch eine unhaltbare Autonomie zu, die sich im Denken so mancher zu einer falschen Lebens- und Weltanschauung verwandelt und als ‚Geist der Technik‘ bezeichnet werden kann. Worin aber besteht dieser genau? Darin, daß er den höchsten Wert des Menschen und des Lebens darin sieht, aus den Kräften und Elementen der Natur den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, als Ziel möglichst aller anderen menschlichen Tätigkeiten die technologisch möglichen Methoden maschineller Herstellung hinzustellen und in ihnen die Vollkommenheit der Kultur und des Glücks auf Erden zu sehen“ (Rundfunkansprache, Weihnachten 1953, *Discorsi e Radiomessaggi di Sua Santità Pio XII.* Tipografia Poliglotta Vaticana, Bd. XV, S. 522).

4. Der Segen Gottes erleuchtet, schützt und liebkost alle Wiegen, ohne sie jedoch gleichzumachen

Ein weiterer Faktor der feindlichen Haltung gegenüber den traditionellen Eliten ist in dem Vorurteil der Revolution zu suchen, wonach jede Art von Ungleichheit in der Wiege dem Sinn für Gerechtigkeit widerspricht. Man gibt allgemein zu, daß sich ein Mensch durch seine persönlichen Verdienste hervortun kann. Man erkennt jedoch nicht an, daß die Abstammung aus einem berühmten Geschlecht ihm ein besonderes Anrecht auf Ehre und Einfluß verschafft. In diesem Zusammenhang erhalten wir vom Heiligen Vater Pius XII. eine wertvolle Lehre:

„Die sozialen Ungleichheiten, auch die mit der Geburt verbundenen, sind nicht zu vermeiden. Die Güte der Natur und Gottes Segen für die Menschheit leuchten über den Wiegen, beschützen und liebkosen sie, machen sie aber nicht gleich. Betrachtet die Gesellschaft in den Ländern, wo sie am unerbittlichsten eingebeutet worden ist! Kein Mittel konnte bewirken, daß der Sohn eines großen Herrschers, eines großen Volksführers durchwegs auf derselben Ebene wie ein unbekannter, im Volk verlorener Bürger geblieben ist. Diese unvermeidbaren Ungleichheiten können, vom heidnischen Standpunkt aus gesehen, als eine unerbittliche Folge des Klassenkampfes erscheinen, als eine Folge der von den einen über die anderen errungenen Macht, als eine Folge der blinden Gesetze, die angeblich das menschliche Treiben bestimmen und den Triumph der einen wie auch die Not der anderen herbeiführen. Ein christlich unterrichteter und erzogener Geist dagegen kann sie nur als gottgewollte Anordnung betrachten, die auf denselben Ratschluß zurückgeht, der den Ungleichheiten im Rahmen der Familie zugrunde liegt, die deshalb dazu bestimmt sind, die Menschen auf dem Weg des gegenwärtigen Lebens zum himmlischen Vaterland stärker miteinander zu vereinen, indem einer dem andern hilft, wie der Vater der Mutter und den Kindern hilft.“¹

5. Väterliche Auffassung der gesellschaftlichen Überlegenheit

Die christliche Zierde der traditionellen Eliten besteht nicht allein darin, der Kirche zu dienen, sondern auch dem Gemeinwohl. Die heidnische Aristokratie rühmte sich allein ihrer erlauchten Abstammung. Der christliche Adel fügt diesem Titel einen noch höheren hinzu: Er übt den anderen Klassen gegenüber eine väterliche Funktion aus: „... Die Bezeichnung „Römisches Patriziat“, christlich, übernatürlich betrachtet, weckt in Unserem Geist noch erhabenere geschichtliche Erinnerungen und Bilder. Wenn der Name „patricius“ im heidnischen Rom erkennen ließ, daß jemand Ahnen besaß, die nicht einer Sippe gewöhnlicher Art, sondern einer privilegierten und herrschenden Gesellschaftsschicht angehörten, so nimmt dieser Name im christlichen Licht einen noch helleren Glanz und einen noch volleren Klang an, indem zur berühmten Abstammung die gesellschaftliche Machtstellung hinzutritt. Er bezeichnet ein Patriziat des christlichen Roms, dessen höchster und ältester Glanz nicht etwa im Blut begründet war, sondern in der Würde, Beschützer Roms und der Kirche zu sein. Patricius Romanorum ist ein Titel, der seit der Zeit der Exarchen von Ravenna bis zu Karl dem Großen und Heinrich III. getragen wurde. Jahrhunderte hindurch hatten die Päpste bewaffnete Beschützer der Kirche, die aus den Familien des Römischen Patrizi-

1) Ansprache an das Patriziat und den Adel von Rom, 1942, S. 347.

ats stammten. Und Lepanto bezeichnete und verewigte einen ihrer großen Namen in den Annalen der Geschichte.“¹

Sicher gewinnt man aus der Gesamtheit dieser Begriffe ein Bild der Väterlichkeit, das die Beziehungen zwischen den höheren und den niedrigeren Klassen durchdringt.

Gegen dieses Bild erheben sich im Geist des „modernen“ Menschen leicht zwei Einwände. Da sind zum einen diejenigen, die behaupten, daß diese ganze Lehre Lügen gestraft werde von den häufigen Übergriffen des Adels und der entsprechenden Eliten in der Vergangenheit. Andererseits gibt es welche, die zu bedenken geben, daß jeder Anspruch auf Überlegenheit ein von Verstand, Milde und Anmut geprägtes christliches Zusammenleben von vornherein unmöglich mache. Denn - so argumentieren sie - jede Überlegenheit wecke normalerweise Gefühle der Demütigung, des Kummers und des Schmerzes in den Menschen, über die sie ausgeübt werde. Derartige Gefühle in seinem Nächsten hervorzurufen, verstoße aber gegen die Milde des Evangeliums.

Indirekt antwortet Papst Pius XII. auf diese Einwände, indem er behauptet:

„Daß diese, wenn auch väterlich aufgefaßte gesellschaftliche Überlegenheit infolge der aufeinanderprallenden menschlichen Leidenschaften die Geister bisweilen auf Irrwege in den Beziehungen zwischen Hoch und Nieder gedrängt hat, ist in der Geschichte der gefallenen² Menschheit nicht erstaunlich. Solche Entgleisungen können die grundlegende Wahrheit nicht abschwächen oder verdunkeln, daß für den Christen die sozialen Ungleichheiten in der großen menschlichen Familie begründet sind, daß also die Beziehungen zwischen den Klassen und Ständen von einer ehrlichen und gleichen Gerechtigkeit bestimmt und zu gleicher Zeit von gegenseitiger Achtung und Liebe beseelt bleiben müssen, die, ohne die Ungleichheiten gewaltsam aus der Welt zu schaffen, ihren Abstand verringern und ihre Gegensätze mildern sollen.“³

Typische Beispiele aristokratischer Güte im Umgang sind in vielen adeligen Familien anzutreffen, die sich ihren Untergebenen gegenüber außerordentlich gütig zu verhalten wissen, ohne deshalb die geringste Leugnung oder Herabwürdigung ihrer Überlegenheit zuzulassen:

„Sehen Wir etwa in den wahrhaft christlichen Familien die größten unter den Patriziern und Patrizierinnen nicht wachsam und eifrig darauf bedacht, ihrer Dienerschaft und ihrer ganzen Umgebung gegenüber eine Haltung zu bewahren, die zweifellos ihrem Stande entspricht, aber von jeder Überheblichkeit frei ist und jenes Wohlwollen und jene Höflichkeit in Wort und Benehmen anstrebt, die den Herzensadel unter Beweis stellen? Erblicken sie in den anderen nicht Menschen, Brüder Christi und Christen wie sie selbst, die mit ihnen in Christus durch die Bande der Liebe vereinigt sind, jener Liebe, die auch in den ererbten Palästen bei Hoch und Nieder, am meisten in den hienieden nie fehlenden Stunden der Trübsal und des Schmerzes, das Leben tröstet, erleichtert, erfreut und versüßt?“⁴

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1942, S. 346f.

2) Der Papst bezieht sich hier auf den Verfall des Menschengeschlechts infolge der Erbsünde.

3) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1942, S. 347-348.

4) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1942, S. 348.



„Auch Jesus Christus war von Adel, und adelig waren Maria und Josef als Nachkommen einer königlichen Sippe.“
(Benedikt XV.,
Ansprache PAR 1917)

Die Heilige Familie,
unbekannter Maler,
Kloster „Descalzas
Reales“, Madrid



6. Unser Herr Jesus Christus heiligte sowohl den Adels- als auch den Arbeiterstand

Sieht man den Stand des Adelligen oder des Mitglieds einer traditionellen Elite unter diesem Gesichtspunkt, ist es verständlich, daß Unser Herr Jesus Christus diesen geheiligt hat, indem er in einer fürstlichen Familie Mensch geworden ist, wie wir bereits Gelegenheit hatten zu erwähnen:¹

„Es ist wohl wahr, daß Christus, unser Herr, es vorgezogen hat, zum Troste der Armen auch als Armer auf die Welt zu kommen und in der Familie eines einfachen Arbeiters aufzuwachsen. Es ist aber ebenso wahr, daß Er durch die Umstände Seiner Geburt das vornehmste und edelste Geschlecht Israels, das Haus David, ausgezeichnet hat.

Aus diesem Grund und getreu dem Geiste Dessen, Dessen Stellvertreter sie sind, haben die Päpste das Patriziat und den Adel von Rom immer hochgeschätzt, deren Gefühl unwandelbarer Sympathie für den Heiligen Stuhl den wertvollsten Teil des Erbes darstellt, welches sie von den Vorfahren übernommen und an ihre Kinder weitergegeben haben.“²

7. Fortdauer des Adels und der traditionellen Eliten

Unter dem Hauch der Revolution fallen die abgestorbenen Elemente der Vergangenheit wie tote Blätter im Herbst zu Boden. Der Adel aber – als Spezies in der Gattung der Eliten – kann und muß überleben, denn sein Daseinszweck dauert unaufhörlich fort:

„Der Sturm der neuen Zeiten zieht die Traditionen der Vergangenheit in seinen Strudel hinab. Dabei aber zeigt sich, was dazu bestimmt ist, wie welke Blätter abzufallen und was - im Gegensatz dazu - auf Grund seiner innewohnenden Lebendigkeit bleibt und immer fester wird.

Adelige und Patrizier, die - um es einmal so zu sagen - gelähmt sind durch die Erinnerung an vergangene Zeiten, gehen einem unaufhaltsamen Verfall entgegen.

Heute, mehr als je zuvor, seid Ihr berufen, eine Elite zu sein, nicht nur durch Blut und Abstammung, sondern mehr noch auf Grund Eurer Werke, Eures Einsatzes und der schöpferischen Handlungen zum Wohle der ganzen menschlichen Gemeinschaft. Dieser Verpflichtung kann sich niemand ungestraft entziehen. Sie ist nicht nur eine menschliche und staatsbürgerliche Pflicht, sondern ein heiliges Glaubensgebot, ererbt von Euren Vätern, das Ihr, wie sie, vollständig und ungeschmälert an Eure Nachfahren weiterzugeben habt. Verbannt deshalb aus Eurer Mitte Niedergeschlagenheit und Kleinmut, die Mutlosigkeit angesichts der Neuerungen, die vieles untergehen lassen, was frühere Zeiten geschaffen haben. Verbannt die Kleinmütigkeit schwerwiegenden Ereignissen gegenüber, welche die Neuerungen unserer Tage begleiten!

Römer sein heißt stark sein im Handeln, aber auch im Dulden!

Christ zu sein heißt, Prüfungen und Leiden anzunehmen, Pflichten und Notwendigkeiten der Zeiten zu übernehmen mit Mut, Kraft und Gelassenheit des Geistes, die aus den Quellen der ewigen Hoffnungen das Gegengewicht gegen die menschlichen Nöte beziehen.

1) Vgl. Kapitel IV, 8.

2) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1941, S. 363f. Vgl. Dokumente IV.

Menschlich großartig ist das stolze Wort des Horaz: ‚Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae‘ [Und wenn die ganze Welt in Trümmer fällt, treffen die Ruinen noch einen Helden], (Oden III, 3).

Viel schöner aber noch, vertrauensvoller und hinreißender ist der Siegesruf auf christlichen Lippen, der aus einem glaubensvollen Herzen kommt: ‚Non confundar in aeternum‘ [In Ewigkeit werde ich nicht zuschanden], (Te Deum).“¹

8. Das Gesetz kann die Vergangenheit nicht abschaffen

Es ist also durchaus verständlich, daß der Heilige Vater Pius XII. trotz der Ausrufung der Republik 1946 in Italien das Patriziat und den Adel von Rom als vorzügliche Erinnerung an eine Vergangenheit beibehalten hat, von der die Gegenwart Bestandteile bewahren muß, um so die Fortdauer einer wohlthuenden, glänzenden Tradition zu gewährleisten:

„Es ist wohl wahr, daß in der neuen Verfassung Italiens ‚die Adelstitel nicht anerkannt werden‘ (unbeschadet natürlich gemäß Art. 42 des Konkordats, soweit es den Heiligen Stuhl betrifft, jener, die von den Päpsten verliehen sind oder in Zukunft verliehen werden).² Doch die Verfassung hat die Vergangenheit nicht annullieren können, noch die Geschichte Eurer Familien.“³

Wenn Papst Pius XII. hier ausdrücklich auf die Abschaffung der Adelstitel durch die italienische Republik Bezug nimmt, so geschieht dies ohne das geringste Werturteil. Der Papst stellt lediglich die Tatsache der Abschaffung fest. Gleichzeitig stellt er jedoch mit edlem, sicheren Auftreten fest, daß die Kirche, statt sich dem Vorgehen der italienischen Republik anzuschließen, für sich selbst die volle Gültigkeit der Adelstitel sicherstellt, die von ihr ausgestellt wurden beziehungsweise künftig noch ausgestellt werden sollten. Und daß diese Gültigkeit sich kraft des Artikels 42 des Lateranvertrages⁴ auch auf das Hoheitsgebiet der italienischen Republik erstreckt. Dies Feststellung ist selbstverständlich, da ein Artikel der italienischen Verfassung nicht einseitig die Gültigkeit der päpstlichen Adelstitel aufheben kann, die von beiden Seiten - etwa durch das Konkordat von 1929 - bestätigt wurden.⁵

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1951, S. 423-424.

2) Vgl. Kapitel II, 1.

3) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1949, S. 364.

4) Vgl. Kapitel II, 1.

5) Hinsichtlich der radikalen, summarischen Abschaffung einer so alten, verdienstvollen Einrichtung wie der des Adels, offensichtlich unter dem Druck des radikalen Egalitarismus, der sowohl nach dem Zweiten Weltkrieg wie bereits nach dem Ersten, so viele Länder heimsuchte, ist es zu bedauern, daß der weisen Lehre des heiligen Thomas von Aquin in seiner *Summa Theologica* (I-II, q. 97.a.2) unter dem Titel „Ob das menschliche Gesetz immer geändert werden muß, wenn ein höheres Gut auftaucht“ nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt wurde: „In den ‚Dekretalen‘ ist festgelegt, daß es ‚eine Absurdität und ein äußerst abscheulicher Affront ist, wenn Traditionen zerstört werden, die uns seit alters her von unseren Vorfahren überkommen sind‘. ‚Wir haben bereits gesagt, daß ein Gesetz nur dann rechtmäßig geändert wird, wenn diese Änderung dem Gemeinwohl nützt. Allein schon die Änderung eines Gesetzes stellt an sich einen Schaden für das Gemeinwohl dar, leistet doch die Gewohnheit einen großen Beitrag zur Einhaltung der Gesetze. Dementsprechend betrachtet man alles, was gegen den Brauch eingeführt wird, als eine schwere Angelegenheit, auch wenn sie an sich als leicht einzustufen wäre. Wenn nämlich ein Gesetz geändert wird, erfährt es damit eine Abschwächung seiner zwingenden Kraft in dem Maße, in dem es den Brauch verhindert. Das menschliche Gesetz darf also nur dann abgeändert werden, wenn dies auf der anderen Seite zu einer entsprechenden Gegenleistung zugunsten des Gemeinwohls durch den abgeschafften Gesetzesteil führt. Dies ist der Fall, wenn entweder eine neue Gesetzesbestimmung einen großen, offenkundigen Nutzen bringt, oder wenn es sich um eine äußerst dringliche Notwendigkeit handelt, beziehungsweise weil das geltende Gesetz eine offensichtliche Ungerechtigkeit beinhaltet und seine Einhaltung höchst schädlich war. Daher behauptet auch der Rechtskundige, daß ‚bei der Festlegung neuer Vorschriften ihr Nutzen offenkundig zu sein hat, damit die Abkehr von dem, was lange Zeit als angebracht angesehen wurde, auch gerechtfertigt erscheine‘.“

Für das Patriziat und den Adel von Rom bleibt damit eine schwere, wenn auch großartige Pflicht bestehen, die sich aus dem Prestige ableitet, das Freund und Feind ihnen zuerkennen müssen:

„Deshalb schaut und beobachtet auch heute noch das Volk – teils wohlwollend, teils ablehnend, teils mit ehrfürchtigem Vertrauen, teils mit feindlichen Gefühlen –, welches Beispiel Ihr in Eurem Leben gebt. An Euch liegt es also, dieser Erwartung zu entsprechen und zu zeigen, in welcher Weise Euer Verhalten und Eure Taten der Wahrheit und der Tugend gleichförmig sind, besonders in jenen Punkten, die Wir soeben aus Unseren Empfehlungen vom letzten Jahr ins Gedächtnis gerufen haben.“¹

Da er im Auge hatte, was der römische Adel in der Vergangenheit war, und da er in dieser Erinnerung nicht etwas Totes, sondern einen „Antrieb für die Zukunft“ sah, hat Papst Pius XII. in seinen Ansprachen „aus Gründen der Ehre und Treue“² den Adel bevorzugt behandelt und auch seine Zeitgenossen eingeladen, sich ihm in dieser Haltung anzuschließen:

„Wir grüßen in Euch die Nachfahren und Vertreter der Familien, die sich ehemals durch ihre Dienste für den Heiligen Stuhl und den Stellvertreter Christi ausgezeichnet haben und dem Papst treu geblieben sind, auch dann, wenn sie sich dadurch Beschimpfungen und Verfolgungen ausgesetzt haben. Ohne Zweifel kann sich im Laufe der Zeit die soziale Ordnung und ihr Mittelpunkt verschieben. Die öffentlichen Ämter, die einst Eurer Klasse vorbehalten waren, könnten jetzt nach dem Gleichheitsprinzip zugeteilt und versehen werden. Und doch kann selbst der moderne Mensch Euch, wenn er ehrlich und gerecht sein will, Verständnis und Anerkennung nicht verweigern. Beweise des verdienten Gedenkens, die als Ansporn für die Zukunft dienen sollen.“³

9. Die Demokratie im Lichte der kirchlichen Soziallehre – Archäologismus und falsche Restauration: Extreme, die es zu verhindern gilt

Man könnte sich fragen, ob Papst Pius XII. mit diesen Lehren in einer Epoche, in der sich der raue Wunsch nach völliger Gleichheit überall durchsetzte, gegen diese egalitäre Tendenz zu reagieren gedachte und damit auch die Demokratie verurteilte.

Dazu sind einige Überlegungen anzustellen.

Die Soziallehre der Kirche sprach sich stets für die Legitimität der drei Regierungsformen aus, also sowohl der Monarchie als auch der Aristokratie und der Demokratie. Andererseits lehnte sie es aber auch immer ab, die Demokratie als die einzige Regierungsform anzusehen, in der Gerechtigkeit und Liebe zu ihrem Recht kämen.

Tatsächlich hat der heilige Thomas von Aquin gelehrt, daß im Prinzip die Monarchie eine alle anderen übertreffende Regierungsform darstellt. Dies schließt jedoch nicht aus, daß die konkreten Umstände die Aristokratie oder die Demokratie in dem einen oder anderen Staat angeratener sein lassen.

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1949, S. 346.

2) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1950, S. 357.

3) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1950, S. 357.



Während der Pontifikalmesse des Heiligen Geistes, die vom Ehrenabt und Prior von Troppau in der Hofkirche zu Innsbruck zelebriert wurde, schlägt der Großmeister des Deutschen Ordens, Erzherzog Eugen, Graf Viktor Boos zu Waldeck zum Ritter im Jahre 1911.

Mit besonderem Wohlgefallen betrachtet er Regierungsformen, in denen es zu einer harmonischen Verbindung von monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elementen kommt.¹

In seiner Darstellung der kirchlichen Soziallehre erklärt später Papst Leo XIII. zu diesem Thema:

*„Im Abstrakten gesehen wäre es möglich, zu einer Definition der besten aller Regierungsformen zu kommen, wenn man diese an sich betrachtet.“*² Der Papst sagt jedoch nicht, welche diese sei.

Es gilt jedoch, die kategorische Behauptung zu beachten, wenngleich sie auf den ersten Blick konditionell klingt: *„... wäre es möglich, zu einer Definition ... zu kommen“*.

Tatsächlich behauptet der Pontifex, daß es **möglich ist** herauszufinden, welche Regierungsform wesentlich die beste ist, wenn der Denker sich allein an das Gebiet der Abstraktionen hält. Im Anschluß daran fügt er hinzu: *„Ebenso kann man wahrheitsgemäß behaupten, daß jede einzelne gut ist, vorausgesetzt sie strebt unmittelbar ihren Zweck, d. h. das Gemeinwohl an, denn dafür ist die gesellschaftliche Autorität eingerichtet. Schließlich muß noch erwähnt werden, daß von einem relativen Gesichtspunkt aus die eine oder andere Regierungsform vorgezogen werden kann, weil sie besser zum Charakter und zu den Sitten der jeweiligen Nation paßt.“*³

Es bleibt nun zu fragen, welche diese Regierungsform sei, die der Papst auf abstraktem Gebiet für die bessere hält.

Bevor wir diese Frage beantworten, müssen wir näher auf die Enzyklika *Aeterni Patris* vom 4. August 1879 über die Restauration der Scholastik nach der Lehre des heiligen Thomas von Aquin eingehen.

Neben vielen anderen Lobeshymnen auf das Werk des großen Kirchenlehrers verdienen es die folgenden besonders hervorgehoben zu werden:

„Es ist bekannt, daß fast alle Gründer und Gesetzgeber der kirchlichen Orden ihren Gefährten vorgeschrieben haben, sich in die Lehren des heiligen Thomas zu vertiefen und sich getreulich an diese zu halten; keinem sollte es erlaubt sein, sich auch nur im geringsten ungestraft von den Fußstapfen des großen Meisters zu entfernen. ...

Noch wichtiger aber ist, daß die römischen Päpste, Unsere Vorgänger, der Weisheit des heiligen Thomas von Aquin in Form besonderen Lobes und umfassender Zeugnisse die Ehre erwiesen haben.

Ergänzend sei das Zeugnis Innozenz VI. angeführt: „Seine Lehre zeichnet sich im Vergleich zu den andern – mit Ausnahme der kanonischen – derart in den Worten, in der Anordnung des Stoffes, in der Wahrheit der Sätze aus, daß man niemals erleben wird, daß jene, die ihr folgen, vom Weg der Wahrheit abkommen, und andererseits wird man stets diejenigen, die seine Lehre angreifen, des Irrtums verdächtigen“ (Predigt über den heiligen Thomas von Aquin). ...

„Sein größter Ruhm ... liegt jedoch darin, daß die Konzilsväter des Tridentinums in der Konzilsordnung selbst veranlaßten, auf dem Altar neben den Büchern der Heiligen Schrift

1) Um das hier über die Lehre der Kirche und das Denken des heiligen Thomas von Aquin bezüglich der Regierungsformen Gesagte besser verstehen zu können, ist die Lektüre der Texte der Päpste und dieses heiligen Kirchenlehrers von größter Bedeutung, die als Anhang III die Kommentare des Verfassers begleiten.

2) *Au milieu des sollicitudes. Acta Sanctae Sedis.* Ex Typographia Polyglotta, Rom 1891-92, Bd. XXIV, S. 523.

3) a.a.O.

und den Dekreten der Päpste auch die Summa des Thomas von Aquin ihren Platz finden zu lassen, damit sie diese zu Rate ziehen und in ihr Beweise und Aussprüche finden könnten.“¹

Es ist also nicht anzunehmen, daß das Denken Papst Leo's XIII. gerade in diesem Punkt von dem des heiligen Thomas von Aquin abweicht. In diesem Zusammenhang verdient der folgende Satz des Papstes selbst besondere Aufmerksamkeit:

„Es war nie Unsere Absicht, den Aussagen der großen Lehrer über den Wert der verschiedenen Regierungsformen, noch der katholischen Lehre und den Überlieferungen des Heiligen Stuhls über den Grad des Gehorsams gegenüber den eingesetzten Gewalten etwas hinzuzufügen.“²

Da übrigens die Demokratie als Regierung des Volkes verstanden wird und da das *Volk* in der kirchlichen Soziallehre als etwas ganz anderes erscheint als dies in dem geläufigen neuheidnischen Begriff von Volk zum Ausdruck kommt – in dem nämlich das *Volk* nur als *Masse* auftaucht –, wird deutlich, daß auch der katholische Demokratiebegriff grundverschieden ist von dem, was man allgemein darunter versteht.³

Angesichts der Egalitarismus-Lawine versucht nun Papst Pius XII. – ohne sich auf politische Präferenzen einzulassen – auf die vorgefundene demokratische Tendenz einzugehen und sie in eine Richtung zu leiten, die dem soziopolitischen Körper keinen Schaden zufügt.

Dies wird deutlich, wenn er dem italienischen Adel angesichts der Veränderungen im Italien der Nachkriegszeit folgenden Rat gibt: „Nun aber sind sich alle im großen und ganzen darüber einig, daß diese Neuordnung nicht als eine reine und einfache Rückkehr zur Vergangenheit aufgefaßt werden darf. Ein solches Rückwärtsgehen ist nicht möglich. Denn die Welt ist – selbst in ihrer oft ungeordneten, sprunghaften Bewegung ohne Einheit und Folgerichtigkeit – weiterschritten. Die Geschichte steht nicht still. Sie kann nicht stillstehen. Unaufhörlich geht sie weiter. Sie verfolgt ihren geordneten und geradlinigen oder ihren wirren und krummen Lauf dem Fortschritt oder einem Trugbild von Fortschritt entgegen.“⁴

Wie bei der Rekonstruktion eines Gebäudes müssen beim Wiederaufbau einer Gesellschaft zwei extreme Fehler vermieden werden: einmal der rein archäologische, zum andern der Aufbau eines völlig anderen Gebäudes, ein Neubau also, der gar kein Wiederaufbau wäre. So sagt also der Papst:

„Wie man ein Haus, das dem heutigen Gebrauch dienen soll, nicht haargenau nach uraltem Vorbild wiederaufbauen kann, so darf man es auch nicht nach willkürlichen Plänen errichten, selbst wenn sie theoretisch die besten und wünschenswertesten wären. Man muß die unausweichliche Wirklichkeit in ihrem ganzen Ausmaß in Rechnung stellen.“⁵

10. Auch in den Demokratien sind höchst aristokratische Einrichtungen notwendig

Wenn die Kirche also die Demokratie nicht zerstören will, so will sie doch, daß diese richtig verstanden wird, und daß der Unterschied zwischen dem christlichen und dem revolutionären Demokratiebegriff deutlich hervorgehoben wird.

1) *Acta Sanctae Sedis*, Ex Typographia Polyglotta, Rom 1894, Bd. XII, S. 109-110.

2) In einem Brief an Kardinal Matthieu vom 28. März 1897, in *La paix intérieure des Nations*, Desclée & Cie., 1952, S. 220.

3) Vgl. Kapitel III.

4) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1945, S. 274.

5) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1945, S. 274.

Rufen wir uns an dieser Stelle die Lehre Papst Pius' XII. ins Gedächtnis, in der er vom traditionellen Charakter und der aristokratischen Note einer wahrhaft christlichen Demokratie spricht:

„Schon bei anderer Gelegenheit haben Wir von den Voraussetzungen gesprochen, die notwendig sind, damit ein Volk für eine gesunde Demokratie reif werde. Doch wer vermag es, zu dieser Reife zu führen und emporzuheben? Ohne Zweifel könnte die Kirche zu diesem Zweck viele Lehren aus dem Schatz ihrer Erfahrungen und ihrer eigenen zivilisierenden Tätigkeit hervorholen. Doch Eure Gegenwart bei Uns veranlaßt Uns zu einer besonderen Bemerkung. Nach dem Zeugnis der Geschichte ist das Leben des Volkes dort, wo eine wahre Demokratie herrscht, von gesunden Traditionen getragen, die man nicht niederreißen darf. Vertreter dieser Traditionen sind vor allem die führenden Klassen oder die Gruppen von Männern und Frauen oder Vereinigungen, die, wie man zu sagen pflegt, den Ton angeben im Dorf und in der Stadt, in der Provinz und im ganzen Land.

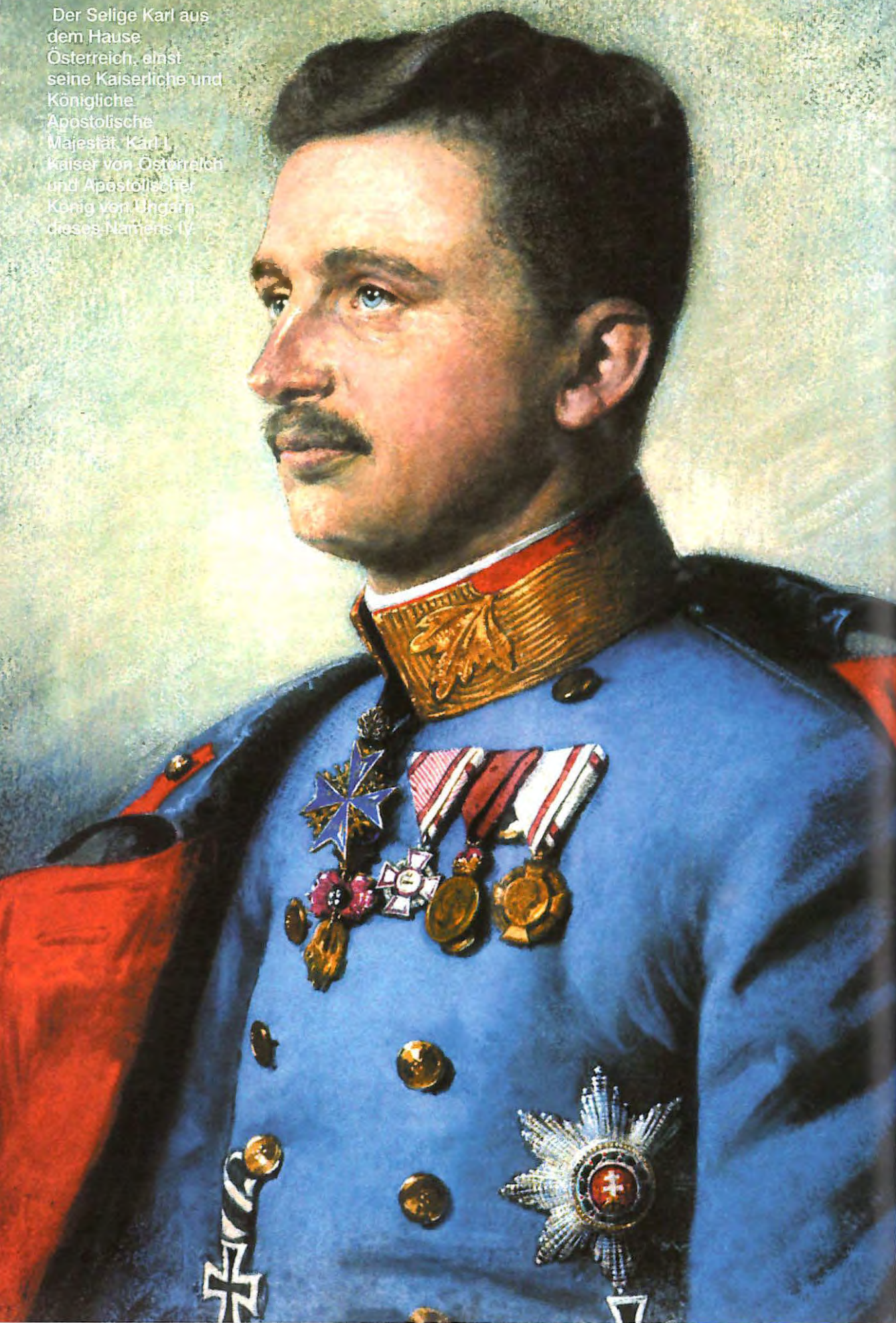
Dies ist der Grund, warum in allen Kulturvölkern im erhabensten Sinn des Wortes hervorragend aristokratische Einrichtungen – wie es manche Akademien von weitreichender Berühmtheit sind – bestehen und Einfluß ausüben. Hierher gehört auch der Adel. Ohne irgend ein Vorrecht oder Monopol zu beanspruchen, ist er eine dieser Einrichtungen oder sollte es sein: eine traditionelle Einrichtung, die begründet ist auf der Beständigkeit einer althergebrachten Erziehung. Gewiß, in einer demokratischen Gesellschaft, wie die moderne es sein will, kann der bloße Titel der Abstammung nicht ausreichen, um Ansehen und Vertrauen zu erwerben. Um also Euren hohen Stand und Eure soziale Stellung zu bewahren, ja sogar zu stärken und zu erhöhen, müßt Ihr wahrhaft eine Elite sein, müßt Ihr den Bedingungen und Forderungen entsprechen, die in der Zeit, in der wir nun leben, unerlässlich sind.“¹

Ein Adel oder eine traditionelle Elite, deren Umfeld den Nährboden für die Bildung besonderer Qualitäten des Verstandes, des Willens und der Sensibilität hergibt, und die ihr Prestige auf das Verdienst einer jeden weiteren Generation stützt, ist also nach Papst Pius XII. kein heterogenes, widersprüchliches Element in einer wahrhaft christlichen Demokratie, sondern ihr kostbarer Bestandteil. Wir sehen also, wie sehr sich die echt christliche Demokratie von jener egalitären Demokratie unterscheidet, wie sie von der Revolution angepriesen wird, nach der die Zerstörung aller Eliten – und unter diesen vor allem des Adels – als eine wesentliche Voraussetzung einer echten Demokratie angesehen wird.²

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1946, S. 340f.

2) Über die Rechtmäßigkeit und Notwendigkeit des Bestehens eines Adels in einer echt katholischen Gesellschaft ist das grundlegende Konzept zu beachten, das unter dem Titel „Aristokratie“ in einem bedeutenden Homilienwerk unter der Leitung von Kardinal Angel Herrera Oria erstellt wurde und in Anhang IV des vorliegenden Buches kommentiert wird.

Der Selige Karl aus dem Hause Österreich, einst seine Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät, Karl I, Kaiser von Österreich und Apostolischer König von Ungarn dieses Namens IV.



KAPITEL VI

Relevantes Zusammenwirken des Adels und der traditionellen Eliten zur Lösung der Krise unserer Tage

Die Lehre von Papst Pius XII.

Nachdem wir uns von der Rechtmäßigkeit und der Notwendigkeit der Existenz traditioneller Eliten überzeugt haben, ist es nun an der Zeit, die Lehren vorzustellen, mit denen Papst Pius XII. deutlich macht, daß diese Eliten kraft der ihnen eigenen Qualitäten und Tugenden dazu ausersehen sind, der Gesellschaft als Führungspersönlichkeiten zu dienen – eine Aufgabe, der sie sich nicht entziehen dürfen.

1. Das Wesen des Adels besteht in der christlichen Tugend

In der heutigen Zeit hat der Adelige vor allem ein Mensch zu sein, der sich durch die Qualitäten der Seele auszeichnet. Die christliche Tugend und das christliche Ideal gehören zum eigentlichen Wesen des Adels.

„Erhebt und heftet den Blick auf das christliche Ideal. Alle Umwandlungen, Evolutionen oder Revolutionen lassen es unberührt. Sie vermögen nichts gegen das innerste Wesen wahren Adels, das Streben nach christlicher Vollkommenheit, wie sie der Erlöser in der Bergpredigt zeigte. Unbedingte Treue zur katholischen Lehre, zu Christus und Seiner Kirche; Fähigkeit und Willigkeit, auch den anderen darin Beispiel und Führer zu sein. Schenkt der Welt, auch der Welt der Gläubigen und der praktizierenden Katholiken, das Schauspiel eines untadeligen Ehelebens, die Erbauung einer wirklich beispielhaften Familie.“¹

Und anschließend ermuntert Papst Pius XII. den Adel zu einer heiligen Unnachgiebigkeit: *„Errichtet um Euer Heim und Euren Kreis einen Damm gegen das Einsickern verhängnisvoller Grundsätze, verderblicher Schwächen und Weichlichkeiten, welche die Reinheit des Ehe- und Familienlebens beflecken oder trüben könnten. Das ist gewiß ein hervorragendes und heiliges Werk, sehr geeignet, den Eifer des römischen und christlichen Adels in unserer Zeit zu entfachen.“²*

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1952, S. 458.

2) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1952, S. 458.

a) Seelische Qualitäten des heutigen Adligen

Um die großen Hindernisse zu überwinden, die sich einer tadellosen Pflichterfüllung in den Weg stellen, hat der Angehörige des Adels oder der traditionellen Eliten ein tapferer Mensch zu sein. Dies erwartet auch der Stellvertreter Christi von ihm:

„Aus diesem Grunde erwarten Wir von Euch vor allem die seelische Stärke, die auch die härtesten Prüfungen nicht erschüttern können, eine Festigkeit der Seele, die Euch nicht nur zu tadellosen Soldaten Christi macht, sondern auch - um es einmal so zu nennen - zu Lehrmeistern und Helfern derer, die versucht sind, zu zweifeln und aufzugeben.

*Was Wir von Euch in zweiter Linie erwarten, ist eine **Einsatzbereitschaft**, die sich weder einschüchtern noch mutlos machen läßt von der Erwartung irgendwelcher Opfer, die das Gemeinwohl von Euch fordert. Die freudige Bereitschaft, die Euch den Mut zur Erfüllung aller Pflichten als Katholiken und als Staatsbürger verleiht. **Den freudigen Mut, der es nicht zuläßt, in die stumpfe und teilnahmslose Haltung des ‚Ohne-mich‘ zu verfallen, die eine schwere Verfehlung in einer Zeit wäre, da die lebenswichtigen Interessen der Religion und des Vaterlandes auf dem Spiele stehen.***

*Was Wir schließlich auch noch von Euch erwarten, ist der **großmütige Einsatz** für die grundlegenden Gesetze der Doktrin und des christlichen Lebens. Nicht nur als Lippenbekenntnis und formal, sondern von ganzem Herzen und unter Beweis gestellt durch rückhaltlose Hingabe an diese Ideale, die Grundregeln der Brüderlichkeit und sozialer Gerechtigkeit sind. Die treue Erfüllung dieses Einsatzes wird Euch, es kann gar nicht anders sein, wahrhaftiges geistiges und zeitliches Glück verschaffen.*

Mögen diese Festigkeit der Seele, dieser Eifer, diese brüderliche Gesinnung jeden Eurer Schritte lenken und Eure Wege im Neuen Jahr sicher machen! Eines Jahres, das sich als ein unsicheres ankündigt und Euch fast durch einen dunklen Tunnel zu führen scheint.“¹⁾

Und im Jahre 1949 entwickelt der Papst in seiner Ansprache diese Begriffe noch weiter:

*„**Geistesstärke** haben alle nötig, besonders in unseren Tagen, um die Leiden mutig zu ertragen, um die Schwierigkeiten im Leben siegreich zu überwinden und um die eigene Pflicht beständig zu erfüllen. Wer muß nicht leiden? Wer muß nicht Kummer tragen? Wer muß nicht kämpfen? Nur jener, der sich selbst aufgibt und flieht. **Ihr aber habt weniger als so viele andere das Recht, Euch selbst aufzugeben und zu fliehen.** Heute sind die Leiden, die Schwierigkeiten und die Nöte für gewöhnlich allen Klassen, allen Ständen, allen Familien und allen Personen gemeinsam. Und wenn einige davon frei sind, im Überfluß und im Vergnügen schwimmen, so müßte dies sie dazu antreiben, das Elend und die Not der anderen mit auf sich zu nehmen. Wer könnte Zufriedenheit und Ruhe haben, wer würde sich nicht vielmehr unbehaglich fühlen und in Scham erröten, wenn er in der Muße und in der Ausgelassenheit, im Luxus und im Schwelgen lebte, während ringsum so gut wie überall Trübsal herrscht?*

***Tatbereitschaft.** In der großen persönlichen und sozialen Solidarität muß jeder bereit sein, für das Wohl aller zu arbeiten, sich zu opfern und sich hinzugeben. Der Unterschied liegt nicht in der Tatsächlichkeit der Verpflichtung, sondern in der Art, ihr zu genügen. Und ist es etwa nicht wahr, daß jene, die über mehr Zeit und reichere Mittel verfügen, die Dienstbeflissensten und Dienstefrigsten sein sollten? Wenn Wir von den Mitteln sprechen, so meinen Wir damit nicht lediglich und in erster Linie den Reichtum, sondern alle Gaben des Ver-*

1) Ansprache an das Patriziat und den Adel von Rom, 1948, S. 423f.

standes, der Kultur, der Erziehung, des Wissens, des Einflusses, die vom Schicksal einzelnen Bevorzugten gegeben werden, und zwar nicht ausschließlich zu ihrem eigenen Vorteil oder zur Schaffung einer unheilbaren Ungleichheit unter Brüdern, sondern zum Wohl der ganzen sozialen Gemeinschaft. **In all dem, was Dienst ist für den Nächsten, für die Gesellschaft, für die Kirche und für Gott müßt Ihr immer die ersten sein.** Hier ist Euer wahrer Ehrenrang. Hier ist Euer adeligstes Vorrecht.

Großmütiges Festhalten an den Grundsätzen der christlichen Lehre und des christlichen Lebens. Diese sind ein und dieselben für alle. Denn es gibt weder zweierlei Wahrheit noch zweierlei Gesetz. Reich und arm, groß und klein, hoch und niedrig, sie alle sind in gleicher Weise verpflichtet, durch den Glauben ihren Verstand ein und demselben Dogma, durch den Gehorsam ihren Willen ein und derselben Moral zu unterwerfen. Das gerechte Urteil Gottes wird jedoch jenen gegenüber viel strenger sein, **die mehr empfangen haben, die besser imstande sind, die einzige allein wahre Lehre kennenzulernen und im Alltag in die Tat umzusetzen, die durch ihr Beispiel und durch ihr Ansehen die anderen leichter auf den Weg der Gerechtigkeit führen oder sie auf den verhängnisvollen Pfaden des Unglaubens und der Sünde ins Verderben stürzen können.**¹

Die zuletzt angeführten Worte zeigen, daß es für den Papst keinen Adel und keine traditionelle Elite gibt, wenn diese nicht auch effektiv und entsagend apostolisch sind. Ein Adel, der am Gewinn interessiert ist und nicht am Glauben, der keine Ideale hat, der sich (im abwertenden Sinne, der diesem Begriff manchmal anhaftet) verbürgerlichen ließ, ist nichts als ein Abglanz seiner selbst.²

b) Aristokratische Ritterlichkeit, ein Band der Nächstenliebe

Der Adelige, der wirklich diese Tugenden der Seele besitzt, entwickelt im Umgang natürlich ein ritterliches, vornehmes Benehmen. Könnte ein mit diesen Qualitäten und diesem Benehmen ausgestatteter Adelige zu einem trennenden Element zwischen den Gesellschaftsschichten werden?

Nein. Die recht verstandene aristokratische Ritterlichkeit trennt nicht, sondern ist in Wirklichkeit ein Bindeglied, das dem Zusammenleben von Adeligen und Angehörigen anderer Gesellschaftsgruppen, mit denen sie beruflich oder sonstwie Umgang pflegen, eine gewisse Anmut verleiht.

Diese Ritterlichkeit hebt „ohne Durcheinander oder Unordnung“³ den Unterschied zwischen den Klassen keineswegs auf, das heißt, es kommt nicht zur egalitären Gleichmacherei. Die Beziehungen erhalten vielmehr einen freundschaftlichen Zug.

2. Der Adel und die traditionellen Eliten als Leiter der Gesellschaft

Die von seinen christlichen Tugenden ausgehenden seelischen Vorzüge und der ritterliche Umgang versetzen den Adelige in die Lage, die Rolle eines Anführers in der Gesellschaft zu übernehmen.

a) Eine Form des Apostolats: Führung der Gesellschaft

Die Menge braucht heute mehr denn je geeignete Leiter:

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1949, S. 346-347.

2) Vgl. hierzu die Predigt des hl. Carlo Borromeo im Anhang, Dokumente IV, 8.

3) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1945, S. 277.

„Die unzählige, namenlose Menge ihrerseits läßt sich leicht wild in Bewegung setzen. Sie überläßt sich passiv dem blinden Zufall, dem Fluß, der sie mitreißt, oder der Laune der Strömungen, die sie teilen und in die Irre führen. Nachdem die Menge einmal zum Spielzeug der Leidenschaften oder Interessen ihrer Aufwiegler sowie ihrer eigenen Illusionen geworden ist, weiß sie nicht mehr, auf dem festen Felsen Fuß zu fassen und sich darauf niederzulassen, um ein wahres Volk zu bilden, das heißt, einen lebendigen Leib mit den Gliedern und den Organen, die zwar nach Form und Funktion verschieden gestaltet, aber alle miteinander zu einer selbständigen Tätigkeit geordnet sind und einheitlich zusammenwirken.“¹

Dem Adel und den traditionellen Eliten fällt die Aufgabe zu, der Gesellschaft als Leiter zu dienen und auf diese Weise ein leuchtendes Apostolat auszuüben: *„Eine Elite? Das könnt Ihr leicht sein. Ihr habt hinter Euch eine Vergangenheit von jahrhundertealten Traditionen, die grundlegende Werte für das gesunde Leben eines Volkes darstellen. Zu diesen Traditionen, auf die Ihr mit Recht stolz seid, zählt Ihr in erster Linie die Religiosität, den lebendigen und werktätigen katholischen Glauben. Hat die Geschichte vielleicht nicht schon grausam bewiesen, daß jede menschliche Gesellschaft ohne religiöse Grundlage unweigerlich ihrer Auflösung entgegengeht oder im Terror endet? Euren Ahnen naheifernd, müßt Ihr also vor dem Volk leuchten durch das Licht Eures Frömmigkeitslebens, durch den Glanz Eurer unerschütterlichen Treue zu Christus und der Kirche.*

Zu diesen Traditionen zählt gleichfalls die tadellose Würde eines tief christlichen Ehe- und Familienlebens! Aus allen Ländern, wenigstens aus denen der abendländischen Kultur, ertönt der Angstschrei der Ehe und der Familie, und zwar so herzerreißend, daß es unmöglich ist, ihn nicht zu hören. Stellt Euch auch hier durch Euer ganzes Verhalten an die Spitze der Erneuerung und Wiederherstellung des häuslichen Herdes!

Zu eben diesen Traditionen rechnet ferner jene, daß Ihr in allen Ämtern des öffentlichen Lebens, zu denen Ihr berufen werdet, dem Volk lebendige Vorbilder unbeugsamer Pflichterfüllung seid; unparteiische und uneigennützig Menschen, die, frei von jeder ungeordneten Ehr- oder Gewinnsucht, einen Posten nur zu dem Zweck annehmen, der guten Sache zu dienen; mutige Menschen, die sich weder durch den Verlust der Gunst von oben noch durch die Drohungen von unten einschüchtern lassen.

Zu diesen Traditionen zählt ebenfalls ein ruhiges und beständiges Festhalten an all dem, was die Erfahrung und die Geschichte bewährt und geheiligt haben; auch jene Tradition eines Geistes, der unzugänglich ist für die unruhige Aufwiegelung und die blinde Sucht nach Neuem, die unsere Zeit kennzeichnen, eines Geistes, der aber gleichzeitig allen sozialen Nöten weit geöffnet ist. Laßt es Euch in der festen Überzeugung, daß nur die Lehre der Kirche den gegenwärtigen Übeln wirksam abhelfen kann, angelegen sein, ihr den Weg freizumachen, und zwar ohne Vorbehalt oder selbstsüchtige Bedenken, durch Wort und Tat, insbesondere dadurch, daß Ihr in der Verwaltung Eurer Güter sowohl in wirtschaftlicher als auch in sozialer Hinsicht wahrhaft mustergültig seid. Ein echter Edelmann leiht seine Hilfe niemals Unternehmungen, die nur zum Schaden des Gemeinwohls, zum Nachteil oder Ruin armer Leute bestehen bleiben und gedeihen können. Im Gegenteil, es wird für ihn eine Ehre sein, auf der Seite der Kleinen zu stehen, der Schwachen, des Volkes, auf der Seite jener, die durch ein ehrbares Handwerk ihr Brot im Schweiß ihres Angesichtes verdienen. So werdet Ihr wahrhaft eine Elite sein. So werdet Ihr Eure religiöse und christliche

1) Ansprache an das Patriziat und den Adel von Rom, 1946, S. 340; vgl. auch Kapitel III.



„Ihr habt hinter Euch eine Vergangenheit von jahrhundertealten Traditionen, die grundlegende Werte für das gesamte Leben eines Volkes darstellen. Zu diesen Traditionen, auf die Ihr mit Recht stolz seid, zählt Ihr in erster Linie die Religiosität, den lebendigen und werktätigen katholischen Glauben. (...) Zu diesen Traditionen zählt gleichfalls die tadellose Würde eines tief christlichen Ehe- und Familienlebens! Aus allen Ländern, wenigstens aus denen der abendländischen Kultur, ertönt der Angstschrei der Ehe und Familie, und zwar so herzerreißend, daß es unmöglich ist, ihn nicht zu hören. Stellt Euch auch hier durch Euer ganzes Verhalten an die Spitze der Erneuerung und Wiederherstellung des häuslichen Herdes!“

(Papst Pius XII., Ansprache 1946)

Pflicht als gläubige Menschen und als Christen erfüllen. So werdet Ihr Gott und Eurem Land edel dienen.

Möget Ihr, geliebte Söhne und Töchter, durch Eure herrlichen Traditionen, durch die Pflege Eures Fortschritts und durch Eure persönliche, menschliche und christliche Vollkommenheit, durch Eure hilfsbereiten Dienste, durch die Liebe und Herzlichkeit Eurer Beziehungen zu allen sozialen Schichten imstande sein, dem Volk dazu zu verhelfen, daß es wieder auf dem wahren Eckstein Fuß fasse, das Reich Gottes und Seine Gerechtigkeit suche.“¹

b) Wie der Adel seine Führungsaufgabe wahrnehmen soll

Bei der Ausübung dieser Führungsaufgaben sollte der Adel stets vor Augen haben, daß es sich dabei selbstverständlich um eine Vielzahl von Verpflichtungen handelt:

„In einer hochentwickelten Gesellschaft wie der Unsrigen, die nach dem gewaltigen Zusammenbruch wieder in Ordnung gebracht werden muß, ist die Aufgabe der führenden Männer unterschiedlich: führend ist der Staatsmann, der Politiker; führend ist der Arbeiter, der, ohne zur Gewalt, zur Drohung oder zur hinterlistigen Propaganda zu greifen, durch sein eigenes Verdienst imstande war, sich in seinem Kreis Ansehen und Vertrauen zu erwerben; führend sind – jeder auf seinem Gebiet – der Ingenieur und der Rechtsanwalt, der Diplomat und der Volkswirtschaftler, ohne deren Hilfe die materielle, soziale und internationale Welt in die Brüche ginge; führend sind der Universitätsprofessor, der Redner und der Schriftsteller, die danach trachten, die Geister zu bilden und zu leiten; führend ist der Offizier, der seinen Soldaten Sinn für Pflicht, Dienst und Opferbereitschaft einflößt; führend ist der Arzt in der Ausübung seiner Heilkunst; führend ist der Priester, der den Seelen den Weg des Lichtes und des Heiles zeigt und ihnen die Gnaden vermittelt, damit sie sicher auf ihm wandeln und voranschreiten können.“²

Der Adel und die traditionellen Eliten haben die Aufgabe, sich an dieser Führung zu beteiligen, doch nicht auf einem spezifischen Gebiet, sondern mit der ihnen eigenen, traditionellen Geisteshaltung und auf besondere Weise in jedem ihnen angemessenen Bereich:

„Welches ist in dieser Vielfalt führender Tätigkeiten Euer Platz, Eure Aufgabe, Eure Pflicht? – Sie tritt Euch in zweifacher Gestalt entgegen: als persönliche Aufgabe und Pflicht jedes einzelnen von Euch und als Aufgabe und Pflicht der Klasse, der Ihr angehört.

Die persönliche Pflicht verlangt, daß Ihr Euch durch Eure Tugend, durch Euren Fleiß bemüht, in Eurem Beruf führend zu werden. Tatsächlich wissen Wir wohl, daß die heutige Jugend Eures edlen Kreises im Bewußtsein der dunklen Gegenwart und der noch ungewisseren Zukunft völlig davon überzeugt ist, daß die Arbeit nicht nur eine soziale Pflicht, sondern auch eine Lebenssicherung für jeden einzelnen bedeutet. Und Wir verstehen das Wort Beruf im weitesten und umfassendsten Sinn, wie Wir es schon letztes Jahr herauszustellen hatten: technische oder freie Berufe, aber auch politische und soziale Tätigkeit, geistige Arbeit, Unternehmungen aller Art, umsichtige, sorgfältige und emsige Verwaltung Eurer Vermögen, Eurer Landgüter nach den modernsten und erprobtesten Anbauweisen zum materiellen, sittlichen, sozialen und geistig-religiösen Wohl der auf ihnen lebenden Landarbeiter bzw. Landbevölkerung. In jeder dieser Berufssparten müßt Ihr alle Mühe aufwenden, um Euch als Führende zu bewähren, sei es um des Vertrauens willen, das jene auf Euch setzen, die den gesunden und lebendigen Traditionen treu geblieben sind, sei es wegen des Mißtrauens vieler anderer, eines Mißtrauens, das Ihr überwinden müßt, indem Ihr Euch

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1946, S. 341-342.

2) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1945, S. 274-275.

*ihre Hochschätzung und Achtung dadurch erwerbt, daß Ihr in allem hervorragend an dem Posten, auf dem Ihr steht, in der Tätigkeit, die Ihr ausübt, welcher Art auch immer dieser Posten oder diese Tätigkeit sein mag.*¹

Genauer gesagt soll der Adelige auf alles, was er tut, die menschlich relevanten Qualitäten übertragen, die ihm seine Tradition gewährt:

„Worin soll sich nun aber zeigen, daß Ihr in Tat und Leben hervorragend seid? Welches sind hierbei die wichtigsten Eigenschaften?“

*Vor allem offenbart sich dies in der Vollkommenheit Eurer Arbeit, ob sie nun technisch oder wissenschaftlich, künstlerisch oder welcher Art auch immer ist. **Die Arbeit Eurer Hände und Eures Geistes muß jenen Stempel der Vortrefflichkeit und Vollkommenheit an sich tragen, der sich nicht von heute auf morgen aneignen läßt, sondern die Feinheit der Seele und des Gewissens, des von Euren Ahnen ererbten und vom christlichen Ideal unaufhörlich genährten Denkens und Fühlens widerspiegelt.***

*Ebenso tritt diese Musterhaftigkeit zutage in dem, was man die Humanität nennen kann, d. h. die Gegenwart, **das Hervortreten des vollgültigen Menschen** in allen Ausdrucksformen seiner Tätigkeit – auch der spezialisierten – in einer Weise, daß **die Spezialisierung in seinem Fach nie zu einer Übertriebenheit wird, daß sie die Allgemeinbildung weder verkümmern lasse noch zurückdränge, ebenso, daß – musikalisch ausgedrückt – die Dominante weder die Harmonie zerstören noch die Melodie erdrücken darf.***

*Diese Vorbildlichkeit zeigt sich außerdem in der Würde des ganzen Verhaltens und Benehmens, in einer Würde, die jedoch nicht herrisch auftritt, in einer Würde, die, weit entfernt, die Abstände zu betonen, sie nur im Notfall durchscheinen läßt, um den anderen **einen höheren Adel der Seele, des Geistes und des Herzens** einzuflößen.*

*Schließlich kommt es hauptsächlich zum Vorschein im Sinn für höhere Sittlichkeit, Geradheit, Ehrlichkeit und Redlichkeit, in jenem Sinn, der jedes Wort und jede Tat prägen muß.*²

So bewundernswert alles aristokratische Raffinement an sich auch sein mag, wäre es dennoch nutzlos und sogar schädlich, wenn ihm nicht ein hohes Sittlichkeitsgefühl zugrunde läge:

„Eine sittenwidrige oder sittenlose Gesellschaft, die den Unterschied zwischen Gut und Böse in ihrem Gewissen nicht mehr empfindet und in ihren Handlungen nicht mehr hervortreten läßt, die vor der Schaustellung der Verderbtheit nicht mehr erschauert, ja, die sie entschuldigt, sich ihr neutral anpaßt, sie womöglich gar wohlgefällig aufnimmt, sie ohne Unruhe oder Gewissensbisse praktiziert, sie ohne Erröten offen zeigt, sich zu ihr herabwürdigt, die Tugend verlacht, eine solche Gesellschaft ist auf dem Weg zum eigenen Untergang. ...“

*Ganz anders ist die wahre Vornehmheit: sie bringt in den gesellschaftlichen Beziehungen eine Demut voll Größe, eine Nächstenliebe ohne alle Selbstsucht, ohne alles Suchen des eigenen Vorteiles zum Aufleuchten. Wir wissen wohl, mit welcher Güte und Liebenswürdigkeit, mit welcher Hingabe und Selbstverleugnung viele - und besonders viele von Euch - in diesen Zeiten unendlicher Nöte und Sorgen sich zu den Unglücklichen herabbeugt, das Licht ihrer wohltätigen Liebe in allen fortschrittlichsten und wirksamsten Formen ausstrahlen verstanden haben. Dies ist gerade die andere Seite Eurer Sendung.*³

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1945, S. 275-276.

2) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1945, S. 276.

3) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1945, S. 276-277.

„*Eine Demut voll Größe*“ wie wunderbar klingt dieser Ausdruck angesichts des eiteln Jetset-Stils, der Vulgarität der so genannten „demokratischen“ und „modernen“ Umgangsformen, des Lebensstils, der Seinsweise, wie sie heute gang und gäbe sind.

c) Infolge ihrer traditionellen Bildung sehen die Eliten die Gegenwart mit besonderer Schärfe

Ein mit einem zutiefst traditionellen Geist ausgestatteter Adelige kann aus der in ihm lebendigen Erfahrung der Vergangenheit die Mittel schöpfen, die es ihm erlauben, besser als mancher andere die Probleme der heutigen Zeit zu erkennen. Er lebt keineswegs am Rande der Wirklichkeit, sondern ist ein aufmerksamer, tiefer Kenner derselben:

„*Es gibt Schlechtes in der Gesellschaft, so wie es Schlechtes bei einzelnen Menschen gibt. Es war ein großer Tag in der Geschichte der Medizin, als der berühmte Laennec, ein genialer und gläubiger Mensch, hilfsbereit über die Kranken gebeugt, mit dem von ihm erfundenen Stethoskop abhörend, den leisesten Hauch vernehmend, die fast unhörbaren Geräusche der Lungen und des Herzens erklären konnte. Ist es aber nicht ebenso eine soziale Funktion erster Ordnung und von höchstem Interesse, unter das Volk zu gehen, um seine Erwartungen und die unklaren Verhältnisse der Zeitgenossen zu erkennen? Ihre Herzen schlagen zu hören, Heilmittel für das allgemeine Elend zu suchen, vorsichtig die Wunden zu behandeln, um sie zu retten und um eine Infektion zu verhindern, die durch fehlende Fürsorge entstehen könnte und sie vor Berührung zu schützen, welche die Wunden verschlimmern könnte?*“

***Verstehen, um Christi Willen, das Volk unserer Zeit zu lieben, dieses Verständnis und die Liebe durch Taten zu beweisen, das ist die Kunst, in hohem Maße Gutes zu tun, wozu Ihr berufen seid! Nicht nur in Eurem engeren Kreise, sondern fast ohne Grenzen, in dem genauen Augenblick, da Eure Erfahrungen zum Vorteil aller gereichen. Es ist auf diesem Gebiet, auf dem so viele noble Seelen begeistert und enthusiastisch bereit sind, eine soziale, christliche Ordnung zu erwecken und auszubreiten!*“¹**

Man sieht also, daß der wahre, und das heißt der echte, traditionelle Aristokrat, der sich selbst treu bleibt, auf den Glauben gestützt das Volk lieben und einen wahrhaft christlichen Einfluß auf dieses ausüben kann und muß.

d) Der wahrhaft traditionelle Aristokrat ist ein Abbild der Göttlichen Vorsehung

Man könnte sich nun fragen, ob der Adel sich nicht selbst herabwürdigt, wenn er leitende Positionen im heutigen Leben übernimmt. Und könnte seine Liebe zur Vergangenheit ihn bei der Ausübung heutiger Aufgaben nicht behindern? Pius XII. lehrte diesbezüglich:

„*Nicht wenig beleidigend für Euch und schädlicher für die Gesellschaft wäre das ungerichte und unbegründete Vorurteil, welches dem Patriziat und dem Adel unterstellte, daß sie ihre Ehre und die ihres Standes beschmutzen würden, wenn sie Funktionen und Ämter übernehmen, die zu alltäglichen Tätigkeiten führen. Sicherlich war zu anderen Zeiten die Ausübung von einfachen Berufen durch Adelige nicht als ehrenvoll angesehen, mit Ausnahme des Waffendienstes. Aber selbst damals zögerten nicht wenige Edelleute, sobald die Verteidigung des Gemeinwesens ihnen Zeit dazu ließ, sich intellektuellen Tätigkeiten oder dem Handwerk zu widmen. So ist es auch jetzt, unter geänderten politischen und gesellschaftli-*

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1944, S. 180-181.

chen Bedingungen nicht selten, daß man die Namen großer Familien in Verbindung mit Fortschritten in den Wissenschaften, der Industrie und Landwirtschaft, in der öffentlichen Verwaltung oder der Regierung zu hören bekommt. Diese Männer sind umso aufmerksame-re Beobachter der Gegenwart, sichere und mutige Pioniere des Fortschrittes, als sie sich mit fester Hand an die Lehren der Vergangenheit halten, die Erfahrungen ihrer Vorfahren nützen und sich vor Illusionen und Irrtümern hüten, welche die Ursache von vielen falschen und schädlichen Unternehmungen vergangener Zeiten waren.

Behüter - die Ihr sein wollt - echter Traditionen, die Eure Familien auszeichnen – Ihr habt die Mission und den Ruhm, zur Rettung des menschlichen Zusammenlebens beizutragen. Ihr sollt die Traditionen vor der Unfruchtbarkeit bewahren, zu welcher es die melancholischen Bewunderer verdammen würden, die all zu sehr am Vergangenen hängen. Aber ebenso auch vor der Katastrophe, in die es gefährliche Abenteurer und verblendete Propheten eines fragwürdigen und trügerischen Fortschrittes führen würden. **In Euren Werken wird - über und in Euch - das Bild der Göttlichen Vorsehung erscheinen, die kraftvoll und doch mit Sanftmut alle Dinge entscheidet und zur Vollendung bringt** (Weish. 8, 1). Dies geschieht, wenn sich nicht die Verrücktheit menschlichen Stolzes ihren Absichten entgegenstemmt, die aber trotzdem immer stärker als das Böse, das Unvorhersehbare und die Zufälligkeiten sind. So werdet Ihr auch wertvolle Mitarbeiter der Kirche sein, die – auch inmitten von Unruhe und Konflikten – für den geistigen Fortschritt der Völker wirkt, für die Stadt Gottes auf Erden, die Vorbereitung der Ewigen Stadt. ¹⁾

e) Aufgabe der Aristokratie gegenüber den Armen

Zu der leitenden Teilnahme am Leben der Gesellschaft gehört auch der sowohl erzieherische als auch wohlthätige Charakter des Wirkens der traditionellen Eliten, der in den beiden folgenden Abschnitten aus den Ansprachen Papst Pius XII. bewunderungswürdig beschrieben wird:

„Wie jedes wertvolle Erbe, erfordert auch dieses die Erfüllung strenger Pflichten. Sie sind umso strenger, je reicher das Erbe ist. In erster Linie sind es zwei Verpflichtungen:

1. Die Pflicht, diese Schätze nicht zu verschwenden, sie unbeschädigt weiterzugeben an die, die nach uns kommen und sie, wenn möglich, noch zu vermehren. Das heißt im besonderen, der Verführung zu widerstehen, in diesen Gaben nichts weiter zu sehen als ein Mittel, um ein leichteres, angenehmeres, vornehmeres und erfolgreicherer Leben zu führen;

2. Die Verpflichtung, diese Schätze nicht nur für sich selbst zu behalten, sondern sie auch den, von der Vorsehung weniger reich bedachten Menschen abzugeben und so durch sie umfangreiche Vorteile zu gewähren.

Geliebte Söhne und Töchter, die edlen Charakterzüge der Wohltätigkeit und edler Tugenden habt Ihr von Euren Vorfahren geerbt. Von ihrem Edelmut legen die Denkmäler und Paläste, die Hospize und Asyle sowie die Spitäler Roms Zeugnis ab. Ihre Namen und das Andenken an sie sprechen zu uns über ihre beglückende und fürsorgliche Güte den Unglücklichen und Hilfsbedürftigen gegenüber.

Wir wissen sehr wohl, daß das Patriziat und der römische Adel niemals, solange es die Möglichkeiten jedes Einzelnen erlaubten, es am rühmenswerten Eifer, Gutes zu tun, haben fehlen lassen. In dieser so schmerzlichen Stunde aber, da der Himmel von Unruhe und Sorgen verdunkelt ist, werden diese Edlen mehr als je zuvor in sich den Antrieb zu tätiger

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1944, S. 181-182.



„Die seelischen Qualitäten und die ritterliche Haltung, Kennzeichen der christlichen Tugenden, berechtigen den Adligen, seine Sendung als Führer der Volksgemeinschaft zu übernehmen.“

Rechts: Erzherzog Eugen, Großmeister des Deutschen Ordens im Jahre 1936.

Oben: Seine Standarte
Unten: Investitur des Ordens in Bad Mergentheim am 16. Juni 1990



*Nächstenliebe verspüren, der dazu anspornt, die schon bisher erworbenen Verdienste bei der Bekämpfung des menschlichen Elends zu vermehren.*¹

3. Die abwesenden Führungspersönlichkeiten – das Übel des Absentismus

a) Absentismus und Unterlassung: die Sünden der Eliten

Eine unter den Mitgliedern des Adels und der traditionellen Eliten unserer Tage leider gar nicht so seltene Neigung besteht darin, sich von den Ereignissen abzukapseln. Viele unter ihnen entfremden sich der Wirklichkeit, verschließen sich, führen ein unbekümmertes, unscheinbares Leben ohne ein bestimmtes irdisches Ziel und lassen die Tage und Jahre an sich vorüberziehen, weil sie meinen, daß eine gesicherte Vermögenslage sie vor den Wechselfällen des Lebens schützt, während sie sich ganz der Erinnerung an vergangene Zeiten hingeben. Vergebens wird man ihre Namen in den Aktionen des Apostolats, in karitativen Werken, in der Diplomatie, im Hochschulleben, in der Politik, in den Künsten, beim Militär, in der Wirtschaft suchen. Von wenigen, je nach Zeit und Ort mehr oder weniger seltenen Ausnahmen abgesehen, glänzen sie durch Abwesenheit. Selbst im gesellschaftlichen Leben, in dem ihr Auftreten doch eigentlich glänzend sein müßte, spielen sie oft kaum mehr eine Rolle. So kann es geschehen, daß in einem Land, in einer Provinz, in einer Stadt alles schließlich so seinen Lauf nimmt, als wenn es sie überhaupt nicht gäbe.

Warum dieser Absentismus? Wegen einer Reihe von Qualitäten und Mängeln. Sehen wir uns doch das Leben dieser Eliten einmal näher an: In den meisten Fällen ist es ein würdiges, ehrsam, ja sogar vorbildliches Leben, hält es sich doch an die noblen Erinnerungen einer zutiefst christlichen Vergangenheit. Nun hat es aber den Anschein, als ob diese Vergangenheit nur noch eine persönliche Bedeutung für diese Menschen selbst hat. Weshalb sie sich bis ins kleinste an sie klammern und sich dem heutigen Leben entfremden. Dabei merken sie nicht, daß es im Schatz der Erinnerungen, von denen sie leben, auch Dinge gibt, die heute nicht mehr angewendet werden können.² Aus dieser Vergangenheit quellen jedoch auch Werte, Eingebungen, Tendenzen und Richtlinien, die „die ganz neuen Lebensformen“ des „neuen Kapitels“³ auf günstige Weise tief beeinflussen könnten.

Dieses wertvolle Ganze aus geistlichen, sittlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Werten, die sowohl für die Öffentlichkeit als auch für den privaten Bereich von großer Wichtigkeit sind, dieses aus der Vergangenheit aufsteigende Leben, das die Zukunft bestimmen soll, ist die Tradition. Um die Fortdauer dieses unschätzbaren Wertes sicherzustellen, müssen der Adel und die ihm vergleichbaren traditionellen Eliten ihren Einfluß durch eine tatkräftige Präsenz an leitender Stelle in der Gesellschaft ausüben und damit dem Gemeinwohl dienen.

b) Absentismus der Leiter: eine virtuelle Komplizenschaft

Die mit der Zurückhaltung der stets abwesenden Eliten einhergehende Verantwortung nimmt damit noch deutlichere Züge an:

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1941, S. 364-365.

2) „Ein Blatt der Geschichte ist umgeschlagen, ein Kapitel ist abgeschlossen. Hinter eine soziale und wirtschaftliche Vergangenheit ist der Schlußpunkt gesetzt“, ermahnte Papst Pius XII. (Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1952, S. 457).

3) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1952, S. 457.

„Weniger schwer ist es hingegen heute, unter den verschiedenen Möglichkeiten, die sich Euch darbieten, Eure Haltung zu bestimmen, die Ihr einzunehmen habt.

Die erste dieser Möglichkeiten ist unannehmbar: sie ist jene des Deserteurs, desjenigen, der mit Recht der ‚émigré à l’intérieur‘ [‚der innere Emigrant‘]¹ genannt wurde. Es ist die Ablehnung des Verbitterten oder Verärgerten, der aus Verachtung oder Entmutigung von seinen Fähigkeiten und Energien keinerlei Gebrauch macht, in keiner Weise am Leben seines Landes und seiner Zeit teilnimmt, sondern sich zurückzieht – wie der Pelide Achilles in sein Zelt, in die Nähe der schnellen Schiffe, fern vom Kampfgefilde –, während die Geschicke des Vaterlandes auf dem Spiele stehen.

Noch unwürdiger ist die Ablehnung, wenn sie aus einer trägen und untätigen Gleichgültigkeit hervorgeht. Schlimmer in der Tat als schlechte Laune, als Verachtung und Entmutigung wäre die Gleichgültigkeit angesichts des Ruins, dem die eigenen Brüder und das eigene Volk ausgesetzt sind. Vergeblich würde diese Gleichgültigkeit versuchen, sich unter der Maske der Neutralität zu verstecken: **ist sie doch keineswegs neutral, sie ist - gewollt oder ungewollt - Komplize!** Jede der leichten Schneeflocken, die so sanft an den Berghängen liegen und sie mit ihrem Weiß schmücken, hilft mit, wenn sie sich passiv mitreißen läßt, aus der kleinen Masse Schnee, die sich vom Gipfel losgelöst hat, die Lawine zu bilden, die das Unglück in das Tal hinunterbringt und dort die friedlichen Heimstätten zerschlägt und begräbt. Nur der starke Block, der mit dem Grundgestein fest zusammenhängt, setzt der Lawine einen siegreichen Widerstand entgegen und vermag ihren Zerstörungslauf aufzuhalten oder wenigstens zu zügeln.

Dergestalt bleibt nur der gerechte und in seinen Absichten wohlgesinnte Mensch, von dem Horaz in einer berühmten Ode spricht [Carm.III,3], nur der Mensch, der sich von seinem unverrückbaren Denken weder durch den Aufruhr jener Bürger, die verbrecherische Befehle geben, noch durch das finstere Gesicht des drohenden Tyrannen abbringen läßt, ‚der unerschrocken bleibt, auch wenn das Weltall in Trümmern über ihn fallen sollte‘: ‚si fractus illabatur orbis, impavidum feriunt ruinae‘. **Ist aber dieser gerechte und starkmütige Mensch ein Christ, dann wird er sich nicht damit begnügen, mitten in den Ruinen aufrecht und ohne Gefühl zu stehen. Er wird sich vielmehr verpflichtet fühlen, dem Zusammenbruch Widerstand zu leisten und ihn zu verhindern oder wenigstens seine Schäden zu begrenzen. Kann er das Zerstörungswerk nicht eindämmen, so wird er immerhin noch da sein, um das niedergerissene Gebäude wieder aufzubauen und das verwüstete Feld wieder anzusäen. So muß Eure Haltung sein. Sie besteht darin – ohne daß Ihr deswegen auf die Freiheit Eurer Überzeugungen und auf Euer Urteil über den Wandel der menschlichen Dinge verzichten müßt – , die gegebenen Verhältnisse so zu nehmen, wie sie sind, ihre Kräfte zum Guten zu lenken, nicht nur für eine Klasse, sondern für die ganze Gemeinschaft.**²

Man sieht also, daß der Papst gerade mit diesen letzten Worten auf dem Prinzip besteht, daß das Bestehen einer traditionellen Elite für die gesamte Gesellschaft von vitalem Interesse ist, vorausgesetzt, sie erfüllt ihre Pflicht.

1) Der Papst benutzt die französische Bezeichnung „émigré à l’intérieur“, der sich die Franzosen in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts bedienten, wenn sie von den Adligen sprachen, die bis dahin in Paris residiert hatten, aber dann aus Protest die Stadt verließen und sich auf ihre Schlösser im Landesinneren zurückzogen, um so ihren Unwillen gegenüber dem Aufstieg des Herzogs von Orléans, den sie für einen Usurpator hielten, zum „König der Franzosen“ auszudrücken. Der Ausdruck betont den Kontrast zwischen der Haltung dieser Aristokraten, die emigrieren, ohne das Land zu verlassen, und der ihrer Vorgänger, die es 1789 vorzogen, ins Ausland zu gehen, um von dort her die Französische Revolution zu bekämpfen.

2) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1947, S. 368-369.

4. Eine andere Form der Auftragsverweigerung: sich korrumpieren und verderben lassen

Der Adel und die traditionellen Eliten können sich aber auch an ihrer Aufgabe versündigen, indem sie sich von Ruchlosigkeit und Immoralität verderben lassen:

„Die hohe Gesellschaft Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert ist dafür unter vielen anderen ein tragisches Beispiel. Nie war eine Gesellschaft feiner, eleganter, glänzender und bezaubernder. Die verschiedensten Ergötzungen des Geistes, eine intensive Verstandeskultur, eine äußerst verfeinerte Kunst zu genießen, eine ausgesuchte Gepflegtheit der Umgangsformen und der Sprache herrschten in jener nach außen so höflichen und liebenswürdigen Gesellschaft, in der jedoch alles – die Bücher und Schriften, die Figuren und Geräte, die Kleider und Kopfbedeckungen – zu einer Sinnlichkeit reizte, die in die Adern und in die Herzen eindrang, so daß selbst die eheliche Untreue nicht mehr Überraschung oder Empörung hervorrief. So arbeitete sie selbst an ihrem eigenen Zerfall und rannte dem mit eigenen Händen gegrabenen Abgrund des Verderbens entgegen.“¹

Wenn sie derart verkommen, üben Adel und traditionelle Eliten einen tragischen und zerstörerischen Einfluß auf die Gesellschaft aus, welche in ihnen eigentlich ein Vorbild und einen Ansporn zur Ausübung der Tugend und zum Guten sehen sollte. Angesichts dieses negativen Einflusses, der in Vergangenheit und Gegenwart von ihnen ausgegangen ist, sind sie in der heutigen Krise zur Wiedergutmachung verpflichtet.

Die Geschichte wird vor allem von den Eliten geprägt. Wenn daher das Wirken des christlichen Adels einen höchst wohltuenden Einfluß ausgeübt hat, so ist der Sittenabfall des Adels andererseits als einer der Ausgangspunkte der katastrophalen Krise unserer Zeit anzusehen:

„Dennoch ist es angebracht, daran zu erinnern, daß dieses Abgleiten in den Unglauben und in die Gottlosigkeit nicht von unten, sondern von oben ausgegangen ist, das heißt von den führenden Klassen, von den höheren Schichten, vom Adel, von den Denkern und Philosophen. Wohlgermerkt, Wir sprechen hier nicht vom gesamten Adel und noch weniger vom römischen Adel, der sich weithin durch seine Treue zur Kirche und zum Apostolischen Stuhl ausgezeichnet hat. Wir sprechen vom europäischen Adel im allgemeinen. Zeigt sich während der letzten Jahrhunderte in Europa etwa nicht eine innere Entwicklung, die sozusagen horizontal und vertikal, in waagrechter und in senkrechter Richtung den Glauben immer weiter niederriß und untergrub; eine Entwicklung, die zu jener Zerstörung führte, die Uns heute entgegentritt in ungeheuren Massen von Menschen, die entweder die Religion abweisen oder bekämpfen, zumindest aber gegenüber dem Übernatürlichen und dem Christentum von einer tiefsitzenden und absonderlich begründeten Zweifelssucht beseelt und irregeleitet sind?“

Vorhut dieser Entwicklung war die sogenannte protestantische Reformation, in deren Unternehmungen und Kriegen ein großer Teil des europäischen Adels sich von der Kirche trennte und deren Besitztümer an sich riß. Doch der Unglaube im eigentlichen Sinn verbreitete sich im Zeitalter der Französischen Revolution. Die Geschichtsschreiber bemerken, daß der Atheismus – auch in der Verkleidung des Deismus – damals rasch bei der hohen Gesellschaft in Frankreich und anderswo um sich griff. An Gott und an den Erlöser zu glauben, war in jener allen Sinnesfreuden hingeebenen Welt geradezu lächerlich und für die gebildeten, neuigkeits- und fortschrittshungrigen Geister unpassend geworden.

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1945, S. 276f.

In den meisten ‚Salons‘ der größten und feinsten Damen, in denen die kühnsten Probleme der Religion, Philosophie und Politik erörtert wurden, betrachtete man jene Schriftsteller und Philosophen, die umstürzlerische Lehren begünstigten, als den schönsten und begehrtesten Schmuck jener weltmännischen Zirkel. Die Gottlosigkeit war beim hohen Adel Mode. Und die beliebtesten Schriftsteller wären bei ihren Angriffen gegen die Religion nicht so keck gewesen, wenn sie nicht den Beifall und die Ermunterung der vornehmsten Gesellschaft erfahren hätten. Nicht, als ob der Adel und die Philosophen sich allesamt und geradewegs die Entchristlichung der Massen zum Ziel gesetzt hätten! Im Gegenteil, als Beherrschungsmittel in der Hand des Staates sollte die Religion im einfachen Volk erhalten bleiben. Sie selbst aber erachteten und fühlten sich über den Glauben und seine sittlichen Gebote erhaben. Dies war natürlich eine Politik, die, schon vom psychologischen Standpunkt aus betrachtet, sich sehr schnell als kurzsichtig und verhängnisvoll erwies. Mit unerbittlicher Logik versteht das Volk – stark im Guten, schrecklich im Bösen – die praktischen Schlüsse aus seinen Beobachtungen und Urteilen zu ziehen, mögen diese nun richtig oder falsch sein. Nehmt die Kulturgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte zur Hand! Sie zeigt und beweist Euch, welche Schäden für den Glauben und die guten Sitten das von oben gegebene schlechte Beispiel, die religiöse Frivolität der oberen Schichten und der offene Kampf gegen die offenbarte Wahrheit angerichtet haben.“¹

5. Vorrangige Option für die Adelige[n] auf dem Felde des Apostolates zum Wohle der Gesellschaft

Viel wird heute von einem Apostolat im Dienst der Massen und - als angebrachte Ergänzung - von einer vorrangigen Aktion zugunsten ihrer materiellen Bedürfnisse gesprochen. Doch sollte man auf diesem Gebiet jede Einseitigkeit vermeiden und nie die Wichtigkeit des Apostolates für die Eliten und über diese für den ganzen Gesellschaftskörper aus den Augen verlieren. Daher sollte man folgerichtig auch von einer vorrangigen apostolischen Option für die Adelige[n] sprechen. So wäre es von großem Vorteil für ein einträchtiges Zusammenleben in der Gesellschaft, wenn sich *eine vorrangige Option für die Armen* und *eine vorrangige Option für die Adelige[n]* und alle vergleichbaren Eliten harmonisch ergänzten.

Nehmen wir in dieser Frage die Worte Papst Pius' XII. zur Kenntnis: „*Welchen Schluß sollen Wir nun aus diesen Lehren der Geschichte ziehen? Daß die Rettung von dort ausgehen muß, wo die Zerrüttung ihren Anfang nahm. Im Volk die Religion und die guten Sitten zu erhalten, ist an und für sich nicht schwer, wenn die oberen Klassen mit ihrem guten Beispiel vorangehen und öffentliche Verhältnisse schaffen, die das christliche Leben nicht übermäßig schwer, sondern nachahmbar und beglückend machen. Ist das etwa nicht Eure Pflicht, geliebte Söhne und Töchter, die Ihr kraft des Adels Eurer Familie und der Ämter, die Ihr nicht selten bekleidet, zu den führenden Klassen gehört? Die große Sendung, die Euch und mit Euch nicht wenigen anderen bestimmt ist, mit der Erneuerung oder Vervollkommnung des Privatlebens bei Euch selbst und in Eurem Haus anzufangen und dann jeder an seinem Platz und zu seinem Teil Euer Möglichstes zu tun, um eine christliche Ordnung im öffentlichen Leben aufzubauen – diese große Sendung gestattet weder Aufschub noch Verzögerung. Es ist fürwahr eine höchst edle und verheißungsreiche Sendung in einem Augenblick, in dem als Gegenwirkung wider den verheerenden und erniedrigenden Materialismus ein neuer Durst nach den geistigen Werten unter den Massen, wider den Unglauben aber eine neue Aufgeschlossenheit der Geister für religiöse Din-*

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1943, S. 358-360.

ge sichtbar wird. Dies sind gewiß Zeiterscheinungen, die hoffen lassen, daß der Tiefpunkt des inneren Zerfalls nunmehr überwunden und überschritten ist. Euch also gebührt die Ehre, durch das Licht und den Anreiz des über jede Mittelmäßigkeit sich erhebenden guten Beispiels sowie durch gute Taten dazu beizutragen, daß diese mutigen Unternehmungen und diese Bestrebungen zum Besten der Religion und der menschlichen Gesellschaft glücklich zum Ziel gelangen.“¹

Dem besonderen Apostolat des Adels und der traditionellen Eliten kommt also weiterhin größte Wichtigkeit zu.

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1943, S. 360-361.



Burg Braubach am Rhein

KAPITEL VII

Entstehung des Adels, seine Sendung in der Vergangenheit und in unseren Tagen

*Der besondere Nachdruck
von Papst Pius XII.*

Bei den Menschen unserer Tage ruft die Vertiefung in den Ansprachen von Papst Pius XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom vor allem Neugier hervor, denn das breite Publikum zeigt sich heute oft überraschend schlecht informiert über diese Gesellschaftsschicht, über ihre Ursprünge, ihre Sendung, über die verschiedenen Merkmale, die sie im Laufe der Jahrhunderte angenommen hat, aber auch über die Rolle, die ihr in Gegenwart und Zukunft zusteht.

Nun war es aber keineswegs das Ziel jenes denkwürdigen Papstes, ausführlich alle Aspekte des Adels anzusprechen. Dies sollte nicht verwundern, wandte er sich doch an eine höchst kundige Zuhörerschaft, bei der er natürlich eine umfassende Kenntnis vieler lehramtlicher Äußerungen und geschichtlicher Daten über den Adel voraussetzen konnte, von denen die heutige Leserschaft kaum etwas weiß.

Obwohl sich die Leserschaft der vorliegenden Arbeit vor allem aus Klerikern und Adligen zusammensetzt, schließt sie auch alle Schichten des großen, mittleren und kleinen Bürgertums ein.

Dem Verfasser schien es daher angebracht, dem aufgeschlossenen, jedoch unzureichend informierten Leser in diesem Kapitel eine Reihe von Daten über den Adel vorzulegen, die seinem Interesse entgegenkommen und die er auch kaum in einem einzigen Werk vereint finden würde. Dem ist noch hinzuzufügen, daß das vorliegende Kapitel eine Reihe von Übersichten einschlägiger Themen enthält, die für den Leser von *Der Adel und die vergleichbaren traditionellen Eliten in den Ansprachen Papst Pius' XII. an das Patriziat und an den Adel von Rom* von besonderem Interesse sind.

Aufgrund dieser wichtigen Betrachtungen über die verschiedenen Themen ist das vorliegende auch das umfangreichste Kapitel des Buches. Um es nicht noch weiter auszudehnen, hat sich der Verfasser entschlossen, nur die unbedingt notwendig erscheinenden Zitate anzuführen.

1. Der private Bereich und das Gemeinwohl

a) Menschengruppen und ihre Führung

In jeder menschlichen Gruppe stoßen wir im privaten Bereich auf die Ausübung von Autorität, die ihren Inhaber mehr oder weniger hervorhebt. Dies gilt zum Beispiel für den Familienvater und durch Teilnahme an seiner Autorität für seine Gattin, für den Vorsitzenden einer Vereinigung, für den Lehrer, für den Kapitän einer Sportmannschaft usw.

● Geistige Voraussetzungen für eine Autoritätsperson

Autorität verlangt von ihrem Inhaber eine deutliche, feste Vorstellung von Zweck und Gemeinwohl der Gruppe, in der er diese Aufgabe innehat. Außerdem muß diese Autoritätsperson über eine klare Kenntnis der Mittel und Vorgehensweisen verfügen, die zum Erreichen des Zieles notwendig sind.

Für den, der im privaten Bereich Autorität innehat, ist es jedoch nicht genug, intellektuelle Eigenschaften zu besitzen.

Er muß Kenntnisse besitzen, aber auch verstehen, das, was er weiß, weiterzugeben und diejenigen, die anderer Meinung sind, soweit wie möglich von seinen eigenen Anschauungen überzeugen zu können. Die Kraft der Führungspersönlichkeit mag noch so groß sein, die nach den Grundsätzen einer Gesellschaftsgruppe für den Fall des Ungehorsams festgesetzten Strafen mögen noch so drastisch sein und die Belohnung mag für den, der gehorcht, noch so lohnend und ehrenhaft sein – all dies verspricht der Führungspersönlichkeit noch nicht den Gehorsam der ihm anvertrauten Menschen. Unerlässlich ist ein grundlegendes, beständiges Einvernehmen zwischen ihm und den Seinen hinsichtlich der Ziele, die es zu erreichen gilt, sowie der Methoden, die dafür angewandt werden sollen. Weiterhin muß dem Leiter von Seiten seiner Untergebenen ein festes Vertrauen entgegengebracht werden, daß er die Fähigkeit besitzt, die entsprechenden genannten Methoden erfolgreich anzuwenden und die gesetzten Ziele für das Gemeinwohl zu erreichen.

● Fähigkeiten des Willens und des Einfühlungsvermögens

Es reicht auch nicht, daß eine Führungspersönlichkeit lediglich mit einer einwandfreien logischen Argumentation zu überzeugen weiß. Weitere Eigenschaften aus dem Willens- und Gefühlsbereich müssen hinzukommen.

Vor allem muß der Leiter einer Gruppe ein durchdringendes psychologisches Einfühlungsvermögen besitzen, eine Eigenschaft, die sowohl Verstand als auch Willen und Gefühl erfordert. Denn einem höchst intelligenten, gleichzeitig aber willenslosen, unempfindsamen Menschen fehlt gewöhnlich sogar das psychologische Gespür zum Verständnis grundlegender Tatsachen seiner eigenen Mentalität. Wie könnte sich ein solcher also erst in seine Gattin, seine Kinder, seine Schüler, seine Angestellten usw. hineinfühlen?

Wenn dem Leiter psychologisches Gespür fehlt, wird er schwerlich in der Lage sein, den Verstand zu überzeugen, und noch weniger wird es ihm gelingen, die Willenskräfte zu einem gemeinsamen Handeln zu bewegen.

Doch selbst das psychologische Gespür ist noch nicht alles. Wer die Autorität oder eine leitende Funktion innehat, muß auch über ein ausreichendes Einfühlungsvermögen verfügen, damit alles, was er sagt, wahrhaft, ehrlich, echt, interessant und anziehend klingt, so daß alle, die ihm Gehorsam schulden, ihm auch gern folgen.

Dies sind in großen Zügen die Eigenschaften, ohne die der Vorsteher einer im privaten Bereich liegenden Gesellschaftsgruppe normalerweise nicht in der Lage ist, seine Aufgabe erfolgreich zu bewältigen.

● **Der Leiter unter außergewöhnlichen Umständen**

Durch außergewöhnliche Umstände, die sowohl günstiger als auch ungünstiger Natur sein können, kann manchmal die rechte Ordnung in einer privaten Gruppe verändert werden.

Wenn er unfähig ist, sich auf eine höhere Ebene zu begeben, bringt ein mittelmäßiger Leiter seiner Gruppe das Risiko mit sich, optimale Gelegenheiten zu verpassen, weil er diese nicht erkannt oder nicht einmal vorausgesehen hat. Er läßt sie also ungenützt oder nur teilweise genützt vorüberziehen.

Andererseits riskiert er, der von ihm geleiteten Gruppe ernsthaft zu schaden oder sie gar in den Ruin zu führen, weil er die am Horizont heraufziehende Gefahr nicht wahrnimmt, ihr Schädlichkeitspotential unterschätzt und diesem sobald wie möglich entgegenzuwirken versäumt.

Ein hervorragender Leiter ist der, den außerordentliche Umstände – seien diese günstiger oder ungünstiger Natur – anregen und dessen Befähigungen der Ausnahmesituation entsprechend anwachsen, und der sich den Gegebenheiten gewachsen zeigt.

● **Nutzen und Zweckmäßigkeit der Systematisierung der oben behandelten Begriffe**

Das hier Gesagte ist keineswegs neu. Aber in diesen wirren Zeiten sind leider diese Begriffe, die dem reinen Menschenverstand angehören, in vielen Köpfen verschüttet. Sie waren also vorweg zum Verständnis der folgenden Gedanken angebracht.

b) Vorrang und Adel des Gemeinwohles – wie es sich vom Wohl des Einzelnen unterscheidet – private Körperschaften, deren Gemeinwohl transzendenter, regionaler oder nationaler Natur ist

Was bestimmte Gruppen des privaten Bereiches angeht, so besteht ihr Gemeinwohl nicht allein in dem, was für das einzelne Individuum gut ist, sondern in dem, was für alle Menschen gut ist, aus denen sich die Gruppe zusammensetzt.

Dieses Gut, das ja einer höheren Ordnung als das bloße Gut eines jeden Individuums angehört, ist *ipso facto* auch nobler.

● **Bedeutung der Körperschaften des privaten Bereiches für das Wohl einer Region, einer Nation und des Staates**

Es gibt allerdings Fälle, in denen das Wohl einer Körperschaft privaten Rechtes sich nicht allein auf das eigene Wohl beschränkt, sondern eine höhere Stufe erreicht.

Ein Beispiel soll diese Tatsache illustrieren.

In Hochschulen, die nicht dem Staat, sondern einer jahrhundertealten Stiftung oder Vereinigung gehören, wie es sie in Europa und Amerika gab und immer noch gibt, kommt es häufig vor, daß eine bestimmte Art des Forschens, Denkens, Darstellens und Lehrens, eine Reihe von geistigen Eigenheiten festgelegt ist, die alle dem gleichen Stil und dem gleichen religiösen, patriotischen, künstlerischen und – im weitesten Sinne – kulturellen Streben entspringen. Kurz, ein gleicher, dauerhafter Bestand an Werten, den eine Generation von Lehrenden und Lernenden von der vorhergehenden empfängt, wird von dieser bewahrt, vervollkommenet und an die nächste weitergegeben. Die so zustande gekommene Hochschultradition bildet ein äußerst wertvolles Geistesgut für die aufeinander folgenden Generationen von Professoren und Studenten. Es prägt zutiefst das Leben der früheren Studenten und formt ei-

nen besonderen Menschenschlag, der seinerseits die ganze Atmosphäre einer Stadt prägen kann, die von der Hochschule und in ihrem Dunstkreis lebt.

Eine solche Institution, die zwar dem rein privaten Bereich angehört, ist natürlich ein Gemeingut der Region und eventuell sogar des ganzen Landes, in dem sie liegt.

Das Beispiel bestimmter privater Einrichtungen, wie etwa einer Hochschule, trägt zum vollen Verständnis dessen bei, was man unter regionalen oder nationalen Institutionen zum Gemeinwohl versteht. Allein schon die Vortrefflichkeit dieser privaten Einrichtungen rückt sie *ipso facto* an das Gemeinwohl heran und verleiht ihnen seinerseits einen gewissen Adel. Dieser Adel ist nicht mit der bloßen - übrigens keineswegs in Zweifel gezogenen Würde der ausschließlich zum privaten Bereich gehörenden - Institution selbst zu verwechseln.

● Eine ganz besondere Gruppierung im privaten Bereich: die Familie

Unter allen privaten Einrichtungen hat keine einen so grundlegenden Charakter, keine ist für das politische Leben und für den Staat eine Quelle derart echten, sprudelnden Lebens wie die Familie. Wenn bisher noch nicht näher auf sie eingegangen wurde, so ist dies in der Absicht geschehen, ihr später um so wichtigere Betrachtungen zu widmen.¹

Wir sehen also, daß Wirkungskraft und Einfluß privater Einrichtungen durchaus das politische Leben einer Nation – und sogar das internationale Geschehen – zutiefst prägen können und damit verhindern, daß das Land allein den Händen von Abenteurern anvertraut wird. Diese Wirkungskraft und dieser Einfluß sind vor allem der Stärke, der Vitalität, dem Zusammenhalt und dem andauernden Verbesserungsdrang zuzuschreiben, die diese privaten Einrichtungen beseelen.

c) Nation und Staat gehen aus dem privaten Bereich hervor – die Fülle des Gemeinwohles

● Bildung der Nationen und Regionen

Wenn eine Reihe von Personen, , Gesellschaftsgruppen und Rechtspersonen, die dem privaten Wohl oder zugleich dem privaten und dem gemeinen Wohl zugewandt sind, sich zu einem Ganzen vereinen, das sich deutlich von allem abhebt, was außerhalb besteht, und wenn sie einen geschlossenen Kreislauf ethnischer, kultureller, sozialer, wirtschaftlicher und politischer Natur bilden, und wenn dieses Ganze nicht in einem noch weiteren Kreis aufgeht oder von diesem aufgenommen wird, dann spricht man von einer Nation. Das Gemeinwohl dieser Nation, die unter dem Gesichtspunkt der politischen Organisationen einen Staat bildet, *schwebt*² gewissermaßen über dem Wohl jeder einzelnen Gruppe, aus denen sich die Nation zusammensetzt. Das Wohl einer jeden Gruppe wiederum schwebt über dem Wohl des Einzelnen.

Im Hinblick auf die Region ist Vergleichbares festzustellen. Ähnlich wie die Nation besitzt auch die Region eine territoriale Realität und gleichzeitig eine Reihe weiterer konstituierender Elemente. Unter diesem Gesichtspunkt liegt der Unterschied zwischen Region und Nation darin, daß die Region nicht all die konstituierenden Elemente einer Nation aufzu-

1) Vgl. Kapitel VII,2.

2) Es soll hier näher auf die metaphorische Bedeutung des Wortes „schweben“ eingegangen werden. Es verweist auf die Vorzüge einer Ordnung, die denen zugute kommt, die nacheinander die untergeordneten Ebenen bilden. Der Staat steht über dieser ganzen Gesellschaftsstruktur; einerseits lastet er auf ihr wie ein Dach auf den Wänden, andererseits schützt er sie aber auch vor der zerstörerischen Wirkung der Witterungseinflüsse; er ragt aber auch wie der Turm eines Heiligtums auf, der sozusagen über den ihn umgebenden Gebäuden „schwebt“, ihnen Schönheit verleiht und wie ein Bindeglied zwischen dem Irdischen und dem Himmlischen fungiert, bezaubert, begeistert und den Geist derer, über denen er „schwebt“, zu schwindeinden Höhen emporführt.

weisen hat, sondern nur einen – wenn auch wichtigen – Teil davon. Den Unterschied zwischen den verschiedenen Regionen einer Nation kann man mit einem Vergleich deutlicher machen. Die Regionen unterscheiden sich untereinander und von der Nation, wie sich die Hochreliefs auf einem Steinquader unterscheiden, aus dem sie herausgemeißelt sind. Eine Nation aber unterscheidet sich von einer anderen wie eine Statue von einer anderen Statue.

Die Nationen haben einen Anspruch auf Souveränität, die Regionen auf Autonomie. Ein Beispiel dafür sind die Föderationen, die souverän sind, sich aber aus autonomen Bundesstaaten zusammensetzen.

● **Der Staat als vollkommene Gesellschaft –
seine Souveränität und seine Majestät – sein höchster Adel**

Das so verstandene Gemeinwohl umfaßt, wie bereits gesagt, alle untergeordneten Werte, ohne sie zu vereinnahmen oder sie einzuschränken. Die Tatsache, daß der Staat sie einschließt, bringt für diesen Staat eine Suprematie der Aufgaben, der Macht und damit verbundener wesenhafter Würde mit sich, die in dem Begriff *Majestät*¹ ihren adäquaten Ausdruck findet. Normalerweise bildet eine Nation unabhängig von ihrer Regierungsform eine vollkommene, *perfekte*,² d. h. souveräne und majestätische Gesellschaft.

Die majestätische Macht ist ihrerseits *höchst edel*. Allein schon die Tatsache, daß sie souverän, d. h. die höchste ist, verleiht ihr einen wesenhaften natürlichen Adel, der den der zwischen Individuum und Staat liegenden Körperschaften übersteigt.

Alles bisher Gesagte belegt dies.

2. Die Familie gegenüber dem Individuum, den Zwischengruppen und dem Staat

Es ist nun an der Zeit zu fragen, welche Beziehungen zwischen der Familie und den verschiedenen Körperschaften bestehen, die den Raum zwischen dem Individuum und dem Staat füllen. Besonders wichtig sind hier die Einrichtungen, die mit dem Gemeinwohl zu tun haben. Die größte Bedeutung kommt natürlich den Beziehungen zum Staat zu, der alle anderen Gemeinwesen einschließt, sie verbindet und sie wie die ganze Nation regiert. Es ist hier die Rede vom Staat und von seinem höchsten, leitenden Organ, der Regierung des Landes.

Die Familie wurde bereits als eine dieser Zwischengruppen erwähnt. Nun muß hinzugefügt werden, daß sie gegenüber den genannten Einrichtungen eine ganz besondere Stellung einnimmt. Während diese Einrichtungen nämlich dahin tendieren, sich mehr und mehr voneinander zu unterscheiden, neigt die Familie dazu, alle anderen zu durchdringen. Und keine dieser Einrichtungen vermag über die Familie einen solchen Einfluß auszuüben, wie ihn die Familie selbst über alle diese genannten Einrichtungen, gleich welcher Natur sie auch sein mögen, ausübt.

1) *Maiestas* leitet sich von *maior* ab, dem Komparativ von *magnus*, groß, im körperlichen und sittlichen Sinn. Hinzu kommt oft noch die Verbindung mit Kraft, Macht und Adel, so daß *magnus* leicht zu einer Lobes- und Ehrenbezeichnung edler Sprache wird. Dieselbe Bedeutung erstreckt sich auch auf die von ihm abgeleiteten oder mit ihm zusammengesetzten Wörter (vgl. A. ERNOUT – A. MEILLET, *Dictionnaire étymologique de la langue latine – Histoire des mots*, Éditions Klincksieck, 4. Aufl., Paris 1979, S. 377).

2) Aus dem Lateinischen *perfecta*, was soviel bedeutet wie *beendet, fertig gemacht, abgeschlossen*.

a) Vom Individuum zur Familie, von dieser zur Sippe und schließlich zum Stamm – der Weg zur Gründung der Civitas – die Geburt des Staates

Da das Verheiratetsein der gewöhnliche Zustand des Menschen ist, fügt sich dieser als Teil einer Familie, sei es als deren Haupt oder Mitglied, in das immense Gewebe der Familien ein, die den gesellschaftlichen Körper eines Landes ausmachen.

Neben der Familie wird der Staat auch von weiteren Zwischengruppierungen gebildet. Wenn also ein Individuum Teil einer solchen Gruppierung ist, nimmt es auf diese Weise ebenfalls am Gesellschaftskörper teil. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn es um die Zugehörigkeit zu Handwerkerinnungen oder Kaufmannsgilden, zu Hochschulen oder auch zu den leitenden Organen von Städten und Gemeinden geht.

Geht man der Entstehungsgeschichte des Staates nach, stellt man fest, daß dieser immer irgendwie aus vorherigen Körperschaften hervorgegangen ist, deren „Rohmaterial“ stets die Familie bildete. Denn aus dem Zusammenschluß von Familien entstanden Familienverbände, die bei den Griechen *génos* und bei den Römern *gens* genannt wurden. Letztere wurden zu geschlossenen Gruppierungen ausgeweitet, die ebenfalls noch auf der Familienzugehörigkeit gründeten, deren Abstammungsbeziehungen sich jedoch in grauer Urzeit verloren haben und die in ihrem Wirrwar zur Auflösung tendierten: zu dieser Kategorie sind die griechischen *Fratrien* und die römischen *Kurien* zu zählen. „*Im Zuge dieser Systematik kam es ganz natürlich zu immer größeren Zusammenschlüssen*“, erklärt Fustel de Coulanges. „*Viele Kurien oder Fratrien vereinigten sich schließlich zu ganzen Stämmen.*“¹

Aus dem Zusammenschluß der Stämme ging dann die Stadt oder besser gesagt, die *civitas* hervor. Und damit der Staat.²

b) Individuum und Familie bilden die Basis für das Gemeinwohl in den Zwischengruppen, in den Regionen und im Staat - Die kinderreiche Familie, eine kleine Welt

Die Erfahrung zeigt, daß Vitalität und Einheit einer Familie gewöhnlich in natürlicher Beziehung zu ihrer Fruchtbarkeit stehen.

Wenn der Nachwuchs zahlreich ist, betrachten die Kinder ihre Eltern als Leiter einer sowohl von der Größe als auch normalerweise von den beachtlichen religiösen, moralischen, kulturellen und materiellen Werten der familiären Zelle her bedeutenden menschlichen Gemeinschaft. Dies alles erhöht das Prestige der elterlichen Autorität. Da die Eltern gewissermaßen ein Gemeingut aller Kinder sind, versucht gewöhnlich auch keines von ihnen alle Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern für sich allein in Anspruch zu nehmen und sie allein für das eigene Wohlergehen zu vereinnahmen. Die Eifersucht unter Geschwistern findet in großen Familien kaum Nährboden, ist dagegen in Familien mit wenigen Kindern nur zu leicht anzutreffen.

In den Kleinfamilien kommt es auch nicht selten zu Spannungen zwischen Eltern und Kindern, mit dem Ergebnis, daß eine der beiden Seiten die Oberhand zu behalten und die andere zu tyrannisieren pflegt.

1) *La Cité Antique*, Bd. III, Librairie Hachette, Paris, S. 135.

2) Zu diesem Thema ist die Lektüre der als Dokumente VII, VIII und IX abgedruckten Veröffentlichungen von Fustel de Coulanges, Franz Funck-Brentano und Mons. Henri Delassus zu empfehlen.

So können etwa die Eltern ihre Autorität mißbrauchen und sich dem familiären Zusammenleben entziehen, um während der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit den Vergnügungen des weltlichen Lebens nachzugehen. Die Kinder werden in diesem Fall der Obhut bezahlter *Babysitter* überlassen oder sie wachsen im Chaos turbulenter Internate auf, in denen es an legitimer, einfühlsamer Zuneigung fehlt.

An dieser Stelle muß auch die Tyrannei erwähnt werden, die in unserer entchristlichten Gesellschaft ihren Ausdruck häufig in grausamer Gewaltanwendung im Schoß der Familie findet.

In einer kinderreichen Familie kann es schwerlich zu solchen Formen der Tyrannei kommen. Die Kinder nehmen hier viel deutlicher wahr, was für eine Last sie für die Eltern bedeuten und pflegen ihnen daher dankbar zur angemessenen Zeit ihre ehrerbietige Hilfe in der Führung der Familienangelegenheiten entgegenzubringen.

Daneben verleiht eine beträchtliche Kinderzahl dem Familienkreis eine Lebhaftigkeit, eine sprühende Jovialität, eine immer wieder schöpferische Originalität der Formen des Seins, des Handelns, des Fühlens und des Eingehens auf die Alltagswirklichkeit innerhalb und außerhalb des Hauses, so daß das Familienleben zu einer Schule der Weisheit und der Erfahrung wird, in der die Eltern beflissen das Überkommene an ihre Kinder weitergeben und die Kinder diese Tradition respektvoll und vorsichtig durch eine kluge, schrittweise Erneuerung erweitern.

Der Zusammenhalt dieser kleinen Welt ergibt sich aus all den oben erwähnten Faktoren und stützt sich vor allem auf die religiöse und moralische Bildung, welche die Eltern in Übereinstimmung mit dem Pfarrer ihren Kindern zuteil werden ließen, und zwar im harmonischen Einklang mit dem körperlichen und sittlichen Erbe, das dazu beiträgt, die Persönlichkeit der Kinder zu bilden.

c) Die Familien als kleine Welten, die auf eine Weise zusammenleben, die den Nationen und Staaten vergleichbar ist

Diese *kleine Welt* unterscheidet sich von anderen gleichartigen *kleinen Welten*, d. h. von den anderen Familien durch Merkmale, die im Kleinen an die Unterschiede zwischen den Regionen eines Landes oder zwischen den Ländern eines Kulturraumes erinnern.

Die so gebildete Familie legt gewöhnlich so etwas wie eine gemeinsame Wesensart, einen gemeinsamen Geschmack, gemeinsame Neigungen und Abneigungen, eine gemeinsame Weise des Zusammenlebens, der Erholung, der Arbeit, der Problemlösung, der Bekämpfung von Widrigkeiten und der Ausnutzung günstiger Umstände an den Tag. In all diesen Bereichen verfügen die Großfamilien über Grundsätze des Denkens und Handelns, die durch das Beispiel der Vorfahren bestärkt und nicht selten durch Sehnsucht und Rückwendung zu früheren Zeiten mythenhaft ausgestaltet werden.

d) Die Familie und die Welt von Beruf und Öffentlichkeit – Geschlechter und Berufe

Diese große, unvergleichliche Schule der Fortdauer, die andauernd durch die Herausarbeitung neuer, von allen Familienmitgliedern an einer bewunderten, geachteten und geliebten Tradition ausgerichteter Aspekte bereichert wird, beeinflusst stark die Entscheidung des Einzelnen bei der Berufswahl oder bei der Übernahme von Verantwortungen zugunsten des Gemeinwohles.

Wir stoßen daher oft auf Familien, in denen von Generation zu Generation ein und derselbe Beruf weitergegeben und damit ein Einfluß der Familie auf den beruflichen Bereich ausgeübt wird.

Bei dieser Verbindung zwischen Berufstätigkeit bzw. öffentlichem Dienst einerseits und den Familien andererseits üben natürlich auch die verschiedenen beruflichen Tätigkeiten einen Einfluß auf die jeweilige Familie aus, und es entsteht eine durchaus natürliche und höchst wünschenswerte Wechselwirkung.

Hier muß jedoch festgehalten werden, daß der natürliche Lauf der Dinge meistens dazu führt, daß der Einfluß der Familie auf ihre äußerlichen Tätigkeiten größer ist als umgekehrt der Einfluß dieser Tätigkeiten auf die Familie.

Das bedeutet mit anderen Worten, daß die Familienorganisation in einer wahrhaft katholischen Familie, die nicht nur mit den natürlichen, spontanen Kräften des Zusammenhaltes, sondern auch mit dem aus der Gnade stammenden übernatürlichen Einfluß gegenseitiger Liebe rechnen kann, optimale Voraussetzungen erreicht, um mit ihrer Präsenz alle oder fast alle zwischen dem Einzelnen und dem Staat gelegenen Gruppen zu durchdringen und so letztendlich den ganzen Staat zu prägen.

***e) Kreative Geschlechter bilden selbst
in den bodenständigsten Berufsgruppen
oder -kreisen Eliten heraus***

Diesen Betrachtungen ist leicht zu entnehmen, daß der wohltuende Einfluß traditionsreicher Geschlechter voll schöpferischer Kraft auf allen Ebenen der gesellschaftlichen Hierarchie, angefangen bei den bescheidensten bis hin zu den höchsten, einen wertvollen, unersetzlichen Ordnungsfaktor sowohl im individuellen Leben als auch im privaten und öffentlichen Gesellschaftsbereich darstellt. Kraft, Sitte und Brauch gerät so die tatsächliche Leitung verschiedener Gesellschaftskörper in die Hände von Geschlechtern, die sich als die begabtesten erweisen, wenn es darum geht, die Gesellschaftsgruppe zu kennen, sie zu leiten, ihr den Unterbau einer dauerhaften Tradition und den kräftigen Antrieb zu einer andauernden Verbesserung ihres Seins und Denkens zu vermitteln.

Unter diesem Gesichtspunkt ist es durchaus legitim, daß sich im Bereich einiger dieser Gruppen eine adelsähnliche Elite, eine vorherrschende paradynastische Linie o. ä. herausbildet. Dies führt auch dazu, daß es in Teilgebieten und ländlichen Regionen zur Herausbildung örtlicher „Dynastien“ kommt, die in gewisser Weise majestätische Haltung zeigten, ähnlich wie eine königliche Familie.

***f) Hierarchische und als solche partizipative Gesellschaft –
königliche Väter und väterliche Könige***

Dieses Bild zeigt die Nation als eine Gesamtheit von Körperschaften, die sich manchmal aus kleineren Einheiten zusammensetzen und so stufenweise in absteigender Linie bis zum einfachen Individuum führen.

In der entgegengesetzten Richtung ist deutlich der stufenweise und damit hierarchische Charakter der verschiedenen Körperschaften zu erkennen, die zwischen dem einfachen Individuum und der höchsten Leitung des Staates liegen.

Wenn man bedenkt, daß die Gesellschaftsstruktur aus einem reichen Gewebe aus Individuen, Familien und Zwischengruppen besteht, ergibt sich der Schluß, daß die Gesellschaft selbst in gewisser Hinsicht ein Ganzes ist, bestehend aus Hierarchien verschiedenster Art und Natur, die alle koexistieren, sich gegenseitig helfen und ineinander verflochten sind und über denen auf weltlicher Ebene die Majestät der vollkommenen Gesellschaft, nämlich des Staates, schwebt. Auf höchster, geistiger Ebene aber erhebt sich die Majestät einer anderen vollkommenen Gesellschaft: die der heiligen Kirche Gottes.

So gesehen, erweist sich eine solche Gesellschaft mit ihren Eliten höchst partizipativ, wirken in ihr doch mit jeweils eigenen Besonderheiten ausgestattete Körperschaften der jeweiligen Stufe entsprechend von oben nach unten an Kategorie, Einfluß, Prestige, Reichtum und Macht mit. So konnte man früher sagen, daß selbst im bescheidensten Heim der Vater der König der Kinder, und an der Spitze der König der Vater der Väter war.¹

3. Historische Ursprünge des Lehensadels – Entstehung des Feudalismus

Im Kontext dieses Bildes kann man besser erkennen, was Adel bedeutet, diese Klasse, die im Gegensatz zu einigen anderen nicht nur adelige Züge trägt, sondern voll und ganz adelig ist; sie ist der Adel schlechthin.

Ein paar Worte zum historischen Ursprung des Adels sollen diese Erklärung verkürzen.

a) Die Klasse der Landeigentümer bildet sich als Militäradel und als politische Autorität

Als das herrliche Reich der Karolinger in Trümmern lag, fielen über diese Trümmer - in immer neuen verheerenden Wellen - die Barbaren, die Normannen, die Ungarn und die Sazenen her. Da die von allen Seiten bedrängte Bevölkerung gegen das über sie hereinbrechende Unheil nicht mehr allein bei dem bereits äußerst geschwächten zentralen Königtum ihre Zuflucht suchen konnte, wandte sie sich naturgemäß an die jeweiligen Landeigentümer und suchte bei diesen Führung und Regierung in ihrer unhaltbaren Lage. Die Landbesitzer kamen der Bitte um Hilfe nach und errichteten Festungen für sich und die Ihrigen.

Wenn wir von „Ihrigen“ sprechen, so müssen wir uns dem Geist jener Zeit entsprechend nicht nur die Familienangehörigen vorstellen, sondern die ganze *herrschaftliche Gemeinschaft*, zu der die Hausdienerschaft und die Handwerker mit ihren auf den Ländereien des Besitzers wohnenden Familien zählten. Allen boten die Festungen, die sich im Laufe der Zeit in stolze Schlösser verwandelten, die wir heute noch in großer Zahl bewundern können, Schutz, Nahrung, religiöse Betreuung und militärische Führung. Im Bereich der Burgen war oft sogar Platz für Hab und Gut und für das Vieh, das die Bauernfamilien so vor der Gier der Eindringlinge zu retten vermochten.

Der Landeigentümer und seine Angehörigen stellten sich als erste zum Kampf. Ihre Aufgabe war es, das Kommando zu führen, in den vordersten Reihen zu kämpfen, die gefährlichsten Offensiven anzuführen und bei der Verteidigung den härtesten Widerstand zu leisten.

So wurde aus dem Gutsbesitzer auch ein militärischer Anführer und Held.

In Friedenszeiten verwandelten sich diese Umstände in politische Macht über die anliegenden Ländereien, und aus dem Gutsbesitzer wurde ein Herr, ein *Dominus* im eigentlichen

1) In diesem Zusammenhang ist eine Bemerkung aus den höchst interessanten Lebenserinnerungen des Bauern Retif de la Bretonne erwähnenswert, die Franz Funck-Brentano in seinem Werk *L'Ancien Régime* (Rio de Janeiro 1936, Bd. I, S. 24) zitiert: „Der Staat bildet eine große Familie, die sich aus den einzelnen Familien zusammensetzt. Und der Fürst (d. h. der Monarch) ist der Vater der Väter.“ Die enge Verbindung zwischen der Lage eines Königs und eines Vaters macht auch der hl. Thomas von Aquin deutlich, wenn er sagt: „Wer ein Haus regiert, heißt nicht König, sondern Familienvater, obwohl er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem König besitzt; daher nennt man manchmal auch die Könige Väter der Völker“ (*El régimen político – Introducción, versión y comentarios de Victorino Rodríguez OP, Madrid 1978, S. 34*). Über die väterliche Autorität hat der hl. Paulus den herrlichen Satz geschrieben: „Daher beuge ich meine Knie vor dem Vater unseres Herrn Jesus Christus, von dem alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden ihren Namen hat“ (Eph 3, 14-15). Vgl. zu diesem Thema auch den Text von Mons. Henri Delassus in Dokumente IX.

Schloß Saumur, Frankreich,
Ausschnitt einer
Illuminierung aus dem Buch
*Les Très Riches Heures du
Duc de Berry*



Sinn des Wortes, dem auch die Aufgaben eines Gesetzgebers und Richters zustanden. Als solcher wurde er zum Bindeglied mit dem König.

b) Die Adelsklasse: untergeordnete Teilhabe an der königlichen Macht

Auf diese Weise bildete sich die Adelsklasse als eine untergeordnete Teilhabe an der königlichen Macht heraus.

Das bereits Gesagte zusammenfassend, kann man sagen, daß damals dieser Klasse das private Gemeinwohl anvertraut war, das in der Bewahrung und Förderung der Land- und Viehwirtschaft bestand, von der sowohl die Adelligen als auch das gemeine Volk lebten. Anvertraut war dieser Klasse aber auch das erhabene, universellere und daher seinem Wesen nach edle öffentliche Gemeinwohl, das es an Stelle des Königs in dem jeweiligen Gebiet zu pflegen galt. Schließlich hatte der Adel auch einen gewissen Anteil an der zentralen Macht des Monarchen selbst, denn in vielen Fällen waren die höheren Adelligen gewöhnlich auch Ratgeber der Könige. Auch die zur Regierung des Landes unabdingbaren Ämter eines Staatsministers, Botschafters oder Feldherrn wurden größtenteils von Adelligen bekleidet. Die Verbindung zwischen hohem öffentlichen Amt und Adelsstand war bald so eng, daß selbst in Fällen, in denen das Gemeinwohl einen Amtsinhaber aus dem Volk verlangte, diesem vom König ein Adelstitel verliehen wurde, der ihn, und oft auch seine Nachkommen, in den Adelsstand erhob.

Dem Landeigentümer, den die Umstände zu einer solch höheren Aufgabe als der reinen Lebensmittelbeschaffung berufen hatten, kam also in Krieg und Frieden die Sorge um die *salus publica* zu, und das bedeutete normalerweise die Ausübung der Regierungsgewalt innerhalb eines beschränkten Gebietes. Er wurde damit *ipso facto* in ein höheres Verhältnis versetzt, das ihn zu einer Art Miniaturbild des Königs machte. Seine Aufgabe ließ ihn so zum wesenhaften Teilhaber an der erhabenen Aufgabe des Königs selbst werden.

Die Gestalt des edlen Landherrn entstand somit spontan aus den gegebenen Umständen.

Die ihm zugefallene private und edle Aufgabe erfuhr nach und nach eine Erweiterung, als die Lage im christlichen Europa weniger besorgniserregend wurde und mit dem Rückgang der Gefahr von außen längere Friedensperioden im Land herrschten. Immer neue Aufgaben gesellten sich zu den alten.

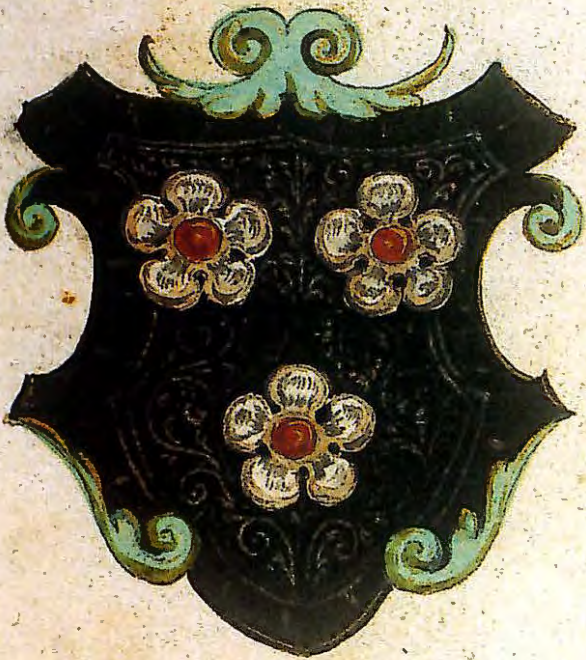
c) Die Regionen nehmen Form an – das regionale Gemeinwohl – der Herr einer ganzen Region

Angesichts der veränderten Gegebenheiten konnten die Menschen es wagen, ihren Blick, ihre Gedanken und ihre Tätigkeit auf immer weitere Gebiete auszudehnen. So bildeten sich nach und nach Regionen heraus, die oft von unterschiedlichen lokalen Faktoren geprägt waren, wie etwa geographischen Besonderheiten, militärischen Bedürfnissen, Geschäftsinteressen, Zustrom der Pilger zu den wichtigsten Heiligtümern, die sich oft in den entlegendsten Gebieten befanden. Daneben entstanden berühmte Hochschulen, die eine große Anzahl von Studenten anzogen, und angesehene Messestädte, in denen Jahr um Jahr die Kaufleute zusammenströmten.

Kennzeichnend für die einzelnen Regionen wurden auch besondere psychologische Verwandtschaften, die sich aus den verschiedensten Faktoren ergaben: die Tradition gemeinsamer, oft lang andauernder Kämpfe gegen einen Gegner von außen; Ähnlichkeiten in Sprache, Sitten, künstlerischem Ausdruck usw.

Auf diese Weise umfaßte ein regionales Gemeinwohl die verschiedenen, mehr örtlich fixierten Gemeinwohle und erreichte damit eine höhere, edlere Stufe.

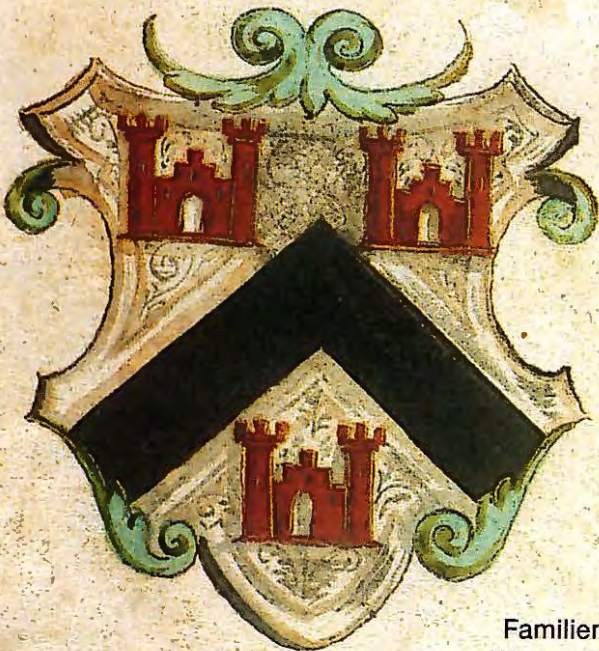
— 4 —
L. S. von Solesseuerfer



— 2 —
†
L. S. von Weigertener



— 3 —
L. S. von Brauburg



— 4 —
L. S. von Breydenbach
†



Familienwappen aus dem
Wappenbuch der Franfurter
Patriziergesellschaft
Alt-Limpurg.



Lucef wude leyn
Soe man me luy
Freude nit ween



Normalerweise wurde die Sorge um das regionale Gemeinwohl einem Herrn anvertraut, dem der größte Landbesitz gehörte und der, da er die größte Macht und Repräsentativität in der Region besaß, auch in der Lage war, die verschiedenen Teilgebiete zu einem Ganzen zu verschmelzen, ohne deshalb die jeweilige Autonomie beschränken zu müssen. Dies alles diente sowohl Kriegszwecken als auch friedlichen Unternehmungen.

Der Herr der Region wurde damit als Abbild des Königs in seiner Region, so, wie dies auch der einfache Großgrundbesitzer auf beschränkter örtlicher Ebene war, mit einer Aufgabe betraut, die ihm allerdings eine Reihe von wesentlich edleren Rechten und Pflichten verlieh.

Der Feudalherr, d. h. der edle Landeigentümer, an dessen Eigentumsrecht kraft eines - der heutigen Erbleihe ähnlichen - Bandes eine große Zahl von Beschäftigten teilhatte, schuldete seinem jeweiligen Lehnsherrn einen *Lehnsdienst*, der dem vergleichbar war, wenn auch nicht identisch, den dieser wiederum dem König zu leisten hatte.

So bildete sich an der Spitze der Gesellschaftspyramide langsam eine adelige Rangordnung heraus.

d) Der mittelalterliche König

Diese Ordnung ist so zu verstehen, daß anfangs nichts neben oder gar gegen den König bestand, der in seiner Person das Volk und das Land verkörperte. Alles unterstand vielmehr dem Monarchen und war seinem Schutz und seiner höchsten Macht anvertraut, damit er das von Regionen und autonomen Orten gebildete organische Ganze, das damals die Nation ausmachte, als sein Hoheitsgebiet bewahrte.

Selbst in Zeiten des weitgehenden Verfalles der königlichen Macht wurde das einheitliche monarchische Prinzip nie in Frage gestellt. Die Sehnsucht nach königlicher und vielerorts sogar nach der kaiserlichen, die ganze Christenheit umfassenden karolingischen Einheit, blieb während des ganzen Mittelalters lebendig. In dem Maße, in dem die Könige also die Mittel zur Ausübung einer das ganze Land überziehenden und dem Gemeinwohl dienenden Macht zurückerlangten, übten sie diese auch effektiv aus.

Dieser langwierige Prozeß der Festlegung, Bestimmung und Organisation auf lokaler und später auch auf regionaler Ebene, dem dann ein ebenso schwieriger Prozeß einigender und zentralisierender nationaler Umgestaltung folgte, konnte nicht vonstatten gehen, ohne daß es hie und da zu übertriebenen, einseitig und leidenschaftlich vorgetragenen Ansprüchen von seiten jener gekommen wäre, die für eine gerechtfertigte Autonomie eintraten oder aber notwendig gewordene Neuordnungen vornahmen. Das alles führte im allgemeinen zu Lehenskriegen, die sich oft über längere Zeit hinzogen und manchmal sogar mit internationalen Konflikten verbunden waren.

Das war der schmerzliche Tribut, den die Menschen infolge der Erbsünde, ihrer gegenwärtigen Sünden, infolge der größeren Nachlässigkeit oder Nachsicht, mit der sie dem Bösen begegnen oder sich ihm sogar hingeben, zu zahlen hatten.

Ungeachtet all dieser Hindernisse läßt sich der tiefere Sinn der Geschichte des Feudalismus und des Adels nur dann verstehen, wenn man die obigen Erklärungen berücksichtigt. Denn es war ein langer Weg, auf dem sich die Gesellschaft und der Staat des Mittelalters gebildet haben.

In Wirklichkeit entwickelten sich das Lehenswesen und seine Hierarchie unter den verschiedenen Umständen auf eine jeweils andere Art und Weise. So wurde dieser Entstehungsprozeß auch keineswegs von allen europäischen Ländern gleich durchlaufen, sondern nur von einigen. Beispielhaft gilt der beschriebene Vorgang jedoch für diese Herrschaftsform im ganzen.

Ausdrucksvolles
Reliquiar Karls des
Großen, Schatzkammer
des Aachener Domes



Viele Züge dieses Systems erscheinen in der Geschichte mehrerer Reiche, die das Lehenwesen dennoch nie im vollen Wortsinn eingeführt haben. Als besonders interessante Beispiele wären hier die beiden iberischen Nationen, Portugal und Spanien, zu nennen.¹

**e) Das Feudalsystem: ein Faktor der
Einigkeit oder der Uneinigkeit? –
die Erfahrung des zeitgenössischen Föderalismus**

Viele Historiker sehen im Feudalismus, wie er in bestimmten Regionen Europas seinen Ausdruck gefunden hat, sowie in den parafeudalen Landbesitzverhältnissen anderer Regionen gefährliche, Uneinigkeit stiftende Faktoren.

Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß Autonomie an sich nicht unbedingt zur Uneinigkeit führen muß.

Heute sieht zum Beispiel niemand mehr in der Autonomie der Staaten, die auf dem amerikanischen Kontinent föderative Republiken bilden, einen Uneinigkeitsfaktor, man betrachtet sie vielmehr als ein agiles, plastisches, fruchtbares Beziehungsmuster intelligenten Zusammenlebens. Regionalismus bedeutet nicht immer Feindseligkeit untereinander oder gegenüber dem Ganzen, sondern auch harmonische Autonomie, Reichtum an geistigen und materiellen Gütern sowohl in den allen Regionen gemeinsamen Zügen als auch in den besonderen Merkmalen einer jeden einzelnen.

4. Der Adelige und der Adel: gestaltendes Zusammenspiel

a) Entstehung – ein üblicher Vorgang

Werfen wir nun ein Auge auf den oben beschriebenen Adel, wie er sich in den Jahrhunderten seiner vollen Entfaltung in verschiedenen Ländern des europäischen Mittelalters und Spätmittelalters zeigte, sowie auf das Bild, das sich heute seine Mitglieder und Bewunderer – sowohl in Europa als auch in den Ländern, die aus den Entdeckungsreisen, der Besiedelung, dem Organisationsgenie der europäischen Völker und dem Missionseifer der Kirche hervorgegangen sind – von ihm machen. Dabei stellen wir fest, daß der Adel damals wie heute auf bestimmten Prinzipien beruht, die eng miteinander verbunden sind. Diese bilden eine Lehre, die in ihren wesentlichen Zügen *semper et ubique* gleichgeblieben ist, wenn sie auch je nach Zeit und Ort bedeutende Varianten aufzuweisen hat.

Der wesentlichste Teil dieser Lehre hat seinen Ursprung in der Mentalität der europäischen Völker des Hochmittelalters und hat die Institution des Adels fast immer gemäß der Sitten und Bräuche geformt. Geschichtlich gesehen fand diese Lehre ihre weiteste und folgerichtigste Anwendung im Hochmittelalter. Mit dieser Entwicklung ging *pari passu* die endgültige, harmonische Einführung des Feudalismus und der sich daraus auf politischem, gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet ergebenden Folgen einher.

Hervorzuheben ist, daß diese weitsichtige und subtile Lehre auf die Gesellschaft zusammen mit den Sitten und Bräuchen wirkte und als zusammenwirkende Akteure nicht nur die adeligen Familien sondern auch den ganzen Gesellschaftskörper, nämlich den Klerus, die Universitäten und andere Zwischengruppen hatte.

1) Vgl. z. B. JOSÉ MATTOSO, *A Nobreza Medieval Portuguesa*, Lissabon 1981, S. 27f; *Enciclopèdia Universal Ilustrada*, Espasa-Calpe, Bd. XXI, S. 955 u. 958, Bd. XXIII, S. 1139.

Der Bogen spannte sich also von den Gelehrten jener Zeit, deren Gedanken sich zu den höchsten Höhen menschlichen Denkens aufschwangen, bis hin zum bescheidenen Kleinbürger und einfachen Handwerker. So naturgegeben ist dieser Vorgang, daß er sich auf manchen Gebieten gewissermaßen bis in unser verworrenes Jahrhundert fortsetzt.

b) Beispiele aus verschiedenen Gebieten

So war etwa das Bild des deutschen Heeres bis zum 1. Weltkrieg weithin von der Vorstellung geprägt, die einer zutiefst vom preußischen Militarismus beeinflussten Öffentlichkeit vorschwebte. Auf analoge Weise war die Gestalt des Kaisers Wilhelms II. als Symbol sowohl der Streitmächte als auch der Nation „herausgemeißelt“ worden. Ähnliches könnte man, wenn auch mit weniger militärischen Zügen, von der Vorstellung behaupten, die sich damals die Öffentlichkeit anderer Länder von ihrem jeweiligen Herrscher und seinen Streitkräften machte, etwa von Kaiser Franz Josef in Österreich und König Georges V. in England.

Diese geschichtlichen Beispiele werden hier angeführt, weil sie in dieser Hinsicht unbestritten sind ... soweit auf diesem Gebiet überhaupt etwas unbestreitbar genannt werden kann.

Um die Fortdauer des hier erwähnten Prozesses zu belegen, braucht man nur auf die damalige Welle weltweiter Begeisterung hinzuweisen, die das uralte, glänzende Zeremoniell der Hochzeit von Charles und Diana ausgelöst hat. Das Beispiel zeigt auch, wie bei dieser Gelegenheit das schon klassische psychologische und moralische Profil an Festigkeit gewann, das England von alters her von seinem Thronfolger und seiner Gattin erwartet. Bei der genannten Zeremonie wurden auch jene nebensächlichen Änderungen deutlich, die das Land in diesem Profil und damit *ipso facto* auch im Gesicht der Nation selbst einfügen möchte.

Die Beispiele machen deutlich, worin die spontane, schöpferische, bewahrende oder wiederherstellende Kraft der Gewohnheit liegt, die eine ganze Nation in ihrer Gesamtheit und ohne nennenswertes Aufeinanderprallen von Strömungen bei der gewöhnlich langsamen, klugen und dennoch erneuernden Gestaltung von Einrichtungen wie der des Adels entwickeln kann.

5. Die absolutistische Monarchie, Hypertrophie des Königtums, auf dem Weg zum populistischen totalitären Staat

Das in der feudalen Gesellschaft erlangte harmonische Ergebnis begann sich infolge der Verbreitung legistischer¹ Prinzipien und einer Reihe weiterer Faktoren nach und nach aufzulösen. Bis zur Französischen Revolution 1789 lief nun die Entwicklung der königlichen Gewalt in ganz Europa auf eine fortschreitende Absorption der überkommenen Autonomien und eine zunehmende Zentralisierung hinaus.

1) Als *Legisten* bezeichnete man am Ende des Mittelalters jene Berater des Königs, die sich, gestützt auf das alte römische Recht, für die Entwicklung des königlichen Absolutismus einsetzten und zugleich den Feudalismus bekämpften.

a) Die absolutistische Monarchie absorbiert die untergeordneten Körperschaften und Gewalten

Ganz anders als im System der sich überlagernden adeligen oder nichtadeligen Eliten, die man in den unterschiedlichsten Nationen vorfinden konnte, lag es in der Natur des absoluten Königtums fast aller europäischer Monarchien, die ganze Fülle der Macht, die früher, wie wir bereits gesehen haben, auf Zwischenkörperschaften verteilt war, in den Händen des Königs zusammenzuziehen, der sich nun seinerseits mehr und mehr mit dem Staate selbst zu identifizieren begann: Die gewöhnlich König Ludwig XIV. zugeschriebene Maxime „*L'État, c'est moi!*“ („Der Staat bin ich“) bringt diese Haltung deutlich zum Ausdruck.

Ganz anders als der feudale Herrscher hat der absolute Monarch der Neuzeit seinen Adel Tag und Nacht um sich herum. Jeder wirklichen Macht entkleidet, dient ihm dieser vor allem als zierendes Beiwerk. Der absolutistische König fühlt sich wie durch einen tiefen Abgrund, völlig vom Rest der Nation getrennt. Die französischen Könige der Neuzeit, deren vollkommenstes Abbild der Sonnenkönig Ludwig XIV. war, sind ein typisches Beispiel für diese Entwicklung.¹

Mit mehr oder weniger Nachdruck strebten gegen Ende des 18. Jahrhunderts fast alle Herrscher diesem Vorbild nach. Auf den Beobachter machte ein solcher Monarch im ersten Moment einen großen Eindruck, und seine Allmacht, so oberflächlich sie auch sein mochte, löste wohl oder übel Bewunderung aus. In Wirklichkeit verbarg der Schein unbegrenzter Macht jedoch nur die tiefe Ohnmacht, in die sich diese absolutistischen Herrscher durch ihre Isolation selbst begeben hatten.

b) Als Stütze blieben ihm nur die zivile und die militärische Bürokratie – die bleiernen „Krücken“ des absoluten Königtums

Tatsächlich hatten sich die absolutistischen Herrscher immer mehr aus der vitalen Verbindung mit all den Zwischenkörperschaften, welche die Nation ausmachten, herausgelöst und besaßen also nicht mehr deren rückhaltlose Unterstützung, oder sie hatten diese mit dem von ihnen praktizierten Absolutismus völlig geschwächt und fast erstickt.

Da sich die absolute Monarchie also nicht in der Lage sah, sich auf den eigenen Beinen zu halten und sich mit Hilfe der natürlichen, grundlegenden Elemente – d. h. der Zwischenkörperschaften – zu bewegen und zu agieren, sah sie sich gezwungen, sich auf immer weitläufigere Bürokratienetze zu stützen. Diese bürokratischen Organe bildeten die bleiernen, glitzernden, aber zerbrechlichen Krücken des Königtums gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Je größer nämlich ein Beamtenapparat ist, um so schwerfälliger ist er auch.

1) Die Absorption des Adels durch Zentralisierung und Stärkung der königlichen Macht hat sich nicht gleichförmig auf den Adel der verschiedenen Länder oder auf die verschiedenen Regionen desselben Landes ausgewirkt. Ein typisches Beispiel eines Adels, der sich dem zerstörerischen Einfluß der absoluten Monarchie widersetzte, war der Adel der Vendée in Frankreich, einer Gegend, die später zu einer der Hochburgen des Widerstandes gegen die Französische Revolution werden sollte. Über die Widerstandshaltung des Adels der Vendée gegen die zentrale Gewalt berichtet der bekannte Historiker Georges Bordonove folgendes: „Der Adel der Vendée bildet eine Kaste, die sich nicht in Erinnerungen abkapselt, sondern von ihrem eigenen Dynamismus angetrieben wird. Daß es Versailles gibt, hat diese Kaste weder physisch noch moralisch geschwächt. Von einigen Ausnahmen abgesehen, lassen sie der Einfluß der neuen Ideen, die Gedanken der Philosophen und die Reden der wortreichen Vertreter der Aufklärung unberührt. Ihre Tendenz geht vielmehr dahin, sich auf die Rolle, die sie in vergangenen Zeiten gespielt hatte, auf ihren Reichtum, ihre alte Größe und ihre Vorrangstellung in Poitou zu besinnen. Natürlich leidet der Adel der Vendée unter der Rückentwicklung zugunsten der zentralen Staatsmacht. Nie hat er es Richelieu völlig verziehen, daß er die feudalen Schlösser niederreißen ließ, noch dem Sonnenkönig seinen stolzen Absolutismus“ (*La vie quotidienne en Vendée*, Hachette, Paris 1974, S. 49). Um diesen Geist der Zurückhaltung des Adels der Vendée gegenüber den königlichen Absolutismusbestrebungen zu verstehen (gegen die dann die Revolutionäre 1789 so wilde und weitschweifige Reden halten sollten), muß man sich vor Augen halten, daß der Thron niemals einen eifrigeren Verteidiger hatte als diesen Adel und daß die Revolutionäre nirgendwo sonst auf so heldenhafte, stolze Gegner stießen.

Und je schwerfälliger er ist, um so mehr lastet er auf den Schultern derer, die, weil sie gehen können, den Apparat tragen müssen.

So hat das absolutistische, bürokratische Königtum im Laufe der Zeit den väterlichen, familiären, organischen Staat verschlungen.

Sehen wir uns nun einige historische Beispiele an, die zeigen, wie dieser Vorgang in gewissen europäischen Ländern ablief.

c) Zentralisierung der Macht in Frankreich

Vor allem infolge ehelicher Verbindungen zwischen Mitgliedern des Königshauses und den Erbinnen großer Lehngüter fielen in Frankreich die großen Lehen nach und nach wieder an die Krone zurück. Gleichzeitig sorgte eine Art Zentripetalkraft dafür, daß sich die wichtigsten Machthebel und Einflüsse des Reiches nach Paris verlagerten. Es war König Ludwig XIV., der diese Politik bis zu ihren letzten Konsequenzen durchführte.

Die letzte große Einverleibung eines Lehngutes durch die französische Krone, die das Herzogtum Lothringen zum Ziel hatte, geschah zwar auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen, trug jedoch alle Anzeichen eines Familienarrangements. Im Wiener Friedensvertrag von 1738 waren Frankreich und Österreich übereingekommen, daß Lothringen auf Lebenszeit an Stanislas Leszczynski, den entthronten König von Polen und Vater der Königin Maria Leszczynska, der Gemahlin König Ludwigs XV., übergehen sollte. Nach dem Tod des Schwiegervaters des Königs von Frankreich sollte das Herzogtum Lothringen dann automatisch an Frankreich fallen, was tatsächlich geschah. Der entthronte Herzog von Lothringen, Franz, wurde aufgrund einer Übereinkunft zwischen seinem Schwiegervater, Kaiser Karl VI., und Papst Clemens XII. mit der Toscana abgefunden, deren angestammtes Herrscherhaus, die Medici, kurz zuvor ausgestorben waren.

● Schwäche der kostspieligen bonapartistischen Allmacht

Das Urbild der kostspieligen, schrecklich bürokratischen Monarchie, die keinerlei väterliche Züge mehr trägt, war der völlig militarisierte, finanz- und verwaltungsorientierte Staat Bonapartes.

Nachdem er die Österreicher bei Wagram (1809) geschlagen hatte, hielt Napoleon einige Monate lang Wien besetzt. Als sich die französischen Truppen schließlich zurückzogen, konnte Kaiser Franz I. wieder in seine Hauptstadt zurückkehren. Die Wiener bereiteten ihm damals einen besonders festlichen Empfang, um ihn über die schwere Niederlage und das Unglück hinwegzuträsten, das er und sein Land erlitten hatten.¹ Es wird überliefert, daß der korsische Despot auf diese Nachricht hin seufzend ausgerufen haben soll: „*Was für eine starke Monarchie!*“ Er meinte damit die habsburgische Monarchie, die damals wohl eine der väterlichsten und organischsten in ganz Europa war ...

Der Verlauf der Geschichte hat gezeigt, wie Recht Bonaparte hatte. Als er später nach den „Hundert Tagen“ in Waterloo endgültig geschlagen wurde, gab es niemanden in ganz Frankreich, der bereit gewesen wäre, ihm einen feierlichen Empfang als Genugtuung für die ungeheure Tragödie zu bereiten, die über ihn hereingebrochen war.

Als hingegen der Graf von Artois, der spätere Karl X., zum ersten Mal nach der Revolution als Vertreter seines Bruders Ludwig XVIII. seinen offiziellen Einzug in Paris hielt, wurde der aus dem Exil zurückkehrenden legitimen Dynastie ein feierlicher Empfang bereitet,

1) Vgl. Dokumente X.

obwohl sie keinen einzigen militärischen Sieg vorzuweisen hatte, sondern ganz allein das Prestige eines mit majestätischer Würde ertragenen Unheils.¹

Nach seiner zweiten, endgültigen Abdankung sah sich der in seinem Mißerfolg isolierte Napoleon so machtlos, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als den König von England, eines Landes also, das ihm den erbittertsten Widerstand entgegengesetzt hatte, um Zuflucht zu ersuchen. Und nicht einmal die drohende Zerstörung seines Thrones entfachte in seinen nächsten Anhängern den Willen, wenigstens einen Guerilla-Krieg zu führen oder eine von kindlicher Liebe der ihrem König treu ergebenen Untertanen angeregte Revolution zu versuchen.

Ein Guerilla-Krieg oder eine Revolution, wie sie etwa in der Vendée und auf der iberischen Halbinsel als Zeichen der Treue gegenüber der Monarchie geführt worden waren.² Einen solchen Kampf hatten auch die tapferen Tiroler Bauern unter der Führung Andreas Hofers in ihrer unverbrüchlichen Treue gegenüber der katholischen Kirche und dem Hause Habsburg gegen Napoleon geführt. All diese Verteidiger des Glaubens – wie auch der Krone und der Unabhängigkeit Portugals und Spaniens, des französischen Thrones und der Habsburger Monarchie – haben ihr Blut für Dynastien hingegeben, in denen noch Züge der überkommenen Bande einstiger Paternität lebendig waren. In dieser Haltung, wie übrigens auch in vielen anderen Dingen, unterschieden sich diese auf radikale Weise vom harten, arroganten Despotismus Napoleons, aber auch vom nachgiebigen, furchtsamen Despotismus seines Bruders Joseph, den er selbstherrlich zuerst zum „König“ von Neapel und dann zum „König“ von Spanien „befördert“ hatte.

Vom Abenteuer der hundert Tage abgesehen, nahm die französische Armee diszipliniert den Fall Napoleons hin. Obwohl die Armee die Erinnerung an zahlreiche Heldentaten und Siege an den Korsen gebunden hatte, fehlte der französischen Armee doch der Zusammenhalt familiärer Bande wie sie z.B. im portugiesischen Volk gegeben waren. Napoleon hätte niemals von seinen Heeren das behaupten können, was Königin Isabella von Kastilien - nicht ohne einen gewissen Neid - vom treuen, unerschrockenen portugiesischen Volke gesagt haben soll. Ihrer Meinung nach lag das Geheimnis seiner treuen Hingabe darin, daß sich die mutigen portugiesischen Kämpfer als „Söhne und nicht Vasallen“ ihres Königs fühlten.³

1) Dieser festliche Empfang, den die Pariser ihrem künftigen König bereitet haben, wird von dem bereits zitierten Historiker Georges Bordonove in seinem Buch *Les Rois qui ont fait la France – Charles X.* mit großer Detailtreue beschrieben. Unter Dokumente X werden einige Abschnitte aus dieser Beschreibung wiedergegeben.

2) Unvoreingenommen beschreibt der große deutsche Historiker J. B. Weiß die heldenhafte vaterländische Reaktion der Portugiesen gegen die Truppen Napoleons, die nacheinander erfolglos von den Generälen Junot, Soult und Massena angeführt wurden. Gleich zu Beginn schlug sich die nationale Erhebung erfolgreich gegen General Junot und sein Heer: „Die Portugiesen pflanzten ihre nationale Fahne unter Glockengeläute, Festjubiläum und bei Freudenfeuern in der Stadt auf. Wie Prairiefeuer flammte diese Bewegung durch das Land; am 11. Juni 1808 rief der ehemalige Statthalter von Trás os Montes den Prinz-Regenten als Herrscher aus und die Bewohner zu den Waffen. In den Städten und Dörfern antwortete das Volk: 'Es lebe der Prinz-Regent! Es lebe Portugal! Es sterbe Napoleon!' – Am 17. Juni 1808 ertönte derselbe Ruf in Guimaraens, am 18. in Viana, am 19. Juni ließ der Erzbischof von Braga die Fürbitte für das Königshaus Braganza wieder unter dem Andrang des Volkes abhalten, küßte das alte Banner und segnete das Volk, welches 'Herr Gott, dich loben wir!' sang. Eine Junta war alsbald gewählt, der Bischof führte den Vorsitz. In Coimbra glühte die studierende Jugend für die Befreiung des Vaterlandes. Der Tempel der Wissenschaft wurde ein Kriegsarsenal: im chemischen Laboratorium wurde Pulver bereitet. Die Studenten verbreiteten sich in die Dörfer, um die Bauern zur Bewaffnung aufzurufen. Sie wurden mit Glockenklang, Jubelfeuern und Zujuchzen empfangen. Jeder Mann rüstete sich, die Bauern mit ihren Sensen, Kanonen, die man im letzten spanischen Kriege verborgen hatte, wurden wieder ausgegraben. Mönche zogen mit dem Kreuzifix in der Hand den Scharen voran. Der Klerus war Feuer und Flamme für die nationale Bewegung, verhinderte aber auch Greuel, wie sie in Spanien an den Feinden verübt wurden. Die Lage der Franzosen wurde ernst. Junot erkannte die ganze Größe der Gefahr. Unterstützung konnte er keine von Frankreich erhalten; nicht über das Meer, denn die englischen Kreuzer beherrschten dieses und kreuzten entlang der ganzen Küste; nicht zu Land, denn Spanien hatte sich gegen die Franzosen erhoben, jeder Courier wurde aufgefangen. Mit 24.000 Mann konnte er den Aufstand eines ganzen Volkes nicht bemeistern.“ (*Weltgeschichte*, Graz-Leipzig, 1897, Bd. XXI, S. 361)

3) Vgl. ELAINE SANCEAU, *O Reinado do Venturoso*, Livraria Civilização Editora, Porto 1970, S. 205f.



„Blüchers Rheinübergang bei Caub“, Wilhelm Camphausen,
Museum für deutsche Geschichte, Berlin



Jubelnder Empfang von Kaiser Franz I. in Wien nach der Niederlage von Wagram 1809,
J.P. Krafft, Kunsthistorisches Museum, Wien

Angeführt von Andreas Hofer, haben die tapferen Bauern Tirols genauso wie die Monarchisten in der Vendee oder auf der iberischen Halbinsel ihr Blut für Dynastien vergossen, in denen noch deutliche Zeichen der alten Väterlichkeit vorhanden waren.

Rechts: Andreas Hofer, Franz von Defregger, Kaiserjäger Museum, Innsbruck.

Unten: „Gefecht bei Wörgl in Tirol“, Peter von Hess, 1833, Detail



d) Die Auflösung des Heiligen Römischen Reiches

Das Heilige Römische Reich war bis zu seinem Ende 1806 eine Wahlmonarchie, die einen gewählten König an seiner Spitze hatte, der durch päpstliche Krönung den Kaisertitel erlangen konnte. Erst mit Ferdinand I. 1564 nahm der gewählte Monarch ohne päpstliche Krönung den Titel "Erwählter Römischer Kaiser" an. Seit der Wahl Albrechts II. aus dem Hause Habsburg 1438 war es üblich, den jeweiligen Erben dieses Hauses zum Oberhaupt des Reiches zu wählen. Als das Haus Habsburg mit dem Tod Kaiser Karls VI. 1740 im Mannesstamm ausstarb, wählten die Kurfürsten nach langen Beratungen 1742 Karl Albrecht von Bayern unter dem Namen Karl VII. zum Kaiser. Nach seinem Tod 1745 fiel die Wahl auf Franz von Lothringens, der mit der Erbin des Hauses Habsburg, Maria Theresia, verheiratet war und so das Haus Habsburg-Lothringen begründete, das von nun an als legitimer Nachfolger des Hauses Habsburg die Führung des Heiligen Römischen Reiches übernahm.¹

Das Heilige Römische Reich behielt jedoch seinen entschieden föderativen Charakter bei bis zu seiner Auflösung im Jahre 1806, als Kaiser Franz II. (Franz I. von Österreich) unter dem Druck Napoleons die Krone des Reiches niederlegte. Napoleon reduzierte daraufhin drastisch die Zahl der landesherrlichen Reichseinheiten, indem er noch im selben Jahr den Rhein-Bund ins Leben rief.

Der spätere Deutsche Bund (1815-1866), in dem der Kaiser von Österreich erblich den Vorsitz führte, spielt in diesem zentripetalen Prozeß eine bewahrende Rolle. Der Krieg zwischen Österreich und Preußen und die Schlacht von Königgrätz (1866) führten jedoch zur Auflösung des Deutschen Bundes, und unter der Vorherrschaft Preußens kam es zur Bildung des Norddeutschen Bundes, der eine Beteiligung Österreichs und anderer süddeutscher Staaten von vornherein ausschloß.

Nach dem Sieg über Napoleon III. im Jahre 1870 wurde aus diesem Bund das viel zentralisiertere neue Deutsche Reich, dem lediglich 25 selbständige Staaten angehörten.

Doch der zentripetale Drang war damit noch keineswegs zur Ruhe gekommen. Mit dem Anschluß Österreichs und kurz darauf auch des Sudetenlandes an das Dritte Reich erreichte er seinen Höhepunkt und führte schließlich zum Zweiten Weltkrieg. Die Rücknahme der zentripetalen Eroberungen Adolf Hitlers und die Wiedereingliederung Ostdeutschlands in das heutige deutsche Staatsgebilde setzten vielleicht den Schlußpunkt unter diese Abfolge von Veränderungen der Landkarte Deutschlands.

e) Der Absolutismus auf der iberischen Halbinsel

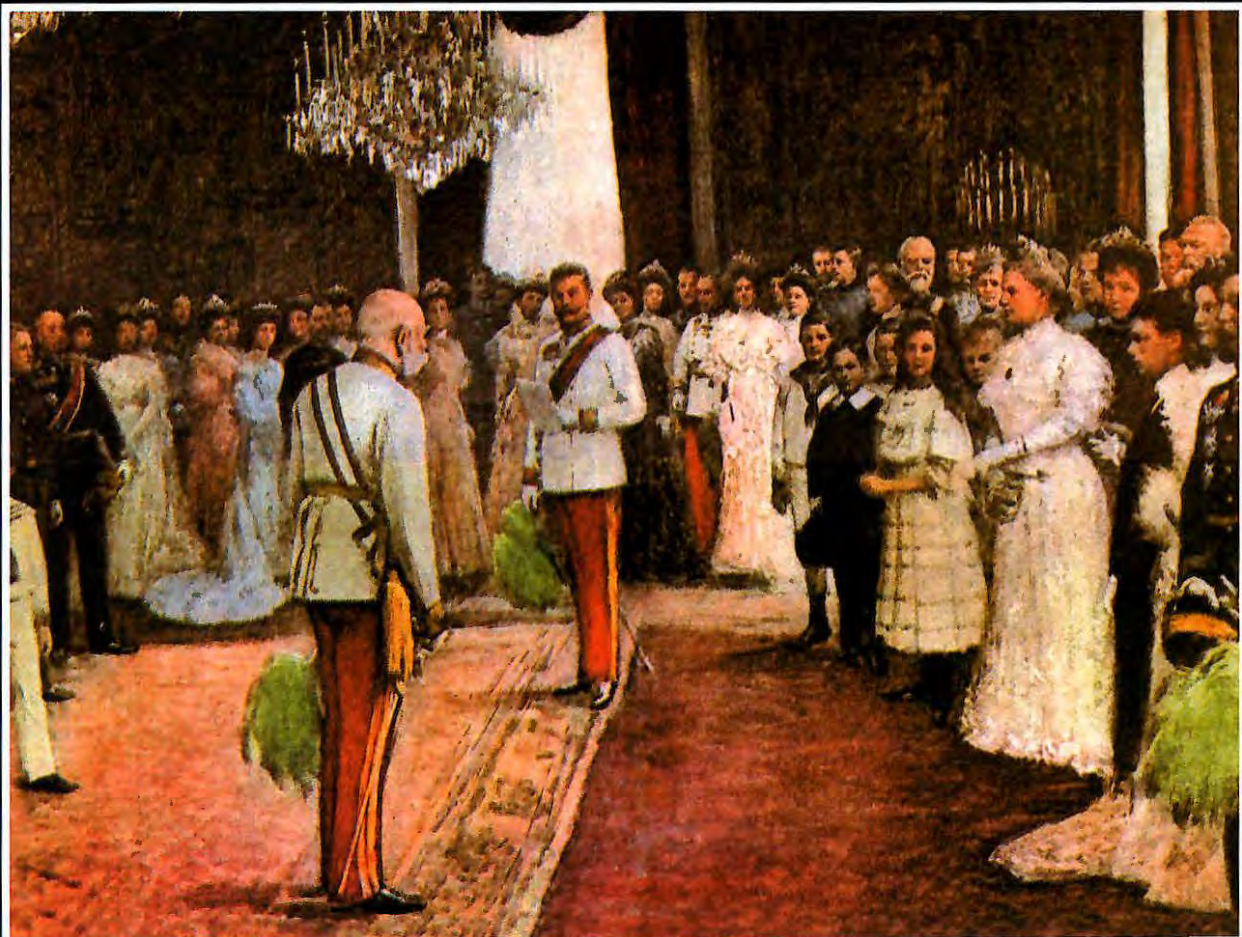
In Spanien und Portugal verlief die Entwicklung zum königlichen Absolutismus auf vergleichbare Art und Weise.

Mit dem Niedergang des Mittelalters tendierte die politische und sozialökonomische Organisation in beiden iberischen Reichen zu einer schrittweisen Zentralisierung. Die jeweiligen Herrscher nützten geschickt diese Tendenz, um die Macht der Krone über die verschiedenen Staatskörper, vor allem aber über den Hochadel, immer mehr auszudehnen und zu festigen. Als dann in der Alten Welt die Französische Revolution ausbrach, fand sie die Könige von Portugal und Spanien auf dem geschichtlichen Höhepunkt ihrer Macht.

1) Franz von Lothringen hatte 1736 die Erbtochter Karls VI., Maria Theresia, geheiratet, nachdem die Franzosen 1733 sein Land besetzt hatten. 1737 wurde er Großherzog der Toscana. Auf den ausdrücklichen Wunsch Maria Theresias, die als Königin von Böhmen selbst Kurfürstin war, wurde er 1745 zum Kaiser gewählt.



Fahne eines kaiserlichen Regimentes mit dem Habsburgischen Doppeladler und den Wappen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie.
Unten: Kaiser Franz Joseph hört in Anwesenheit des Hofes der Rede des Thronfolgers, des Erzherzogs Franz Ferdinand, zu.



Dieser Vorgang ging natürlich nicht ohne vielerlei Reibereien zwischen den Königen und dem Adel vor sich.

Die Spannungen führten in Portugal zu bezeichnenden, dramatischen Zwischenfällen, und zwar sowohl in der Regierungszeit Dom João II. – als der Herzog von Braganza und andere Granden des Reiches hingerichtet wurden und der Herzog von Viseu, der Bruder der Königin, in Gegenwart des Monarchen erstochen wurde – als auch in der Zeit Dom José I., als der Herzog von Aveiro und weitere Vertreter des Hochadels, vor allem aus dem berühmten Hause derer von Távora, öffentlich hingerichtet wurden.

In Spanien vollzieht sich diese Zentralisierung, die bereits unter verschiedenen Monarchen aus dem Hause Trastámara, vor allem unter Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien, den so genannten Katholischen Königen, festzustellen gewesen war und sich unter den darauffolgenden Königen noch verstärkte, bis sie im 18. Jahrhundert unter den Bourbonen ihren Höhepunkt erreichte. Das Verbot, neue Schlösser zu errichten, die Zerstörung vieler Schlösser, die Beschränkung der Adelsprivilegien sowie die Übernahme der Herrschaft über die Seefestungen von der kastilischen Krone waren einige der anfangs von den katholischen Königen erlassenen Maßnahmen, die zu einer Minderung der Macht des Adels führen mußten. Gleichzeitig wurde das Großmeistertum der wichtigsten Militärorden der kastilischen Krone einverleibt.

Am Ende dieser Entwicklung – noch vor 1789 – zeigte sich der sogenannte historische Adel zusehends geneigt, sich um den Monarchen zu scharen, in der Hauptstadt zu wohnen und sich oft sogar als Gast an den königlichen Höfen selbst niederzulassen, wie dies auch in anderen Ländern Europas, vor allem aber in Frankreich geschah, wo die Adeligen, umgeben von der unvergleichlichen Pracht des Schlosses von Versailles, am Hofe des Sonnenkönigs und seiner Nachfolger lebten.

Das Leben am Hofe, wo dem Adel hohe Aufgaben übertragen waren, nahm einen großen Teil seiner Zeit in Anspruch und verlangte eine prunkvolle Lebensführung, für die die Erträge der überkommenen Familiengüter oft nicht ausreichten. Als Folge davon entlohnten die Könige die höfischen Ämter eines großen Teils des Adels. Doch selbst dann reichte die Summe dieser Gehälter und der Erträge der eigenen Güter oft nicht aus. So kam es an manchen Höfen zu verheerenden Verschuldungen, für die manchmal die Heirat mit einer Tochter aus dem wohlhabenden Bürgertum oder die gefällige Vergabe königlicher Zuschüsse der einzige Ausweg zu sein schien.

● **Folgen des Absolutismus: Schwächung des Adels und der königlichen Macht selbst**

Nach den unglückseligen napoleonischen Einfällen in Portugal (1807-1810) und Spanien (1808-1814) kam es in diesen Ländern zu einer zunehmenden Liberalisierung des monarchischen Regimes. Dabei verlor die Krone nicht nur einen großen Teil ihres politischen, sondern auch ihres sozioökonomischen Einflusses. Und da sowohl die portugiesischen als auch die spanischen Herrscher großzügig mit der Verleihung von Adelsprädikaten umgingen, wurden in die Reihen des Adels mehr und mehr Menschen aufgenommen, die nicht als Adelige geboren waren, sondern ihre Erhebung in den Adelsstand entweder der persönlichen Zuneigung des Monarchen oder aber den Diensten verdankten, die sie dem Staat oder der Gesellschaft auf den verschiedensten Gebieten geleistet hatten.¹

1) Wahrscheinlich hat kein Monarch die Neigung, den Adel zu einer völlig offenen Klasse zu machen, je weiter getrieben, als König Karl III. von Spanien (1759-1788) (vgl. Kap. VII, 9 c).

Wenn man von zeitweiligen Auswüchsen bei der Titelvergabe absieht, so entsprach diese Erweiterung der Reihen des Adels durchaus der Notwendigkeit, den ausgewogenen Bedürfnissen sozialökonomischer Umwandlungen zu entsprechen und den oft tatsächlichen Wert bestimmter Tätigkeiten für das Gemeinwohl anzuerkennen. Doch manche Erweiterung wurde auch ohne die notwendigen Kriterien und Einsichten vorgenommen, sodaß die früher dem Adel entgegengebrachte Hochachtung Schaden nahm. Der Wert, der dieser Auszeichnung zukam, wenn sie echten Förderern des Gemeinwohls zugeordnet war, litt natürlich unter dem Mangel an umsichtiger, diskreter Auswahl, denn Adel und Auswahl sind nun einmal sich ergänzende Begriffe.

Nachdem 1910 in Portugal die Republik ausgerufen worden war, wurden dort auch alle Adelstitel, Ehrenbezeichnungen und Sonderrechte des Adels abgeschafft.¹

In Spanien wiederum, wo die Republik zuerst 1873 und dann noch einmal 1931 ausgerufen und dementsprechend auch die Monarchie mehrmals wiederhergestellt wurde, kam es zur wiederholten Abschaffung und Restaurierung der Rechte und Privilegien des Adels, was natürlich traumatische Folgen für den Adelsstand mit sich brachte.

f) Der übermächtige bürgerliche Staat – der allmächtige kommunistische Staat

Bei einem kurzen, zusammenfassenden Blick auf den heutigen Stand dieses Zentralisierungsprozesses muß man einräumen, daß sich ein übermächtiger bürgerlicher Staat im 19. Jahrhundert bereits bei Nationen ankündigte, von denen einige nur noch Überreste einer Monarchie wahrten, während andere bereits triumphierend die Republik feierten.

Während der *Belle Époque*, in der Zwischenkriegszeit und nach 1945 fielen mehr und mehr Kronen und der übermächtige demokratische Staat ebnete dem allmächtigen proletarischen Staat den Weg in die Geschichte.

Die Geschichte des proletarischen Absolutismus, der ein Verleumder und gleichzeitig irgendwie ein Fortsetzer des monarchischen Absolutismus der Aufklärung ist, und die Entstehung der *Perestroika*, der *Glasnost* und der sozialistischen Selbstverwaltung, die ihrerseits wieder als verleumderische, fortsetzende Reaktion auf den proletarischen Absolutismus anzusehen sind, liegen entschieden außerhalb des thematischen Bereichs dieses Buches.

1) Was die Lage der Titelträger unter dem republikanischen Regime angeht, erklärt Dr. Rui Dique Travassos Valdez: „Der Verfassungsartikel aus dem Jahre 1911, der die Adelsbezeichnungen abgeschafft hat, wurde später mit Rücksicht auf erworbenes Recht eingeschränkt. Wer also rechtmäßiger Inhaber eines während der Monarchie verliehenen (eigenen) Titels ist und die entsprechenden Diplomgebühren abgeführt hat, darf diesen Titel rechtmäßig tragen, vorausgesetzt, er stellt diesem seinen bürgerlichen Namen voraus.“

Als König Manuel II. im Exil noch lebte, suchten ihn viele mit der Bitte auf, als Oberhaupt des Adels (die Anhänger Miguels erbaten natürlich vom Vorsteher dieses Hauses dasselbe) den Gebrauch ihres Titels zu genehmigen. Gewöhnlich wurde einer solchen Bitte stattgegeben verbunden mit der Aussicht auf offizielle Erneuerung im Falle einer Rückkehr des Landes zur Monarchie.

Nachdem dann der König gestorben und Dom Duarte Nuno, der Herzog von Bragança, von der Mehrheit der portugiesischen Monarchisten als rechtmäßiger Vertreter beider Zweige des Hauses Braganza anerkannt worden war, wurde zuerst ein Ausschuß zur Überprüfung der Titel und später ein Adelsrat geschaffen, den der Fürst mit Vollmachten in dieser Angelegenheit betraute. Keine dieser beiden Einrichtungen ist vom Staat anerkannt. Es muß jedoch erwähnt werden, daß mancher, dessen Titel auf diese Weise unter dem Regime der Republik anerkannt wurde, im Gesetzblatt der Regierung mit diesem Titel (mit vorausgestelltem bürgerlichem Namen) geführt wird, also denen gleichgestellt wird, die sich auf ein Dekret berufen können.“ (*Títulos Nobiliárquicos, in Nobreza de Portugal e do Brasil, Editorial Enciclopedia, Lissabon 1960, Bd. II, S. 197f.*)

6. Entstehung des heutigen Staates

a) Der Niedergang der Regionen – der Weg zur Hypertrophie der königlichen Macht

Wie im vorhergehenden Punkt erwähnt wurde, befand sich das feudale Modell zu Beginn der Neuzeit bereits in einem deutlich wahrnehmbaren Prozeß politischen Niedergangs. Tatsächlich wurde von nun an die königliche Macht immer stärker, bis sie im 17. und 18. Jahrhundert einen Zustand wahrer Hypertrophie erreichte. Hier schlägt die Geburtsstunde des modernen Staates, der sich immer weniger auf den Landadel und den schöpferischen Trieb der Regionen stützt, dafür aber um so mehr bürokratische Organe schafft, über die sich der Einfluß des Staates nach und nach auf das ganze Land erstreckt.

Mit der schrittweisen Ausrottung der endemischen Straßenräuberei vergangener Jahrhunderte werden gleichzeitig auch die Verbindungen über die Handelswege zusehends sicherer, was hinwieder den vielseitigen Austausch zwischen den Regionen begünstigt. Die Ausweitung der Handelsbeziehungen und die Entstehung neuer Industrien führt wiederum zur Vereinheitlichung des Konsums. Regionale Eigenheiten aller Art verschwinden, und das Anwachsen der Stadtgebiete verlagert den Schwerpunkt von den Mikroregionen auf Makroregionen und von diesen schließlich auf die Landesmetropolen.

Mehr denn je werden die Hauptstädte zu Anziehungspunkten für die zentripetalen Energien eines jeden Territoriums und umgekehrt wieder zu Ausstrahlungspunkten der von der Krone ausgehenden Macht und Befehlsgewalt. Zugleich zieht es den bisher vor allem ländlich geprägten Adel an den Hof, wo er sich im Schatten des Königs niederläßt, von dem alles, was im Land geschieht, seinen Ausgang nimmt.

b) Der königliche Absolutismus wird unter der repräsentativen Demokratie zum Staatsabsolutismus

Wirft man einen Blick auf diesen schrittweisen, unerbittlichen zentripetalen Vorgang, stellt man fest, daß sich durch die aufeinander folgenden, im 19. und 20. Jahrhundert schließlich immer enger werdenden Staatsformen, ein langer roter Faden zieht. Der republikanische Staat wirkt somit trotz seiner demokratisch-liberalen Aspekte letztendlich zentralisierender als der ihm vorausgegangene monarchische Staat. Es kam dabei unleugbar zu einem Demokratisierungsprozeß, der allen nichtadeligen Klassen den Zugang zur Macht ermöglichte, gleichzeitig aber den Adel schrittweise von dieser Macht ausschloß, was übrigens eine recht diskutabile Auffassung von Gleichheit an den Tag legt. Was aber die Freiheit angeht, so wurde der Spielraum des Bürgers mehr und mehr eingeschränkt und durch eine ausufernde Gesetzgebung beschnitten. Soweit es den Staat betrifft.

c) Die zentripetale Pyramidalisierung – die Superpyramidalisierung – zwei Beispiele: Banken und Massenmedien

Um einen Überblick über den tatsächlichen Rückgang der Freiheiten im 19. Jahrhundert zu gewinnen, ist zu beachten, daß sich in diesem Zeitraum eine Tendenz zur Pyramidalisierung auch im Bereich der Privatinitiative durchsetzte. Mit anderen Worten, Unternehmen oder verwandte Einrichtungen schlossen sich zu immer größeren Blöcken zusammen und verschlangen dabei jede Art von autonomer Einheit, die sich gegen die vorgesehene Einverleibung in die Pyramide zur Wehr stellte. An der Spitze dieser Pyramiden standen – oder stehen noch immer – riesige Vermögen, die im pyramidalen Ganzen die graduell geringeren Vermögen kontrollierten. Auf diese Weise verloren die Besitzer kleiner oder mittelgroßer Unternehmen angesichts der Konkurrenz und des Drucks der Großkapitalisten einen guten Teil ihrer Handlungsfreiheit.

Über diesem Pyramidenkomplex thronten wiederum einige Einrichtungen, die naturgemäß einen noch höheren Führungsanspruch durchzusetzen vermochten. Als Beispiel dafür wären etwa das Bankwesen und die Massenmedien zu nennen.

Mit immer neuen Erfindungen führte der unaufhaltsame Fortschritt der Wissenschaften und der Technik dazu, daß sich dieser Prozeß im 20. Jahrhundert noch beschleunigte.

Diese Konzentration des Privatkapitals in den Händen einiger weniger Inhaber großer Vermögen kann neben der Verminderung der Freiheit kleinerer Gewerbetreibender eine weitere Folge nach sich ziehen, die sich auf die Haltung des Großkapitals gegenüber dem Staat auswirkt.

Tatsächlich hat sich die nach außen hin festlich demokratisch-liberal gebende bürgerliche Welt, die unter einem gewissen Blickwinkel stets mehr demokratisch und gleichmacherisch und unter einem anderen weniger liberal ist, zu einer befremdlichen Umkehrung der Werte geführt. So sind etwa die Banken und Massenmedien normalerweise fest in privater Hand, gehören also Individuen. Nun muß man wohl einräumen, daß diese Kräfte in der heutigen Welt oft deutlich mehr Macht besitzen als im 19. Jahrhundert oder selbst vor der Französischen Revolution der Adel. Hervorzuheben ist vor allem, daß diese Kräfte häufig mehr Macht über den Staat haben als dieser über sie.

So haben etwa die Banken und Medienkonzerne die Möglichkeit, in den meisten Demokratien einen entscheidenden Einfluß auf die Besetzung der öffentlichen Ämter auszuüben, während der Staat kaum die Besetzung der leitenden Stellen der privaten Banken und Medienkonzerne beeinflussen kann.

Dies geht so weit, daß sich der Staat seinerseits in vielen Fällen gezwungen sieht, selbst in die Rolle des Großbankiers oder Presseunternehmers zu schlüpfen und damit in den Bereich der Privatwirtschaft einzudringen, so wie diese ihrerseits in den Bereich des Staates vorgedrungen war.

Konvergenz? Nein, man spricht da wohl besser vom Weg ins Chaos.

Was die völlige Handlungs- und Entwicklungsfreiheit angeht, bringt diese Auseinandersetzung zwischen Staat und Großkapital dem gewöhnlichen Bürger nicht den geringsten wirtschaftlichen oder politischen Vorteil.

Man braucht sich ja nur das Bild anzuschauen, das sich einem an Wahltagen bietet. An den Wahlleitern, die in den Wahlausschüssen für die ordnungsgemäße Durchführung der Wahlen sorgen, ziehen zahllose Wähler vorbei. In die sich bildende Schlange reiht sich unterschiedslos auch der Magnat als Vertreter eines „*antithetischen Adels*“¹ des 20. Jahrhunderts ein und wirft seine Stimme in die Urne, in der (offiziellen) Meinung, daß seine Stimme genauso viel oder genauso wenig Wert hat wie die des geringsten Bürgers.

Nach Auszählung der Stimmen wird dann ein paar Tage später das Ergebnis bekannt gegeben. Wie irgendein anderer Bürger wird der Magnat nun in seinem Klub das Wahlergebnis kommentieren, als ob er zu dem Ergebnis auf dieselbe Art und Weise beigetragen hätte wie ein gewöhnlicher Wähler. Seine Gesprächspartner aber wissen, daß zum Beispiel ein ganzer Medienkonzern von ihm abhängt, der auf die Stimmen der amorphen, orientierungslosen Massen unserer Tage einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Kann man sich guten Gewissens dieser Illusion der Gleichwertigkeit der Stimmen hingeben?

1) Vgl. Kapitel VII, 8. f.

Bei der Wiedervereinigung
Deutschlands feierte die
Bevölkerung vor dem
Brandenburger Tor den Zerfall
der Triade „Massifizierung –
Knechtschaft – Hunger“.



d) Der Staatskapitalismus: Fortsetzung der vorausgegangenen zentripetalen, autoritären Ausrichtung – Grabstätte alles Dagewesenen

Was hat denn nun der Staatskapitalismus den Ländern gebracht, in denen er eingeführt wurde? Er hat die ihm vorausgegangene zentripetale Richtung nur noch verstärkt. Er hat aus dem Staat einen „Leviathan“ gemacht, gegenüber dessen Allmacht die Gewalten der Könige und Adeligen früherer Epochen klein, wenn nicht gar minimal und unbedeutend erscheinen müssen. Mit seiner alles verschlingenden Anziehungskraft hat der Staatskollektivismus *ipso facto* im selben Abgrund, im selben Nichts, wie in einer Grabstätte, Könige und Adelige und bald darauf auch die „antithetischen Aristokratien“¹, die auf ihrem Weg durch die Geschichte ihren Höhepunkt erreicht hatten, begraben.

All dies ist als eine Folge der Ideologie von 1789 anzusehen - in einigen Fällen als unmittelbare, in anderen als entfernte Folge.²

e) Eine Grabstätte – zwei Triaden

Waren nur Könige, Adelige und Aristokratien die einzigen Opfer jenes kollektivistischen Wundbrandes?

Nein! Die Folgen hatten auch Schicht um Schicht der bürgerlichen Gesellschaft zu tragen. Das Aufsaugervermögen des kollektivistischen „Leviathans“ verschonte auch keinen einzigen Menschen und kein einziges Individualrecht. Selbst die Grundrechte eines jeden Menschen, die ihm nicht nur etwa kraft irgendwelcher vom Staat geschaffener Gesetze zustehen, sondern selbst kraft der Natur der Dinge, wie sie mit göttlicher Weisheit und Einfachheit in den Zehn Geboten zum Ausdruck kommt, selbst diese Rechte hat der Kollektivismus immer wieder allen Völkern, die er unter seine Macht gebracht hat, vorenthalten und ebenso einem jeden einzelnen Menschen, der diesen Völkern angehört. Diese historische Erfahrung liegt nun vor allem nach dem Fall des Eisernen Vorhangs vor den Augen des ganzen Menschengeschlechts als verhängnisvolles Geschehen ausgebreitet. Selbst das Recht auf Leben hatte der kollektivistische Staat an sich gerissen und verweigerte dem Menschen dieses Gut, das die gerade so modische Umweltschutz-Bewegung selbst dem unscheinbarsten Vöglein und dem kleinsten Wurm zuerkennt.

So sind schließlich auch die Arbeiter, diese unbedeutendsten Diener des Staates, in die gemeinsame Grube gestoßen worden.

Eine Inschrift auf dem Gedenkstein könnte all die Opfer von vorgestern, gestern und heute in der Aufzählung der drei großen Prinzipien zusammenfassen, welche der Kollektivismus stets geleugnet hat:

TRADITION – FAMILIE – PRIVATEIGENTUM

Es war die Absage an diese Triade, die dazu führte, daß unter katholischer Orientierung die größte Bewegung antikommunistischer Vereinigungen der modernen Welt hervorging.

Und da der Volksmund behauptet, daß über den Grabstätten von Opfern einer zum Himmel schreienden Ungerechtigkeit böse Geister im Taumel ihrer Qualen ihre Kreise ziehen, könnte man sich gut vorstellen, daß über diesem lärmenden Haufen eine weitere Triade schwebt:

VERMASSUNG – KNECHTSCHAFT - HUNGER

1) Vgl. Kapitel VII. 8. f.

2) Vgl. PLINIO CORRÊA DE OLIVEIRA, *Revolution und Gegenrevolution*, S. 51.

f) Was vom Adel übrigblieb – die Antwort von Papst Pius XII.

Nach Aufhebung der Autonomien unter dem Einfluß des revolutionären Totalitarismus und nach der gleichzeitigen - dem zunehmenden Egalitarismus der Neuzeit zu verdankenden - Abschaffung von Sonderaufgaben und den entsprechenden Privilegien, die den Adel im Mittelalter und noch im *Ancien Régime* zu einem politisch definierten Gesellschaftskörper machten, bleibt nun die Frage zu stellen, was denn von dieser Klasse noch übrig geblieben ist.

Papst Pius XII. hat für diese Frage eine kategorische Antwort: „*Ein Blatt der Geschichte ist umgeschlagen, ein Kapitel ist abgeschlossen. Hinter eine soziale und wirtschaftliche Vergangenheit ist der Schlußpunkt gesetzt.*“¹

Der Papst erwartet aber von dieser Klasse, der kaum real Greifbares geblieben ist, die Ausübung einer hohen Aufgabe im Dienste des Gemeinwohls. Er beschreibt diese Aufgabe denn auch mit großem Wohlwollen aufs Genaueste in mehreren Ansprachen, einschließlich in der aus dem Jahre 1952 und der folgenden, die er 1958 kurz vor seinem Tode hielt. Das Gedankengut Papst Pius' XII. lebt später auch deutlich in den Ansprachen Papst Johannes' XXIII. und Papst Pauls VI. fort, die sowohl an das Patriziat und auch an den Adel von Rom als auch an die Nobelgarde gerichtet sind.

Zum besseren Verständnis dieses heiklen, subtilen und wichtigen Themas gilt es vor allem, den hier angestellten historischen Rückblick zu beachten und den Verlauf der Ereignisse unter einem besonderen Blickwinkel zu untersuchen.

7. Das sittliche Erscheinungsbild des mittelalterlichen Adelligen

In jeder Berufsgruppe läßt sich leicht feststellen, in welchem Maße die berufliche Tätigkeit sowohl den Geist und das geistige und sittliche Erscheinungsbild derer, die diese Tätigkeit ausüben, als auch deren dem beruflichen Bereich entzogenen häuslichen und gesellschaftlichen Beziehungen beeinflußt.

Im Mittelalter und unter dem *Ancien Régime* konnte die Stellung eines Adelligen nicht ohne weiteres mit einem Beruf verglichen werden. Unter einem gewissen Gesichtspunkt handelte es sich um einen Lebensunterhalt, andererseits war sie jedoch viel mehr als das. Sein Stand prägte zutiefst den Adelligen und seine ganze Familie, über die dieses Merkmal im Laufe der Jahrhunderte auf die kommenden Generationen weitergegeben wurde. Der Adelstitel wurde zum Bestandteil des Familiennamens oder ersetzte ihn sogar. Das Wappen wurde zum Wahrzeichen der Familie. Das Land, über das er seine Macht ausübte, trug oft seinen eigenen Namen. Es konnte aber auch geschehen, daß umgekehrt der Name des Landes seinem Adelstitel einverleibt wurde.²

a) In Krieg und Frieden, Beispiel der Vollkommenheit

Zwei wesentliche Grundsätze formten das Bild des Adelligen:

1) Ansprache an das Patriziat und an den Adel von Rom, 1952, S. 457.

2) Die Symbiose von Mensch, Aufgabe und Land ist auf ergreifende Weise von Paul Claudel in *L'Otage* dargestellt: „*Coufontaine* - ... *Wie uns die Erde ihren Namen gibt, gebe ich ihr mein Menschsein. Auf ihr fehlen uns nie die Wurzeln; in mir fehlt ihr, Gott sei's gedankt, nie die Frucht, die ich, ihr Herr, selber bin. Deshalb steht vor meinem Namen, von', denn ich bin der Mensch, der als solcher ihren Namen führt. Wie ein kleines Frankreich ist mein Lehen mein Königreich; in mir und in meinem Geschlecht wird die Erde vornehm und adelig, etwas, was man nicht kaufen kann.*“ (Gallimard, 1952, S. 26f)

1. Als ein an der Spitze des Lehens stehender Mann hatte er wie ein Licht zu leuchten. Das bedeutet, daß er erklärtermaßen ein christlicher Held zu sein hatte, der bereit war, zum Wohle seines Königs und seines Volkes alles zu opfern als ein bewaffneter weltlicher Arm zur Verteidigung des Glaubens und der Christenheit in den häufigen Auseinandersetzungen mit Heiden und Ketzern.

2. Gleichzeitig hatten er und seine ganze Familie mit gutem, besser gesagt, mit optimalem Beispiel den Untertanen und Gleichgestellten voranzugehen. In der Tugend wie in der Bildung, im vortrefflichen Umgang, im guten Geschmack, in der Ausstattung des Heimes und bei den Festlichkeiten sollte er der Gemeinschaft stets als Vorbild und Ansporn dienen, damit jeder einzelne es ihm nachtäte.

b) Der christliche Ritter – die christliche Dame

Wie wir noch sehen werden, hatten diese beiden Grundsätze in der Praxis eine ungeheure Reichweite. Ihre Anwendung während des Mittelalters entsprang echter Überzeugung und religiösem Gefühl. Und so bildete sich in der europäischen Kultur und später im ganzen Abendland das Idealbild des christlichen Ritters und der christlichen Dame heraus. Ritter oder Ritter und Dame sind zwei Begriffe, die im Laufe der Jahrhunderte und trotz wiederholter Verflüchtigung ihres Inhalts infolge der fortschreitenden Laisierung im Ancien Régime stets ein hervorragendes menschliches Vorbild bezeichneten. Und sie bewahren diesen Vorbildcharakter bis in unsere Tage, wenn die Bezeichnung auch inzwischen leider altmodisch geworden ist.

Nachdem der Adel nicht nur in Italien, auf das sich Papst Pius XII. im besonderen bezog, sondern auch in den übrigen Ländern vieles real verloren hatte, was oben erwähnt wurde, blieb ihm vor allem seine menschliche Vorbildlichkeit. Dieser sein höchster und letzter Schatz wird nur dem verständlich, der das Warum und das Wie seiner Entstehung im Laufe der historischen Entwicklung des Feudalsystems und seiner Hierarchie kennt.

c) Einsatz und Opfer, gepflegte Umgangsformen, Etikette und Protokoll – von der bürgerlichen Welt auferlegte Vereinfachungen und Verstümmelungen

Das Wort *Aufopferung* verdient es, hervorgehoben zu werden, weil es im Leben des Adligen eine zentrale Rolle spielte. Auf gewisse Weise war es selbst im gesellschaftlichen Leben in Form einer zutiefst prägenden Askese spürbar. Gepflegte Umgangsformen, die Etikette und das Protokoll bildeten sich nach Mustern, die vom Adligen eine ständige Unterdrückung all dessen verlangten, was in vielen menschlichen Trieben vulgär, geschmacklos und sogar beschämend wirkt. Unter gewissen Aspekten erwies sich das gesellschaftliche Leben als ein stetiges Opfer, das mit fortschreitender Zivilisation und Raffinement auch höhere Ansprüche stellte.

Vielleicht ruft diese Behauptung bei einigen Lesern ein skeptisches Lächeln hervor. Um jedoch der Wirklichkeit gerecht zu werden, sollten sie all die Abschwächungen, Vereinfachungen und Verstümmelungen bedenken, welche die aus der Französischen Revolution hervorgegangene bürgerliche Welt schrittweise der Etikette und den bis heute überlebenden Zeremonien auferlegt. All diese Veränderungen haben nur den einen Zweck, den emporgekommenen Magnaten, die in ihrem jungen Überfluß so weit wie möglich die Vulgarität ihrer vorausgegangenen Lebensverhältnisse zu wahren suchen, bürgerlichen Komfort, Sorglosigkeit und Bequemlichkeit zu schenken. Auf diese Weise wurde alles, was guter Geschmack, Etikette, gepflegter Umgang bedeutet, ausgehöhlt und einem Wunsch nach *Laisser-faire*, nach „Ungezwungenheit“ untergeordnet. Dazu kam die Vorherrschaft einer launenhaften, skurrilen Hippielebensform, die schließlich 1968 mit den wirren Aufständen an der Sorbonne und mit den späteren Jugendbewegungen der *Punks*, *Darks* usw. ihren Höhepunkt erreichte.



Der Markgraf von Espinola empfängt von Justinus von Nassau, welcher nach einem unerschrockenen Widerstand gegen Espinola kapitulierte, die Schlüssel von Breda. Das wundervolle Gemälde von Velázquez zeigt eine ganze Tradition von Seelengröße und eine Höflichkeit, die aus der Nächstenliebe entspringt und selbst im rauen und erniedrigenden Moment der Kapitulation zum Ausdruck kommt. Diego Velázquez, Prado Museum, Madrid

Johanna von Habsburg, Tochter von Kaiser Karl V. Die Vertraulichkeit zwischen Johanna und ihrem schwarzfarbigen Diener zeigt die Güte und das Verständnis, die im sehr hierarchischen alltäglichen Zusammenleben der Habsburger herrschten. Cristovão de Morais, Königliches Kunstmuseum, Brüssel



**d) Harmonische Vielfalt in der Ausübung der evangelischen Tugenden:
die Selbstverleugnung im Ordensstand und inmitten von
Würden und Pracht der weltlichen Gesellschaft**

An dieser Stelle muß ein Wesenszug erwähnt werden, der bei vielen Adeligen deutlich in Erscheinung tritt.

Viele Heilige, die im Schoße des Adels zur Welt gekommen waren, haben später auf ihre gesellschaftliche Stellung verzichtet, um in der irdischen Selbstverleugnung des Ordensstandes die Perfektion der Tugend zu suchen. Und was für ein strahlendes Beispiel haben sie so der Christenheit und der Welt gegeben!

Andere, ebenfalls als Adelige geborene Heilige bewahrten die Würden dieser Welt und zogen es vor, mit dem ihrem politisch-gesellschaftlichen Stand entgegengebrachten Prestige vor den Augen anderer Gesellschaftsschichten bewundernswerte christliche Tugenden hervorzuheben und der ganzen Kollektivität, der sie vorstanden, mit gutem moralischem Beispiel voranzugehen. Dies gereichte nicht nur dem allgemeinen Seelenheil, sondern auch der weltlichen Gesellschaft selbst zum Vorteil. In diesem Sinne ist für Staat und Gesellschaft nichts förderlicher, als auf den höchsten Posten mit Menschen von jenem erhabenen Ansehen rechnen zu können, wie es die Heiligen der katholischen Kirche ausstrahlen.

Außerdem waren diese Heiligen, die schon ihres hohen Standes wegen Achtung und Bewunderung verdienten, in den Augen der Massen besonders durch die stete, mustergültige Ausübung der christlichen Nächstenliebe berühmt.

Groß ist die Zahl der Seligen und Heiligen, die sich - ohne auf die ihrer adeligen Abstammung zustehenden irdischen Ehren zu verzichten - ganz besonders im Dienst an den Hilflosen hervortaten, man könnte auch sagen, durch ihre *vorrangige Option für die Armen*.

Im fürsorglichen Dienst an den Armen glänzten oft auch die Adelpersonen, die sich für die bewunderungswürdigen Entsagungen des Ordenslebens entschieden hatten, um mit den Armen arm zu sein und ihnen so das beschwerliche Leben auf Erden erträglicher zu machen und ihre Seelen auf den Himmel vorzubereiten.

Es würde hier zu weit führen, all die zahllosen Adeligen beiderlei Geschlechts anzuführen, die entweder die evangelischen Tugenden inmitten der Würden und des Glanzes der Welt übten oder aber aus Liebe zu Gott und zum Nächsten dem weltlichen Leben entsagt haben.¹

e) Wie darf nicht regiert werden und wie soll man regieren

Regieren heißt nicht nur oder vor allem Gesetze erlassen und Strafen verhängen, wenn jene übertreten werden, um so die Bevölkerung mit Hilfe einer möglichst umfassenden und damit effizienten Bürokratie und einer möglichst invasiven, einschüchternden und damit mit gewaltsamen Polizeigewalt zum Gehorchen zu zwingen. Auf diese Weise läßt sich zwar bestenfalls ein Gefängnis leiten, aber nicht ein Volk.

Wie bereits am Anfang des Kapitels gesagt wurde, hat die Führung von Menschen vor allem Bewunderung, Vertrauen und Hingabe der Geführten zur Voraussetzung. Eine solche Haltung ist aber nur dann zu erreichen, wenn es zu einer tiefen Verständigung über Grundsätze, Bestrebungen und Ablehnungen kommt, mit anderen Worten, zu einem Kanon von Kultur und Traditionen, der Regierenden und Regierten gemeinsam ist.

1) Zur Zahl der von der Kirche zur Ehre der Altäre erhobenen Adeligen vgl. Dokumente XII.

In ihren jeweiligen Lehen erreichten die Feudalherren dieses Ziel im allgemeinen damit, daß sie die Bevölkerung stets zu hervorragenden Leistungen auf allen Gebieten anspornten.

Selbst um die Zustimmung der Bevölkerung für die Kriege zu erhalten, zu denen die damaligen Verhältnisse oft führten, setzte der Adel seine Überzeugungskraft ein.

Das verlangte aber vor allem volle Unterstützung gegenüber der kirchlichen Hierarchie und ihrer Lehren über die sittlichen Gegebenheiten, die einen aus religiösen oder weltlichen Motiven geführten Krieg rechtfertigten.

f) *Das Bonum und das Pulchrum des gerechten Kriegs – die Ritter spürten es bis in die tiefste Seele hinein*

Zusammen mit dem *Pulchrum* ließ der Adel das *Bonum* eines gerechten Krieges in der Ausdruckskraft des kriegerischen Zeremoniells im Glanz der Waffen, im Schmuck der Pferde usw. aufscheinen.

Für den Adeligen war der Krieg ein Opfergang zur Verherrlichung der Kirche, zur Verbreitung des Glaubens und zum legitimen zeitlichen Gemeinwohl. Zu diesem Aufopfern war er auf vergleichbare Weise bestimmt, wie die Kleriker und Ordensleute zu dem ihrem Stand inhärenten moralischen Holocaust bestimmt waren.

Das *Bonum* und *Pulchrum* dieser Aufopferung spürten die Ritter, die übrigens keineswegs immer Adelige waren, in tiefster Seele. Und mit dieser Geisteshaltung brachen sie in den Krieg auf. Die Schönheit, mit der sie ihr militärisches Tun äußerlich umgaben, bedeutete für sie viel mehr als nur ein Mittel zu dem Zweck, die kampffähigen Männer aus dem gemeinen Volk zu locken, um sie aus freier Entscheidung mit sich in den Krieg zu führen. Was nicht ausschließt, daß die Ritter auf den Geist der Bevölkerung tatsächlich Einfluß ausübten. (Nebenbei sei hier erklärt, daß es für die Männer aus dem Volke keine Zwangseinziehung in dem Umfang und auf unbestimmte Dauer gab, wie es in unseren Tagen bei allgemeinen Mobilmachungen der Fall ist.)

Einen viel größeren Einfluß als der glänzende äußere Schein übten auf das Volk in jenen Jahrhunderten der glühende Glaube und die Lehre der Kirche aus. Und diese ließ keinen Zweifel daran aufkommen, daß der heilige Krieg nicht nur einfach erlaubt war, sondern für das ganze christliche Volk, zu dem sowohl die Adelige als die Gemeinen zählten, eine wahre Pflicht sein konnte.¹

8. Der Adel unserer Tage – Größe seiner heutigen Sendung

a) *Die wesentliche Grundlage jeden Adels, unabhängig von der jeweiligen Nationalität*

Wie hat man sich nun angesichts dieser Gegebenheiten den Menschentyp vorzustellen, der dem Adel als Grundlage dient? Zur Beantwortung dieser Frage kann sich die geschichtliche Gelehrsamkeit auf eine Menge von Daten stützen, die sowohl den Ursprung dieser Klasse als auch die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aufgaben betrifft, die ihr im Laufe der Jahrhunderte unter den verschiedensten Formen und in unterschiedlichem Maße zukamen. Es fehlt auch nicht an Quellen zum spezifischen Einfluß des Adels

1) Unter Dokumente XI findet der Leser die Lehren der Päpste, Heiligen, Kirchenlehrer und Theologen zu den Bedingungen unter denen ein Krieg erlaubt ist.

auf Moral, Sitten und Bräuche der Gesellschaft sowie über die Auswirkungen seines Mäzenatentums im Bereich der Förderung von Kunst und Kultur.

Was ist ein Adelliger?

Es ist jemand, der zum Adel gehört. Doch diese Zugehörigkeit setzt voraus, daß der Adelige einem bestimmten psychologischen und moralischen Ideal entspricht, das seinerseits den ganzen Menschen formt. Dieser Stand hat zwar im Laufe der Geschichte einen großen Wandel erlebt und in den verschiedenen Ländern unterschiedliche Ausprägungen erfahren, trotzdem bleibt das Wesen des Adels immer und überall gleich. So mag sich zwar ein ungarischer Magnat in mancherlei Hinsicht von einem spanischen Granden unterscheiden, oder ein französischer Herzog und Pair mag andere Merkmale aufweisen als ein Herzog des Vereinigten Königreichs, aus Italien, Deutschland oder Portugal, in den Augen der Öffentlichkeit ist ein Adelliger stets ein Adelliger. Genauer gesagt, ein Graf ist stets ein Graf, ein Baron stets ein Baron, ein Edelmann oder Gentleman stets ein Edelmann stets ein Edelmann.

Die Wechselfälle der Geschichte, denen sich der Adel ausgesetzt sah, haben die Lage dieses Standes auf eine sozusagen unermessliche Art und Weise verändert. Wenn sich daher in unseren Tagen auch einige noch auf der Höhe des Reichtums und Prestiges befinden, so sieht sich doch auch manch einer der Armut ausgesetzt und muß wohl oder übel einer harten, niedrigen Arbeit nachgehen, um so sein Leben fristen zu können. Oft sehen sich diese dem Spott und dem Hohn vieler unserer vom egalitären, bürgerlichen Geist der Französischen Revolution beeinflussten Zeitgenossen ausgesetzt. Wie viele, die sich der despotischen Herrschaft kommunistischer Regime nicht rechtzeitig durch Flucht entziehen konnten, haben ihr ganzes Hab und Gut verloren, wurden mit Füßen getreten und zu Proletariern degradiert!

***b) Adel: Maßstab für vorbildliches Verhalten –
Triebfeder zu allen Arten der Tugend und Vollkommenheit¹***

Wenn man bedenkt, daß der Adel in den Republiken von heute seiner politischen Macht beraubt ist und selbst in den Monarchien nur noch Spuren seiner früheren Macht innehat, daß er in der Finanzwelt nur schwach oder gar nicht vertreten ist, daß er in Diplomatie, Kultur und Mäzenatentum fast immer eine viel geringere Rolle spielt als das Bürgertum, muß man wohl oder übel zugeben, daß der Adel von heute im allgemeinen nicht mehr als ein Rest früherer Zeiten ist. Ein wertvoller Rest allerdings, der die Tradition vertritt und im wesentlichen von einem bestimmten Menschentyp gebildet wird.

Wie ist dieser Menschentyp zu definieren?

Der Verlauf der Ereignisse hat dazu geführt, daß der Adel Jahrhunderte lang und selbst noch in unserer von Gleichmacherei und Vulgarität vergifteten Zeit sittlichen Verfalls einen Vortrefflichkeitsstandard zur Erbauung aller Menschen herausgebildet hat, damit gewissermaßen alle hervorragenden Dinge die ihnen zustehende Hervorhebung erhalten. Denn je mehr man von etwas behauptet, daß es adelig bzw. aristokratisch ist, um so mehr will man damit zum Ausdruck bringen, daß es in seiner Art hervorragend ist.

Noch während der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts war in der weltlichen Gesellschaft wenigstens in großen Zügen die vorherrschende Tendenz festzustellen, sich auf den

1) Zum Adel in seiner Rolle als Antriebsfaktor der Gesellschaft zu allen Ausdrucksformen der Tugend und der Vollkommenheit, s. auch Anhang IV.

verschiedensten Gebieten und unter allen möglichen Gesichtspunkten zu verbessern. Diese Behauptung verdiente es allerdings, vor allem in den Bereichen der privaten und öffentlichen Religiosität und Sittlichkeit genauer nuanciert zu werden.

Im Gegensatz dazu ist es heute nicht mehr zu verbergen, daß eine allgemeine Tendenz zur Vulgarität, zur skurrilsten Ausgefallenheit und nicht selten sogar zum brutalen, schamlosen Triumph des Widerwärtigen und Schändlichen an Boden gewinnt. In dieser Richtung stellte 1968 die Revolution an der Sorbonne eine Explosion weltweiten Ausmaßes dar, die all die in der heutigen Welt seit langem ausgebrüteten Krankheitserreger zum Ausbruch brachte. Man kann wohl behaupten, daß all diese Erscheinungen zusammen ein Zeichen ausgeprägter Proletarisierung im schlimmsten Wortsinn mit sich bringen.

Dennoch ist der alte, im Mittelalter geborene und in gewisser Hinsicht im Laufe der späteren Jahrhunderte weiterentwickelte Antrieb zu allen Formen der Tugend und Vollkommenheit nicht untergegangen. Im Gegenteil, dieser Antrieb bremst sogar bis zu einem gewissen Punkt die rasante Ausbreitung des entgegengesetzten Triebes. In einigen Kreisen gelingt es ihm sogar, einigermaßen die Übermacht zu gewinnen.

Früher war es Aufgabe des Adels als Gesellschaftsklasse, diesen Antrieb aller Klassen zu Höherem zu pflegen, zu nähren und zu verbreiten. Dem Adeligen fiel diese Sendung in besonderer Weise im weltlichen Bereich zu, so wie sie dem Klerus in der geistlichen Ordnung zusteht.

Der Adelige war das Symbol dieses Antriebs, seine Personifizierung, in ihm konnte die ganze Gesellschaft wie in einem lebendigen Buch alles „lesen“, was unsere Vorfahren in ihrem Drang nach Erhabenem angestrebt und verwirklicht haben.

Das war der Adelige. Und von allem, was er je war, ist dieser Antrieb vielleicht das Wertvollste von allem, was er sich bewahrt hat. In unseren Tagen wenden sich immer mehr Menschen mit der stummen, drängenden Frage an den Adel, ob er fähig ist, diesen Antrieb zu wahren und ihn vielleicht sogar mutig auszuweiten und so die Welt vor dem Chaos und den Katastrophen zu retten, in die sie abzugleiten droht.

Wenn sich der Adelige des 20. Jahrhunderts dieser seiner Aufgabe bewußt bleibt und, besetzt vom Glauben und von der Liebe zu einer wohlverstandenen Tradition, alles daran setzt, sie zu erfüllen, wird er einen Sieg erringen, der dem seiner Vorfahren, die einst die Barbaren aufgehalten, den Islam übers Mittelmeer zurückgeschlagen und unter Gottfried von Bouillon die Tore Jerusalems gestürmt haben, in nichts nachsteht.

c) Der Punkt, auf den Papst Pius XII. den größten Wert legt

Wie wir gesehen haben, blieb dem Adel von allem, was er einst war und besaß, „nur“ diese vielgestaltige Vorbildlichkeit und dazu in den meisten Fällen ein Rest jener unerläßlichen Voraussetzungen, die das Abgleiten in eine typisch proletarische oder proletarisierende Lage verhindern.

Wir haben „nur“ gesagt. Tatsächlich ist es sehr wenig, wenn man bedenkt, was die Adelige einst waren und besaßen. Und doch ist es viel mehr wert, als das, was viele unserer Zeitgenossen an geschmackloser, angeberischer Vulgarität zu bieten haben.

Wie viel Fehler- und Lückenhaftes finden wir in den keineswegs seltenen vulgären und geldschweren Korruptionsgeschichten des Jetset, in der Überspanntheit so mancher der noch vorhandenen Millionäre, in der egoistischen Haltung, der grenzenlosen Bequemlichkeit und dem eines Sancho Pansa würdigen Sicherheitsstreben gewisser Mittelständler und sogar Kleinbürger, wenn man es mit der noch übriggebliebenen Vortrefflichkeit der wahren Aristokratie vergleicht.

Auf diesen Punkt legt Papst Pius XII. in seinen Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom den größten Nachdruck. Der Papst zeigt hier den ehrenwerten Mitgliedern dieses Standes und in ihnen der ganzen Welt, daß dieses hervorragende Merkmal dem Adel einen unverkennbaren Platz unter den führenden Klassen verleiht, die von den neuen Lebensbedingungen hervorgebracht werden. Einen Platz von unverkennbar religiöser, sittlicher und auch kultureller Tragweite, der aus ihm einen wertvollen Schutzschild gegen den stürmischen Verfall der heutigen Welt macht.

***d) Der Adel: Sauerteig und nicht nur Staub der Vergangenheit –
priesterliche Sendung des Adels zur Erhebung,
Läuterung und Befriedung der Welt***

Bereits Papst Benedikt XV. (1914-1922) hatte kurz nach dem Ersten Weltkrieg in einer Ansprache, die er am 5. Januar 1920 an das Patriziat und an den Adel von Rom hielt, mit Worten glühenden Lobes deren hingebungsvolle, heldenhafte Haltung in den Tagen des dramatischen Konflikts hervorgehoben und auf die Bedeutung der Sendung hingewiesen, die sich ihnen in der folgenden Friedensperiode eröffnete.

Bei dieser Gelegenheit erwähnte der Papst „... *das Vorhandensein eines weiteren Priestertums, das dem Priestertum der Kirche ähnlich ist, nämlich das des Adels.*“

Mit diesen Worten bezieht sich der Papst nicht nur auf das gute Beispiel, welches das Patriziat und der Adel von Rom im konkreten Fall während des Krieges gegeben haben. Seine Rede erhebt sich auf eine Ebene, die über eine lobende Erwähnung geschichtlicher Tatsachen hinausgeht, denn er behauptet, daß die Sendung des Adels ihrem Wesen nach einen *priesterlichen* Zug trägt. Wenn man bedenkt, daß dieses Lob von den Lippen eines Papstes kommt, wird deutlich, daß es größer gar nicht sein könnte.

Natürlich will der Papst hier nicht den Status eines Adelige dem eines Priesters gleichsetzen. Er sagt nicht, daß beide Sendungen **identisch** seien, er spricht lediglich von einer starken **Ähnlichkeit**. Und er entwickelt dieses Prinzip, wie nachstehend zu sehen ist, mit Verweisen auf den heiligen Paulus.

Um aber die Authentizität der Pflichten eines Adelige auf dem Feld des Glaubens und der Sittlichkeit hervorzuheben, bedient sich seine Lehre einer beeindruckenden Ausdruckskraft:

„Neben dem ‚regale Sacerdotium‘ Christi habt auch ihr, Adelige, euch als ‚genus electum‘ aus der Gesellschaft hervorgehoben. Und euer Wirken war es, das mehr als jedes andere dem Wirken des Klerus ähnlich war und mit ihm wetteiferte. Während der Priester mit seinem Wort, seinem Beispiel, seinem Mut und mit den Verheißungen Christi Beistand, Stütze und Trost spendete, erfüllte auch der Adel auf dem Kriegsschauplatz, im Sanitätsdienst, in den Städten und auf dem Land seine Pflicht. Und während sie kämpften, halfen, beitrugen und starben hielten Alte und Junge, Männer und Frauen den Glauben an die ruhmreichen Traditionen ihrer Vorfahren und an die Pflichten ihres Standes hoch.

*Wenn wir also Genugtuung über das Lob verspüren, das den Priestern der Kirche für ihr Wirken in dieser leidvollen Kriegszeit ausgesprochen wird, ist es nicht mehr als recht, daß auch Wir das **Priestertum des Adels** lobend hervorheben. Das eine wie das andere Priestertum sind **Vertreter des Papstes**, weil sie beide in überaus trauriger Stunde Seinen Gefühlen treuen Ausdruck verliehen haben.“*

Papst Benedikt XV. geht dann auf die Pflichten des Adels in der nun anbrechenden Friedenszeit ein:

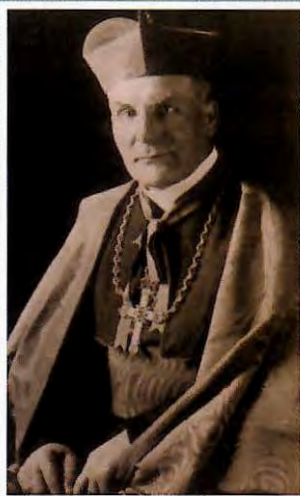
„Und Wir müssen sagen, daß dieses auch in Friedenszeiten verdienstvoll fortgeführte Priestertum des Adels von Uns mit ganz besonderem Wohlwollen beobachtet wird! Ja, der in unheilvoller Zeit an den Tag gelegte Eifer gibt Uns die Gewißheit, daß das Patriziat und der



Papst Benedikt XV. lobte eifrig am Ende des Ersten Weltkrieges das engagierte und mutige Verhalten des Patriziats und des Adels von Rom in den dramatischen Tagen des Konflikts. Bei dieser Gelegenheit erwähnte der Heilige Vater „... ein anderes, dem Priestertum der Kirche ähnliches Priestertum: das des Adels“.

Das gleichartige Verhalten wie der römische Adel zeigten Mitglieder des deutschen Adels. Sie bildeten die wichtigste Opposition gegen den Nationalsozialismus und setzten damit selbstlos ihr Leben ein.

Rechts: Claus Graf Schenk von Stauffenberg während der Sommerfrische in Bingen, 1935.
Unten links: Michael von Faulhaber, Kardinalerzbischof von München-Freising.
Rechts: Der sel. Clemens August Kardinal Graf von Galen, Bischof von Münster.



*Adel Roms auch in freudigeren Stunden ihren Vorsätzen die Treue halten und die heiligen Unternehmungen weiterführen werden, aus denen sich das **Priestertum des Adels** ernährt!*

Der heilige Apostel Paulus ermahnte die Adelige seiner Zeit, so zu sein oder zu werden, wie es ihr Stand erheischt. Obwohl er ihnen auch empfohlen hatte, sich in Tun, Lehre, Sittenreinheit und Umsicht beispielhaft zu verhalten, ‚in omnibus te ipsum praebe exemplum bonorum operum in doctrina, in integritate, in gravitate‘ (Tit. 2,7) – ging es dem Heiligen Paulus noch einmal ganz besonders um die Adelige, als er seinem Schüler Timotheus schrieb, er solle die Reichen ermahnen (‚divitibus huius saeculi praecipe‘) das Gute zu tun und reich an guten Werken zu werden (‚bene agere, divites fieri in bonis operibus‘) (1 Tim. 6,17).

Zu Recht kann man hier wohl behaupten, daß sich die Ermahnungen des Apostels in bewunderungswürdiger Weise den Adelige unserer Tage ziemen. Auch ihr, geliebte Söhne, habt die Pflicht, den anderen mit dem Licht des guten Beispiels voranzugehen ‚in omnibus te ipsum praebe exemplum bonorum operum‘.“

Nun könnte der Leser fragen, ob diese Pflichten auch für unsere völlig veränderten Tage gelten. Wäre es nicht objektiver zu sagen, daß derlei Pflichten heute den Adelige wie irgendeinem Bürger sonst zukommen? Die Belehrung Papst Benedikts XV. besagt gerade das Gegenteil. Denn er fährt fort:

„Zu allen Zeiten oblag den Adelige die Pflicht, die Unterweisung in Wahrheit ‚in doctrina‘ zu fördern. Heute aber, wo die Verwirrung des Geistes, Gefährtin der Völkerrevolution, an so vielen Orten und in so vielen Menschen das wahre Verständnis von Recht, Gerechtigkeit und Liebe, von Religion und Vaterland in Vergessenheit geraten ließ, ist die Pflicht der Adelige noch größer geworden, dafür zu sorgen, daß diese heiligen Begriffe, die unser tägliches Handeln leiten sollen, wieder geistiges Gemeingut der Völker werden. Zu allen Zeiten war es die Pflicht des Adels, den Unschicklichkeiten in Wort und Tat zu wehren, damit die eigene Verwerflichkeit den Untergebenen nicht zum Anreiz diene ‚in integritate, in gravitate‘. Doch selbst diese Pflicht ist infolge der schlechten Sitten unserer Zeit stärker und schwerer geworden! Nicht nur die Kavaliere, auch die Damen sind deshalb angehalten, sich zum heiligen Bündnis gegen die Exzesse und den Mangel an Zurückhaltung der Mode zu vereinen und alles von sich fernzuhalten, was den Gesetzen christlicher Bescheidenheit widerstrebt, und es auch an anderen nicht zu tolerieren.

Und um schließlich das in die Tat umzusetzen, was der Heilige Paulus nach Unseren Worten vor allem den Adelige seiner Zeit ans Herz gelegt hat ... will es Uns genug erscheinen, wenn die Patrizier und Adelige Roms in Friedenszeiten nur weiterhin jenen Geist der Nächstenliebe an den Tag legen, den sie in Kriegszeiten so eindeutig unter Beweis gestellt haben. ...

Dann aber wird euer Adel nicht mehr nur als ein nutzloses Überbleibsel vergangener Zeiten anzusehen sein, sondern als zur Wiedererstehung der verkommenen Gesellschaft aufbewahrter Sauerteig. Er wird Leuchtturm, schützendes Salz und Führer der Irrenden sein; nicht nur hier auf der Erde, wo alles – selbst der Glanz ruhmreicher Dynastien – welkt und untergeht, wird er Unsterblichkeit erlangen, sondern auch im Himmel, wo alles lebt und mit dem Urheber alles Edlen und Schönen vergöttlicht wird.“

Und zum Ende seiner Ansprache äußert der Papst bei der Erteilung seines apostolischen Segens den Wunsch, daß „*ein jeder mit dem **seinem Stande eigenen Priestertum** zur Erhebung, Reinigung und Befriedung der Welt beitragen und den anderen Gutes tun möge, um*

sich auf diese Weise den Zugang zum Reiche des ewigen Lebens zu sichern: „ut apprehendant veram vitam!“¹

e) *Bewunderer des Adels in unseren Tagen*

Es soll hier noch einmal wiederholt werden, daß der Adelige, der sich seiner Vorfahren würdig erweist, stets ein Adelliger bleibt, der die besondere Aufmerksamkeit – und oft auch das Zuvorkommen – all derer, die mit ihm zu tun haben, auf sich zieht, mag er auch verachtet und gehaßt werden.

Ein Beispiel dieser Aufmerksamkeit, die der Adel auf sich zieht, ist in der Tatsache zu sehen, daß es auch in unseren Tagen – und zwar mehr noch als in den zurückliegenden Jahrzehnten – in allen Gesellschaftsschichten Bewunderer des Adels gibt, die ihm eine ergriffene Hochachtung, ein rührendes, fast könnte man sagen romantisches Interesse entgegenbringen. Man könnte eine endlose Reihe von bezeichnenden Fakten anführen, die beweisen, daß die Zahl derer, die dem Adel ihre Bewunderung zollen, in unseren Tagen zunehmend an Bedeutung gewinnt.

Zwei Beispiele sprechen für sich selbst. Da ist einmal der bereits erwähnte Jubel der Begeisterung und Bewunderung zu nennen, mit dem 1980 eine unzählbare Menge von Menschen überall auf der Welt die Hochzeit des Prinzen von Wales mit Prinzessin Diana im Fernsehen miterlebt hat. Ein zweites Beispiel ist das ständige Anwachsen der Verkaufszahlen der Pariser Zeitschrift *Point de Vue – Images du Monde*, die sich besonders der Berichterstattung über den adeligen Teil der Bevölkerung aller Länder, ob Monarchien oder Republiken, widmet. Während die Auflage von *Point de Vue* 1956 noch bei 180 Tausend Exemplaren gelegen hatte, erreichte sie 1991 bereits 515 Tausend. Und das Interessante ist, daß diese Zeitschrift sowohl in kleinen Ortschaften im Innern Portugals als auch in den volkstümlichen Stadtteilen moderner Metropolen ihre Leser findet.²

f) *Adel: These und Antithese*

Wir halten es für angebracht, hier einige Überlegungen über jene geldschweren Eliten anzustellen, die sich, statt Eigenschaften zu pflegen, wie sie ihrer wirtschaftlichen Lage eher entsprechen würden, sich dadurch hervortun, daß sie ihre vulgären Angewohnheiten und Verhaltensweisen beibehalten.

Es ist eines der Merkmale des Privateigentums, daß die Eigentümer dazu neigen, das Privateigentum in der Familie zu erhalten. Die Institution Familie trägt dazu mit allen Kräften bei.

So haben sich immer wieder Handels-, Industrie- und Presse-Häuser, ja sogar „Dynastien“ gebildet. Und jeder dieser Familienkonzerne ist in der Lage, einen ungleich größeren Einfluß auf die politischen Ereignisse auszuüben als der einfache Wähler obwohl doch vor dem Gesetz alle Bürger gleich sind.

Bilden diese Familien einen neuen Adel?

Rein funktionell gesehen könnte man diese Frage vielleicht bejahen. Doch ist dies nicht der einzige Gesichtspunkt und es ist auch nicht unbedingt der wichtigste. Konkret betrachtet ist dieser neue „Adel“ vor allem deshalb oft kein Adel und kann es auch nicht sein, weil ein großer Teil seiner Mitglieder dies nicht sein will. Die egalitären Vorurteile, die viele dieser

1) „L'Osservatore Romano“, 5.-6. Januar 1920. Der volle Wortlaut dieser Ansprache findet sich in Dokumente II.

2) Das kann man in dem *Dictionnaire Encyclopédique QUID* unter „Les journaux se racontent“ (Robert Laffont, 1991, S. 1218) lesen: „Die Geschichte von 'Point de Vue' ist die einer Zeitschrift, die sich ganz ohne finanzielle Unterstützung und ohne Verkaufsförderung Jahr um Jahr näher an die Gruppe der großen französischen Illustrierten von internationaler Bedeutung heranarbeitet.“ Und dies geschieht - muß man noch hinzufügen - obwohl die Zeitschrift in Kreisen der französischen Elite durchaus kritisch betrachtet wird.

Familien von Anfang an pflegen und zur Schau stellen, führen zu einer zunehmenden Differenzierung vom herkömmlichen Adel, so daß sie für dessen Prestige unempfindlich werden und ihn oft gegenüber der Menge herunterspielen wollen. Dies geschieht nicht durch Aufhebung von Merkmalen, die den herkömmlichen Adel von der Masse unterscheiden, sondern durch die Zurschaustellung eines Merkmals, das der neue „Adel“ einsetzt, um eine demagogische Popularität zu pflegen, nämlich die **Vulgarität**.

Während der historische Adel eine Auslese war und sein wollte, legt diese moderne Antithese zum Adel oft gerade darauf Wert, sich nicht von der Masse abzuheben, sich unter ihren Verhaltensweisen zu tarnen und so der Rache des egalitären, demagogischen Geistes zu entrinnen, der gewöhnlich bis zum Überdruß von den Massenmedien selbst genährt wird, deren höchste Leiter und Verantwortliche oft paradoxerweise eben diesem antithetischen „Adel“ angehören.

In der natürlichen Ordnung der Dinge bildet der Adel ein organisches Ganzes mit dem Volk, so wie der Kopf mit dem Körper. Für den antithetischen Adel ist gerade die Tendenz bezeichnend, diese vitale Differenzierung möglichst zu vermeiden und vielmehr – wenigstens dem Anschein nach – in diesem amorphen, leblosen Ganzen aufzugehen, das sich **Masse** nennt.¹

Es wäre eine Übertreibung, behaupten zu wollen, daß sich alle heutigen Plutokraten so verhalten. Doch ist es nicht zu leugnen, daß ein großer Teil von ihnen diesem Bild entspricht. Oft sind dies gerade die reichsten unter ihnen, denen ein aufmerksamer Beobachter übrigens keineswegs absprechen wird, daß sie sich besonders durch ihre Dynamik, durch ihre Macht und durch den Archetypus ihrer Merkmale hervortun.

9. Die Blüte der vergleichbaren Eliten – zeitgenössische Formen des Adels?

Wenn wir von der bürgerlichen Gesellschaft, dem bürgerlichen Leben und seinen Eigentümlichkeiten sprechen, sind nicht jene Familien des Bürgertums eingeschlossen, in deren Kreisen sich im Laufe der Generationen eine echte Familientradition, reich an sittlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Werten, herausgebildet hat.

Im Gegensatz zum antithetischen Adel haben die Treue zur Tradition der Vergangenheit und das Bemühen um ständige Vervollkommnung diese Familien zu wahren Eliten werden lassen.

In einer Gesellschaftsorganisation, die offen ist für alles, was sie an wahren Werten bereichert, haben sich diese Familien nach und nach in eine aristokratisierte Schicht verwandelt und gehen schrittweise allmählich in der Aristokratie auf. Oder aber sie bilden *pari passu* kraft der Sitten neben der eigentlichen, bereits bestehenden eine neue Aristokratie mit ihren besonderen Eigenheiten. Denen die an der Spitze der politischen Macht und gleichzeitig auch des gesellschaftlichen Einflusses stehen, wie etwa den Monarchen, steht es zu, diese Art von höchst achtenswerter Vervollkommnung der gesellschaftspolitischen Struktur aufnahmebereit, maß- und taktvoll zu lenken. Dabei geht es darum, mehr den die Richtung behutsamer gesellschaftlicher Veränderungen beseelenden und die Wünsche der organischen Gesellschaft zum Ausdruck bringenden Bestrebungen zu lauschen, als den Weg geometrisch durch den Einsatz von Dekreten zu ebnen.

Unter diesem Blickwinkel schließt das Vorhandensein aristokratischer Eliten das volle Aufblühen anderer Eliten nicht eifersüchtig und engstirnig aus, sondern dient ihnen vielmehr als Leitbild für fruchtbare Analogien und als Ansporn zu brüderlicher Vervollkommnung.

1) Vgl. Kapitel III

Den abwertenden Sinn des Begriffs Bürgertum verdienen jene Bereiche dieser Gesellschaftsschicht, die nur darauf aus sind, so schnell wie möglich auf eine wirre Modernität zuzusteuern, und die dabei die Bildung eigener Familientraditionen und ihre Weiterführung und Vervollkommnung im Laufe der Generationen vernachlässigen. Selbst wenn einige Generationen vor ihnen im Reichtum oder einfach im Komfort gelebt haben sollten, bilden sie nichts als eine Art „Arriviertenschicht“ stets in einem Wandel begriffen, der seinen Ursprung in der autophagischen Entschlossenheit hat, die eigenen Gewohnheiten im Laufe der Zeit unter keinen Umständen zu verfeinern!

**a) Ein Thema, das die Päpste nicht angesprochen haben:
gibt es vielleicht „zeitgemäße“ Formen des Adels?**

Die bisher angestellten Betrachtungen führen nun zu einem Aspekt der vorliegenden Problematik, die Papst Pius XII. und seine Vorgänger beziehungsweise Nachfolger vielleicht aus kluger Rücksichtnahme nie angesprochen haben.

In den verschiedenen Kapiteln dieses Werkes haben wir dargestellt, daß Papst Pius XII. dem Adel in unseren Tagen eine wichtige Rolle zuerkennt. Der Papst möchte ihn demnach als eine der führenden Schichten der heutigen Welt erhalten wissen. Und darum öffnet er ihm die Augen für das, was ihm geblieben ist und für die Art und Weise, wie er das Übriggebliebene zum Überleben und Handeln einsetzen kann, damit er nicht nur seine heutige Stellung erfolgreich verteidige, sondern vielleicht sogar einen geräumigeren Platz an der Sonne auf den Höhen des heutigen Gesellschaftskörpers zurückgewinne.

Die Aufgabe, die damit dem Adel zuerkannt wird, ist nun aber so bedeutend, daß ihm der knappe und derart angefochtene Rest dessen, was er einst besaß, normalerweise nicht ausreichen dürfte. Es müßten also Mittel und Wege gefunden werden, die es ihm erlaubten, seine Aktionsgrundlage schrittweise zu erweitern. Auf welche Art wäre dies wünschenswert? Bis zu welchem Grad wäre dieses **Wünschenswerte** dann unter den heutigen Bedingungen auch **machbar**?

Warum sollte man zum Beispiel nicht an eine Gesellschaft denken, die dem Adel großzügig eine Grundlage für seine Existenz und für die Fülle seines wohlthätigen Wirkens bereitstellt, wenn auch vielleicht unter „zeitgemäßen“ Formen, die nicht unbedingt auf dem Besitz von Grund und Boden in Stadt und Land beruhen müßten? Warum sollte man ihn als Träger eines so wertvollen Faktors wie der Tradition zum Beispiel nicht offiziell zu einem besonders gefragten und geachteten Berater derer bestellen, welche die Lenkung der heutigen Welt in Händen halten?

Es ist nicht auszuschließen, daß Papst Pius XII. reiflich an diese Lösung gedacht hat, dann aber die Schlußfolgerungen seiner Überlegungen aus kluger Rücksichtnahme nicht geäußert hat.

Da Papst Pius XII. den heutigen Problemen des Adels eine so nachdrückliche Aufmerksamkeit geschenkt hat, darf man wohl annehmen, daß ihm auch die folgenden Erwägungen durch den Kopf gegangen sind.

**b) Echter Adel, wenn auch von geringerem Glanz –
geschichtliche Beispiele**

Mit der Zeit, vor allem aber seit dem Ende des Mittelalters, entstanden neben dem eigentlichen Kriegs-, Herren- und Landadel weitere, ebenfalls authentische Adelsformen, wenn sie auch von weniger Glanz umgeben waren. Dafür gibt es verschiedene Beispiele in europäischen Ländern.

In Portugal eröffnete die Bildung den Zugang zum Adelsstand. Wer an der berühmten Universität von Coimbra das Studium der Theologie, der Philosophie, des Rechts, der Me-

dizin oder der Mathematik abgeschlossen hatte, wurde persönlich auf Lebenszeit in den Adelsstand erhoben, konnte diesen Titel aber nicht vererben. Hatten jedoch drei aufeinander folgende Generationen derselben Familie eines der genannten Fächer in Coimbra studiert, so wurde der Adelsstand normalerweise erblich und konnte durch eine Bitte an den König und durch seine entsprechende Genehmigung an die Nachkommen weitergegeben werden, auch wenn diese selbst nicht die genannte Universität besucht hatten.¹

In Spanien brachte die Einsetzung in bestimmte öffentliche, militärische oder kulturelle Ämter und unter Umständen sogar einfach die Ausübung bestimmter, dem Lande nützlicher Handels- und Produktionstätigkeiten ipso facto die Erhebung in den Adelsstand mit sich; dieser Adelsstand konnte sowohl persönlich und auf Lebenszeit verliehen werden als auch erblichen Charakter tragen.²

In Frankreich gab es neben dem Adel im Talar, der *noblesse de robe*, der seinen Ursprung im Richterstand hatte, den niedrigen Glockenturm-Adel oder, genau gesagt, die *noblesse de cloche*, das heißt der Glocke. Der Name rührt daher, daß es in den Gemeinden Brauch war, die Kirchenturm-glocke zu läuten, um die Leute zur Versammlung zusammenzurufen. Die *noblesse de cloche* wurde gewöhnlich von bürgerlichen Familien gebildet, die sich um das Gemeinwohl kleinerer Städte verdient gemacht hatten.³

1) Vgl. LUIZ DA SILVA PEREIRA OLIVEIRA, *Privilégios da Nobreza e Fidalguia de Portugal*, Oficina de João Rodrigues Neves, Lissabon 1806, S. 67-81.

2) Aufgrund des bekleideten Amtes konnten „hohe Diener des Königshauses, die Erzieherinnen und Ammen der Infanten, die Vögte von Haus und Hof, die Vorsitzenden, Räte und Richter der königlichen Kanzleien“ in den Adel erhoben werden (vgl. VICENTE MARÍA MARQUEZ DE LA PLATA und LUIS VALERO DE BARNABÉ, *Nobiliaria Española – Origen, Evolución, Instituciones y Probanzas*, Prensa y Ediciones Iberoamericanas, Madrid 1991, S. 15). In diesem Werk, das in der *Escuela de Ciencias Nobiliarias, Heraldicas y Genealogicas* von Madrid als Handbuch benutzt wird, findet der Leser eine unfassende, didaktisch aufgebaute Übersicht über das hier angesprochene Thema. Zu den für militärische Dienste verliehenen Adelstiteln kann als Beispiel angeführt werden: „Philipp IV bestimmt in dem königlichen Erlaß vom 20. August 1637, daß jedem Offizier, der ein Jahr lang im Kriegsdienst tätig war, das Adelsprivileg zustehen soll, und jeder, der vier Jahre lang gedient hat, soll seinen Adelstitel auch an seine Nachkommen vererben können Persönliche Adelstitel werden allen Offizieren des Heeres in der königlichen Order vom 16. April 1799 zuerkannt, und am 18. Mai 1864 wird angeordnet, daß die Anrede Don und Edler den Söhnen eines Hauptmanns und höheren Offiziers sowie den Enkeln eines Obersteuants und den im Heer dienenden Edelmannern gegenüber zu gebrauchen sei“ (VICENTE DE CADENAS Y VICENT, *Cuadernos de Doctrina Nobiliaria*, Instituto Salazar y Castro, C.S.I.C. – Asociación de Hidalgos a Fuero de España, Ediciones Hidalguia, Madrid 1969, Nr. 1, S. 28). Der *Código das Sete Partidas* von Alfons X., dem Weisen (1252 – 1284), verlieh seinerseits – neben anderen Privilegien für im Dienste der Kultur tätige Männer – den Grafentitel Justizräten, die ihre Tätigkeit über zwanzig Jahre lang ausgeübt hatten (vgl. BARNABÉ MORENO DE VARGAS, *Discursos de la Nobleza de España*, Instituto Salazar y Castro, C.S.I.C., Ediciones Hidalguia, Madrid 1971, S. 28f). Vicente de Cadenas y Vicent faßt in seinem wichtigen Werk *Apuntes de Nobiliaria y Nociones de Genealogía y Heraldica* die Kriterien für die Verleihung von Adelstiteln wie folgt zusammen: „Das Priesteramt, die Ausübung ehrenhafter Ämter, der Waffendienst, die Schriftstellerei, die Verleihung eines Titels, Heirat, in bestimmten Fällen die Geburt von einer Edelfrau oder in einem bestimmten Territorium, der Erwerb großer Verdienste um die Menschheit, das Vaterland oder den Herrscher, die Aufopferung der eigenen Person oder Güter zugunsten hoher Ideale usw. waren stets ein gerechter Grund zur Aufnahme in den Adelsstand und sollten dies auch weiterhin bleiben, geht doch die allgemeine Tendenz dahin, den Grundstock des Adelsstandes, des gebildetsten und leidvollsten einer Nation, zu erweitern und so seine Tugenden zum Wohle der Gemeinschaft zu nutzen“ (Instituto Luis de Salazar y Castro, C.S.I.C., Primer Curso de la Escuela de Genealogía, Heraldica y Nobiliaria, Ediciones Hidalguia, 2. Aufl., Madrid 1984, S. 30). Auf die Erhebung in den Adelsstand für Verdienste in der Industrie wird unter 9 c näher eingegangen.

3) Tatsächlich konnte der Adelstitel durch die Ausübung verschiedener Ämter und Aufgaben erworben werden, so etwa durch Militärdienste, höfische Dienste (Sekretär oder Notar des Königs), Steuerverwaltung, Hochschulämter usw. In Frankreich ist man der Meinung, daß es sehr schwer sein dürfte, eine komplette Liste all der Funktionen aufzustellen, die im *Ancien Régime* zur Adeligung führen konnten. Philippe du Puy de Clinchamps hat etwa in seinem Buch *La Noblesse*, auf das wir uns bei dieser Aufzählung stützen, behauptet, daß „es in der Geschichte des Adels kein verwickelteres Kapitel gibt als das der Adeligung infolge der Ausübung einer Funktion“ (Collection „Que sais-je?“, Presses Universitaires de France, Paris 1962, S. 20, 22). Diese Behauptung will sich offensichtlich nicht als Kritik verstanden wissen, sondern lediglich als Feststellung, denn alles Organische und Lebendige neigt zur Komplexität und oft sogar zur Kompliziertheit. Groß ist jedenfalls der Unterschied, wenn man damit die kalten, lapidaren Beamtenverzeichnisse des Staatskapitalismus oder gewisse Unternehmens-Pyramiden des privaten Großkapitalismus vergleicht.

Berliner Tageblatt.

178. 1882.

Berlin, Dienstag, den 8. Mai 1888.

XVII. Jahrgang.

Kaiserin Victoria im Berliner Rathhause.

Die Kaiserin Victoria hat am 8. Mai d. d. im Abende 7 Uhr im Rathhause des Reichstages, welche der Kaiserin von der Bevölkerung der Reichshauptstadt herbeigeführt wurde, als sie sich gestern Nachmittag 3 Uhr im Rathhause, um dort in dem feierlich decorirten Saale einer Sitzung des Centralcomitees für die Vertheilung in den deutschen Stromgebieten, dessen Vorsitz die hohe Frau angenommen, beizuwohnen. Die Kaiserin, in einfachem schwarzen Gewande, begab sich, begleitet vom Oberpräsidenten v. Kadenbach, dem Oberbürgermeister v. Wördenberg und dem Vorleser der Akten, in das Berliner Kaufmannshaus Frenkel, über die mit grünen Teppichen reichlich geschmückte große Treppe nach dem Sitzungssaal, wo von neun Mitgliedern des Centralcomitees, einige vierzig an Zahl, ebenfalls erwartet wurde. Die Kaiserin nahm an der Sitzung, welche unter dem Vorsitz des grünen Winkelischen Platz-Oberpräsidenten v. Kadenbach, der zu ihrer Linken saß, die folgenden Beschlüsse erging:

Am 8. Mai 1888 meldete das „Berliner Tageblatt“, daß Kaiser Friedrich III. einen der berühmtesten Väter der deutschen Industrie, Werner Siemens, wegen seiner hervorragenden Dienste für das Allgemeinwohl in den erblichen Adel erhob.

Entscheidungen über weitere zu bewilligende Summen schlossen. Es erging hierzu das Wort: Geh. Rath Herz für das Ostpreußen- und die Westpreußen-, sowie für Hannover, Lüneburg und Mecklenburg, Herr v. Bunsen für das Hebeschwemungsgebiet der Oder und Warthe, Rechtsanwalt Dreslawer für die Provinz Posen, Reichstagsabgeordneter Schrader für Westpreußen und Stadtrat Kochmann für Ostpreußen.

Aus allen diesen Mittheilungen ergab sich:

Ostpreußen	172,000 Mark	80,000 Mark
Westpreußen	499,500	180,000
Provinz Posen	171,000	60,000
Davon sind besonders an die Stadt Schneidemühl zu übermitteln: 10,000 Mark!		
Für Oder- und Warthe-Gebiet	91,000 Mark	30,000 Mark
Ostpreußen und Westpreußen	125,000	60,000
Hannover und Lüneburg	26,500	30,000
Mecklenburg	37,000	13,000

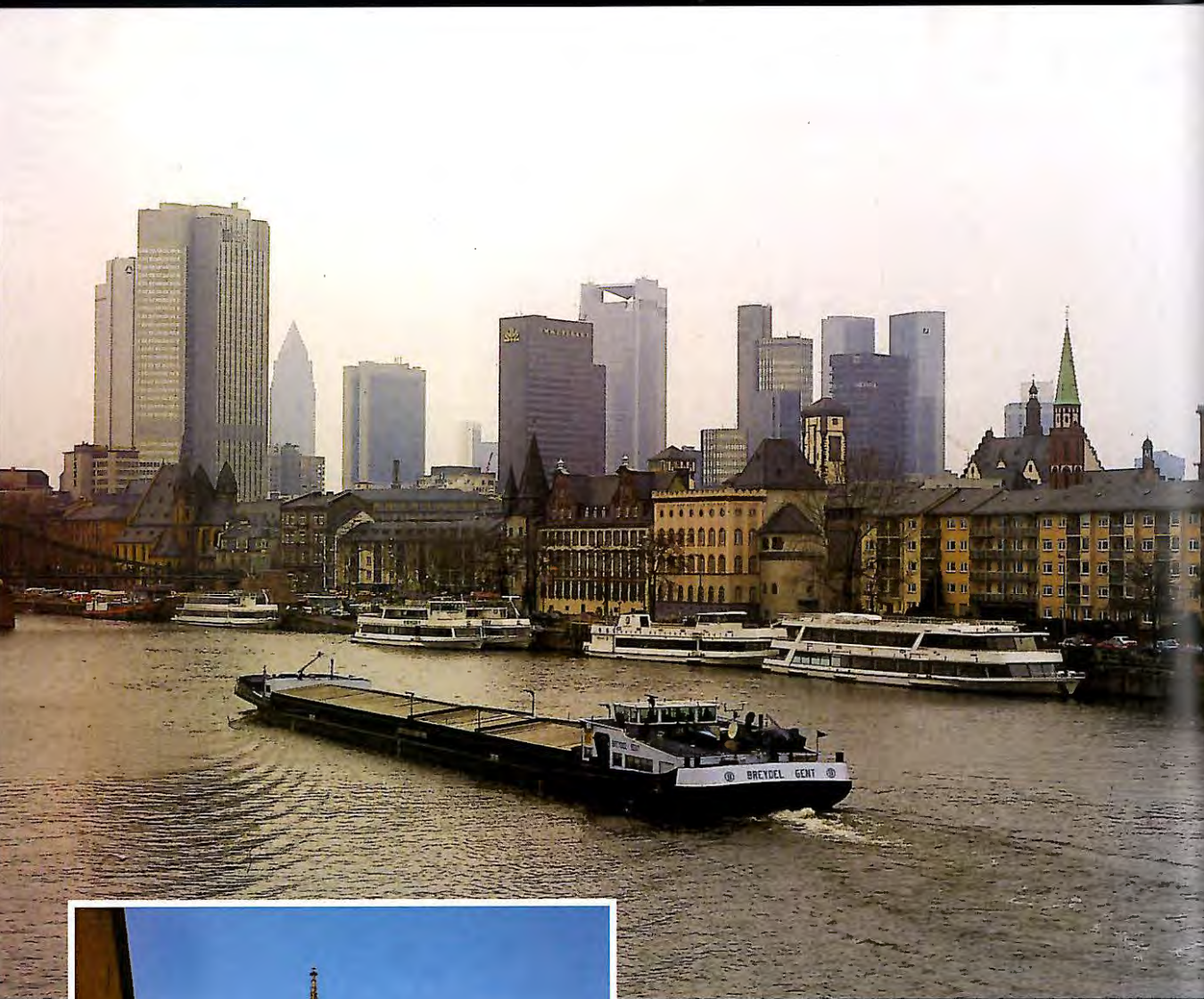
Es sind also in dieser einen Sitzung wiederum 458,000 Mark zur Vertheilung gelangt. Die Kaiserin beehrte zu wiederholten Malen während der Sitzung ihre angeregte Theilnahme namentlich auch dadurch, daß sie dem Vorsitzenden des Centralcomitees ad hoc schriftlich entworfenen Urträge überreichte, welche ein ebenso überzeugendes Zeugniß für das warm empfindende Herz der hohen Kaiserin, wie für den praktischen Sinn und das hingebende Verstandesvermögen abgaben, mittelst deren die Protectorien des Centralcomitees die Nothwendigkeit der letzteren zu unterstützen und zu befähigen anzuregen wußten. So lenkte die Kaiserin die Aufmerksamkeit des Comitees auf das kaiserswertheste Schicksal eines der Comitees, dem sie, wie sie dem Vorsitzenden des Centralcomitees in dieser Sitzung sagte, die Nothwendigkeit zu empfehlen wußte, die Comitees zu unterstützen und zu befähigen.

regung nahm Reichstagsabgeordneter Nidert das Wort, wiewohl lebhaftem Danke für diese hilfreiche Idee der hohen Kaiserin der Vertheilung der Nothwendigkeit der letzteren zu unterstützen und zu befähigen anzuregen wußten.



Oben: Werner von Siemens in der Zeichnung von Ismael Gentz, 1887. Links: Das Kabelschiff „Faraday“, dessen Bau Siemens in Auftrag gegeben hat zur Verlegung von überseeischen Kabeln. Unten: Das gewaltige Siemens Werk in München-Perlach





Frankfurt, das mächtigste deutsche Mainhattan: obwohl Finanz- und Geschäftszentrum, unterläßt es trotzdem nicht, seine historischen Bauten in der Altstadt am Mainufer zu sanieren und den Kaiserdom Sankt Bartholomäus, in dem ab dem Jahr 1562 mit drei Ausnahmen die deutschen Könige gekrönt wurden, meisterhaft im Rahmen der 1200 Jahrfeier Frankfurts zu renovieren.

c) *Neureiche, Neuadelige*

Die Adellung ging übrigens auf eine Weise vonstatten, die keine bemerkenswerten Probleme aufwarf. Das läßt sich vor allem an gewissen Situationen deutlich nachvollziehen.

So beschloß etwa Carlos III., König von Spanien (1759-1788), angesichts der wachsenden Industrialisierung verschiedener Nationen auf dem europäischen Kontinent und angesichts des bedauernswerten Rückstandes Spaniens auf diesem Gebiet den industriellen Aufbau seines Landes durch einen königlichen Erlaß vom 18. Mai 1783 zu fördern. Unter anderen Maßnahmen ordnete er dabei an, daß alle Untertanen, die durch die Gründung neuer oder durch die Erweiterung bereits bestehender Industrien ihr Kapital und ihre Kräfte erfolgreich im Dienste des Gemeinwohls investierten, gewissermaßen automatisch in den Adelsstand erhoben werden sollten.¹

Der Beschluß des Königs regte tatsächlich eine große Zahl von Anwärtern auf den Adelsstand dazu an, eigene Industrien aufzubauen. Man sieht also, daß Adel nicht allein im Gebrauch eines durch königliches Dekret verliehenen Titels besteht, sondern daß es auch und vor allem um ein sittliches Erscheinungsbild geht, das für den Adelsstand charakteristisch ist. So ist es auch durchaus verständlich, daß sich einige durch den königlichen Erlaß zu Neuadeligen beförderte Neureiche beim Erwerb dieses Profils besonders schwertaten. Es ist ja bekannt, daß ein solches Profil nur aus einer langen Familientradition hervorgehen kann, und gerade die pflegt dem Neureichen wie dem Neuadeligen zu fehlen, während wichtige Züge dieses Erscheinungsbildes durchaus in traditionellen und weniger reichen bürgerlichen Eliten anzutreffen sind.

Die Zufuhr neuen Blutes konnte dem herkömmlichen Adel unter Umständen einen Zuwachs an Vitalität und Kreativität verschaffen. Sie brachte aber auch die Gefahr mit sich, vulgäre Züge und eine für Emporkömmlinge typische abschätzige Haltung gegenüber den alten Traditionen einzuschleusen und damit der Integrität im Erscheinungsbild des Adels zu schaden. Damit lief die Authentizität des Adels in ihrer Identität mit sich selbst Gefahr, beeinträchtigt zu werden.

Zu vergleichbaren, ebenfalls durch analoge Situationen hervorgerufenen Entwicklungen kam es auch in verschiedenen anderen Ländern Europas. Im allgemeinen hielten sich die Folgen jedoch den jeweiligen Umständen gemäß in engen Grenzen.

Vor allem übte die Durchdringung der damaligen europäischen Gesellschaft mit den Werten der Aristokratie noch eine sehr tiefgehende Wirkung aus. Der neureiche Neuadelige konnte sich in der neuen gesellschaftlichen Stellung kaum wohlfühlen, wenn er sich nicht bemühte, sich wenigstens zu einem guten Teil dem Profil und dem Verhalten dieser Gesellschaftsschicht anzupassen. Die Türen vieler Salons standen ihm nicht ohne weiteres offen, sodaß er sich stets einem aristokratisierenden Druck ausgesetzt sah, der auf der anderen Seite noch durch die Einstellung des einfachen Volkes verstärkt wurde. Denn dieses hatte sehr wohl ein Gefühl für die lächerliche Lage eines frisch gebackenen Grafen oder Marquis und brachte dies auch durchaus in spöttischen Bemerkungen zum Ausdruck, die in den Ohren des Unglücklichen äußerst unangenehm klingen mußten. Die Neuadeligen gaben sich daher alle Mühe, sich ihrer neuen Umgebung anzupassen und nicht etwa gegen die Eigenheiten des ihnen noch fremden Milieus aufzubegehren. Vor allem aber suchten sie ihren Sprößlingen eine echt aristokratische Erziehung zukommen zu lassen.

1) Vgl. VICENTE DE CADENAS Y VICENT, *Cuadernos de Doctrina Nobiliaria*, Nr. 1, S. 35-38.

Diese Umstände erleichterten das Aufgehen der neuen Elemente im alten Adel, sodaß die Unterschiede zwischen dem traditionellen Adel und den Neuadeligen im Laufe einiger Generationen zu verschwinden pflegten. Die Zeit selbst sorgte dafür, daß sie aufhörten „Neulinge“ zu sein. Und die Verheiratung von jungen Adeligen mit klangvollen, geschichtsträchtigen Namen mit den Töchtern oder Enkelinnen neureicher Neuadeliger war für manche Familie ein willkommenes Mittel, den wirtschaftlichen Ruin abzuwehren und dem Familienwappen neuen Glanz zu verleihen.

All dies geschieht auch heute noch in einem gewissen Umfang. Doch der stark auf Gleichheit ausgerichtete Drang der modernen Gesellschaft und weitere Faktoren, die wir an mehreren Stellen dieses Buches dargestellt haben, würde eine sozusagen automatische Adellung, wie sie in den Zeiten Carlos III. gehandhabt wurde, dem Adel mehr schaden als nützen, denn zeigen sich doch die Neureichen heute immer weniger bemüht, auch wirklich Neuadelige zu werden.

d) Besteht im Rahmen der heutigen politischen Gegebenheiten die Möglichkeit der Entstehung neuer Erscheinungsformen des Adels?

Es bleibt die Frage, ob es in der heutigen Zeit neue Formen des Adels mit einem anderen hierarchischen Aufbau entsprechend den ebenfalls anders liegenden Aufgaben geben könnte, vorausgesetzt natürlich, daß alle darauf ausgerichtet sind, eine Stufe jener Fülle an Vorbildlichkeit zu erreichen, die wir mit jener erblichen Abfolge verbinden, die noch heute den als solchen anerkannten Adel auszeichnen.

Welche Mittel und Wege gäbe es andererseits, im Rahmen der heutigen politischen Voraussetzungen und unabhängig von der Erbfolge Menschen, die sich um das Gemeinwohl in hervorragender Weise verdient gemacht haben, den Zugang zu neuen Adelsformen zu ermöglichen, sei es, weil sie besondere Talente aufweisen oder weil der Glanz ihrer Persönlichkeit sie hervorhebt, sei es weil sie sich durch heldenhafte Selbstlosigkeit und ritterlichen Mut oder schließlich durch außerordentliche Schaffenskraft auszeichnen?

Sicher ist, daß es im Mittelalter und unter dem Ancien Régime immer die Möglichkeit gab, Menschen in die Reihen des Adels aufzunehmen, die, wenngleich aus bescheidensten Verhältnissen stammend, dennoch unzweifelhaft bewiesen hatten, daß sie die erforderlichen Eigenschaften in außergewöhnlich hohem Maße besaßen. Dies trifft zum Beispiel auf manchen Krieger zu, der sich im Kampf durch seinen Mut oder seine taktische Kompetenz hervorgetan hat.

e) Eine neue Stufe in der gesellschaftlichen Hierarchie

Der durch diese Überlegungen erweiterte Horizont läßt den Unterschied zwischen Adel und Bürgertum ein bißchen flexibler erscheinen als er es früher war und schafft vielleicht Platz für ein tertium genus, das ebenfalls als adelig bezeichnet werden kann, allerdings würde es sich hier um einen Adel *diminutae rationis* handeln, der dem einst in Frankreich üblichen Talar- und Glockenturm-Adel ähnlich wäre.

Nun stellt sich hier allerdings eine Frage, die mit dem Begriff *Adel* zusammenhängt.

So wie die fruchtbare Vitalität des Gesellschaftskörpers eines Landes einen neuen Adel hervorbringen kann, ist sie auch in der Lage, aus den unteren Schichten der Gesellschaft neue, nichtadelige Klassen hervorgehen zu lassen. Diese Erscheinung kennen wir zum Beispiel aus der Welt des Handwerks, wo moderne Technologien oft den Einsatz höchst spezialisierter Arbeitskräfte erfordern, deren Verantwortung so weit geht, daß sie eine Art dritte Kategorie zwischen der geistigen und der körperlichen Arbeit bilden.

Diese Situation stellt den Leser vor neue Gegebenheiten, die viel Takt und jene kluge Langsamkeit verlangen, wie sie den organischen Gesellschaften eigen ist, um so, gestützt

auf feste Grundsätze, auf Gerechtigkeit und Sachlichkeit, vielleicht neue Stufen in der gesellschaftlichen Hierarchie einzuführen.

Wenn dem so ist, fragt sich allerdings, was genau das Wort Adel angesichts dieser packenden Hierarchisierungsarbeit, die der Lauf der Ereignisse von geeigneten Menschen in unseren Tagen verlangt, besagen will. Wenn, mit anderen Worten, eine neue Stufe im Aufbau der Gesellschaft die Bezeichnung adelig verdienen soll, was muß sie dann für Kennzeichen aufweisen? Und welche anderen Merkmale darf sie nicht haben, wenn sie auf eine so noble Bezeichnung Anspruch erheben will?

Die Frage umfaßt so viele Zusammenhänge, die sich außerdem in einem fortwährenden Zustand der Entwicklung befinden, daß es vorerst nicht möglich ist, eine einfache, endgültige Antwort darauf zu geben. Dies trifft vor allem dann zu, wenn man berücksichtigt, daß die Lösung von Problemen dieser Art oft besser aus dem einvernehmlichen Handeln der führenden Köpfe und der gewohnheitsmäßigen Entwicklung der Gesellschaft hervorgeht als allein aus den Überlegungen von reinen Theoretikern, Technokraten usw.

Um die interessante Frage nur kurz anzuschneiden, soll hier lediglich angemerkt werden, daß die Bezeichnung adelig allein solchen Gesellschaftsgruppen zuerkannt werden darf, die zum ursprünglichen Modell und Archetypus des im Mittelalter entstandenen Adels bedeutende Analogien aufweisen, denn an diesem Standard muß sich auch heute noch jeder wahre Adel orientieren.

Das aber bedeutet, daß eine Reihe von Faktoren zu berücksichtigen sind, deren glückliche Konvergenz die Entstehung neuer Erscheinungsformen des Adels ermöglicht. Dazu gehört die besonders enge und starke Bindung des von einer Gesellschaftsschicht angestrebten Ziels an das regionale und nationale Gemeinwohl; außerdem die Bereitschaft der Mitglieder dieser Schicht zur selbstlosen Aufopferung ihrer Rechte und Interessen zugunsten eben dieses Gemeinwohls; auch die wahre Vorbildlichkeit der Mitglieder dieser Gesellschaftsschicht in ihren gewohnheitsmäßigen Tätigkeiten; die konsequente, mustergültige Anhebung des menschlichen, sittlichen und gesellschaftlichen Maßstabs ihrer Mitglieder; eine Lebensführung, die der besonderen Wertschätzung entspricht, mit der im gesellschaftlichen Umgang der Dank für den Einsatz im Dienste des Gemeinwohls zum Ausdruck kommt; und schließlich ausreichende und der gesellschaftlichen Stellung angemessene finanzielle Verhältnisse.¹

f) Die Hoffnung, daß der von Papst Pius XII. vorgezeichnete Weg nicht in Vergessenheit geraten möge

Diese durch die Vertiefung in die Ansprachen von Papst Pius XII. über den Adel hervorgerufenen Überlegungen sind Ausdruck der Hoffnung. Der Hoffnung nämlich, daß der von jenem Papst vorgezeichnete Weg sowohl vom Adel nicht vergessen und unterschätzt werden möge als auch die Aufmerksamkeit jener echten, wenn auch nicht im eigentlichen Wortsinne zum Adel gehörenden gesellschaftlichen Eliten finden möge, deren Lage immerhin der des Adels vergleichbar ist und die nicht nur in Europa, sondern auch in den drei Amerikas, in Australien und anderswo zu finden sind.

So sollen denn auch die abschließenden Worte dieses Kapitels Hoffnung und nicht nur eine verständliche Nostalgie ausdrücken.

1) Als Beispiel für die Herausbildung vergleichbarer traditioneller Eliten sowie neuer Erscheinungsformen der Aristokratie wird im Anhang I die Entstehung und Entwicklung der aristokratischen Eliten in Brasilien beschrieben.



ABSCHLUSS

Auf dem Gipfel der religiösen, sittlichen und ideologischen Krise der heutigen Welt: für den Adel und die traditionellen Eliten ein geeigneter Moment zum Handeln

Trotz der bewundernswerten Vitalität, die die europäischen Völker nach den durch zwei Weltkriege hervorgerufenen Erschütterungen an den Tag gelegt haben, kann man doch nicht die Feststellung vermeiden, daß die Erholung von den Schäden, die vor allem der letzte der beiden Kriege angerichtet hatte, einer großen Anstrengung bedurfte und viel Zeit in Anspruch genommen hat.

Während der Jahre, in denen Papst Pius XII. seine fünfzehn Ansprachen an das Patriziat und an den Adel von Rom hielt (1940-1958), kam die nach Kriegsende begonnene wirtschaftliche Erholung Europas nur langsam voran, sodaß der Papst sich in seiner väterlichen Sorge immer wieder gezwungen sah, diese kritische Lage auch in seinen denkwürdigen Reden anzusprechen.

In dem darauffolgenden Jahrzehnt beschleunigte sich dann allerdings der Aufstieg der europäischen Wirtschaft, und es kam zu den berühmten „*Wirtschaftswundern*“, wie man den damaligen Aufschwung etwa in Deutschland und in Italien zu nennen pflegt. Diese Abfolge von „*Wirtschaftswundern*“ pflanzte sich über die Jahre fort und wirkt sich noch heute im nachgeholten wirtschaftlichen Wachstum von Ländern wie Spanien und Portugal aus, die bislang kaum am Wohlstand des Kontinents teilgenommen hatten.

Mit dem plötzlichen Anstieg des Wohlstandes, dessen Höhepunkt der 1958 verstorbene Papst Pius XII. nicht mehr erlebt hat, den aber die Konzilskonstitution *Gaudium et Spes* 1965 voller Genugtuung begrüßte, veränderte sich die allgemeine Lage in Europa erheblich.

Die Geschichte wird dereinst einmal genau sagen können, welche Rolle der Adel und andere traditionelle Eliten bei dieser Wiedererstehung gespielt haben. Dann wird es vielleicht auch möglich sein, den Einfluß jener so bedeutsamen, von Papst Pius XII. angemahnten Richtlinien auf das Verhalten dieser Schichten beim Wiederaufbau der Wirtschaft in Europa besser abzuschätzen.

Ohne uns hier ein endgültiges Urteil darüber anmaßen zu wollen, scheint uns diese Rolle doch beachtlich, wenngleich proportional zu dem Handlungsspielraum der Aristokratie und der entsprechenden Eliten in den jeweiligen Ländern gewesen zu sein.

Sicher ist jedenfalls, daß sich 1989, als Sowjetrußland und die übrigen Staaten Osteuropas das tragische Ausmaß des Mißerfolges aufzudecken begannen, in den sie die Diktatur des Proletariats und der Staatskapitalismus geführt hatten, die Staaten Europas, die Vereinigten Staaten und andere Länder überraschend schnell bereit gezeigt haben, mit enormen Geldsummen behilflich zu sein, von denen ein beträchtlicher Teil mit großer Wahrscheinlichkeit nie wird erstattet werden können. Bei dieser Gelegenheit konnten die großen demokratischen Länder mit der kompetenten Orientierung und Unterstützung der Privatinitiative den für sie triumphalen Kontrast zwischen dem Westen und dem Osten vor der ganzen Menschheit deutlich machen.

Was für eine Enttäuschung sollte jedoch jene erwarten, die angesichts der in großen Zügen beschriebenen Lage angenommen hatten, daß die von den westlichen Ländern aus den vorausgegangenen Jahrzehnten ererbten Krisen mit dem heraufziehenden Wohlstand gelöst seien, als diese Krisen sich in Wirklichkeit infolge neuer Faktoren noch verschlimmerten.

Die törichte Behauptung, daß der Wohlstand stets die Hauptstütze der Ordnung und der Wohlfahrt der Völker, die Armut aber die Hauptursache aller Krisen sei, die über die Völker hereinbrechen werden leicht von den Ereignissen im Nachkriegseuropa widerlegt.

Die Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, waren bereits größtenteils vernarbt, und der Alte Kontinent war in neuer Blüte erstanden, als 1968 jene schreckliche Krise an der Sorbonne ausbrach. Hier wurde auf einmal deutlich, daß sich in der Jugend der stürmische, zersetzende Einfluß gewisser Philosophien breitgemacht hatte, die bisher im allgemeinen als extravagante Äußerungen gewisser Snobs aus den Bereichen der Kultur und der gehobenen Mondänität angesehen worden waren.

Das Ausmaß der Resonanz, die das Phänomen „Sorbonne“ in der „fortschrittlichen“ Jugend Europas und der ganzen Welt auslösen sollte, machte deutlich, was für eine tiefe Kluft sich hier aufgetan hatte. Der bereits von Papst Pius XII. angeprangerte Verfall der Sitten stieß gerade in diesem Umfeld des Reichtums und der Extravaganz auf ein so günstiges Klima, daß die moralische Krise des Westens die freie Welt in eine schlimmere Situation versetzte als die vorausgegangenen Krisen, die ja lediglich oder vorrangig wirtschaftlicher Natur gewesen waren. Das Ausmaß des Wohlstandes wird daher mit vollem Recht von hell-sichtigen Beobachtern, die sich auf stichhaltiges Material berufen können, als ein wichtiger Faktor der tragischen Zuspitzung der moralischen Krise angesehen.¹

Da auch die katholische Kirche, Stütze und Fundament der Sittlichkeit und der wahren sozialen Ordnung, gerade jetzt eine Krise von bisher nie gekannter Reichweite durchmacht, hat sich die Lage nur noch verschärft.²

Später gesellten sich zu dieser Perspektive noch zwei weitere wichtige Ereignisse: der Golfkrieg und die siegreiche Opposition der baltischen Völker – vor allem aber der ruhmreiche Widerstand des litauischen Volkes – auf deren Weg in die Unabhängigkeit. Es wäre ein schwerer Fehler, würde man die Bedeutung dieser Ereignisse unterschätzen, geht es doch

1 In dem Buch *España, anestesiada sin percebirlo, amordazada sin quererlo, extraviada sin saberlo – La obra del PSOE* (Editorial Fernando III, El Santo, Madrid 1968, S. 109-113) wird dieses Phänomen im Hinblick auf die Ereignisse in Spanien beschrieben. Eine Zusammenfassung des Werkes wurde auch von den auf den fünf Kontinenten bestehenden autonomen TFP-Schwesterorganisationen in verschiedenen Sprachen veröffentlicht.

2 Vgl. Kapitel I, 4.

vor allem im Baltikum um Grundsätze der internationalen Moral und Ordnung. Gerade deshalb hat das Geschehen im Bewußtsein der Völker eine durchaus verständliche, nachhaltige Ergriffenheit ausgelöst, wie etwa die von den TFP-Gesellschaften in 26 Ländern durchgeführte Unterschriftensammlung mit ihren beeindruckenden 5.212.580 Unterschriften bezeugt.¹

* * *

Zum Zeitpunkt des Abschlusses dieser Arbeit befindet sich die Menschheit in einer Situation schwerwiegender Ungewißheit.

Die von Papst Pius XII. beschriebene Weltlage hat sich geändert; vor allem sind die wirtschaftlichen Probleme infolge der bereits erwähnten „Wirtschaftswunder“ weit geringer geworden.

Gleichzeitig haben sich seither jedoch zwei bedeutende Krisen immer mehr zugespitzt. Da ist einmal die innere Krise des Imperiums, das sich einst hinter dem Eisernen Vorhang erstreckte, und dann ist da die – ebenfalls innere – Krise der katholischen Kirche zu nennen.

Gerade die letztere ist eine besonders schmerzliche Krise, hängt sie doch im Wesentlichen mit den auf diesen Seiten erörterten Problemen zusammen. Angesichts des Ernstes und des Ausmaßes dieser Krise wollen wir hier nicht näher auf sie eingehen, denn ein solches Unterfangen würde ein eigenes Buch, wahrscheinlich sogar mit mehreren Bänden, verlangen.

Von der zuerst genannten Krise weiß die ganze Welt. Zum Zeitpunkt der Niederschrift dieses Textes haben sich die Nationen, die einst die UdSSR bildeten, bereits von dieser losgelöst. Dabei kommt es zusehends zu mehr und mehr Reibereien zwischen ihnen, die angesichts der Tatsache, daß einige dieser Nationen über Atomwaffenarsenale verfügen, durchaus gefährliche Ausmaße annehmen können.

Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß in einen im Innern der ehemaligen UdSSR ausgelösten Konflikt auch wichtige westliche Staaten verwickelt würden, und das könnte natürlich schnell apokalyptische Folgen nach sich ziehen.

Eine dieser Folgen könnte leicht die Flucht ganzer, von Kriegsangst und drohendem Hunger getriebenen Völker aus dem Osten nach Mittel- und Westeuropa sein. Eine solche Abwanderung aus dem Osten könnte durchaus zu äußerst kritischen und kaum absehbaren Verhältnissen führen.

Um das Bild abzurunden, müssen angesichts der immensen Probleme, die da auf Westeuropa zukommen können, auch mögliche Reaktionen von Seiten des Maghreb berücksichtigt werden. Daneben ist auch den besonderen Verhältnissen in Nordafrika Beachtung zu schenken und dem tiefen Einfluß, den die weitläufige fundamentalistische Bewegung auf die islamischen Völker ausübt, zu denen auch der Maghreb zu zählen ist. Wer kann da mit Sicherheit voraussagen, in welche Extremfälle das Zusammenwirken all dieser Umstände die Welt, und vor allem die christliche Welt, hineinziehen wird?

1 Eine Delegation von elf TFP-Mitgliedern unter der Führung von Dr. Caio Xavier da Silveira, Direktor des Pariser TFP-Büros, war damals in Vilnius, der Hauptstadt Litauens, um dort am 4. Dezember 1990 dem Präsidenten Vyautas Landsbergis persönlich die Mikrofilme dieser riesigen Unterschriftensammlung zu überreichen. Dieselbe Kommission reiste dann nach Moskau weiter, wo sie am 11. Dezember im Büro Michail Gorbatschows einen Brief hinterließ, in dem geschrieben stand: „Im Namen von über 5 Millionen Unterzeichneten möchten wir Sie formell bitten, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die Litauen daran hindern, seine volle Unabhängigkeit zu erreichen. Die Weltöffentlichkeit und die Geschichte werden sich für diese Geste erkenntlich zeigen.“

Bis zu diesem Moment ist die christliche Welt noch nicht in das dreifache Drama der sich als friedlich ankündigenden Invasionen aus dem Osten, der wahrscheinlich weniger friedlichen Invasionen von jenseits des Mittelmeers und eines eventuellen Weltkrieges verwickelt.

Es zeichnet sich jedoch bereits der verhängnisvolle Ausgang des langen Revolutionsprozesses ab, dessen Hauptlinien im letzten Kapitel dieses Buches in zusammengefaßter Form aufgeführt sind.

Trotz zahlloser Hindernisse ist dieser Prozeß – seit dem geschichtlichen Aufeinandertreffen eines sinkenden und schließlich untergehenden Mittelalters, einer anfangs freudig triumphierenden Renaissance, der religiösen Revolution des Protestantismus, die bereits der Französischen Revolution und von weitem sogar der Russischen Revolution von 1917 den Weg bereitet – derart hartnäckig auf seiner siegreichen Bahn vorgedrungen, daß man fast geneigt ist, von einer unbesiegbaren Antriebskraft und von endgültigen Ergebnissen zu sprechen.

Einen „endgültigen“ Charakter nähmen diese Ergebnisse tatsächlich dann an, wenn das Wesen dieses Vorgangs nicht einer aufmerksamen Analyse unterbreitet würde. Auf den ersten Blick scheint es sich um einen durchaus konstruktiven Prozeß zu handeln, errichtet er doch sukzessive drei Gebäude: die protestantische Pseudoreformation, die liberal-demokratische Republik und die sozialistische Sowjetrepublik.

Das wahre Wesen dieses Prozesses ist jedoch destruktiver Natur. Er ist die Destruktion selbst. Er hat das wankende Mittelalter, das schwindende Ancien Régime, die apoplektische, frenetische und wirre bürgerliche Welt niedergerissen, unter seinem Druck ist die finstere, geheimnisvolle frühere UdSSR zusammengebrochen, verfault wie eine seit langem vom Ast gefallene Frucht.

Ist es *hic et nunc* nicht so, daß die echten Kennzeichen dieses Prozesses Trümmer sind? Und was hat die Welt von dem letzten Trümmerhaufen dieses Prozesses zu gewärtigen, wenn nicht ein allgemeines Durcheinander, das jeden Augenblick drohende Katastrophen ankündigt, die sich dann nicht verwirklichen und in Luft auflösen, noch bevor sie über die Sterblichen hereinbrechen und dabei den Ausblick auf weitere, noch bedrohlichere, noch widersprüchlichere Katastrophen eröffnen? Vielleicht lösen sich auch diese wieder auf, um wiederum neue Monster hervorzubringen. Vielleicht verwandeln sie sich aber auch in schreckliche Wirklichkeit, wie zum Beispiel in den Zug ganzer slawischer Horden von Osten nach Westen oder moslemischer Horden, die von Süden nach Norden vordringen.

Wer weiß das schon? Wer weiß, ob es so sein wird? Wer weiß, ob es nur (!) das sein wird? Oder ob es nicht noch schlimmer kommt?

Für Menschen, die keinen Glauben haben, wäre das ein Bild der Verzweiflung. Für diejenigen aber, die glauben, erklingt vom fernen, schmutzig verschwommenen Horizont eine Stimme, die Mut und Vertrauen weckt:

„Am Ende wird mein Unbeflecktes Herz triumphieren!“¹

Warum aber kann man sich auf diese Stimme verlassen? Sie selbst gibt uns die Antwort in einem einzigen, kurzen Satz:

„Ich komme vom Himmel.“²

—

1 Worte Unserer Lieben Frau von Fatima bei der Erscheinung am 13. Juli 1917 (vgl. *Memórias da Irmã Lúcia*, Postulação, 3. Aufl., Fátima/Portugal 1978, S. 150).

2 Vgl. a. a. O., S. 146

Es gibt also Grund zur Hoffnung. Aber was sollen wir uns erhoffen? Die Hilfe der göttlichen Vorsehung bei jeder mit Scharfblick, Strenge und Methodik ausgeführten Arbeit, die es sich zum Ziel setzt, die Welt vor den drohenden Gefahren zu schützen, die wie Damokles-Schwerter über den Menschen schweben.

Es kommt also darauf an zu beten, auf die Vorsehung zu vertrauen und zu handeln.

Um diese Aktion durchzuführen, ist es angebracht, dem Adel und den vergleichbaren Eliten die besondere und vorzügliche Sendung ins Gedächtnis zu rufen, die ihnen unter den heutigen Umständen zukommt.

Möge Unsere Liebe Frau von Fatima, die Schutzherrin dieser stürmischen Welt von heute, dem Adel und den ihm gleichartigen Eliten helfen, die weisen Lehren ernst zu nehmen, die ihnen Papst Pius XII. hinterlassen hat. Diese Lehren weisen ihnen eine Aufgabe zu, die Papst Benedikt XV. ausdrucksvoll als das „Priestertum“ des Adels bezeichnet hat.¹

Wenn der Adel und jene Eliten sich dieser außerordentlichen Aufgabe ganz und gar widmen, werden sie selbst und eines Tages auch ihre Nachkommen von der Reichweite der Ergebnisse überrascht sein, die sie für die jeweiligen Länder und die ganze Menschheit erlangt haben werden. Vor allem aber für die heilige katholische Kirche.

1 Vgl. Kapitel VII, 8.d.

Der „Triumph des Stuhles Petri“ – Altar in der Apsis des Petersdomes, wo sich das Reliquiar mit dem wahren Thron Petri befindet, Photographie während einer Pontifikalmesse aufgenommen



GNUS ET JVES... ET BUZ... RE...

Teil II

ANHANG I



Entstehung, Entwicklung und Niedergang des „Landadels“ in Brasilien in der Kolonialzeit, im Kaiserreich und in der Republik

Die Rolle der Eingliederung der dem ursprünglichen Adel vergleichbaren Elite

Die dem Adel „vergleichbaren Eliten“ stellen sowohl für Europa als auch für die Neue Welt ein interessantes Thema dar. Vielleicht in ganz besonderem Maße für die letztgenannte, da der Adel als solcher im Laufe der Geschichte jener Länder, die auf dem amerikanischen Kontinent entstanden sind, bei weitem nicht die vorherrschende Rolle spielte, die dem Adelsstand in der Geschichte der Alten Welt zukam, wengleich seine Stellung als klar umrissene und mit eigenen Rechten versehene gesellschaftliche Schicht in einigen Teilen Amerikas durchaus europäischen Verhältnissen entsprach. Es waren jedoch die organisch auf dem Boden Amerikas entstandenen aristokratischen Eliten, in deren Schoß die nach Ibero-Amerika und Nordamerika gekommenen Adeligen gingen, die über einen langen Zeitraum hinweg eine der zivilen Gesellschaft förderliche Aufgabe ausübten.

Infolge ihrer Anzahl, ihrer Rolle im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben sowie auch ihrer fast durchgehend friedlichen Beziehungen zu den schlichteren Volksschichten kam den traditionellen Eliten eine führende Rolle zu.

Für den, der sich mit dem Thema „Aristokratie“ näher beschäftigt, dient die Berücksichtigung der „vergleichbaren Eliten“ als Ausgangspunkt einer Reihe nützlicher Überlegungen darüber, wie in den heutigen Gesellschaften die neuen Erscheinungsformen des Adels aussehen könnten. Diese könnten dadurch entstehen, daß monarchische Regierungen – in unseren Tagen steht ja immer wieder die Wiedereinführung mehrerer dieser Monarchien zur Debatte – sich der Aufgabe zuwenden, neue Adelsvarianten um den historischen Adel herum zu schaffen, die ihrem traditionellen Gepräge nach nicht Gefahr liefen, nichts als Emporkömmlinge zu sein. Auf diese Weise würde es zur Bildung origineller Erscheinungsformen des Adels kommen, die sich harmonisch in den herkömmlichen Adel einfügen oder mit der Zeit sogar mit diesem verschmelzen könnten.

Dem geneigten Leser sollen daher beispielhaft einige - wengleich summarische - Daten über die Bildung dieser Eliten in Brasilien vor Augen geführt werden.

So wird der Leser von der natürlichen, organischen Herausbildung einer ersten Elite in Pernambuco, in Bahia und bis zu einem gewissen Punkt auch in anderen Gebieten des brasilianischen Nordostens während des sozialökonomischen Zuckerzeitalters erfahren.

Getragen von der Absicht, das Anpflanzen von Zuckerrohr zu fördern, um auf diese Weise die Kolonisierung und Besiedelung des Landes zu sichern und damit auch wirtschaftlichen Gewinn zu erzielen, bewilligte die portugiesische Krone den Pflanzern, die auf ihren Ländereien eine entsprechende Zuckermühle betrieben, einige ursprünglich dem alten Adel vorbehaltene Vorrechte. Diese Pflanzler – oder „Zuckermühlenherren“ – entwickelten sich mit der Zeit zu einer aristokratischen Klasse, d. h. zu einem Adel *de facto*.

Zu der Landelite gehörte auch eine gewisse Anzahl von Familien, die von der portugiesischen Aristokratie abstammten und inzwischen in die üppige Kolonie in Amerika übersiedelt waren. Und mit der Ausweitung der angebauten Fläche vergrößerte sich auch die Zahl der nicht zur ursprünglichen Elite zählenden Gutsbesitzer.

In einem organisch ablaufenden Prozeß wuchsen die verschiedenen Stränge der Gutsbesitzerklasse in einer einzigen Elite zusammen, die es nach und nach zu größerem Wohlstand, angenehmerem Leben und feineren Sitten brachte.

Einen vergleichbaren Prozeß durchliefen auch die städtischen Eliten im Laufe ihrer Entwicklung.

Überall in Brasilien kam es zur Gründung neuer Ansiedlungen, aus denen zum Teil schon bald zahlreiche Städte hervorgehen sollten. Auch in den Stadtzentren bildete sich schrittweise eine Elite heraus, die sich vor allem aus Inhabern öffentlicher Ämter ziviler und militärischer Natur zusammensetzte. Diesen mit adelnden Aufgaben versehenen Staatsbeamten gesellte sich eine gewisse Anzahl portugiesischer Adelige zu, die sich in der Kolonie niederließen.

Gleichzeitig führten die Bedürfnisse des städtischen Lebens dazu, daß Menschen, die sich der Ausführung der verschiedensten Aufgaben zuwandten, einen bürgerlichen Status und Lebensstandard erringen konnten, der sie deutlich von den Handwerkern unterschied (z. B. Ärzte, Kaufleute usw.). Sie gehörten zur Kategorie der „neuen Männer“. Im beschränkten Bereich der damaligen Dörfer und Städte pflegten diese Leute natürlich häufigen Umgang mit den Vertretern der Elite.

Das Nebeneinander von „neuen Männern“ und Vertretern der ursprünglichen städtischen Elite tendierte natürlich zur schrittweisen Verschmelzung beider Gruppen in einer städtischen Aristokratie, die auf ihre Art ebenfalls einen Adel darstellte.

Diese städtischen Aristokraten bildeten zusammen mit dem Landadel die leitende Schicht des Gemeindelebens. Sie hatten damit Zugang zu den wichtigsten Ämtern der kommunalen Verwaltung. Für diese Gruppe war zu jener Zeit die Bezeichnung „gute Männer“ üblich.

Während der darauf folgenden sozioökonomischen Wirtschaftszyklen des Goldes und der Edelsteine und schließlich des Kaffeezeitalters liefen ähnliche Prozesse ab, und zwar nicht aus einem Hang zur Nachahmung, sondern infolge einer verständlichen Analogie der Umstände.

Für die damals in Brasilien in der Entstehung begriffene Gesellschaft und Nation war das Vordringen leitender Eliten höchst zuträglich, wobei für ihr zahlenmäßiges und qualitatives Wachstum die schrittweise - auf verschiedenen Voraussetzungen beruhende - Aufnahme von vergleichbaren Bürgern in den ursprünglichen Kern der Elite nur von Vorteil sein konnte. Daher lagen die Bildung dieser vergleichbaren Bürger und ihre Assimilierung auch durchaus im Interesse des Gemeinwohls.

Wie die Fachleute auf diesem Studiengebiet bestätigen können, lief die Bildung des Adels und der „vergleichbaren Eliten“ im spanischen Amerika ganz anders ab. Die Vielzahl der durch die Entstehung und Erweiterung der Eliten in den ibero-amerikanischen Ländern aufgeworfenen Probleme führte in Lateinamerika zu eigenen, originellen Lösungen.

* * *

Es muß hier hervorgehoben werden, daß das Ziel der vorliegenden Anmerkungen über den „Landadel“ in der Kolonialzeit, im Vereinigten Königreich Brasilien und im Kaiserreich vor allem darin besteht, den zutiefst naturgegebenen, organischen Charakter der Entstehung einer Adelsklasse vor allem in den Anfängen unserer Geschichte herauszustellen und die Art und Weise deutlich zu machen, auf die sich damals neben dem eigentlichen Adel Eliten bildeten, die zu einem natürlichen Aufstieg in den Adelsstand führen konnten.

Es geht also keineswegs darum, auf diesen Seiten ein komplettes Bild der strukturellen Entwicklung des brasilianischen oder, besser gesagt, des portugiesisch-brasilianischen Adels zu entwerfen und den Stand zu zeigen, den dieser Vorgang am Tag der Unabhängigkeit, nämlich am 7. September 1822 erreicht hatte. Es geht hier auch nicht um die Veränderungen, die später von der unter dem starken Einfluß der Französischen Revolution erlassenen kaiserlichen Gesetzgebung in diesem Stand eingeführt wurden.¹

1 Vgl. zum brasilianischen Adel u. a. ANTONIO JOSÉ VICTORIANO BORGES DA FONSECA, *Nobiliaria Pernambucana*, Biblioteca Nacional, Rio de Janeiro 1935; CARVALHO FRANCO, *Nobiliário Colonial*, 2. Aufl., São Paulo o.J.; FERNANDO DE AZEVEDO, *Canaviais e Engenhos na Vida Política do Brasil*, Edições Melhoramentos, 2. Aufl., São Paulo o.J.; GILBERTO FREYRE, *Interpretação do Brasil*, José Olympio Editora, Rio de Janeiro 1947; HENRIQUE WIEDERSPAHN, *A Evolução da Nobreza Cavaleiresca e Militar Luso-Brasileira desde o Descobrimento até à República*, in: Boletim do Colégio de Armas e Consulta Heráldica do Brasil, Nr. 1, 1955; J. CAPISTRANO DE ABREU, *Capitulos da História Colonial (1500-1800)*, Sociedade Capistrano de Abreu, 4. Aufl., 1954; LUÍS PALACIN, *Sociedade Colonial - 1549 a 1599*, Universidade Federal de Goiás, Goiânia 1981; MANOEL RODRIGUES FERREIRA, *As Repúblicas Municipais no Brasil (1532-1820)*, Prefeitura do Município de São Paulo, São Paulo 1980; NELSON OMEGNA, *A Cidade Colonial*, José Olympio Editora, Rio de Janeiro 1961; NELSON WERNECK SODRÉ, *Formação da Sociedade Brasileira*, José Olympio Editora, Rio de Janeiro 1944; NESTOR DUARTE, *A Ordem Privada e a Organização Política Nacional*, Companhia Editora Nacional, São Paulo 1939; OLIVEIRA VIANNA, *Instituições Políticas Brasileiras*, José Olympio Editora, Rio de Janeiro 1955; RUI VIEIRA DA CUNHA, *Estudo da Nobreza Brasileira*, Arquivo Nacional, Rio de Janeiro 1966; RUI VIEIRA DA CUNHA, *Figuras e Fatos da Nobreza Brasileira*, Arquivo Nacional, Rio de Janeiro 1975.

A. Die Entstehung der Eliten in der Kolonialzeit Brasiliens

1. Die ersten Siedler

a) Die schlichten Klassen

In Portugiesisch-Amerika wurden zur Besiedlung vor allem Leute aus den schlichteren Schichten des Mutterlandes eingesetzt. So betont etwa Oliveira Vianna, daß „*Menschen aus dem gemeinen Volk, Landarbeiter aus Minho, aus Trás-os-Montes, aus Beira, aus Estremadura – nüchterne, ehrbare Menschen, wenn auch mit geringem Besitz, ‚fähige Männer‘, wie es in einigen Sesmaria-Urkunden heißt¹ – um die Überlassung von Land bitten; und so lassen sie sich unbekannt in aller Stille mit ihrem Groß- und Kleinvieh auf den Feldern und in den Wäldern des Hinterlandes nieder.*“²

Zu diesen schlichteren Klassen gehörten aber nicht nur einfache Leute vom Land. So können wir etwa bei Alfredo Ellis Jr. lesen, daß „*Portugal zur Kolonisierung des Landes Leute mit städtischer oder halb städtischer, kaufmännischer Bildung aus den Reihen des Bürgertums hierher schickte, die nichts mit der Land- und Viehwirtschaft zu tun hatten.*“³

Unter den ersten Siedlern befanden sich auch einige des Landes Verwiesene, doch bildeten diese keineswegs die Mehrheit.

Oliveira Lima versichert uns: „*Daß die Kolonisierung Brasiliens das Werk von Ausgewiesenen sein soll, ist eine längst widerlegte Legende. Die Ausgewiesenen waren damals auch keineswegs nur Verbrecher im heutigen Sinn des Begriffs. Mit der Strafe der Landesverweisung wurden damals auch nicht ehrenrührige Vergehen oder gar von sonst guten Menschen begangene einfache Beleidigungen geahndet. Die beiden größten portugiesischen Dichter, Camões und Bocage, wurden einst in die Verbannung nach Indien geschickt.*“⁴

Außerdem suchte mancher Flüchtlinge auf dem amerikanischen Kontinent einen Zufluchtsort, um sich hier vor seinen Verfolgern zu verstecken, die ihn wegen gesetzeswidriger Handlungen in seiner Heimat verfolgten. So erklärt sich die Bestimmung König João III., „*daß alle, die hier Zuflucht suchen, wegen ihrer Vergehen nicht bestraft werden sollen.*“⁵

Im Laufe der Jahrhunderte schlossen sich der Kolonialgesellschaft auch immer wieder katechisierte Indianer an, die fast stets als Handwerker in die neue gesellschaftliche Umgebung hineinwuchsen und gegen deren Versklavung sich die Kirche stets mit allen ihr zur Verfügung stehenden Kräften einsetzte. Neben den Indianern sind die aus Afrika importierten schwarzen Sklaven zu nennen, die zwar zum weitaus größten Teil nach Brasilien gebracht wurden, in mehr oder weniger großen Gruppen aber auch in der einen oder anderen der spanischen Krone unterstellten Kolonie oder einem Vizekönigreich landeten.

1 Die *Sesmarias* waren unbebautes oder verlassenes Land, das die portugiesischen Könige zur Bebauung an *Sesmeiros* verteilten.

2 F. J. OLIVEIRA VIANNA, *Populações Meridionais do Brasil*, Companhia Editora Nacional, 3. Aufl., São Paulo o.J., Bd. I, S. 15.

3 *Amador Bueno e seu tempo – Coleção História do Brasil (7)*, Boletim USP Nr. LXXXVI, São Paulo 1948, S. 61.

4 *O Movimento da Independência – 1821-1822*, Companhia Melhoramentos de São Paulo, São Paulo 1922, S. 28f.

5 PEDRO CALMON, *História do Brasil*, Livraria José Olympio Editora, Rio de Janeiro 1959, Bd. I, S. 170.



Die Entdeckung Brasiliens, B. Calixto, Museu Paulista, São Paulo



Die Gründung von São Vicente, B. Calixto, Museu Palista, São Paulo

b) Aristokraten und Gebildete

Zweifellos kamen vom Mutterland in die Kolonie auch Männer von höherem Bildungsniveau und aus besseren Familien, die befähigt waren, öffentliche Ämter von einigem Rang in der zivilen oder kirchlichen Verwaltung zu bekleiden und so in dem noch rohen kolonialen Umfeld erste kulturelle Elemente zu verbreiten.

Unter den königlichen Beamten sind besonders die Generalgouverneure, die Gouverneure von Landesteilen und die Vizekönige hervorzuheben. Besondere Erwähnung verdienen auch die an die Spitze der anfänglichen Kapitanate (Länder) gestellten Lehensträger, die übrigens alle von adeligem Stande waren, und die sich wie etwa Duarte Coelho in Pernambuco und Martin Afonso de Sousa in São Vicente auf bestimmte Zeit in den entsprechenden Gebieten niederzulassen hatten.

In seinem Buch über die ersten Kolonisatoren des Kapitanats Pernambuco berichtet Carlos Xavier Paes Barreto, „daß im Nordosten nicht nur Leute aus der ungebildeten Masse zur Besiedlung des Landes herangezogen wurden. ... Viele von denen, die in Nova Lusitania an Land gegangen waren, stammten von hohen Beamten und würdigen Staatsmännern ab“.¹

Und der Historiker Alfredo Ellis Jr. rundet dieses Bild mit den Worten ab: „Es war nicht mehr als natürlich, daß Portugal Menschen aus allen gesellschaftlichen Schichten hierher sandte. Wenn es stimmt, daß bei der Besiedlung Brasiliens das Bürgertum vorherrschte, so ist anzunehmen, daß in der ersten Zeit auch Vertreter der alten Aristokratie, Männer von Namen und Wappen kamen, die ihre Geschlechter ohne Schwierigkeit im Saal von Cintra (Schloß in Portugal) ausfindig machen konnten.“²

Über diese Vertreter des portugiesischen Adels, die hier an Land gingen, schreibt Oliveira Lima, daß „es nicht zum Großadel gehörige, mächtige Vertreter der vornehmsten Häuser waren, die es nach Übersee zog, ... sondern Vertreter der petite noblesse, ... die eigentlich zum Ritterstand zählten“.³

Oliveira Lima fügt dem noch hinzu, daß „es gerade dieser niedrige Adel war, der den größten Teil sowohl des brasilianischen als auch des hispano-amerikanischen Adels ausmachte. Wer hierher kam, waren Menschen, die nur geringen Besitz ihr Eigen nannten oder sogar verarmt waren; hier in Amerika hofften sie, ihrer bedrängten Lage auf der iberischen Halbinsel zu entfliehen und zu Besitz zu kommen.“⁴

c) Das Erfordernis des Glaubens

Einige Kommentatoren der Geschichte Brasiliens vertreten den Standpunkt, daß es den portugiesischen Kolonisatoren vor allem um wirtschaftliche Ziele ging. Das Ideal der Verbreitung des Evangeliums habe demnach nur einen äußerst zweitrangigen Platz eingenommen. Vielleicht habe es sich dabei sogar lediglich um eine Inszenierung gehandelt, weil man nicht gegen die überkommenen religiösen Traditionen verstoßen wollte, die im Mutterland noch einen, wenn auch geringen, Einfluß ausübten.

Dies entspricht nicht der Wahrheit. Der missionarische Einsatz nahm sowohl im Denken des Königs als auch in dem des ganzen portugiesischen Volkes einen wichtigen Platz ein.

1 *Os Primitivos Colonizadores Nordestinos e seus Descendentes*, Editora Melso, Rio de Janeiro 1960, S. 20.

2 *a. a. O.*, S. 62.

3 *a. a. O.*, S. 27.

4 *Instituições Políticas Brasileiras*. José Olympio Editora, 2. Aufl., Rio de Janeiro 1955, Bd. 1, S. 174.

Die von König Johann III. am 17. Dezember 1548 Tomé de Souza übergebene Verordnung besagt: „*Was mich vor allen anderen Überlegungen dazu veranlaßt hat, das Gebiet in Brasilien zu besiedeln, war der Wunsch, die dort lebenden Menschen zu unserem heiligen katholischen Glauben zu bekehren.*“¹

Deshalb wurde auch in der ersten Zeit von allen Siedlern, gleich ob sie aus Portugal oder anderen Ländern kamen, aus dem gemeinen Volk, dem Bürgertum oder dem Adel stammten, verlangt, daß sie sich voll und ganz zum katholischen Glauben bekannten.

„*Brasilien entstand, ohne daß sich seine Kolonisatoren um Einheitlichkeit und Rassenreinheit gesorgt hätten. Während des ganzen 16. Jahrhunderts stand die Kolonie allen Fremden offen, die hierher kommen wollten; die einzige Bedingung der Kolonialbehörden war die, daß alle Ankömmlinge dem katholischen Glauben anhängen. Handelsmann stellte fest, daß man im 16. Jahrhundert nur dann als Kolonist ins Land gelassen wurde, wenn man als wichtigste Voraussetzung den christlichen Glauben bekannte; ‚allein Christen‘ – und das bedeutete in Portugal Katholiken – ‚konnten Sesmaria-Ländereien erwerben‘. ...*

Lange hielt man sich in der Kolonialzeit an den Brauch, stets einen Pater an Bord eines jeden Schiffs zu schicken, das einen brasilianischen Hafen anlief, damit er Gewissen, Glaube und Religion der Ankömmlinge prüfen sollte. Was dem Einwanderer den Weg versperrte, war damals die Heterodoxie, der Flecken der Ketzerei auf der Seele und nicht der mongolische auf der Haut. Wert gelegt wurde auf die religiöse Gesundheit. ... Der Pater ging an Bord, um nach der Orthodoxie des Einzelnen zu fragen, so wie man sich heute nach Gesundheit und Rasse erkundigt ... Der Portugiese kümmert sich nicht um die Rasse und betrachtet den als seinesgleichen, der sich zur selben Religion bekennt wie er selbst. Diese Solidarität blieb während unserer ganzen Kolonialentwicklung erhalten und schloß uns zusammen gegen die französischen Calvinisten, gegen die holländischen Reformierten und die englischen Protestanten. Deshalb fällt es so schwer, den Brasilianer vom Katholiken zu trennen: Der Katholizismus war tatsächlich der Klebstoff unserer Einheit.“²

2. Entstehung und Vervollkommnung der anfänglichen Eliten im bereits besiedelten Land

Alle diese Faktoren ließen langsam und mit organischer Spontaneität eine Auslese von Menschen entstehen, die – obwohl untereinander verschieden – zusammen eine Elite zu bilden begannen, oder, wenn man so will, die Anfänge einer Elite, die sich noch aus rauen, ungeschliffenen Mitgliedern zusammensetzte, wie ja auch die Daseinsbedingungen auf diesem Kontinent mit seiner üppigen, ungezähmten Natur noch rau und ungeschliffen waren.

Die Mitglieder dieser anfänglichen Elite pflegten untereinander bei ihren gesellschaftlichen Beziehungen eine gewisse Gleichheit des Umgangs und der Lebenshaltung. Angesichts ihrer geringen Anzahl und des psychologischen Drucks von Seiten der Lebensumstände und der von der Hand des Menschen kaum bearbeiteten Natur wäre eine andere Haltung auch nicht angebracht gewesen.

Im Laufe der Zeit und mit der Aufeinanderfolge der Generationen bildeten sich dann allmählich Schichtungen und Unterscheidungsmerkmale heraus.

1 *Regimento de Tomé de Souza*. Biblioteca Nacional de Lisboa, Arquivo da Marinha, Livro 1 de officios, von 1597 bis 1602.

2 GILBERTO FREYRE: *Casa Grande e Senzala*. Editora José Olympio, 5. Aufl., Rio de Janeiro 1946, Bd. 1, S. 121-123.

a) Erhebung in den Adelsstand auf Grund von militärischen Verdiensten

Zu der obersten Schicht gehörten jene, die sich durch Tapferkeit im Kampf gegen die Indianer oder bei der Vertreibung ausländischer Ketzler, vor allem der Holländer und Franzosen¹, ausgezeichnet hatten, die neben Handelsinteressen hier auch religiöse Ziele verfolgten.

Dies war allgemein auch ein Kennzeichen des Adels in der alten Welt gewesen. Die Feudalherren bildeten vor allem eine Militärschicht, deren Mitglieder mehr als alle anderen Landsleute ihr Blut für das geistige und zeitliche Wohl der Allgemeinheit vergossen. Dieses Opfer machte die Adelige den Märtyrern ähnlich. Und der Heldenmut, den sie immer wieder unter Beweis stellten, war ein Beweis der seelischen Kraft, mit dem sie das Opfer ihrer selbst auf sich nahmen. Deshalb stand ihnen auch das Recht auf außerordentliche Privilegien und Ehrungen zu.

Die Erhebung des gewöhnlichen Kämpfers in den Adelsstand oder die Beförderung eines Adelige in eine höhere Adelsklasse bildeten also eine mehr als gerechte und dem militärischen Wert angemessene Belohnung.

Diese Auffassung von der Militärklasse fand auch in der Bildung der brasilianischen Gesellschaft der Kolonialzeit ihren Widerhall.

Oliveira Vianna schreibt in seinem bereits zitierten Buch, daß viele zur Rechtfertigung ihres Antrags auf Zuteilung einer Sesmaria „auf die von Verwundungen im Kampf herrührenden Narben, auf Verstümmelungen eines Soldaten, auf den vom Schwert eines Normannen, Bretonen oder Flamen verletzten oder vom Pfeil eines Indianers durchbohrten Leib verwiesen. Damit gelangten sie in den Besitz von Land, dem wichtigsten Kennzeichen eines Adelige ... Es war die militärische Tapferkeit, die damals die Würde des Einzelnen ausmachte und ihn eines Adelstitels und der Zugehörigkeit zur Aristokratie versicherte“.²

b) Erhebung in den Adelsstand auf Grund von außergewöhnlichen Leistungen bei der Erschließung des Landes

Neben denen, die sich durch militärische Tapferkeit auszeichneten, gab es andere, die sich durch ihre Bravour auf verschiedenen Gebieten hervortaten, denn „wie im Mittelalter findet in der Kolonialgesellschaft die Auswahl unter Berücksichtigung ... der Bravour, des Wertes, der ‚Tugend‘ im römischen Sinn des Wortes statt“.³

Somit gehörten zu dieser obersten Schicht der Gesellschaft auch jene, die bei der schwierigen Aufgabe, die unkultivierten Weiten unseres Landes zu erschließen, besondere Leistungen erbracht hatten, „jene Titanen der Kolonialzeit, jene vortreffliche Rasse, deren Söhne von grimmigem Aussehen und mit Leder bekleidet mit starkem Arm, das Musketon in der

¹ Im 16. und 17. Jahrhundert war der Einfluß von Ketzern in den Gebieten, die heute die Niederlande und Belgien bilden, besonders stark. Auf diesen Umstand muß hier zum vollen Verständnis der holländischen Invasionen in Brasilien aufmerksam gemacht werden, denn in den letzten Jahrzehnten hat der Katholizismus in diesem Land so große Fortschritte erzielt, daß es in der Weltöffentlichkeit schon nicht mehr als das einst starke internationale Bollwerk des Protestantismus angesehen wird. Ähnliches gilt für Frankreich. Zwar war in diesem Land der protestantische Einfluß nie so entscheidend wie in den Niederlanden, doch war er so bedeutend, daß Ludwig XIV. sich 1685 gezwungen sah, das Edikt von Nantes zu widerrufen, und ihn mit den berühmten *Dragonades* unschädlich zu machen suchte. Doch weder die eine noch die andere Maßnahme konnten dem Protestantismus in Frankreich ein Ende setzen. Da sich die unzufriedenen französischen Protestanten jedoch gezwungen sahen, in großer Anzahl das Land zu verlassen, hat sich dieses Bekenntnis nie mehr ganz von dem harten Schlag erholt. Der (vor allem calvinistische) Protestantismus spielte von nun an in Frankreich nur noch eine untergeordnete Rolle, ganz anders als zu der Zeit, in der Villegagnon Rio de Janeiro angegriffen hatte. Ganz anderer Art war der Versuch der Franzosen, in Maranhão Fuß zu fassen. Diese Invasoren waren Katholiken und ihnen ist es zu verdanken, daß die Hauptstadt dieses Bundesstaates noch heute den Namen São Luís trägt.

² a. a. O., S. 177f.

³ F. J. OLIVEIRA VIANNA, *Populações Meridionais do Brasil*, 3. Aufl., Bd. I, S. 102.

*Hand, von Süden nach Norden das unwirtliche Innere des Landes auskundschafteten und die, nach den Worten Taunays, „die von Papst Alexander VI. und im Vertrag von Tordesillas als Demarkationslinie festgelegten Längengrade fast bis zum Fuß der Anden vorschoben und dabei raue Urwälder voller Gefahren und Geheimnisse durchquerten“.*¹

c) Erhebung in den Adelsstand auf Grund der Herrschaft über Land und Leute

Mit der Zunahme der Bevölkerung begannen sich schließlich auch die ihrem Wesen nach friedlichen Betätigungen zu entwickeln. Das heißt, auf den ungeheuren, von den portugiesischen Königen als Sesmarias zugeteilten Ländereien breiteten sich zusehends Landwirtschaft und Viehzucht aus.

Noch aber verlangten diese Tätigkeiten allerhand Heldentum: *„Während der Kolonialperiode steht die Eroberung des Landes im wesentlichen unter dem Zeichen des Kampfes. Jedem erschlossenen Landgut, jeder ‚besiedelten‘ Sesmaria, jeder umzäunten Koppel, jeder errichteten Zuckermühle geht notgedrungen eine harte militärische Unternehmung voraus. Von Norden nach Süden werden land- und viehwirtschaftliche Betriebe mit dem Schwert in der Hand gegründet ... Das Vorgehen bei der Eroberung spielt sich gewöhnlich so ab, daß zuerst eine vorläufige ‚Besiedlung‘ durchgeführt wird, das heißt, das Land wird erschlossen, die Indianer werden zurückgedrängt, wilde Tiere werden erlegt, die Äcker werden zubereitet, Herden werden gebildet. Erst nach Durchführung dieser Leistungen beantragt der ‚Besiedler‘ die Zuteilung der Sesmaria.“*²

So treten nun Großgrundbesitzer mit ihrem gewaltigen, einträglichen Vermögen auf den Plan, die für sich und die Ihren auf dem Land oder in den Städten Wohnsitze errichten, deren Glanz oft tatsächlich beeindruckend wirken mußte. Wir werden noch sehen, daß diese in manchen Fällen sogar zu richtiggehenden Festungen ausgebaut wurden, die durchaus mit mittelalterlichen Burgen verglichen werden konnten.

Wie Patriarchen standen sie an der Spitze einer zahlreichen Nachkommenschaft und übten Herrenrechte über eine beeindruckende Anzahl von Untergebenen, Sklaven oder freien Menschen aus. Nicht selten verfügten sie über Machtbefugnisse, wie sie sonst nur dem Staat zustehen.

Unter diesem Gesichtspunkt beschreibt João Alfredo Corrêa de Oliveira³ die Gestalt seines Onkels und Schwiegervaters, des Freiherrn von Goiana, wie folgt:

„Er gehörte zu jenen liebevollen Generationen, die diese Erinnerungen in Ehren hielten, zu jenen starken Generationen, die die Erde liebten, in der sie das Gold ihrer Freiheit und Unabhängigkeit schimmern sahen und auf der sie die aufgegangene Saat des Reichtums und der Tugend ernteten. Auf sich gestellt, lebten sie aus eigener Kraft und von der Gnade Gottes; weise Sparsamkeit und heilsame Mäßigkeit ließen sie Schätze anhäufen; sie übten

1 L. AMARAL GURGEL, *Ensaio Quinhentistas*, Editora J. Fagundes, São Paulo 1936, S. 174.

2 F. J. OLIVEIRA VIANNA, *O Povo Brasileiro e a sua Evolução*, Ministério da Agricultura, Indústria e Comércio – Diretoria Geral de Estatística, Tipografia da Estatística, Rio de Janeiro 1922, S. 19.

3 Der kaiserliche Rat João Alfredo Corrêa de Oliveira, geboren am 12. Dezember 1835, kannte aus nächster Nähe die Lage, die er hier beschreibt. Seine Familie zählte zu den Zuckermühlenbesitzern von Goiana und war durch verwandtschaftliche Bande bzw. Heirat mit allen herrschaftlichen Familien Pernambucos verbunden. Der äußerst intelligente junge Mann absolvierte sein Rechtsstudium in Olinda und begann bald darauf eine Karriere in der Politik, die ihn in die höchsten Ämter des Kaiserreiches führen sollte; so war er u. a. Reichssenator, Staatsrat und Ministerratspräsident. Als einer der führenden Vertreter der Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei und als Vorsitzender des Ministerrates unterschrieb er am 13. Mai 1888 zusammen mit der Prinzessin Isabel, der damaligen Regentin des Reiches, das so genannte Goldene Gesetz, das die Sklaverei in Brasilien abschaffte. Auch nach der Ausrufung der Republik im Jahre 1889 blieb João Alfredo dem monarchischen Ideal treu und fungierte als Mitglied des Monarchierates, der im Auftrag der Prinzessin die monarchischen Aktionen in Brasilien leitete. Er starb am 6. März 1919 in Rio de Janeiro.

einen Beruf aus, der nicht auf fremden Gewinn aus war, noch Werbung und List brauchte; unter ihren Füßen fühlten sie die Festigkeit ihres unzerstörbaren Eigentums, das auch dann noch erhalten bleibt, wenn andere Güter ihren Wert verlieren und in Vergessenheit geraten; sie besaßen eine unerschöpfliche Quelle für ihren Unterhalt, nämlich den gut bearbeiteten Boden, aus dem sie Kraft, Standhaftigkeit und Geduld schöpften – dies erschien ihnen als die sicherste und würdigste Haltung, und sie ist es auch. Für diese Generationen war der ererbte Grund und Boden ein Familiengut und ein Wappen, denen man, neben der Ehre, höheren Wert beimaß als dem eigenen Leben.“¹

Die moralische Statur und die rechtliche Lage des Großgrundbesitzers waren durchaus mit denen eines Feudalherrn vergleichbar. Aus diesem Grunde wurde denn auch die sozio-ökonomische Organisation Brasiliens zur Kolonialzeit von Historikern mehrmals mit der des Feudalismus verglichen.

Wie sollte diese Kategorie nicht *ipso facto* zu der herrschenden gesellschaftlichen Elite gezählt werden, hebt doch Oliveira Vianna - einen Schriftsteller aus dem Nordosten zitierend - in seiner Beschreibung dessen, „was im ganzen Land während der jahrhundertelangen Kolonialzeit geschah“, hervor: „Erbtten Grund und Boden zu besitzen, war ein Zeichen von Adel, und die Ländereien hatten unaufgeteilt in den Händen der Nachkommenschaft zu verbleiben.“²

d) Erhebung in den Adelsstand auf Grund der Machtbefugnisse, die von zivilen und militärischen Ämtern ausgehen

Mit der Zeit sollten sich noch weitere Personengruppen zu dieser Auslese gesellen, allerdings durch eine andere Zugangstür.

Die Ausübung von Machtbefugnissen wurde stets - einschließlich im privaten Bereich - als eine wesentlich ehrenvolle Aufgabe angesehen, denn leitende Funktionen verdienen mehr Respekt als dienende oder gehorsampflichtige Aufgaben.

Wenn die Machtbefugnis im öffentlichen Bereich im Namen des Staates und auf Ernennung durch eine höher gestellte Autorität hin ausgeübt wird, verkörpert der Inhaber bei der Ausübung seines Auftrags sozusagen die öffentliche Gewalt. In diesem Falle sind ihm die entsprechenden Ehrenbezeugungen zu leisten, ist er doch eine Art verlängerter Arm des Inhabers der höchsten Gewalt. Dieser Vorrang wird dem Machtinhaber während der ganzen Amtsdauer geschuldet.

Geht er aber seines Amtes verlustig, kehrt er in den Stand eines bloßen Privatmannes zurück, das heißt, er erfährt eine *capitis diminutio*. Er wird zu einer losgelösten, unvollständigen Person, die einem Weichtier ähnelt, das die Wechselfälle des Lebens im Meer aus seiner Schale gerissen haben. Man könnte behaupten, daß die ihm noch verbleibenden Lebenstage nichts als ein wehmütiges Warten auf den Tod sind.

In Europa aber, von woher wir mit dem Glauben und der Kultur auch die Art und Weise, wie wir fühlen und handeln, erhalten haben, gab es häufig Ämter, in die der Amtsinhaber für die Dauer seines Lebens berufen wurde, vorausgesetzt, daß es in der Natur des Amtes lag, daß seine Ausübung die völlige Hingabe des Amtsinhabers in Gedanken und Werken verlangte, sodaß er sich mit dieser schließlich identifizierte. Man war überzeugt, daß der ganz seiner Aufgabe Zugewandte in der Lage ist, bei der Ausübung seiner Funktion sein Bestes zu geben, und daß Amtsausübung und persönliche Interessen nicht dermaßen

1 *O Barão de Goiana e sua Época Genealógica*, in: *Minha Meninice e outros ensaios*, Editora Massangana, Recife 1988, S. 56.

2 *Instituições Políticas Brasileiras*, 2. Aufl., Bd. I, S. 256f.

auseinanderklaffen, wie dies in den heute meist vorherrschenden Regierungs- und Verwaltungssystemen der Fall ist. Die Amtsausübung auf Lebenszeit schuf günstige Voraussetzungen für ein rechtschaffenes, hingebungsvolles Verhalten des Amtsinhabers.

Wenden wir nun diese Betrachtungen auf die wichtigsten Aufgaben an, die in der Kolonie Brasilien mit zunehmendem Wachstum auch in dem noch kleinen Staatsapparat immer komplexer wurden, versteht es sich von selbst, daß ihre Ausübung die entsprechenden Amtsinhaber natürlicherweise in die Reihen der Elite beförderte.

Bei der Aufzählung der verschiedenen Qualitäten und Titel, welche die Bewohner unserer Städte und Dörfer aufzuweisen hatten, um als Adelige angenommen zu werden, weist Nelson Omega darauf hin, daß „zu den besten Kategorien die Beamten der Krone und das Militär gezählt wurden“.¹

Selbst wenn es sich nur um vorübergehende Aufgaben handelte, behielt der jeweilige Amtsinhaber doch eine Art besonderer Würde, die ihn weiterhin mit seiner Gemahlin und seinen Kindern der gesellschaftlichen Elite zugegliedert sein ließ. Sagt doch das Sprichwort: „Wer König ist, verliert nie die Majestät.“

e) Die Familie als Grundlage der Eliten

Bisher haben wir die verschiedenen Möglichkeiten beschrieben, wie sich einzelne Männer durch ihren persönlichen Wert hervortaten und so in jene gesellschaftliche Elite aufsteigen konnten, die zu einem späteren Zeitpunkt dann den „Landadel“ bilden sollte.

Da es sich bei der Aristokratie um eine Institution grundlegend familiären Wesens handelt, erstreckte sich der gesellschaftliche Aufstieg eines Mannes *ipso facto* auch auf die Ehefrau: „*Erunt duo in carne una*“ (Mt 19,6) sagt das Evangelium im Hinblick auf die Verheirateten. Und natürlich gehörten dann auch die Kinder dieser Ehe zur selben Elite. Der Urkern des künftigen „Landadels“ wurde also nicht von Individuen, sondern von Kernfamilien gebildet.

„Die Familie“, hebt Gilberto Freyre hervor, „und nicht das Individuum oder der Staat oder irgendeine Handelsgesellschaft stellt seit dem 16. Jahrhundert den großen Kolonisierungsfaktor in Brasilien dar ... und wird zur mächtigsten Kolonialaristokratie ganz Amerikas.“²

3. Der „Landadel“

a) Grundlegende Elemente und Bildungsprozeß

Die ersten, mit dem Nimbus von Gründern der Neuen Welt umgebenen Besiedler, die tapferen und oft sogar heroischen Erschließer des Hinterlandes, die heldenhaften Verteidiger des Landes gegen fremde Eindringlinge und Ketzer, die ersten Nutzer des land- und viehwirtschaftlichen Reichtums, welche die Grundlagen für eine dauerhafte Bewirtschaftung des Bodens legten und aufgrund ihres beträchtlichen Eigentums starken Einfluß ausübten, die mit der mittleren und hohen Verwaltung beauftragten und allein schon wegen ihrer Macht mit Respekt behandelten Beamten – sie alle hinterließen mit der Zeit Nachkommen, die unterschiedslos Ehen untereinander schlossen. Diese Nachkommen gingen bereits dazu über, in geräumigeren Gebäuden zu wohnen, die oft mit Gegenständen aus dem Mutterland oder aus anderen portugiesischen Niederlassungen in Indien oder im Fernen Osten ausgeschmückt waren bzw. in Siedlungen lagen, die sich ihrerseits zu urbanen Zentren mit

1 *A Cidade Colonial*. Livraria José Olympio, Rio de Janeiro, S. 124.

2 *a. a. O.*, S. 107.

einer unaufhörlich wachsenden Bevölkerung entwickelten. Deren Schmuck waren Kirchen von großem künstlerischen Wert besonders in Bahia, Pernambuco und Minas Gerais.

Die koloniale Kunst und Kultur nahm an Reichtum zu, als die bereits in Brasilien geborenen Generationen anfangen, in Coimbra oder anderen europäischen Universitätsstädten zu studieren und nach ihrer Rückkehr in die Heimat die Einrichtung höherer Schulen zu ermöglichen. Das Ergebnis kam einem regelrechten kulturellen Freibrief gleich.

Diese Elite identifizierte sich derart mit den Merkmalen einer in der Entstehung begriffenen oder bereits gebildeten Aristokratie, daß ihr üblicherweise die Bezeichnung „Landadel“ zuerkannt wurde.

Brandonio, der Verfasser von *Dialog über die Größe Brasiliens*, weist in seiner Antwort auf den Einwurf, daß es hier keinen eigentlichen Adel geben könne, weil die meisten Kolonisatoren keine Adligen gewesen seien, eigens auf diesen Entstehungsprozeß der Eliten hin: „Die Feststellung ist natürlich richtig. Es ist jedoch gut zu wissen, daß die Siedler, die als erste nach Brasilien kamen, um das Land zu bevökern, angesichts der Freigebigkeit des Bodens in kurzer Zeit reich wurden und mit wachsendem Reichtum ihre erbärmliche Natur ablegten, die ihnen die im Mutterland erlittene Not und Armut aufgezwungen hatte. Und so legten ihre Kinder, die bereits mit demselben Reichtum und mit der Leitung des Landes vertraut waren, wie eine Schlange die alte Haut ab und gingen dazu über, in allem ehrbaren Umgang zu pflegen. Zu ihnen gesellten sich in diesem Lande später viele Männer von höchstem Adel und Edelleute, die mit den hier Ansässigen verwandtschaftliche Bande knüpften, sodaß in aller Adern letztendlich eine durchaus edle Mischung Blut floß.“¹

Zutreffend sind auch die Worte Palacins über die Bildung dieser Elite in Brasilien: „So war hier am Ende des 16. Jahrhunderts infolge der Übernahme gemeinsamer Lebensformen und Ideale sowie durch die Ausübung der selben Privilegien aus der Verschmelzung so unterschiedlicher Elemente ein echter kolonialer Adel hervorgegangen.“²

Derselbe Verfasser behauptet weiter, daß zu diesem Adel „die höheren Beamten und ihre Familien, die Zuckerrohrmühlen- und Großgrundbesitzer, die reicheren Kaufleute – Prof. França nennt sie die „Handelsherren mit Obergeschoß“ – und die ersten Besiedler zählten. Diese infolge der Lebensbedingungen der neuen Siedlungen noch relativ offene Gruppe, die sich mit der Zeit jedoch abzukapseln beginnt, setzt sich aus jenen ‚guten Männern‘ zusammen, deren Namen in den Ratsverzeichnissen geführt wurden“.³

Dieser organische Differenzierungsprozeß der Klassen in der kolonialen Gesellschaft wurde von Fernando de Azevedo in seiner Beschreibung der gesellschaftlichen Organisation hervorgehoben. Diese war „zutiefst in Klassen oder, besser gesagt, in Schichten aufgeteilt, deren Stellung zwar nicht vom Gesetz, wohl aber von Sitte und Brauch festgelegt war. Die Oberschicht bildete mit ihren Privilegien, wie etwa privater Gerichtsbarkeit, und mit ihren übrigen Immunitäten, wie etwa der prinzipiellen Steuerbefreiung die Landaristokratie. Diese Feudalstruktur, die nicht aus dem Mutterland übernommen worden war, war spontan in der Kolonie selbst aufgrund jener Umstände entstanden, die durch die Kolonisierung der entdeckten Länder bedingt war. Die Landaristokratie schwebte in dieser Feudalstruktur über dem Bürgertum (den Kaufleuten und Handwerkern) sowie über Landarbeitern und Sklaven“.⁴

1 *Diálogo das Grandezas do Brasil*, Rio de Janeiro 1943, S. 155, zitiert bei LUÍS PALACIN, *Vieira e a Visão Trágica do Barroco*, Hucitec/Pró-Memória und Instituto Nacional do Livro, S. 105.

2 LUÍS PALACIN, *Sociedade Colonial – 1549 a 1599*, Editora da Universidade Federal de Goiás, Goiânia 1981, S. 186.

3 *a. a. O.*, S. 181.

4 *Canaviais e Engenhos na Vida Política do Brasil – Obras Completas*, Edições Melhoramentos, São Paulo, 2. Aufl., Bd. XI, S. 86.

Martim Afonso de Souza, Kapitän von São Vicente, Museu Paulista, São Paulo



Landkarte Brasiliens von 1586, angeblich von Luis Teixeira, Ajuda-Bibliothek, Lissabon

b) Unterscheidungsmerkmale gegenüber dem europäischen Adel

Auf diese Weise entstand also der „Landadel“, der während der Kolonialzeit die Spitze der Gesellschaftsstruktur bildete.

In der jungen Kolonie herrschte die rechte, damals auch in Europa geläufige Überzeugung, daß den Eliten der Antrieb und die Wahl der Ausrichtung des Fortschritts zusteht.

Diese Eliten mußten sich demnach so schnell wie möglich auf authentische und kraftvolle Weise konstituieren, damit auch die Entscheidung über die einzuschlagende Richtung mit Kraft und Weisheit getroffen werden konnte.

Die Eile, die bei der Bildung dieser Elite geboten war, veranlaßte jene erste Gruppe von Besiedlern, andere Männer in ihren Kreis aufzunehmen, die auf Grund unterschiedlicher Verdienste in diesen ersten Kern einverleibt werden konnten, ohne ihn zu beflecken oder abzuwerten.

Auf diese Weise erreichte der aufkeimende „Landadel“ die notwendigen Ausmaße, indem er Einzelne und ihre Familien, die sich ihm auf Grund vergleichbarer Ansprüche gleichstellen konnten, in seine Reihen aufnahm.

Dieser Weg, der sich organisch aus den örtlichen Bedingungen ergeben hat, war ein anderer, als der in vielen Ländern Europas übliche. Auch in der „Alten Welt“ bildeten sich zwar parallele Eliten, doch blieben sie auf lange Zeit vom ursprünglichen Adel getrennt. Später verwandelten sich mehrere von ihnen ebenfalls in authentischen Adel, ohne daß dieser jedoch im Adel schlechthin aufgegangen wäre, der weiterhin seinen vornehmlich militärischen Charakter beibehielt.

In Europa könnte man den Aufstieg nichtadeliger Eliten in drei Etappen deutlich machen:

1. Menschen aus dem Volke, die einander unter einem besonderen Gesichtspunkt ähnlich sind, bilden eine Gruppe, die sich nach und nach in eine eigene Klasse verwandelt.

2. In dieser Klasse bildet sich mit der Zeit die Tradition, auf einem gewissen Gebiet mit Selbstlosigkeit und Erfolg dem geistigen und zivilen Gemeinwohl zu dienen. Damit gewinnt diese Klasse immer mehr an Ansehen und Respekt.

3. Schon auf einer dem Adel vergleichbaren Stufe bildet die Elite kraft der Gewohnheit oder des Gesetzes einen Adel *diminutae rationis*, wie dies zum Beispiel in Frankreich lange Zeit die *noblesse de robe* war.

Gesellschaftliche Beziehungen, Lebensführung und Eheschließungen verbinden nun die beiden Adelsformen immer enger miteinander.

Dann bricht 1789 die Revolution aus. Es ist schwer zu sagen, wie diese Entwicklung weitergegangen wäre, wenn nicht beide Klassen im Blutbad den Untergang gefunden hätten. Wahrscheinlich wären sie wohl ineinander aufgegangen.

Der durch die besonderen Umstände der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung in Europa bedingte historische Werdegang weicht also beträchtlich von der Entwicklung ab, die in Brasilien zur Bildung des „Landadels“ führte.

* * *

Bis zu welchem Punkte war dieser „Landadel“ ein authentischer Adel, der von der Staatsgewalt, deren höchste Instanz sich während der ganzen Kolonialzeit in Lissabon, der Hauptstadt des Reiches, befand, auch als solcher anerkannt wurde? Welchen Einfluß übte auf diesen Zustand die Verlegung des portugiesischen Hofes im Jahre 1808 nach Brasilien aus, wo er bis zur Rückkehr nach Portugal im Jahre 1821 verblieb? Welche Auswirkungen brachten die darauf folgende Unabhängigkeit, das Kaiserreich und die Republik für den

„Landadel“? Das alles sind Fragen, die ein solcher Überblick wohl oder übel aufwirft. Wenden wir uns nun einigen dieser Fragen zu.

B. Die sozioökonomischen Perioden Brasiliens und der geschichtliche Werdegang des „Landadels“

Die sozioökonomische Geschichte Brasiliens teilt sich in verschiedene Perioden auf. Wenn auch nicht alle Autoren darin übereinstimmen, welche Kriterien bei dieser Aufteilung anzuwenden sind, so spricht doch ein großer Teil von ihnen normalerweise von vier großen Perioden, nämlich von der Brasilholz-Periode, von der Zuckerrohrperiode, von der Gold- und Edelsteinperiode und schließlich von der Kaffeepiode.

Jeder dieser Perioden entspricht ein Produkt, das während eines bestimmten Zeitraums die „Achse“ der Volkswirtschaft bildete. Das will aber nicht heißen, daß mit dem Beginn einer neuen Periode das Produkt oder die wirtschaftliche Ausbeutung des Produkts, das die vorausgegangene Periode gekennzeichnet hatte, verschwand. Die Einteilung besagt lediglich, daß ein bestimmtes Produkt mit dem Beginn einer neuen Periode aufhörte, die wichtigste Gewinnquelle des Landes zu sein. Andererseits wird damit keineswegs das Vorhandensein anderer Reichtümer ausgeschlossen, die für die brasilianische Wirtschaft ebenfalls von großer Bedeutung waren, wie etwa die Viehzucht, der Anbau von Kakao und Tabak, die Gummigewinnung usw. Doch diese fügen sich als wichtige und oft sogar als lebenswichtige Elemente in die Geschichte der zuerst genannten großen Perioden ein.

Was diese Perioden jedoch am tiefsten prägte, waren nicht die Produktionssysteme und -techniken sowie die Bewirtschaftung von Grund und Boden, genauso wenig wie die Umweltbedingungen, unter denen sie stattfanden, sondern ihre gesellschaftlichen Auswirkungen.

„Es handelt sich um ein so umfassendes Zusammenspiel von Kräften, daß man durchaus von ‚Agrarzivilisationen‘ wie der des Zuckers oder des Kaffees sprechen kann“, meint Fernando de Azevedo. *„Eine jede von ihnen ist aufs engste mit einer bestimmten Epoche sowie mit den jeweiligen Naturgegebenheiten und der menschlichen Geschichte verbunden. Jedes dieser landwirtschaftlichen Systeme oder Regime ... dringt nicht nur bis ins Innerste der Institutionen vor, sondern führt auch zu einem besonderen Lebensstil und einer eigenen Mentalität. ... Zum Verständnis der Struktur des Agrarsystems als Ganzes“* ist eine Analyse vonnöten, die auch *„eine möglichst tiefgehende Untersuchung jener Prinzipien oder Richtlinien einschließt, an denen sich die ländliche Gemeinschaft orientiert, sowie (eine Untersuchung) der Arten von gesellschaftlichen Beziehungen und des für sie geschaffenen rechtlichen Gerüsts, das aus Traditionen, Gesetzen und Sitten hervorgegangen ist.“*¹

1. Die Brasilholzperiode und die Kapitanate

Drei Jahre nach der Entdeckung Brasiliens begann über Handelsniederlassungen die Nutzung des Brasilholzes, das von einem in großen Mengen an unserer Küste wachsenden Baum gewonnen wurde. Das Holz dieses Baumes war auf den europäischen Märkten sehr gefragt, weil man daraus eine rote Farbe gewinnen konnte. Die Handelsniederlassungen hatten den Auftrag, die entsprechenden Bäume fällen zu lassen und ihr Holz an Stellen zusammenzutragen, wo es leicht auf Schiffe verladen werden konnte.

1 a. a. O., S. 65

Zur Rodung dieses Holzes wurden vor allem die Ureinwohner herangezogen, denen ihre Auftraggeber die notwendigen Äxte und sonstiges Gerät zur Verfügung stellten. Von einer Kolonisierung konnte man also zu diesem Zeitpunkt noch nicht sprechen.

Da sich König João III. um die Verteidigung Brasiliens Sorgen machte, beschloß er, Vorkehrungen für die eigentliche Kolonisierung zu treffen, indem er das Land in erbliche Kapitanate aufteilte und diese Kapitanate Männern unterstellte, die „entschlossen waren, in Brasilien zu leben, und die über genügend Mittel zur Kolonisierung des Landes verfügten“.¹

Die erste Schenkungsurkunde wurde am 10. März 1534 zugunsten eines Mannes Namens Duarte Coelho ausgestellt. Anfangs waren es insgesamt zwölf Kapitanate, bei deren Vergabe der König darauf achtete, daß es „die besten Leute waren, frühere Seefahrer, Kriegerleute, Höflinge“, (die diese erhielten).²

Es handelte sich „um eine Art von Feudalismus“.³ Nestor Duarte versichert denn auch: „Die Kapitanate sind ihrer Ausrichtung und ihren Auswirkungen nach eine feudale Organisationsform, ist doch die feudale Einrichtung gegenüber der königlichen Gewalt vor allem an zwei Voraussetzungen zu erkennen: vollständige Übertragung durch Vererbung und Verschmelzung von Oberhoheit und Eigentum. ... Die zur Schenkung gehörenden Freibriefe etablieren eine wahre Wirtschaftshierarchie, denn durch den Erbleihevertrag werden die Empfänger zu immerwährenden Tributpflichtigen gegenüber der Krone und deren Lehensträgern, den Kapitanatsgouverneuren. Das ist Feudalhierarchie mit dem König an der Spitze und mit den Territorialherren auf den darunter liegenden Stufen, bis hin zum Pächter und Kolonisten.“⁴

Nach Rocha Pombo⁵ war der Lehensträger im Kapitanaten-Regime, der den Titel „Kapitän“ oder Gouverneur trug, ein Stellvertreter des Königs. Mit der Schenkungsurkunde bewilligte ihm der Monarch bestimmte Ländereien des Kapitanats als vollständiges, unmittelbares und persönliches Eigentum, vom restlichen Land stand dem Lehensträger nur die Nutznießung zu. Aus dem Lehen, das ihm der Herrscher überlassen hatte, zog er seinen Nutzen.

Die mit dem Besitz des Kapitanats verbundenen Titel und Vorteile waren unveräußerlich und wurden als unteilbares Erbe auf den ältesten Sohn übertragen. In der Erbfolge kamen auf den nächsten Plätzen die jeweils jüngeren männlichen Nachkommen gleichen Verwandtschaftsgrades, wobei die ehelichen Kinder Vorrang hatten vor den unehelichen.

Im Rahmen der Gesetze des Reiches und innerhalb seines Machtbereichs übte der Lehensträger die Rechte eines Souveräns aus. Ihm stand die bürgerliche und strafrechtliche Gerichtsbarkeit zu. Er ernannte den Revisionsrichter und die Justizbeamten und führte persönlich oder vertreten durch den Revisionsrichter den Vorsitz bei der Wahl von Richtern und Ratsdienern.

Der Kapitän hatte außerdem das Recht, Siedlungen zu gründen, wo immer ihm dies angebracht erschien. Er hatte das Recht, einem jeden Antragsteller, vorausgesetzt, daß es sich um Christen handelte und daß der Begünstigte weder seine eigene Ehefrau noch sein Nachfolger im Kapitanat war, Grund und Boden zuzuweisen. Er war der Eigentümer aller Salinen und Wassermühlen oder sonstiger auf dem Boden des Kapitanats errichteter technischer Anlagen.

1 PEDRO CALMON, *op. cit.*, Bd. I, S. 170.

2 *a. a. O.*

3 *a. a. O.*

4 *A Ordem Privada e a Organização Política Nacional*, Editora Nacional, Col. Brasileira Nr. 172, São Paulo 1939, S. 42 u. 44.

5 Vgl. *História do Brasil*, W. M. Jackson Inc. Editores, Rio de Janeiro 1942, Bd. I, S. 131ff.

Es standen ihm auch der zwanzigste Teil des durch den Verkauf von Brasilholz und Fischereiprodukten erzielten Gewinns, der doppelte Zehnte von allen Steuereinnahmen des Fiskus, die Binnenhafenzölle sowie eine Jahresrente in Höhe von 500 Real zu, die ihm die Notare der im Kapitanat gelegenen Städte und Dörfer zu entrichten hatten.

Der Handel mit den übrigen Ländern des Königreichs und mit dem Ausland war frei, auf letzteren wurde allerdings der königliche Zehnt erhoben.

Rechte und Pflichten der Kolonisten waren in Freibriefen festgelegt. Die Justiz sowie die bürgerlichen und politischen Rechte wurden nach den Gesetzen und Usancen des Mutterlandes gehandhabt. So waren etwa das Beantragen und das Inempfangnehmen von Sesmaria-Ländereien, die Befreiung von nicht ausdrücklich im Freibrief aufgelisteten Steuern, sowie völlige Handelsfreiheit und das Privileg gegenüber ausländischen Kaufleuten gewährleistet.

Die Kolonisten waren verpflichtet, im Kriegsfall mit allen ihren Abhängigen – Söhnen, Angehörigen und Sklaven – dem Kapitän Gefolgschaft zu leisten.

Die Krone besaß das Monopol auf Brasilholz, Spezereien und Kräuter und ein Anrecht auf den fünften Teil aller im Land gewonnenen Edelsteine und Edelmetalle (nach Abzug des für den Lehensherrn bestimmten Zehnten) sowie auf den Zehnten der Feldfrüchte und des Fischfangs.

Die Ausgaben für den christlichen Kult hatte der König zu tragen.

Auf diese Weise nahm die systematische Aneignung und Kolonisierung brasilianischen Bodens ihren Anfang. Pedro Calmon berichtet über Duarte Coelho, den ersten Lehensherrn, daß dieser *„auf seinen Ländereien Wohnsitz nahm und das weise Vorgehen Martin Afonsos in São Vicente wiederholte: Er gründete eine Siedlung, legte Zuckerrohrfelder an, ließ eine Zuckermühle errichten, suchte die Verständigung mit den einsichtigen Indianern und ging hart gegen die feindlich gesinnten vor“*.¹

2. Die Zuckerrohrperiode

Das Anlegen von Zuckerrohrpflanzungen und die Errichtung von Zuckermühlen, wovon der Historiker spricht, sind Hinweise auf eine angehende Landwirtschaft, die den Menschen an die Erde zu binden begann.

Damit nahm die Zuckerrohrperiode im feudalen Rahmen der Kapitanate ihren Anfang. *„Der Anbau der von Madeira übers Meer gebrachten Zuckerrohrpflanzen wurde zu der bereits in den Schenkungsurkunden der brasilianischen Kapitanate vorgesehenen und empfohlenen Hauptbeschäftigung in São Vicente, Espirito Santo, Bahia, Pernambuco, Ilhéus und Itamaracá Die ersten Zuckermühlenherren waren denn auch die Lehensherren selbst.“*²

Anfangs widmeten sich normalerweise nur vermögende Leute dem Zuckerrohranbau, denn *„der hohe Preis, der für die importierten Neger zu zahlen war, schreckte viele Neuankömmlinge, die sich außerdem noch nicht an die klimatischen Verhältnisse gewöhnt hatten, von dieser Tätigkeit ab. Die Zuckerherstellung lag daher in den Händen eines spärlichen, durch Eheschließungen verbundenen Landadels, der sich langsam in dieser dürftigen Umgebung bildete, in der jede Tätigkeit einen geruhsamen Rhythmus verlangte“*.³

1 a. a. O., Bd. I, S. 172.

2 PEDRO CALMON, a. a. O., Bd. II, S. 355f.

3 a. a. O., S. 358.

a) Auftreten des Zuckermühlenherrn

Pedro Calmon spricht von einem „Landadel“, denn der steuerfreie Zuckerhandel mit dem Mutterland, der zu einer raschen Ausdehnung des Zuckerrohranbaus und zur Errichtung weiterer Mühlen führte, schuf nach und nach einen soliden Reichtum und konsolidierte damit die Kolonisierung und die entsprechende gesellschaftliche Organisation, an deren Spitze sich eine Landaristokratie herausbildete. *„Das Prestige ihrer familiären, wirtschaftlichen und religiösen Organisation – mit Herrenhaus, Mühle und Kapelle – und die auf ihrem Großgrundbesitz angesammelte Macht lassen aus den Eigentümern des fruchtbaren Küstenlandes eine Landaristokratie hervorgehen: Mühlenherren sind oder werden die ‚Wohlgeborenen‘, die Edelleute jener Zeit.“*¹

Ein anderer Autor weist darauf hin, daß *„das Auftreten des ‚Zuckermühlenherrn‘ und der Sippe, die sich um ihn herum bildete“* ohne Zweifel als die wichtigste gesellschaftliche Folge der brasilianischen Zuckerrohrperiode anzusehen sei. *„Ausgehend von der Inbesitznahme des Bodens wirkt sich der herrschaftliche Einfluß umgehend im Anlegen von Zuckerrohrplantagen aus. Dieses Anlegen der Plantagen wurde entweder auf der Basis der Pacht oder des unmittelbar vom Unternehmer selbst durchgeführten Anbaus in Angriff genommen. In diesem Fall haben wir die Sesmaria-Ländereien. In anderen Fällen fand die – stets auf Knechtschaft gestützte – Kolonisierungsarbeit in Form von ‚Selbsthilfeaktionen‘ mit dem ‚solidarischen Beitrag‘ der ärmeren Nachbarn statt.“*

*Mit der Errichtung von Zuckermühlen wird eine komplexere Arbeitsteilung notwendig. Die Befeuern der Kessel und die Verpackungsherstellung erforderten die Zulieferung von größeren Holz mengen. Der Transport bedurfte geregelter Schifffahrtsverbindungen innerhalb der Buchten, auf den Flüssen und übers Meer. Es mußten Verbindungen mit Aufkäufern, Zwischenhändlern und oft auch mit internationalen Kapitalgebern geknüpft werden. War erst einmal unter natürlicher Führung das Fabrikations- und Siedlungszentrum angelegt, zog dieses immer mehr Menschen an, die sich über die Rassengrenzen hinweg vermischten. Über allen aber stand der allmächtige Mühlenherr; dessen wachsender Wohlstand, wenn nicht gar Reichtum, ein allgemeines Merkmal dieser Wirtschaftsordnung darstellte. ... In großen Zügen sind dies die bedeutendsten Aspekte der für die ganze Entwicklung Brasiliens folgenreichen Zuckerrohrperiode, denn als erste landwirtschaftliche und industrielle Tätigkeit bestimmte die Zuckerherstellung während der ersten beiden Jahrhunderte das nationale Leben und war noch während der Kaiserzeit für weite Gebiete bestimmend.“*²

b) Umfeld und Sitten der Mühlenherren

Am Anfang war das Dasein dieser edlen Klasse von großer Härte geprägt und es fehlte auch nicht an Gefahren, denen der Mühlenherr sich mutig zu stellen hatte. Unter diesem Aspekt ähnelte seine Lage durchaus der des Adelligen Herrn in der Frühzeit des Feudalismus in Europa.

In dieses Bild paßt denn auch die Beschreibung seines Wohnsitzes, der – wie übrigens auch die Burg der Feudalherrn – einer Mischung aus Residenz und Festung glich. *„Das Herrenhaus“*, wie man üblicherweise das Haus des Mühlenherrn bezeichnete, *„glich einer Redoute.“* Im Inventar des Generalgouverneurs Mem de Sá ist folgender Eintrag zu lesen: *„Neues, befestigtes Haus aus Stein und Kalk, mit neuem Ziegeldach und halb mit Fußboden ausgelegt und gänzlich mit Holz für die Veranda umgeben, die noch ausgelegt*

1 FERNANDO DE AZEVEDO, a. a. O., Bd. XI, S. 107.

2 HÉLIO VIANNA, *Formação Brasileira*. Livraria José Olympio Editora, Rio de Janeiro 1935, S. 36, 38 u. 39.



Zuckerrohrgut Mataripe, São Francisco, Bahia



Zuckerrohrgut, Santo Amaro, Bahia

werden muß.“ Außerdem wird ein „überdachtes, mit Palisaden umgebenes Bollwerk“ erwähnt.¹

„Auf den Landgütern fühlte man sich wie im Krieg“, schreibt Theodoro Sampaio über das erste Jahrhundert der Kolonisierung. „Die reichen Herrschaften suchten ihre Wohn- und Hofsitze mit doppelten, mächtigen Palisadenzäunen zu schützen, wie sie bei den Ureinwohnern üblich waren. Die Wälle wurden von Dienern, Anhängern und Indianersklaven bewacht. Im Notfall dienten sie auch den Nachbarn als Zufluchtsort, wenn diese sich plötzlich von den Barbaren angegriffen sahen.“²

Der wirtschaftliche Aufstieg erlaubte den Mühlenherren in einer späteren Epoche den Bau von komfortableren, ansehnlicheren Wohnsitzen. „Herrenhäuser mit der Ziegel- und Sklavenhütten überragenden Kapelle bezeugten die Dauerhaftigkeit der hier angehäuften Reichtümer. ... Generation um Generation verstand es, diese im Schutz ländlicher Ruhe und im Schatten der Institutionen zu erhalten, die den Fortbestand der Zuckermühle und ihre lebendige Einheit in jener defensiven Abschirmung gewährleisteten, in der sich in aller Diskretion und Würde das Klassen-, National- und Autonomiebewußtsein der Herren entwickelte.“³

Der patriarchalen Autorität, der Macht und den Gütern der Mühlenherren entsprachen „eine Größe und ein Prunk, die nicht nur auf die Chronisten jener Zeit, sondern auch auf die ausländischen Reisenden einen tiefen Eindruck machten. Alles an ihren Häusern aus Stein und Kalk oder aus Backstein verriet neben dem Reichtum die Umsicht und Gastlichkeit der alteingesessenen Familien und der patriarchalen Lebensweise, deren religiöser Geist in Zierkreuzen, Heiligenschreinen und Kapellen ihren Ausdruck fand“.⁴

Der Glanz dieser herrschaftlichen Landsitze war so beeindruckend, daß Labatut⁵, als er durch das Gebiet um die Bahia-Bucht zog, um Salvador zu belagern, bei ihrer Ansicht verwundert ausrief: „Sie sehen aus wie Fürstentümer“.⁶

Gastlichkeit und Überfluß entsprachen dem gezeigten Prunk. So erklärt sich etwa der überwältigende Eindruck, den P. Fernão Cardim in seinem Bericht festhielt: „Was auf dieser Reise mein Erstaunen erregte, war die Leichtigkeit, mit der die Besucher untergebracht und verköstigt wurden. Wir konnten zu irgendeiner Tages- oder Nachtstunde ankommen, in kürzester Zeit stand für die Mitglieder der Gesellschaft Jesu (und für unsere Reisebegleiter) ein Mahl bereit. Alles ist in diesen Häusern in so großer Fülle vorhanden, daß man meinen könnte, man sei bei Grafen zu Besuch.“⁷

Die baulichen Verbesserungen entsprachen der Kleidung der Damen und Herren und dem Glanz ihrer Belustigungen.

Zu Beginn des zweiten Jahrhunderts der Kolonisierung berichtet der Verfasser des *Valeroso Lucideno*⁸ von den Adeligen in Pernambuco, daß „der unter ihnen als arm angesehen wird, der nicht ein Silber-Service sein Eigen nennt, und daß die Damen so reich gekleidet

1 PEDRO CALMON, a. a. O., Bd. II, S. 360.

2 GILBERTO FREYRE, a. a. O., Bd. I, S. 24.

3 PEDRO CALMON: a. a. O., Bd. III, S. 916.

4 FERNANDO DE AZEVEDO, a. a. O., Bd. XI, S. 80.

5 Ein französischer Offizier, der im Dienst des ersten Kaiserreiches die brasilianischen Truppen anführte, welche die gerade erst erlangte Unabhängigkeit zu festigen hatten.

6 Vgl. FERNANDO DE AZEVEDO, a. a. O., Bd. XI, S. 48.

7 *Tratados da Terra e Gente do Brasil*. Livraria Itatiaia Editora, Belo Horizonte, S. 157f.

8 Das Werk *O Valeroso Lucideno* wurde 1648 in Lissabon veröffentlicht. Es beschreibt inmitten des Kampfgeschehens den epischen Aufstand gegen die holländischen Ketzler in Pernambuco. Der Verfasser dieser Schrift ist P. Manuel Calado, auch P. Manuel von Salvador genannt, einer der Helden dieser Erhebung.



In der Schlacht von Guararapes errangen João Fernandes Vieira, André Vidal de Negreiros und Felipe Camarão den Sieg über die Holländer



João Fernandes Vieira verweigerte die Annahme von Gold, mit dem die Holländer ihn zu bestechen versuchten

und geschmückt sind, daß man meinen könnte, es habe ‚Perlen, Rubine, Smaragde und Diamanten auf sie geregnet‘“.¹

Derselbe Historiker fügt ein paar Seiten weiter noch hinzu: „Diese Aristokraten Pernambucos pflegten noch die Reittraditionen aus der Zeit König Duarte, des Reiterkönigs. ... Welch eine Hingabe legen sie bei den Stierkämpfen, den Pferderennen, den Ritterspielen an den Tag. Als ausgezeichnete Reiter legen sie Wert auf Stolz und Kühnheit, alle glänzen durch Eleganz und Anmut im Sattel, durch das reiche, mit Silber bedeckte Pferdegeschirr, durch die Gewandtheit im Stierkampf, durch das ritterliche Aussehen, mit dem sie sich im Lanzenstechen, Kugelwurf und Stabspiel üben.“² Diese Traditionen und Ritterspiele galten in portugiesischen Adelskreisen als ein beliebter Zeitvertreib.

Bedeutungsvoll ist auch die Aussage, die wir von João Alfredo Corrêa de Oliveira besitzen: „Die Zuckermühlenherren bildeten eine würdevolle, in Einigkeit verbundene, wohltätige und gastliche Klasse. Sie pflegten einen noblen Umgangston, ritten korpulente, reich geschmückte Pferde, ließen sich von Pagen in tressenbesetzten Uniformen begleiten. Das Volk achtete sie und grüßte sie ehrfurchtsvoll. In der Stadt gingen sie im Frack zu den Kirchenfesten, zu den Sitzungen des Schöffengerichts oder des Geschworenengerichts und zu den Wahlen.“³

c) Militärischer Einsatz der Zuckermühlenherren

Das Leben der Edlen des Mittelalters und des *Ancien Régimes* erschöpfte sich jedoch keineswegs im Luxus und im Glanz gesellschaftlicher Veranstaltungen. Auch der durch die jeweiligen Umstände auferlegte Krieg nahm darin einen ganz besonderen Platz ein.

Nicht anders erging es einst den „guten Männern“ und den Adeligen in Brasilien. So bildeten die Zuckermühlenherren jene große Streitmacht, die sich den Invasionen von Holländern, Franzosen und Engländern – den Feinden des königlichen Glaubens – entgegenstellte, und die ebenso die Angriffe jener Wilden zurückschlug, die sich der Evangelisierungsarbeit der Missionare widersetzen. Die Landaristokratie bestärkte dabei ihren noblen Charakter durch ein militärisches Heldentum, das stets zu Wesenszügen der adeligen Klasse gehörte und den übrigen Adelsvarianten als Vorbild diente.

„Die Organisation der Zuckermühle, die gleichzeitig als Herstellungsbetrieb und als Festung diente, ... trug entscheidend zur Verteidigung des Küstenstreifens bei. Als Fabrikationsbetrieb und Festungsanlage mit seiner zahlreichen, von Sklaven und Landarbeitern gebildeten Bevölkerung setzte das auf engste mit der Geschichte der Zuckerrohrperiode verbundene Herrenhaus der Zuckermühlen, das den Grundstein unserer Zivilisation gelegt hatte, der holländischen Invasion den zähesten Widerstand entgegen. Der fruchtbare schwarze Boden unterhielt in den Küstengebieten die Zuckermühlen, in deren mit Mauern umgebenen und zur Verteidigung gegen anstürmende Indianerstämme festungsgleich ausgebauten Herrenhäusern mit Organisationsgeist und Disziplin die Waffen geschmiedet wurden, mit denen sich die Kolonie der einfallenden Korsarenschiffe und der holländischen Invasoren erwehrte.“⁴

Gilberto Freyre hebt übrigens den grundsätzlich religiösen Charakter dieser militärischen Aktionen hervor:

1 F. J. OLIVEIRA VIANNA, *Populações Meridionais do Brasil*, Bd. I, S.7.

2 a. a. O., S. 9.

3 a. a. O., S. 71.

4 FERNANDO DE AZEVEDO, *A Cultura Brasileira – Introdução ao Estudo da Cultura no Brasil*, Editora Melhoramentos, São Paulo, 2. Aufl., S. 154.

Der „bandeirante“
Antonio Raposo Tavares,
Museu Paulista,
São Paulo



Treffen von Expeditionen, Oscar Pereira, Museu Paulista, São Paulo

„Auf dem amerikanischen Kontinent wiederholte sich unter den über ein ausgedehntes Territorium verstreuten Portugiesen der gleiche Einigungsvorgang, der auch auf der iberischen Halbinsel stattfand: Christen gegen Ungläubige. Unsere Kriege gegen die Indianer waren nie Kriege von Weißen gegen Rothäute, sondern von Christen gegen wilde Indianer. Unsere Feindseligkeit gegen Engländer, Franzosen und Holländer hatte stets denselben religiös-vorbeugenden Sinn: Katholiken gegen Ketzer. ... Es sind Sünde, Häresie, Untreue, denen der Zugang zur Kolonie verweigert wird, nicht dem Ausländer. Im Indianer wird der Ungläubige als Feind bekämpft, nicht der Vertreter einer anderen Rasse oder anderen Hautfarbe.“¹

3. Die Gold- und Edelsteinperiode

Nach der Kolonisierung der Küste nimmt die Eroberung des Hinterlandes ihren Anfang. Mit ihr beginnt auch die Periode des Goldes und der Edelsteine, die vor allem vom Einsatz der Bandeirantes (Pioniere) geprägt wird. In ihnen kommt auch ein neuer Zug unserer Landaristokratie zum Vorschein.

a) „Erkundungs“- (Entradas) und „Fahnenzüge“ (Bandeiras)

Um die Bedeutung und die große Wichtigkeit der „Fahnenzüge“ zu verstehen, muß man berücksichtigen, daß sich die Kolonisierung unseres Landes durch Portugal zuerst einmal auf den ausgedehnten Küstenstreifen beschränkte. Die ungeheuren Weiten des Hinterlandes, das hinter dem Küstenstreifen aufstieg, waren noch längst nicht erkundet, erschlossen und ausgenützt.

Zu diesem Zweck mobilisierten sich nun sowohl die staatliche Initiative, das heißt die Krone, als auch die Privatinitiative.

Gewöhnlich wurden die von der Krone, das heißt hier konkret von den örtlichen Behörden geförderten Aktionen des Vordringens ins Landesinnere als „Entradas“ (Erkundungszüge) und die von der privaten Initiative ausgehenden als „Bandeiras“ (Fahnenzüge) bezeichnet. Als sollten sie bereits seit den Anfängen die größere Durchschlagskraft der Privatinitiative unter Beweis stellen, hatten die Fahnenzüge unter uns einen ungleich größeren Aktionsradius und Erfolg zu verbuchen.

Nach Rocha Pombo standen die ersten Expeditionen, die man als „Fahnenzüge“ bezeichnen kann, „unter der Führung von Mem de Sá, Dias Adorno und Nicolau Barreto“. Derselbe Historiker weist darauf hin, daß „die Aufgabe dieser ersten Expeditionen vor allem darin bestand, die später immer wieder begangenen Wege in die Mitte des Kontinents zu bahnen, die von nun an als Ventile dienen sollten, durch welche die wiederauflebende Kraft der am Meer gelegenen Zentren ins tiefe Hinterland gepumpt wird“.²

Ein anderer Autor hebt die Leistung der „Fahnenzüge“ als Eroberer und Erschließer des Landes hervor: „Das abenteuerliche Element ihrer Natur ließ sie mehr auf Ausbreitung denn auf Seßhaftigkeit aus sein, sie wollten mehr erobern als sich niederlassen, mehr ausbeuten als produzieren. Ihr erobernder Arm war es, der die Grenzen immer weiter nach vorn schob, nicht die tägliche, unermüdliche Arbeit mit der Hacke, die von früh bis spät unsere Gesellschaftsstruktur aufbaute. Diese kam dann aus dem Norden mit der Ausbreitung der kulturellen Zentren Bahias und Pernambucos.“³

Ohne jeden Zweifel war der Gewinn eine der Antriebsfedern der „Fahnenzüge“. Doch wäre es sicher ein großer Irrtum, in ihm das einzige Ziel zu sehen, das ihnen vor Augen stand.

1 a. a. O., Bd. I, S. 350f.

2 a. a. O., Bd. II, S. 293.

3 ALMIR DE ANDRADE, *Formação da Sociologia Brasileira*, Livraria José Olympio Editora, Rio de Janeiro 1941, Bd. I, S. 100.

„Der Ausgangspunkt der „Fahnenzüge“ ist im wesentlichen ein moralischer; einerseits spielt ein bißchen der persönliche Ehrgeiz mit, Schätze entdecken zu wollen, und andererseits der große Traum der Siedler von São Paulo, für ihren König ... ein riesiges Reich zu erobern, dessen Grenzen mit den von der Natur geschaffenen zusammenfallen sollten – vom Atlantik sollte es über die Ströme des Plata, des Paraná und des Paraguay bis zu den Anden und zum Amazonas reichen.“¹

Man kann jedoch keineswegs behaupten, daß die Ausbreitung des Glaubens der Mehrheit der *Bandeirantes* (Fahnenzugteilnehmer) nicht am Herzen gelegen ist. Sie war notwendigerweise das Ergebnis ihrer Erschließungsbemühungen und der Ansiedlung einer getauften Bevölkerung in jenen Gebieten, über welche die Monarchen Portugals nun ihre Oberhoheit ausüben konnten. Für diese Monarchen war die Ausbreitung des Glaubens stets eines der Hauptziele der überseeischen Eroberungen gewesen. Aus diesem Grund betrachteten sie auch Erkundungszüge und Fahnlein mit dem gleichen Wohlwollen.

„Die aus Baumstämmen und Lehm errichtete und mit Riedgras bedeckte rustikale Kapelle war das erste öffentliche Bauwerk im Durcheinander des freien Feldes. Sie konnte an irgendeiner Stelle stehen, etwa auf der Kuppe eines Hügels, wo ihr ein grob gezimmertes Kreuz zur Seite stand und von wo aus sie die strenge Landschaft beherrschte, oder aber in einem abgelegenen Tal ... Wenn sich die Hoffnungen erfüllten, das heißt, wenn in der Umgebung des Flußlaufs Gold in genügender Menge gefunden wurde, breitete sich das Lager schnell aus, Hütten wurden gebaut, Pfade wurden in Straßen verwandelt, und die Kapelle wurde vergrößert, fester gebaut oder überhaupt neu errichtet. Viele dieser ersten Klausen, von denen einige wahrscheinlich noch aus den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts stammen, stehen mehr oder weniger verändert noch heute in der Umgebung der Städte und Dörfer in Minas Gerais und erinnern mit ihrer Gegenwart an die ersten Versuche geistlichen Lebens in diesem Teil Brasiliens.“²

Um sich ein besseres Bild vom hohen geistigen Ideal der Bewohner von São Paulo in der Kolonialzeit zu machen, braucht man sich nur vor Augen zu führen, „wieviele Männer aus den besten Familien Piratiningas [das war damals der erste Name São Paulos] Haus und Herd, Hab und Gut verließen, um den Landsleuten im Nordosten in ihrem Kampf gegen die Holländer, gegen die Indianerstämme der Cariri und Guerem oder gegen die geflohenen Schwarzen von Palmares beizustehen. ... São Paulo verdanken wir diesen ersten Entwurfeiner einigen Nation, denn nie hat es seinen Schutz denen versagt, die seiner an irgendeiner Stelle der Kolonie bedurften.“³

b) Der „Bandeirismus“ und der „Landadel“

Wenden wir uns nun der Rolle der „Fahnenzüge“ bei der Herausbildung unseres Landadels zu.

Zu dieser Zeit, als nach einem von Jaime Cortesão geprägten Ausdruck „die Vororte São Paulos der Atlantik und die Anden und seine Hauptverkehrsadern der Plata und der Amazonas waren“⁴, kamen die Anführer dieser Unternehmungen vor allem aus den Reihen der „guten Männer“. Und mancher, der noch nicht zu diesen zählte, stieg in ihren Rang auf, weil

1 F. CONTREIRAS RODRIGUES, *Traços da Economia Social e Política do Brasil Colonial*, Ariel Editora, 1935, S. 181.

2 AFONSO ARINOS DE MELO FRANCO, *A Sociedade Bandeirante das Minas*, in: A.A. V.V., *Curso de Bandeirologia*, Departamento Estadual de Informações, 1946, S. 90.

3 F. CONTREIRAS RODRIGUES, *a. a. O.*, S. 190.

4 *Raposo Tavares e a Formação Territorial do Brasil*, Imprensa Nacional, Rio de Janeiro 1958, S. 135.

er sich unerschrocken zeigte, denn „damals war es die Bravour, die das gesellschaftliche Prestige bestimmte“.¹

Deshalb kann man bei Oliveira Vianna weiter lesen, daß „der Adel São Paulos damals vor allem ein kriegerischer Adel war. ... Die Adelstitel gründeten auf die Heldentaten der Fahnen Träger bei den Expeditionen. ... Diesen Aspekt des Bandeirismus und der Gesellschaft São Paulos während der ersten beiden Jahrhunderte der Kolonialzeit gilt es zu verstehen. Was hier geschah, entsprach in allem aufs genaueste den Ereignissen, die wir zur Genüge aus dem Frühmittelalter kennen. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters hing der gesellschaftliche Wert eines Mannes von seiner Bravour, das heißt von den im Krieg errungenen Verdiensten ab. ... Auf diese Weise bahnte er sich seinen Weg in die Schicht der Aristokratie“.²

4. Der „Landadel“ vor dem König und dem Adel des Mutterlandes

Nun gilt es auf die Frage einzugehen, welche Haltung die portugiesischen Könige, der Hof und die Adligen des Mutterlandes gegenüber den „guten Männern“ und dem „Landadel“ einnahmen. War es eine Haltung freimütiger Aufnahme mit der Tendenz zur völligen Anpassung selbst in den Fällen, wo es sich nicht um Auszeichnung wegen heldenhaften Verhaltens handelte?

a) Zuckermühlenherr - ein dem Adel vergleichbarer Rang

Pedro Calmon zitiert folgenden Text aus dem *Dialog über die Größe Brasiliens*: „Die reichsten unter ihnen besitzen Zuckermühlen und den entsprechenden Herrschaftstitel, den ihnen seine Majestät in Schreiben und Einsetzungsurkunden gewährt hat, und die übrigen nennen lediglich Zuckerrohrposten ihr Eigen‘ Zuckermühlenherr bedeutete demnach eine ‚Lehensherrlichkeit‘ adeligen Gehalts und feudaler Natur: Er war ein Hinweis auf Herrschaftlichkeit. Daher konnte Fernão Cardim behaupten, daß sich die brasilianischen Edelleute ‚wie Grafen verhielten‘.“³

Und Fernando de Azevedo sagt kategorisch: „Zuckermühlenherr war ein unter den Edlen des Reiches üblicher Adelstitel.“⁴

Auch Luís Palacin äußert sich in diesem Sinne: „Der Titel eines Zuckermühlenbesitzers führte seinen Träger von selbst in die Reihen des Adels und der Macht ein. ... Antonil⁵ verglich die Zuckermühle mit der europäischen Lehensherrschaft: ‚Viele bemühen sich um den Titel eines Zuckermühlenherrn. ... Ein Zuckermühlenherr zu sein bedeutet in Brasilien so viel wie entsprechende Titel unter den Edlen des Reiches‘.“⁶

P. Serafim Leite, der ausgezeichnete Historiker der Gesellschaft Jesu in Brasilien, zitiert in seinem Werk den Brief eines Jesuiten aus Bahia, Henrique Gomes, aus dem Jahre 1614: „Zuckermühlenherr, das ist der Titel auf den sie sich bei besonderen Gelegenheiten berufen, um sich als Adelige auszuweisen, was tatsächlich auch für den größten Teil der großen

1 F. J. OLIVEIRA VIANNA, *Instituições Políticas Brasileiras*, 2. Aufl., Bd. I, S. 170.

2 a. a. O., S. 170f.

3 a. a. O., Bd. II, S. 358

4 *Canaviais e Engenhos na Vida Política do Brasil*, S. 88

5 Pseudonym des Jesuitenpaters João Antonio Andreoni, der sich 1711 in Brasilien aufhielt und aus seiner Erfahrung heraus das Werk *Cultura e Opulência do Brasil por suas Drogas e Minas* verfaßte.

6 a. a. O., S. 181f.

Herren in Brasilien zutrifft'. " Und P. Serafim Leite meint dazu: „*Alle modernen Autoren, die sich mit dem gesellschaftlichen Leben in Brasilien beschäftigen, weisen auf den aristokratisierenden Charakter der Zuckerwirtschaft und der Zuckermühle hin. So ist die Beobachtung des Jesuiten aus dem Jahre 1614 mit den Ausdrücken, die er benutzt, als ein beredtes zeitgenössisches Zeugnis anzusehen.*“¹

Carlos Xavier Paes Barreto behauptet im Hinblick auf die Zuckermühlenherren: „*Der Adel war eng mit dem Boden verbunden. ... Wenn die Namen der Bauern auch nicht wie einst im alten Rom auf Marmorplatten in den Amphitheatern verewigt wurden, so standen ihnen doch alle Vorrechte des Adels zu.*“²

Die Behauptungen der hier zitierten Autoren scheinen eine gewisse Nuancierung zu verlangen. Mit anderen Worten, der Leser darf aus den obigen Zitaten keineswegs schließen, daß sich der Zuckermühlenherr unter dem Gesichtspunkt der Adellung in einer so präzisen und eindeutigen Lage befand oder so genau bestimmte öffentliche Aufgaben wahrnahm wie der eigentliche Adel in Portugal.

b) Die „ehrbaren Männer“ und die „guten Männer“

Luis Palacin weist darauf hin, daß zu Beginn der Kolonialzeit in Brasilien zweifelsohne „*auch die feststehenden Adelsbezeichnungen zur Benennung von Personen zu finden sind: ‚Edelmann‘, ‚Ritter‘, ‚Adeliger‘. Doch stößt man selten auf den Gebrauch dieser Titel; viel häufiger wird eine verallgemeinernde Bezeichnung für all diejenigen benutzt, die infolge ihres Reichtums, ihrer Macht und ihres gesellschaftlichen Prestiges eine mehr oder weniger einheitliche Klasse bildeten: ‚die Prinzipalen des Landes‘, ‚die Mächtigen‘, ‚die Angesehenen‘ waren einige der damals gebräuchlichen Bezeichnungen. Immer wieder wird aber eine Bezeichnung gebraucht, die in besonderer Weise den adelnden Wert von Macht und Geld in der Kolonialgesellschaft zum Ausdruck bringt: ‚homem honrado‘ (ehrbarer Mann). Dabei ist es bestimmt nicht leicht, das Ideal eines ehrbaren Lebens genau zu umschreiben. In seiner Wurzel beinhaltet der Ausdruck aber sicherlich das ritterliche Streben des mittelalterlichen Adels.*“³

Die verschiedenen gesellschaftlichen Kategorien, aus denen sich der „Landadel“ zusammensetzte, sowie andere gesellschaftliche Gruppen, die im Leben der Kolonie eine herausragende Rolle spielten, beinhalteten auch die Bezeichnung „gute Männer“. Dazu schreibt Alfredo Ellis Jr.: „*In jeder Ansiedlung gab es die Gruppe der ‚guten Männer‘, das heißt der Hauptpersonen des entsprechenden Gebietes, die sich durch Geburt, Besitzstand und durch den Ruhm auszeichneten, den sie im Kampf gegen die Wilden, gegen die Feinde von außen oder gegen die Widrigkeiten der Umwelt usw. erlangt hatten.*“⁴

Nach Oliveira Vianna „*wurden die Namen dieser ‚guten Männer‘ in die Adelsbücher der Gemeinderäte eingetragen. ... Daß einer in die Stimmkugel, das heißt in das Gemeinderatsverzeichnis eingetragen war, war ein Hinweis auf seinen Adel. Auf Antrag der Interessierten wurden entsprechende ‚Geschlechterbriefe‘ ausgestellt.*“⁵

c) Privilegien des „Landadels“ – die Gemeindeleitung

Wie wir gesehen haben, stellten die Eliten, die den „Landadel“ bildeten, sowohl bei der Verteidigung der brasilianischen Küste gegen ausländische Mächte wie Frankreich und

1 *História da Companhia de Jesus no Brasil*, Instituto Nacional do Livro, Rio de Janeiro 1945, Bd. V, S. 452.

2 *a. a. O.*, S. 127.

3 *a. a. O.*, S. 184.

4 *Resumo da História de São Paulo*, Tipografia Brasil, São Paulo 1942, S. 109.

5 *a. a. O.*, Bd. I, S. 162.



Rua do Rosario in Rio de Janeiro, José Wasth Rodrigues, 1858,
Museu Paulista, São Paulo



Der Kaiser von Brasilien bei der Durchfahrt der Rua Direita in Rio de Janeiro,
Stich von Rugendas

Holland, als auch bei der Erschließung des Hinterlandes und den Kämpfen, die zur Besiedlung notwendig wurden, immer wieder ihren Mut unter Beweis.

Für die in diesem Zusammenhang geleisteten Dienste gewährte der Monarch den genannten Eliten Privilegien, Auszeichnungen und Ehren. Unter den Privilegien möchten wir besonders die Leitung der Gemeindekammern hervorheben. Diese wohlwollende Haltung der Krone gegenüber der brasilianischen Gesellschaft und dem sich hier allmählich strukturierenden Staatswesen beschränkte sich übrigens keineswegs auf Ehrungen gelegentlichen militärischen Heldentums.

Rocha Pombo berichtet, daß die Aristokratie Pernambucos, die sich während des Aufstands gegen die holländischen Protestanten mit großem Ruhm bedeckt hatte, nun eine Reihe von Privilegien für sich in Anspruch nahm und daß „*sich die Metropole eifrig bemühte, die Forderungen der Bevölkerung Pernambucos zu erfüllen und ihr alle Zugeständnisse einzuräumen. So entsprach die Metropole auch dem Begehren der Bevölkerung, die Verwaltung und Regierung des Landes jenen Helden anzuvertrauen, die es befreit hatten*“.¹

Und Alfredo Ellis Jr. bestätigt dies mit den Worten: „*In den Gemeinden wurde die Macht nun von den legitimen Eroberern des Landes ausgeübt, die es gegen seine inneren und äußeren Feinde verteidigt hatten*“.²

Die Tendenz der Metropole ging tatsächlich immer wieder dahin, den Bevölkerungen der Kolonien eine jeweils angemessene Autonomie einzuräumen. So war es zum Beispiel üblich, daß die Kammerherren unserer Gemeinden durch Wahlen bestimmt wurden. Allerdings kann man die damaligen Wahlen nicht mit dem heute üblichen Wahlmodus vergleichen.

„*Die Leitung unserer Ratskammern war nicht im heute gebräuchlichen Sinn des Ausdrucks demokratisch. Das Volk, das in der damaligen Zeit wählte und gewählt wurde, das also das aktive und passive Wahlrecht besaß, bildete eine ausgewählte Klasse, einen Adel – den Adel der ‚guten Männer‘. Es handelte sich um eine wahre Aristokratie, zu der nur Einwanderer und hier Niedergelassene aus adeligem Geschlecht und ihre Nachkommen, die reichen Zuckermühlenherren, sowie die hohen Zivil- und Militärbeamten der Kolonie und ihre Nachkommen zählten. Zu diesem Adel stießen Männer aus einer anderen Klasse, die sich aus den ‚neuen Männern‘ zusammensetzte, das heißt aus Bürgern, die im Handel reich geworden waren und durch ihr Verhalten, ihre Lebensweise, ihr Vermögen und ihre Dienste zum Wohl der lokalen Gemeinschaft oder der Stadt in die gesellschaftlichen Kreise des angestammten oder des Beamten-Adels aufgestiegen waren*“.³

Auch Alfredo Ellis Jr. bestätigt das Privileg, das „*den ‚guten Männern‘, das heißt dem Landadel, die Ausübung der Macht in den Gemeinden*“⁴ zuerkannte.

Selbst der unverdächtige brasilianische Kommunist Caio Prado Jr. hebt das Privileg hervor, das die Leitung der Gemeindekammern der Landaristokratie vorbehielt: „*Bei den Wahlen zur Besetzung der Ämter der Gemeindeverwaltung haben allein die ‚guten Männer‘, oder der Adel, wie man die Gutsbesitzer bezeichnete, Stimmrecht. Und eifersüchtig bestehen sie auf diesem Vorrecht*“.⁵

Manoel Rodrigues Ferreira behauptet weiterhin, daß „*die Namen [der Gewählten] dem Generalauditor unterbreitet wurden, der diese zu prüfen hatte und dann eine Urkunde aus-*

1 a. a. O., Bd. III, S. 179f.

2 *Amador Bueno e seu Tempo*, S. 66

3 F. J. OLIVEIRA VIANNA, a. a. O., Bd. I, S. 162.

4 *Resumo da História de São Paulo*, S. 107.

5 *Evolução Política do Brasil e outros Estudos*, Editora Brasiliense, 7. Aufl., São Paulo 1971, S. 29.

stellte, welche als ‚Amtsbestätigungsschreiben‘ oder einfach als ‚Bestätigungsschreiben‘ bezeichnet wurde und die einmal getroffene Wahl ratifizierte, damit die Gewählten ihr Amt antreten konnten. ... Diese ‚Amtsbestätigungen‘ waren durchaus gerechtfertigt, denn, wie wir bereits gesehen haben, konnten allein die den örtlichen Adel bildenden ‚guten Männer‘ eines Dorfes (oder einer Stadt) gewählt werden.“¹

5. Ein „brasilianischer Feudalismus“

Die bisher beschriebenen Tatsachen rufen die Grundlegung und Ausbreitung der Macht der örtlichen Eliten in den Ansiedlungen der brasilianischen Kolonialzeit in Erinnerung sowie den Einfluß einer Reihe feudaler Elemente auf den Ablauf dieses Prozesses.

Angesichts der heute weitverbreiteten Überzeugung, daß der amerikanische Kontinent ein ganz und gar demokratischer Kontinent sei, auf dessen Boden die Monarchien und Aristokratien keine Wurzeln zu schlagen vermochten (dies war zum Beispiel eines der Leitmotive der republikanischen Propaganda, die in Brasilien den Thron derer von Braganza stürzte), scheint es angebracht, dem Leser vor der Beschreibung des Niedergangs des brasilianischen „Kolonialfeudalismus“ einige Texte von Historikern zu unterbreiten, die den feudalen - dem europäischen Feudalismus vergleichbaren - Charakter dieser Gesellschaftsform belegen, die man analogerweise als den „brasilianischen Feudalismus“ bezeichnen könnte.

So kann man etwa bei Gilberto Freyre lesen: „Das Volk, das nach Herculano kaum den Feudalismus gekannt hatte, kehrte im 16. Jahrhundert in die Feudalzeit zurück und erlebte im Zuge der Kolonisierung Amerikas erneut aristokratische Vorgehensweisen. Es kam zu einer Art Ausgleich oder Berichtigung seiner eigenen Geschichte.“²

„Silvio Romero nennt das erste Jahrhundert unserer Kolonialzeit unser Feudaljahrhundert, unser Mittelalter. Und Martins Júnior berichtigt diese seine Auffassung mit der durchaus angebrachten kritischen Bemerkung, daß dieses Mittelalter oder dieser Feudalismus eigentlich bis ins zweite und dritte Jahrhundert andauert.“³

Und Charles Morazé⁴ fügt dem hinzu: „Diese mächtigen Landeigentümer organisierten sich unter dem Zeichen einer ganz und gar feudalen Autorität. Ihre Stütze ist die patriarchale Familie, deren Tradition noch heute im modernen Brasilien lebendig ist.“⁵

Auch Nestor Duarte hebt die Rolle der Familie als Basis der feudalen Struktur hervor, wenn er schreibt, daß „die Familienorganisation mit ihrem portugiesischen eigenen Charakter verpflanzt wird und hier unter Bedingungen wieder aufkeimt, die ihrem ursprünglichen Prestige und ihrer Kraft am Anfang der menschlichen Gesellschaften höchst förderlich sind. Es handelt sich um eine wahre Wiederbelebung jener heroischen oder - wenn man so will - feudalen Zeiten.“⁶

Es soll zwar an die Ähnlichkeit gewisser Züge des Feudalismus diesseits und jenseits des Atlantiks erinnert werden, es darf dabei aber nicht übersehen oder vergessen werden, was die Organisation der brasilianischen Kolonie auf diesem Gebiet an Originellem hervorgebracht hat.

1 *As Repúblicas Municipais do Brasil*, Prefeitura do Município de São Paulo, São Paulo 1980, S. 45f.

2 *a. a. O.*, Bd. I, S. 347.

3 NESTOR DUARTE, *a. a. O.*, S. 82.

4 Einstiger Politik-Professor an der Philosophischen Fakultät der Universität São Paulo und Professor am Institut für Politische Studien der Universität Paris.

5 *Les trois Ages du Brésil - Essai de Politique*, Librairie Armand Colin, Paris 1954, S. 65.

6 *a. a. O.*, S. 126.

Einer der sensibelsten Aspekte dieser Originalität liegt in der großen Bedeutung, die in diesem feudalen Kontext der Stadtverwaltung (Munizipium) mit ihren besonderen Freiheiten zukam. Wir haben ja bereits gesehen, daß ihre Organisation auf einer äußerst aristokratischen Struktur fußte.

So unterstreicht Charles Morazé, daß „die kommunale Autorität zu einer Zeit, in der in Frankreich unter Ludwig XIV. die Zentralisierung vorherrschte, in Brasilien im Großen und Ganzen ein rein feudales System aufrecht erhielt.“ Und er fügt hinzu, daß das politische Leben in den brasilianischen Gemeinden „mit einer starken Originalität aufwartet, die es völlig von dem politischen Gemeindeleben in den europäischen Ländern dieser Epoche unterscheidet.“¹

Diese Aussage wird ergänzt von Nestor Duarte: „In dem feudalherrschaftlichen Gemeinwesen werden die Kammern oder der Senat der Kammern von den Zuckermühlenherren gebildet, jenen Landadeligen, die für sich das Vorrecht in Anspruch nehmen, die einzigen wählbaren Männer zu sein.“²

Oliveira Vianna kommt zu dem entschiedenen Schluß, „daß vor allem während der Kolonialzeit der öffentliche Dienst eines Gemeinderates einzig und allein von Adelligen oder anderen qualifizierten Männern ausgeübt werden konnte“. Was diese Qualifizierung angeht, so konnte sie „auf adeliger Abstammung nach dem Blute (Geschlecht) oder nach dem Amte beruhen oder aber auf dem Besitzstand, wie im Falle der Kaufleute (vorausgesetzt, sie führten ein dem ‚Gesetz des Adels‘ entsprechendes Leben, wie es damals hieß - was so viel bedeutete wie ein Leben im Stil der alten Edelmänner der iberischen Halbinsel)“.³

6. Machtzentralisierung und Einschränkung der Privilegien des „Landadels“

a) Die Offensive der Legisten und der Verlust der Gemeindeautonomie

Diese ganze Struktur, die sich in Brasilien unter dem wohlwollenden Blick der portugiesischen Krone nach und nach als Gewohnheitsrecht etabliert hatte, geriet gegen Ende des 17. Jahrhunderts unter den Druck einer von außerhalb der Kolonie kommenden Offensive, die schließlich ihren schrittweisen Niedergang herbeiführte.

„Auf dem amerikanischen Kontinent wiederholt sich in Verwaltung und Politik dieselbe Entwicklung, die sich auch im Mutterland abspielte. Auf die martialische Phase der Generalkapitäne, der arbiträren kommandierenden Generäle, folgt die zivile und gebildete Generation der königlichen Richter und der Stadtrichter. Es ist die Zeit der von Coimbra kommenden (oder zurückkehrenden) Doktoren, die aus Reichslanden die Überzeugung der eigenen Vorrangstellung mitbringen und einer Jurisdiktion, die schon bald über die Grenzen der Gerichtsbarkeit hinausgeht und die Leitung der Gemeindeangelegenheiten einschließt. ... Wie einst in Portugal die Stadtrichter des Königs Johann II. den Widerstand der großen Machthaber mit der unnachgiebigen Durchführung ihrer amtlichen Entscheidungen gebrochen hatten, so werden jetzt (auf dem amerikanischen Kontinent) die restlichen Privilegien des Adels (d. h. der lokalen Potentate) aufgelöst. ... Dieser Stadtrichter, ist nichts als ein Legist. Er ist (wohlgemerkt) nicht nur ein Vertreter des dogmatischen Rechts, er ist vor al-

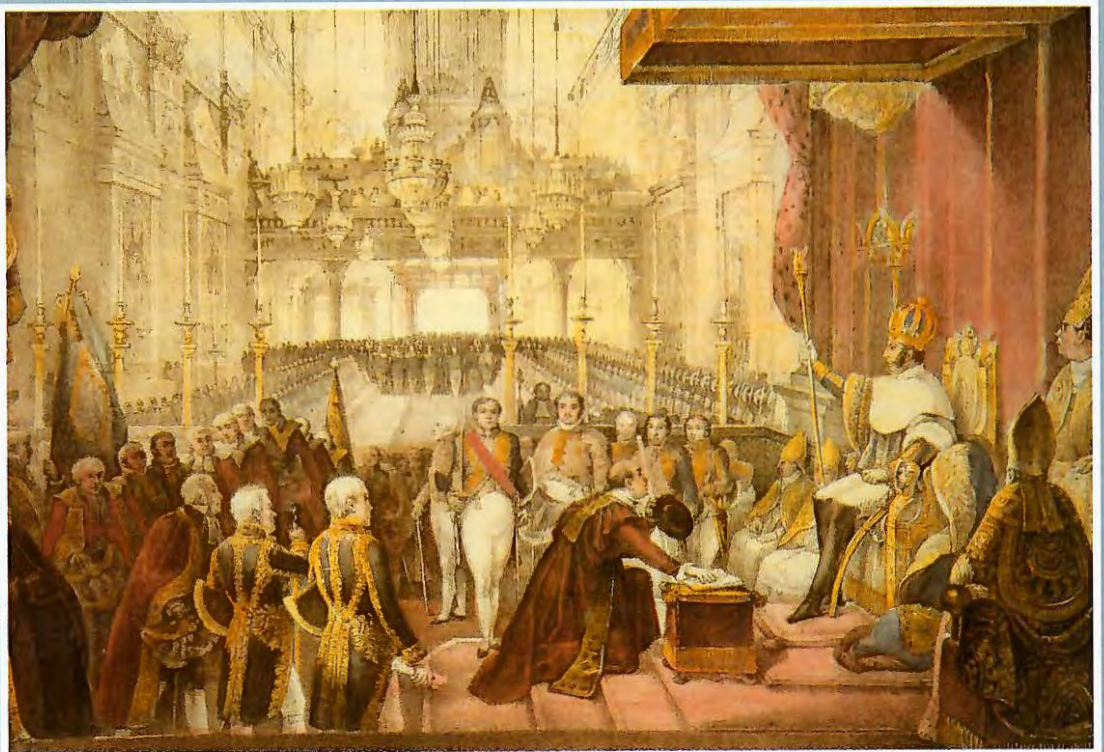
1 a. a. O., S. 65f.

2 a. a. O., S. 143.

3 a. a. O., Bd. I, S. 165.



Festliche Ankunft der Erzherzogin Leopoldine von Habsburg-Lohthringen in Rio de Janeiro am 6. November 1817, Gattin des Kronprinzen Dom Pedro, der später Kaiser von Brasilien wurde



Krönungszeremonie Dom Pedro I. zum Kaiser von Brasilien am 1. Dezember 1822, Stich von J.B. Debret

lem ein Beamter des Einheitsstaates. ... Die zentralisierende, paternalistische Tendenz der Monarchie beginnt mit der Intervention in den Stadtkammern.'¹

b) Rückzug des „Landadels“ auf die eigenen Güter

Es ist durchaus verständlich, daß im Laufe der Entwicklung der wichtigsten städtischen Zentren mit ihren Kirchen, die oft einen außerordentlichen künstlerischen Wert besaßen, und mit ihren imponierenden Gebäuden, wie etwa den Rathäusern und anderen öffentlichen Einrichtungen oder luxuriösen Wohnsitzen, diese Zentren eine immer stärkere Anziehungskraft auf die Familien der „guten Männer“ und des „Landadels“ ausübten, förderten doch Faktoren wie das Zusammenleben in diesen Zentren, die familiären Belustigungen und der oft glanzvolle Prunk der religiösen Feiern das gesellschaftliche Leben unter Menschen gleichen Standes. Die engen gegenseitigen Beziehungen wirkten sich auch günstig auf die Anbahnung von Verlobungen und Heirat aus.

Mit dem Einfluß der Legisten sahen sich der „Landadel“ und die „guten Männer“, die bisher an der Spitze der mit beträchtlicher Autonomie ausgestatteten Kommunalverwaltungen gestanden hatten, oft an den Rand des politischen Lebens in den Gemeinden gedrängt. Die Folge war, daß sie sich wieder auf ihre Landgüter zurückzuziehen begannen, wo ihnen die Weite ihrer Ländereien Gelegenheit genug bot, sich mit ganzer Hingabe dem Anbau von Nutzpflanzen und der Viehzucht zu widmen.

Diesem geruhsamen, würdigen Dasein fehlte es keineswegs an Verdiensten um das Gemeinwohl, wie etwa Oliveira Vianna betont: *„Fern der hohen Ämter der Kolonialverwaltung zieht sich der Landadel bescheiden in den Schatten des Landlebens zurück und weidet seine Rinderherden, produziert Zucker, schürft nach Gold und fördert damit die Besiedlung und die Kultur im Landesinnern, wo immer mehr Land gerodet und immer mehr Weideland eingezäunt wird.“*²

Auf diese Weise vergrößerten die Eliten auf dem Land ihr Vermögen und wurden damit in die Lage versetzt, einen noch größeren Luxus an den Tag zu legen, nicht so sehr in der Einsamkeit des anspruchslosen Alltagslebens der Herrenhäuser, als vielmehr bei den besonderen Gelegenheiten, zu denen die Mitglieder der Oberschicht in der Stadt zusammenkamen.

Eine Zeit lang hat also die aristokratische Klasse das, was sie an politischer Macht eingeübt hatte, an gesellschaftlichem Prestige zurückgewonnen.

c) Rückgang des aristokratischen Einflusses

Doch sollte man sich in dieser Hinsicht keinen Illusionen hingeben. Weit weg von der Küste, wo der Handel stets mit den neuesten, der in Europa gerade geltenden Mode entsprechenden Waren, aber auch mit zeitgemäßen Möbeln und Gegenständen des persönlichen Gebrauchs aufwartete, stagnierte die Lebensweise des „Landadels“ zusehends. Und damit ging auch eine unvermeidliche Anpassung an die Sitten und Bräuche der jeweiligen Gegend einher. Mit anderen Worten, die aristokratischen Ausdrucksformen der Eliten im Landesinnern vermischten sich mehr und mehr mit hinterwäldlerischen Elementen.

Wieder ist es Oliveira Vianna, der auf das Dilemma unserer unter der Bezeichnung „Landadel“ zusammengefaßten Eliten hinweist: *„Entweder entscheiden sie sich für das Leben auf dem Land, wo ihre Hauptinteressen liegen, oder für die Stadt, wo lediglich Zerstreung und Verschwendung auf sie warten. Mit der Zeit entscheiden sie sich natürlich für das Leben*

1 PEDRO CALMON, *a. a. O.*, Bd. 3, S. 892f.

2 *Populações Meridionais do Brasil*, Bd. I, S. 34.

auf dem Land, und so ziehen sie sich nach und nach zurück ins Schattendasein und ins Schweigen des Landlebens. Von diesem Zurückweichen, diesem Rückzug, dieser Abwanderung des Adels der Kolonie ins Landesinnere legt Graf de Cunha, unser erster Vizekönig, beredtes Zeugnis ab. In einem Brief an den König schreibt er 1767: ... 'Diese Menschen, die in den Städten zu glänzen und aufzutreten wußten, sind heute in die abgelegensten Winkel zerstreut, wo sie weit voneinander entfernt wohnen, keinen Kontakt mit ihresgleichen pflegen, wo sich viele schlecht verheiraten und manche nur uneheliche, farbige Kinder hinterlassen, die dann auch ihr Erbe antreten'.¹

Und derselbe Autor fügte dem noch hinzu: „Unser Landadel hat sich jetzt im vierten Jahrhundert in seinen Sitten, Bräuchen und vor allem in seinem Geist und Charakter fast ausschließlich in einen Landadel verwandelt. Von den Traditionen des alten iberischen Adels ist nichts mehr übrig geblieben als die ritterliche Hochhaltung der Familie und der Ehre.“²

7. Die Übersiedlung des portugiesischen Hofes nach Brasilien

Diese Periode bukolischer Ruhe sollte infolge der großen Kriege und Revolutionen, die seit zwanzig Jahren Europa erschütterten, ein unerwartetes Ende finden, als Dom João, der portugiesische Prinzregent, der auch den Titel Prinz von Brasilien trug und als Thronfolger alle einem Monarchen zustehende Macht ausübte, da seine Mutter, Königin Maria I. dem Wahnsinn verfallen war, in Brasilien landete.

Oliveira Vianna liefert uns eine lebendige Beschreibung jener Vorgänge: „Dieses große, geschichtsträchtige Ereignis löst eine Epoche beträchtlicher Veränderungen im gesellschaftlichen und politischen Leben unseres einheimischen Adels aus. Tatsächlich beginnt sich unser glanzvolles Landpatriarchat aus Minas, São Paulo und aus dem Innern Rios von diesem Zeitpunkt an in Richtung Rio, der Hauptstadt des neuen Kaiserreichs, zu bewegen. Seine besten Vertreter, die Blüten seiner Aristokratie, gehen von nun an in dem in São Cristóvão gelegenen tropischen Versailles ein und aus.“³

In Rio stoßen sie „einerseits auf ein gerade erst entstandenes Bürgertum, das inzwischen durch die Belebung des Handels infolge der Öffnung der Häfen zu einigem Reichtum gekommen ist, und andererseits auf eine große Anzahl portugiesischer Edelleute, die mit dem König ins Land gekommen sind“.⁴

Es verwundert daher nicht, daß das Aufeinandertreffen so heterogener Elemente zu beträchtlichen Reibereien führte. In dieser Hinsicht führt Oliveira Vianna weiter aus: „Die drei Klassen treffen in der vertraulichen Umgebung des königlichen Hofes unverwechselbar und in feindlicher Haltung aufeinander. Da sind die an den Überfluß ihrer Zuckermühlen und Landgüter gewohnten Adeligen des Landes, die mit Verachtung auf alle gemeinen Bürger und Kaufleute hinabschauen. Die Kaufleute, die sich ihres Reichtums und ihrer Macht durchaus bewußt sind, fühlen sich angesichts der herablassenden Behandlung beleidigt. Die verpflanzten portugiesischen Edelleute aber sind stolz auf ihre adelige Abstammung und legen den unverschämten Dünkel an den Tag, als Zivilisierte mitten unter Barbaren leben zu müssen.“⁵

1 a. a. O., S. 18.

2 a. a. O., S. 23.

3 a. a. O., S. 34.

4 a. a. O., S. 35.

5 a. a. O.



Die Stadtkammer von Ouro Preto, Minas Gerais, die Regierung der Gemeinden war ein Privileg der Landaristokratie

Wir können damit den historischen Überblick über den „Landadel“ in der Kolonialzeit mit den Worten Oliveira Viannas abschließen, wenn er sagt: „*Man kann also erkennen, daß diese Familienorganisationen, die im öffentlichen wie im privaten Leben und in der Verwaltungstätigkeit auf Verwandtschaft und auf die Masse ihrer feudalen Sippen gestützt sind, die drei Jahrhunderte Kolonialzeit im Glanz ihres Prestiges und ihrer Macht überstanden haben.*“¹

8. Die Adelstitel des Kaiserreichs

Welche Auswirkung hatte die Schaffung von Adelstiteln in der Kaiserzeit auf den „Landadel“? Sie war so gering, daß man ruhig sagen kann: Praktisch überhaupt keine.

Die kaiserliche Verfassung Brasiliens aus dem Jahre 1824 erkannte keine durch Geburt erworbenen Vorrechte an: „*Es werden hiermit alle Privilegien aufgehoben, die nicht wegen ihrer Gemeinnützigkeit wesentlich und ganz mit den entsprechenden Ämtern verbunden sind.*“²

Diese Verfügung unserer ersten kaiserlichen Verfassung hatte zur Folge, daß die Erblichkeit der vom Kaiser verliehenen Adelstitel nicht mehr anerkannt wurde.

Es kommt in dieser Verfügung der Einfluß jenes individualistischen und liberalen Geistes zum Ausdruck, der im Verlaufe des ganzen 19. Jahrhunderts in Europa und Amerika wehte und der noch heute in vielen Institutionen, Gesetzen und Sitten gegenwärtig ist.

Man ging dabei von dem Gedanken aus, daß ein Adelstitel nur dann mit den fortschrittlichen Zeiten von damals vereinbar sein konnte, wenn er individuelle Verdienste belohnte. Auf keinen Fall sollten die Verdienste der Vorfahren den jeweiligen Nachkommen zugute kommen. Daher also die Nichtvererbbarkeit der Titel.

Als reine Belohnung konnte der Adelstitel denn auch keine spezifische Jurisdiktion über irgendeinen Landesteil verleihen, vor allem nicht über Ländereien, die bereits zum Besitz des Ausgezeichneten gehörten. Die peinliche Trennung von Privateigentum und politischer Macht wurde damals als eine Grundvoraussetzung dafür angesehen, daß ein zeitgemäßes, mit den Prinzipien der Französischen Revolution zu vereinbarendes Regime nicht mit dem Feudalismus, gegen den die liberalen Fraktionen noch immer Sturm liefen, verwechselt würde.

Oliveira Vianna kommt daher zu dem Schluß, daß „*das brasilianische Kaiserreich nicht nur dem Aufkleber nach demokratisch war, denn als es seinen Adel organisierte, hat es diesen nicht erblich sein lassen und ihm damit das Attribut der Fortdauer genommen. Die monarchische Konstitution von 1824 erkennt keine angeborenen Privilegien an: Die aus diesen Gegebenheiten hervorgegangene Aristokratie hatte ihre Titel entweder ihren Verdiensten und persönlichen Gefälligkeiten oder aber dem Reichtum zu verdanken, der einer der Stützpfiler des Staates und ein Feld ist, auf dem der Einzelne sich erfolgreich betätigen kann.*“³

Es gab zwar Fälle, wo Vater und Sohn Inhaber des gleichen kaiserlichen Titels waren. Manchmal waren die Titelbezeichnungen auch verschieden, obwohl sie mit der gleichen Ortsbezeichnung oder dem gleichen Familiennamen verbunden waren. Das bedeutete je-

1 *Instituições Políticas Brasileiras*, 1. Aufl., 1949, Bd. 1, S. 270.

2 *Constituição Política do Império do Brasil*, Art. 179, Nr. XVI.

3 *a. a. O.*, S. 29f.

doch nicht, daß es sich um erbliche Adelstitel handelte, denn der Titel wurde stets persönlich dem Vater und ebenso dem Sohn als Auszeichnung für individuelle Verdienste verliehen.

Dies geschah zum Beispiel im Falle des Vizegrafen von Rio Branco, der 1871 das Amt des Premierministers des Kaiserreiches bekleidete, und seines Sohnes, des berühmten Barons von Rio Branco, der ein geachteter Diplomat war und sich besondere Verdienste um die Aushandlung der Verträge zur endgültigen Festlegung der Grenzen zwischen Brasilien und seinen zahlreichen Nachbarn erworben hat.

Der Baron von Rio Branco hat zwar erst während des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts, also bereits in republikanischer Zeit, großen Ruhm als Außenminister geerntet, doch den Titel eines Barons „von Rio Branco“ hatte ihm der Kaiser bereits vor dem Sturz der Monarchie - gewiß zum Gefallen seines Vaters - verliehen.

Andererseits haben die Nachkommen einiger Titelträger der Kaiserzeit, wenn der Adelstitel einen Ortsnamen einschloß (z. B. *Vizegraf* von Ouro Preto, *Markgraf* von Paranaguá), ihrem Vornamen an Stelle des Familiennamens den Ortsnamen angefügt, mit dem der einstige Titel verbunden gewesen war (also etwa Matthias de Ouro Preto oder Rudolf de Paranaguá). Dieses nicht unbedingt legale Vorgehen konnte allerdings den Adelstitel auch nicht mehr erblich machen.

Das Gesagte macht damit deutlich, daß Adelstitel, die allein dem jeweiligen Ausgezeichneten unter Ausschluß seiner Nachkommenschaft verliehen wurden, keine gesellschaftliche Klasse im Wortsinne begründen konnten, denn die Voraussetzungen zur Bildung einer solchen Klasse sind nur dann gegeben, wenn sich diese aus Familien und nicht allein aus Individuen zusammensetzt.

Es kam also, wie bereits weiter oben vorweggenommen, praktisch zu keinen Auswirkungen dieser Titel auf den „Landadel“.

Der seines historischen Inhalts beraubte, einem „Landadeligen“ verliehene Adelstitel der Kaiserzeit bedeutete demnach kaum mehr als eine Ordensverleihung. Der Ausgezeichnete fühlte sich zwar innerhalb seiner Klasse hervorgehoben und geehrt, doch kam dem viel weniger Bedeutung zu als der Landbewilligung durch die Könige von Portugal. Vor allem wenn man bedenkt, daß die Kaiser Dom Pedro I. und Dom Pedro II. Adelstitel nicht nur an Landherren vergaben, sondern auch an Brasilianer jedweder Herkunft, die sie dieser Auszeichnung angesichts der dem Lande geleisteten Dienste für würdig hielten.

9. Die parlamentarische Monarchie und der „Landadel“

a) Die Wählersippen

Die brasilianische Unabhängigkeitserklärung von 1822 führte die parlamentarische Monarchie und mit ihr das repräsentative Wahlsystem ein und löste damit eine tiefgehende Veränderung des politischen Kräfteverhältnisses aus.

Es war auch zu erwarten, daß sich der „Landadel“ angesichts dieser von Grund auf veränderten politischen Gegebenheiten und der neuen kaiserlichen Praxis, Adelstitel nur noch gelegentlich und als individuelle Auszeichnung zu vergeben, mit der Zeit als eine rein geschichtliche Reminiszenz ohne Verbindung mit der Gegenwart verflüchtigen würde.

Dies geschah jedoch nicht.

Der „Landadel“ begnügte sich angesichts dieser Veränderungen keineswegs damit, die Hände in den Schoß zu legen. Er setzte vielmehr alles daran, unter den neuen Bedingungen,

wie sie die Einführung einer gekrönten Demokratie in Brasilien geschaffen hatte, seine politische Macht zu erhalten.

Im demokratischen System liegt die ganze oder fast die ganze Souveränität in den Händen der Wählerschaft. Es regiert also, wer die Wähler zu beeinflussen vermag. Mit Ausnahme einiger weniger, wirklich bedeutender Städte stand die Wählerschaft unter dem Einfluß des Landherrn. Das bedeutet, daß die meisten Stimmen vom „Landadel“ abhingen, der seine Macht über die politischen Parteien auszuüben wußte, denn die Parteien leben ja ihrerseits von ihrer Durchschlagskraft bei den Wahlen, und diese lag in den Händen der Adelligen des Landes.

Um ihr ehemaliges Prestige zu wahren, griffen diese oft zu recht malerischen und überraschenden Mitteln.

Auch hier können wir uns wieder an Oliveira Vianna und seine Informationen halten: *„Die Herren auf dem Lande, die bis dahin weit verstreut und autark allein auf sich selbst gestellt gelebt hatten, traten nun vereint und organisiert auf. ... Sie finden sich nun in zwei kompakten Gruppen zusammen, von denen jede ihren weithin sichtbaren Chef vorzeigen kann, der für die ganze Kommune Anordnungen und Entscheidungen trifft und dessen Führung sich alle unterordnen. ... Alle versammeln sich nun in einem der beiden politischen Lager auf der einen Seite die Konservativen, auf der andern die Liberalen.“*¹

Daher überrascht es auch nicht, daß es vor allem während der ersten Jahrzehnte des kaiserlichen Regimes zu bedeutsamen Veränderungen im politischen Gesamtbild des Landes kam. Oliveira Vianna beschreibt dies so:

*„Wir nennen diese neuen, kleinen Strukturen, die sich im 4. Jahrhundert nach der Entdeckung auf lokaler Ebene herausbildeten, Wählersippen, denn auch in diesem Fall handelt es sich um Sippen, so wie im Feudal- oder im Verwandtschaftssystem, ... Sie haben dieselbe Struktur, dieselbe Zusammensetzung und denselben Zweck wie jene, nur ist ihre geographische Grundlage breiter, erstreckt sie sich doch auf die ganze Gemeinde und nicht nur auf des jeweilige Lehen (Zuckermühle oder Landgut). Diese kleinen, örtlichen Gruppierungen schließen sich dann ab 1832² zu größeren Vereinigungen zusammen und bilden regelrechte politische Parteien, zuerst auf Provinzebene und schließlich im ganzen Reich. So haben wir es am Ende mit einer Konservativen Partei und einer Liberalen Partei mit Sitz in der Hauptstadt des Reiches zu tun. In den einzelnen Provinzen üben die jeweiligen Parteiführer das Amt des Provinzpräsidenten aus.“*³

1 a. a. O., S. 279.

2 Derselbe Verfasser erklärt, daß diese neuen, von der Landaristokratie auf Gemeindeebene organisierten Wahlgruppierungen mit dem 1828 erlassenen Gesetz zur Neuordnung der Kommunen, vor allem aber mit der Unterzeichnung des Prozeß-Gesetzbuchs 1832 für alle klar und sichtbar auftreten. *„Mit seiner Kommunal-Demokratie zwang, ja nötigte dieses Gesetzbuch die Herren auf dem Lande geradezu, sich zur Wahl der örtlichen Behörden, wie etwa des Stadtrichters (mit seiner polizeilichen Gewalt), der Gemeinderichter (denen als Strafrichter ebenfalls gewisse polizeiliche Funktionen zustanden), der Gemeinderäte und der Offiziere der Nationalgarde untereinander zu verständigen. Alle diese Ämter wurden damals durch Wahl bestimmt und es standen ihnen eine Reihe von Aufgaben zur Erhaltung von Recht und Ordnung zu.“* (F. J. OLIVEIRA VIANNA, a. a. O., S. 281) Oliveira Vianna beschreibt auch den Zusammenschluß der Wählersippen: *„Dieser Prozeß spielt sich zuerst um die Provinzautorität herum ab (mit noch geringer Konzentration infolge des Ergänzungsaktes) und fällt vor allem in die Jahre zwischen 1835-40. Dann beginnt mit der Unterzeichnung des Gesetzes vom 3. Dezember 1841 ein stärkerer Zusammenschluß auf Reichsebene, die sich bis zur Ausrufung der Republik 1889 erstreckt; mit ihr kommt es zu einer landesweiten Konzentration der Sippen. Von da an bilden die kommunalen ‚Wählersippen‘ nur noch Unterteilungen der beiden großen Parteien, nämlich der Konservativen und der Liberalen Partei.“* (a. a. O., S. 281f).

3 a. a. O., S. 280

b) Nationalgarde und „Landadel“

Mit dem Gesetz vom 18. August 1831 wurden die herkömmlichen Militärinstitutionen der Kolonie aufgehoben, nämlich das Milizkorps, die Gemeindegarden und die Ordonnanzen, und an ihrer Stelle wurde die Nationalgarde geschaffen.

Angesichts der Tatsache, daß die beiden Parteien abwechselnd die Reichsregierung stellten, und von dem Augenblick an, wo die Zentralgewalt die Nominierung der örtlichen Behörden, die bis dahin gewählt worden waren, in die eigenen Hände nahm, wuchs auch das Bedürfnis jener Aristokraten, die den Wählersippen vorstanden, sich mit dem Provinzpräsidenten gut zu stellen. Denn dieser Provinzpräsident *„hatte der Zentralmacht die Namen derer vorzuschlagen, die auf die damals äußerst wichtigen Posten der Nationalgarde berufen und in das kaiserliche Adelsverzeichnis eingetragen werden sollten“*.¹

Zur Beziehung zwischen Nationalgarde und „Landadel“ ist folgendes anzumerken: *„Hinsichtlich der Bildung von Wählersippen ... kann gar nicht genug hervorgehoben werden, welche wichtige Rolle die Nationalgarde in diesem Prozeß spielte. Im Offizierskorps dieser Garde sammelte sich der ganze Landadel an. ... In der Kaiserzeit kam den Offiziersposten in der Nationalgarde die gleiche Bedeutung und Würde zu wie dem ‚Stadtrichter‘ oder dem ‚Kommandierenden Kapitän‘ in der Kolonialzeit und die Inhaber dieser Posten bildeten einen durchaus qualifizierten örtlichen Adel. Der Titel eines ‚Obersten‘ oder ‚Oberstleutnant‘, der später von der Republik entwertet und gemein gemacht wurde, war damals die höchste Auszeichnung, die ein Gutsbesitzer in seinem Gemeindesprenkel erhalten konnte. Selbst der vergleichsweise bescheidene Titel eines ‚Fähnrichs‘ wurde nur Männern zuerkannt, die auf örtlicher Ebene Einfluß und Anerkennung besaßen. ... Gerade darauf lief die politische Aufgabe der Nationalgarde hinaus: Sie sollte dem reichsten oder mächtigsten Herrn die Möglichkeit geben, sich (mit Hilfe des Rückhalts, den ihm der Gouverneur bot, indem er ihm die Rekrutierung, Zivil- und Militärpolizei und die Ratskammer mit ihren Stadtvögten überließ) bei den feudalen, herrschaftlichen Sippen Respekt zu verschaffen.“*²

Bei Rui Vieira da Cunha können wir dazu lesen: *„Die Größe der von der Nationalgarde erlangten Bedeutung ist für das Verständnis der gesellschaftlichen Struktur des Kaiserreichs von höchster Wichtigkeit. Im Gegensatz zur Demokratisierung der Adelstitel und Ehrenbezeichnungen verlieh sie Macht und Einfluß und gewann damit aristokratischen Charakter. ... Die systematische Auslegung der Gesetzesartikel, die über die Schaffung der Nationalgarde verfügten ... führt zu dem Schluß, daß die Offiziere der Nationalgarde im Hinblick auf ihren Adel keineswegs hinter denen der Streitkräfte zurückstehen.“*³

10. Die Kaffeepériode

Als in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Kaffeepériode ihren Anfang nahm, gewann unser „Landadel“ eine weitere Facette hinzu. Es ist die Geburt der so genannten „Kaffee-Aristokratie“, deren Prestige und Einfluß vor allem das Leben des Kaiserreichs und nach dessen Ende noch einige Jahrzehnte der republikanischen Zeit prägten.

Darüber schreibt Roger Bastide: *„Nach den Zivilisationen des Zuckers und des Goldes entwickelte sich in Brasilien eine dritte große Zivilisation – die des Kaffees. ... Seit den*

1 F. J. OLIVEIRA VIANNA, *a. a. O.*, S. 283.

2 *a. a. O.*, S. 284f.

3 *Estudo da Nobreza Brasileira (Cadetes)*. Arquivo Nacional, Rio de Janeiro 1966, S. 42.



Selbst nach der Ausrufung der Republik im Jahre 1889 pflegte der ehemalige „Landadel“ weiterhin die aristokratische Lebensweise, indem er sie auch durch den Kontakt mit der besten europäischen Gesellschaft auf seine Weise in Art und Glanz verfeinerte. Als Georges Clemenceau 1911 Brasilien besuchte, schrieb er hierzu, daß São Paulo, ohne auch etwas von ihrer Eigenschaft als brasilianische Stadt preiszugeben, „in einigen Aspekten merkwürdigerweise so französisch ist, daß ich während der ganzen Woche nicht den Eindruck hatte, im Ausland zu sein“. „Sagt mir,“ schreibt er weiter, „ob es je einen Franzosen mit höflicherer Art, mit aristokratisch- fröhlicherem Gemüt gegeben hat.“



prunkvollen Zeiten des Reiches bis zum Tod Getulio Vargas' zieht der Kaffee durch das Land. Er schafft eine Aristokratie¹ und zerstört (oder verwandelt zumindest) diese seine Schöpfung. ... Der Kaffee fällt mit der Geschichte des 19. und mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zusammen.“

Auf eine Meinung Gilberto Freyres zurückgreifend fährt Bastide fort: „*Es ist der Kaffee, der fast zwei Jahrhunderte nach Bahia und Pernambuco in der Provinz São Paulo eine identische patriarchale Gesellschaft aufblühen läßt. Die Kaffee-Barone - behauptet er [Gilberto Freyre] - setzen die Zuckeraristokratie fort und machen sie nach.*“²

a) Die Ausrufung der Republik und die Landaristokratie

Mit der Ausrufung der Republik 1889 verschwand keineswegs der politische Einfluß jener Familien, die vom alten „Landadel“ abstammen.

Ihr gesellschaftlichen Prestige war ungebrochen. Sie verfeinerten ihre Lebensweise und ihre Sitten, indem sie schnell und intensiv die Manieren und den glänzenden Lebensstil der besten europäischen Gesellschaftskreise annahmen. Unter diesem Aspekt scheint es angebracht, das Zeugnis wiederzugeben, das Georges Clemenceau nach seiner Brasilienreise im Jahre 1911 ablegte. Der weltweit bekannte französische Diplomat, der während des 1. Weltkriegs das Amt des Ministerratspräsidenten von Frankreich bekleidete, schrieb damals so:

„Hinsichtlich der ‚gesellschaftlichen Elite‘ ... müssen wir immer wieder zu dem Ausgangspunkt einer Feudaloligarchie, dem Mittelpunkt einer ganzen Kultur mit ihrem Raffinement zurückkehren. ... Man muß den Pflanzler inmitten seiner Pflanzung (Fazenda) aufsuchen, dem Zentrum seines Herrschaftsbereichs. Als vollendeter Feudalherr ist er vom europäischen Denken durchdrungen und zeigt sich allen hohen Gefühlen sozialer Großzügigkeit gegenüber, wie sie zu einem gewissen Zeitpunkt des 18. Jahrhunderts unsere Aristokratie auszeichneten, offen. ... Er steht unendlich höher als der Durchschnitt der ihm vergleichbaren, aus der Tradition oder aus den Zufällen der Demokratie hervorgegangenen europäischen Standesgenossen. ... In Paris geht ihr an diesem Beherrscher vorüber, ohne daß ihr euch dessen bewußt werdet, denn an ihm werdet ihr keinen der in der Satire hervorgehobenen Züge finden, ist er doch bescheiden beim Sprechen und einfach von Gestalt. ... Die Stadt São Paulo erweist sich in einigen Aspekten merkwürdigerweise so französisch, daß ich mich eine Woche lang keineswegs im Ausland fühlte. ... Die Gesellschaft São Paulos ... versteht es, sich einerseits aufs entschiedenste am französischen Geist auszurichten und gleichzeitig alle Züge ihrer brasilianischen Individualität zu entwickeln, die ihren Charakter bestimmen. Ihr könnt sicher sein, daß der Bewohner von São Paulo bis in die tiefste Seele seiner Stadt verbunden ist. Er ist stets ‚Paulista‘, sei es in Brasilien, in Frankreich oder sonstwo. Ich kenne keinen Franzosen, der als kluger und zugleich wagemutiger Geschäftsmann, der dem Kaffee seinen Wert beizumessen wußte, höflichere Manieren, eine angenehmere Konversation gepflegt und eine aristokratischere Leichtigkeit des Geistes gezeigt hätte.“³

Doch die allgemeinen Veränderungen des westlichen Lebens übten sowohl während der Kaiserzeit als auch während der ersten Jahrzehnte der Republik auch auf die brasilianische Gesellschaft einen unentrinnbaren Einfluß aus. Und das zum Schaden der alten Eliten vom Lande.

1 Aus dem Kontext geht hervor, daß der Begriff hier im weiteren Sinne gebraucht wird, in dem er nicht eine vom Gesetz anerkannte Gesellschaftsklasse meint, sondern lediglich eine ungenau aus den gegebenen Umständen hervorgegangene definierte Klasse.

2 *Brasil Terra de Contrastes*, Difusão Européia do Livro, 4. Aufl., São Paulo 1971, S. 127f und 129f.

3 GEORGES CLEMENCEAU, *Notes de Voyage dans l'Amérique du Sud - XIII*, in: „L'Illustration“, 22.4.1911, S. 310 und 313.

Die immer leichter werdende Kommunikation mit Europa und den Vereinigten Staaten führte zur Verbreitung eines zusehends egalitäreren Denkens, das sowohl in der Alten Welt als auch in der jungen, kräftigen amerikanischen Föderation um sich griff und gegen jede Art von Aristokratie und sonstige gesellschaftliche Eliten gerichtet war.

Die gebildetsten Vertreter der brasilianischen Gesellschaft schlossen sich bald mehrheitlich den aus den großen Zentren der Welt kommenden Tendenzen an und sahen unwillig den Widerspruch zwischen einer fiktiven Demokratie, wie sie hierzulande praktiziert wurde, und der immer effektiver werdenden Demokratie, wie sie in den prestigereicheren Nationen zur Anwendung kam. Die politische Macht der Ackerbau treibenden Klasse kam ihnen wie ein Betrug, wie eine Verfälschung des bestehenden Systems vor.

„Mit der Schulbildung verbreitet sich auch das liberale Ideengut. ... Mit dem Kaffee gedeiht es auch unter den Söhnen der Pflanzer in den Fluren der Rechtsfakultät in São Paulo, und so kommt es nach und nach zum Triumph der Abschaffung der Sklaverei, der Republik und des Aufstandes gegen das politische Monopol der reichen ‚Obersten‘.“¹

Überall im Lande entstanden Presseorgane, die sich mehrheitlich für die Errichtung einer authentischen Demokratie - wie sie es nannten - einsetzten.

Neben der Republikanischen Partei, die sich diskret für die Beibehaltung des *status quo* aussprach, erhielt mehr und mehr die Demokratische Partei als Sprachrohr politischer Veränderungen Zulauf.

b) Die Kaffeekrise

Gegen Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts erschütterte eine furchtbare Krise den Kaffeeanbau vor allem in den Bundesstaaten Minas Gerais, Rio de Janeiro und São Paulo. Schuld an dieser Krise war die Unfähigkeit der Republik, den steigenden Überschuß gegenüber der Nachfrage auf dem Weltmarkt vorzusehen. Die unerwartete Krise traf viele Kaffeepflanzer in einer äußerst schwierigen Lage, denn einige hatten sich in Schulden gestürzt, um die ohnehin schon übermäßige Produktion noch zu steigern, während andere das Geld in den Bau oder in die Verschönerung ihres Wohnsitzes in einer der Großstädte des Landes gesteckt hatten.

Dank der sich rasch vergrößernden Eisenbahn- und Straßennetze waren nämlich in dieser Zeit viele Kaffeepflanzer dazu übergegangen, ihre Stadtsitze nicht mehr in den kleinen Landstädtchen einzurichten, die in der Nähe ihrer Güter lagen, sondern in den inzwischen leichter erreichbaren großen Zentren, wo sie ein glänzendes gesellschaftliches Leben führen und gleichzeitig ihren Kindern eine ausgezeichnete Schulbildung in den Oberschulen für Jungen oder Mädchen bieten konnten, die von meist europäischen Ordensleuten geleitet wurden. Außerdem hatten die Eltern in der Stadt Gelegenheit, das Leben ihrer Söhne zu begleiten, die nun an den allorts ins Leben gerufenen Fakultäten ihrem Studium nachgingen. So hatten sich viele große Kaffeepflanzer mit einer gewissen Leichtfertigkeit verschuldet und waren sogar zum Teil aus Unvorsichtigkeit verarmt, als sie die Wirtschaftskrise wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf und ihrem gesellschaftlichen, vor allem aber auch ihrem politischen Prestige Abbruch tat.

Als diese Ereignisse im Süden des Landes eintraten, waren die Zuckermühlenherren Pernambucos und anderer Staaten des brasilianischen Nordostens schon längst in eine Phase des Niedergangs geraten, denn dort hatte sich inzwischen *„eine richtiggehende Zuckerin-*

¹ ROGER BASTIDE, *a. a. O.*, S. 139.

dustrie mit ihren Mühlenzentralen entwickelt, welche die kleineren Produzenten ausschaltete, und die in Arbeitnehmer verwandelten Landarbeiter um die Mühlenanlagen herum ansiedelte. Mit der Abschaffung des durch die Kompanie ersetzten Mühlenherrn wurde der aristokratischen Periode des Zuckeranbaus endgültig ein Ende gesetzt. Einige dieser Kompanien wurden von England aus geführt und trugen nun englische Namen. Und an die Stelle der hartnäckigen Initiative der alten Eigentümer trat bald das Zonenmonopol.¹

Der Gewinn vieler Zuckermühlen ging dermaßen zurück, daß die Zuckermühlen einer großen Zahl von Mühlenherren kaum noch eine Existenzgrundlage zu bieten vermochten.

c) Die Revolution im Jahre 1930 und das Ende der traditionellen Landeliten in Brasilien

Der Lauf der Ereignisse sollte aber dem Land schon bald neue Rahmenbedingungen beschaffen, in deren Folge die Landaristokratie praktisch ausgelöscht wurde.

„Diese Landaristokratie, welche die brasilianische Gesellschaft Jahrhunderte lang angeführt hatte, verlor 1930 endgültig die Kontrolle über die Nation.“²

In Wirklichkeit entmachtete die Revolution 1930 den Präsidenten Washington Luiz, dessen Gestalt an sich schon ein ausdrucksvolles Symbol jener Ordnung der Dinge war, die mit ihm unterging, und setzte Getúlio Vargas als Präsidenten der Republik ein.

Mit dieser Revolution begann eine Diktatur, die fast ununterbrochen 15 Jahre dauerte und sich zwar auf der einen Seite antikommunistisch gab, auf der anderen Seite aber die von der Linken geforderten gesellschaftlichen Veränderungen unterstützte. So verwandelte sich Brasilien unter Getúlio Vargas in eine populistische Republik.

Die Klasse der Landherren schmolz auf einen kleinen, weit verstreuten Rest zusammen: „*rari nantes in gurgite vasta*“³, das heißt, nur noch einzelne „Trümmer“ trieben auf den Wassern eines Landes, dessen Bevölkerungszahl rapide anstieg, wobei dieses Land dabei ein immer städtischeres und industrialisierteres Gesicht gewann. Die Kinder von Immigranten aus aller Herren Länder stiegen in führende Positionen auf und erwarben auf dem Land die Güter, welche die früheren Besitzer mit ihren erschöpften Energien und ausgehöhlten Finanzen schon nicht mehr halten konnten.

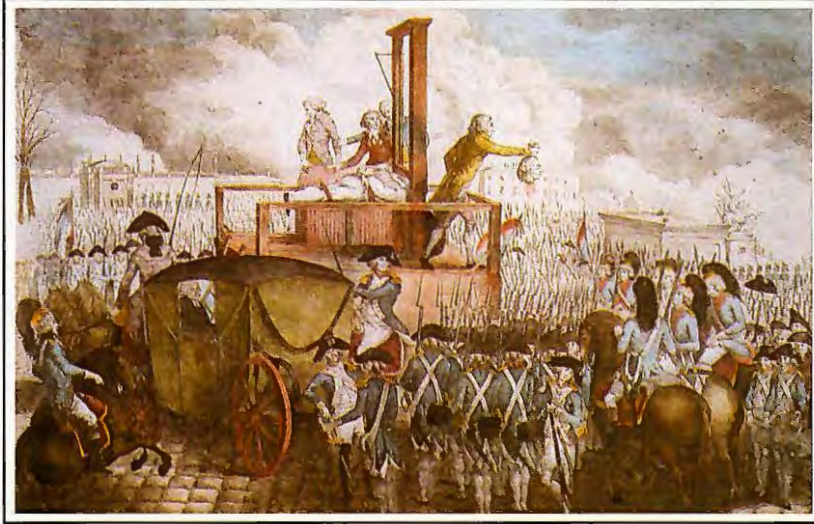
Die wenigen noch übriggebliebenen Vertreter der alten Elite bildeten kaum noch eine fest umrissene Klasse und gingen im Tumult eines sich immer mehr verändernden und immer reicher werdenden Brasilien in der Anonymität oder Halbanonymität unter.

1 PEDRO CALMON, *a. a. O.*, Bd. 7, S. 2300

2 ROBERT J. HAVIGHURST und J. ROBERTO MOREIRA, *Society and Education in Brazil*, University of Pittsburgh Press, 1969, S. 42

3 VIRGILIO, *Eneida*, I, 118

ANHANG II



Die revolutionäre Dreiheit *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* in den Äußerungen verschiedener Päpste

Die Zweihundertjahrfeier der Französischen Revolution war eine gute Gelegenheit, überall auf der Welt die Erinnerung an die großen Erschütterungen jener Zeit wieder wachzurufen. Der Wiederhall dieser Gedenktage klingt auch heute noch nach und verleiht der Thematik dieses Buches eine größere Aktualität, als sie vor den Feierlichkeiten besaß.

Es verwundert also keineswegs, wenn dem historisch bewanderten Leser bei der Lektüre dieses Textes mehrmals die Bilder der Französischen Revolution in Erinnerung gerufen werden. Dabei wird ihm wohl auch die berühmt gewordene Revolutionsdreiheit *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* wieder eingefallen sein.

Um dem eventuellen Wunsch dieser Leser nach Vertiefung des Themas nachzukommen, werden neben dem bereits zitierten Text¹ im folgenden weitere päpstliche Äußerungen zu dieser Triade angeführt.

¹ Vgl. Kapitel III, 4.

1. Allseitige Freiheit und absolute Gleichheit: Törichte, wenn nicht gar monströse Begriffe

In seinem Dekretschreiben vom 10. März 1791 an den Kardinal de la Rochefoucauld und den Erzbischof von Aix-en-Provence über die Grundzüge der Zivilverfassung für den Klerus nimmt Pius VI. wie folgt Stellung:

„So dekretiert diese Versammlung [die französische Nationalversammlung] als unumstößliches Recht, daß der in Gesellschaft lebende Mensch allseitige Freiheit genießt, daß diese somit auch nicht von der Religion gestört werden darf, daß er vielmehr nach seinem Gutdünken über Themen, welche die Religion selbst angehen, seine Meinung äußern, sprechen, schreiben und sogar veröffentlichen dürfe, was immer er wolle. Solcherlei Ungeheuerlichkeiten sollen aus der Gleichheit der Menschen unter und aus der Freiheit der Natur abgeleitet sein und herrühren. Kann man sich aber etwas Törichtereres ausdenken als die Festsetzung dieser Gleichheit und Freiheit unter allen, wenn man bedenkt, daß damit die Vernunft außer acht gelassen wird, mit der die Natur auf besondere Weise das Menschengeschlecht ausgestattet hat, um es so vom restlichen Tierreich zu unterscheiden? Als Gott den Menschen schuf und ihn ins Paradies versetzte, hat er ihm da nicht auch gleichzeitig die Todesstrafe angekündigt, falls er vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse essen sollte? Hat er mit dieser ersten Vorschrift nicht von vornherein der Freiheit des Menschen Grenzen gesetzt? Hat er dem Menschen nicht etwa später, nachdem dieser sich durch seinen Ungehorsam schuldig gemacht hatte, durch Moses eine noch größere Anzahl von Geboten auferlegt? Zwar, ‚beließ er ihm seinen freien Willen‘, um sich so Gutes oder Böses verdienen zu können, doch dazu gab er ihm auch Gebote und Vorschriften, damit diese ihn retteten, falls er sie zu beobachten gewillt sei‘ (Sir 15, 15-16).

Wie steht es aber dann um diese Freiheit des Denkens und Handelns, die die Dekrete der Nationalversammlung dem in Gesellschaft lebenden Menschen als unabänderliches Naturrecht zuerkennen? ... Wenn man bedenkt, daß der Mensch sich von Anfang an den Älteren zu seiner Leitung und Erziehung unterzuordnen hat, damit er so sein Leben an Vernunft, Menschlichkeit und Religion ausrichten kann, so ist von Geburt an diese hochgepriesene Gleichheit und Freiheit unter den Menschen gewiß null und nichtig. ‚So muß man sich also ihr (der Obrigkeit) unterwerfen ...‘ (Röm 13,5). Damit sich also die Menschen zu einer zivilen Gesellschaft zusammenfinden konnten, war es notwendig, eine Regierungsform zu finden, kraft derer die Rechte der Freiheit durch Gesetze und die oberste Gewalt der Regierenden abgegrenzt wurden. Daraus ergibt sich eine Tatsache, die der Hl. Augustinus in folgenden Worten beschreibt: ‚Es gilt demnach als allgemeine Übereinkunft der menschlichen Gesellschaft, daß den Königen Gehorsam zu leisten ist‘ (Bekenntnisse, Buch III, Kap. VIII, op. ed. Maurin., Bd. I, S. 94). Darum ist der Ursprung dieser Gewalt auch weniger in eittem Gesellschaftsvertrag als in Gott selbst, dem Urliker aller Rechten und Gerechten, zu suchen“¹

1 Pii VI Pont. Max. Acta. Typis S. Congreg. de Propaganda Fide, Rom, 1871, Bd. I, S. 70-71.

2. Die von der Französischen Revolution verbreitete *Freiheit* und *Gleichheit*: trügerische Begriffe, ausgesät von äußerst perfiden Philosophen

Papst Pius VI. hat wiederholte Male die falsche Auffassung von *Freiheit* und *Gleichheit* verurteilt. Im geheimen Konsistorium vom 17. Juni 1793 zitierte er in seiner Erklärung den Wortlaut der Enzyklika *Inscrutabile Divinae Sapientiae* vom 25. Dezember 1775 wie folgt:

„Diese äußerst perfiden Philosophen wagen es sogar, all jene Bande aufzulösen, durch welche die Menschen untereinander und mit ihren Vorgesetzten verbunden sind und zur Pflichterfüllung angehalten werden. Und so fordern und verkünden sie bis zum Überdruß, daß der Mensch frei geboren und keinerlei Herrschaft unterworfen sei; die Gesellschaft sei dementsprechend nichts anderes als eine Ansammlung dummer Menschen, die sich in ihrem Schwachsinn vor den Priestern niederwerfen, die sie betrügen, und vor den Königen, die sie unterdrücken. Das Zusammenwirken von Priestertum und Herrschaft komme deshalb im Grunde einer ungeheuren Verschwörung gegen die angeborene Freiheit des Menschen gleich. *Diesem falschen und trügerischen Wort Freiheit haben diese eitlen Verteidiger des Menschengeschlechts ein weiteres, ebenso betrügerisches Wort zugesellt, die Gleichheit. Als ob es unter den in Gesellschaft zusammengeführten Menschen infolge der Tatsache, daß sie verschiedenen Willensregungen unterworfen sind und sich jeweils nach der Eingabe des eigenen Wünschens auf mannigfaltige und ungewisse Art bewegen, nicht jemanden geben müsse, der kraft seiner Autorität und Macht die Oberhand behält, zwingt und regiert und auch die in die Pflicht nimmt, die sich regelwidrig verhalten, damit nicht die Gesellschaft selbst unter dem dreisten und widerspruchsvollen Ansturm unzähliger Leidenschaften in Anarchie verfällt und sich völlig auflöst. Ähnlich ist es ja auch mit der Harmonie, die sich aus dem Einklang vieler Töne zusammensetzt, ohne die rechte Zusammensetzung von Saiten und Stimmen jedoch in ungeordnete, mißtönende Geräusche auseinander fällt*“.¹

3. Der Mißbrauch von *Freiheit* und *Gleichheit* führt zu Sozialismus und Kommunismus

In seiner Enzyklika *Nostis et Nobiscum* vom 8. Dezember 1849 verkündet Papst Pius IX.:

„Bezüglich dieser falschen Lehre [nämlich die Völker Italiens vom Gehorsam zum Papst und dem Heiligen Stuhl abzuhalten] und deren Systeme, weiß jeder, daß sie vor allem bezwecken, **unter Mißbrauch der Worte Freiheit und Gleichheit die verderblichen Ideen des Kommunismus und des Sozialismus im Volke zu verbreiten**“.²

1 *Pii VI Pont. Max.. Acta, Typis S. Congreg. de Propaganda Fide*, Rom, 1871, Bd. II, S. 26-27.

2 *Die Katholische Sozialdoktrin in ihrer Geschichtlichen Entfaltung – Eine Sammlung päpstlicher Dokumente vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart* (Originaltexte mit Übersetzung) – herausgegeben von Prof. Dr. Arthur Utz und Dr. Brigitta Gräfin von Galen, Aachen, 1976, I, 17.

4. Die christliche Gleichheit, „die Unterschiede in der Gesellschaft nicht aufhebt und bei aller Verschiedenheit der Lebensweisen, Ämter und Leistungen herrliche Übereinstimmung und Harmonie hervorbringt“

Aus der gegen die Freimaurerei gerichteten Enzyklika *Humanum Genus* von Papst Leo XIII. vom 20. April 1884 heben wir den folgenden Abschnitt hervor:

„Nicht ohne Grund ergreifen Wir hier die Gelegenheit, um erneut darauf hinzuweisen, wie notwendig es ist, den Dritten Orden des hl. Franziskus (...) von der noch viele Früchte zu erwarten sind, vor allem jene höchst kostbare, daß in ihr die Gemüter zur wahren Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit der Rechte geführt werden; freilich nicht zu jener, wie sie die Freimaurer törichterweise erträumen, sondern wie sie Jesus Christus uns gebracht, und wie sie der hl. Franziskus in seinem Leben verwirklicht hat. Wir meinen die **Freiheit** der Kinder Gottes, durch die wir weder dem Satan dienen, noch in die harte Knechtschaft der Begierden fallen, die **Brüderlichkeit**, die in Gott, dem gemeinsamen Vater und Schöpfer aller Menschen ihren Ursprung hat, die **Gleichheit**, die - auf dem festen Grund der Gerechtigkeit und Liebe ruhend - die **Unterschiede in der Gesellschaft nicht aufhebt, aber bei aller Verschiedenheit der Lebensweisen, Ämter und Leistungen jene herrliche Übereinstimmung und Harmonie hervorbringt**, die ihrer Natur nach dem Gemeinwesen Nutzen bringen und Würde verleihen“.¹

5. Eine Philosophie, die der Kirche überhaupt keinen Anlaß zur Freude gibt

In seinem Apostolischen Schreiben *Notre Charge Apostolique* vom 25. August 1910, in dem der heilige Papst Pius X. die französische Bewegung der katholischen Linken *Le Sillon* von Marc Sagnier verurteilt, analysiert der Papst die berühmte Dreieinheit folgendermaßen:

„Die ‚Sillon-Bewegung‘ vertritt in anerkennenswerter Weise die Menschenwürde. Aber sie versteht diese Würde im Sinne gewisser Philosophien, die der Kirche durchaus nicht zum Ruhm gereichen. Das erste Element dieser Würde ist die **Freiheit**, die so verstanden wird, daß jeder Mensch, außer in religiösen Dingen, autonom ist. Aus diesem Grundprinzip **zieht die ‚Sillon-Bewegung‘ folgende Schlüsse**: Heute steht das Volk unter der Vormundschaft einer mit ihm nicht identischen Autorität; von ihr muß es sich befreien, das ist **‚politische Emanzipation‘**. Das Volk steht in der Abhängigkeit von Arbeitgebern, die seine Produktionsmittel in der Hand haben und es dadurch ausbeuten, unterdrücken und erniedrigen; es muß ihr Joch abschütteln, das ist **‚wirtschaftliche Emanzipation‘**. Es ist schließlich beherrscht von der sogenannten herrschenden Klasse, die aufgrund ihrer besseren intellektuellen Bildung eine ungebührliche Vorrangstellung im Wirtschaftsleben besitzt; es muß sich dieser Herrschaft entziehen, das ist **‚intellektuelle Emanzipation‘**. Eine **Nivellierung** unter diesen drei Gesichtspunkten wird die **Gleichheit** unter den Menschen herbeiführen, und die Gleichheit ist die wahre menschliche Gerechtigkeit. Eine politische und soziale Ordnung, die auf dieser doppelten Basis der **Freiheit und Gleichheit** (zu denen sich bald noch die **Brüderlichkeit** hinzugesellt) aufruft, das ist es, was sie Demokratie nennen. ...

¹ Utz-von Galen, I, 154.

In der Politik zunächst will die ‚Sillon‘-Bewegung die Autorität nicht abschaffen, sie hält sie im Gegenteil für notwendig; aber sie will sie aufteilen oder- besser gesagt - vervielfältigen, so daß jeder Bürger eine Art König wird. ...

In entsprechender Weise gilt das Gleiche für die Wirtschaftsordnung. Die Wirtschaftslenkung wird dadurch, daß sie einer gewissen Klasse genommen wird, so gut vervielfältigt, daß jeder Arbeitnehmer eine Art Arbeitgeber wird. ...

Und nun zum wichtigsten Element, dem sittlichen. ... Der Enge seiner Privatinteressen entrissen und zu den Höhen der Interessen seines Berufsstandes erhoben, und höher noch zu den Interessen der gesamten Nation, ja der ganzen Menschen (denn der Horizont der Sillon-Bewegung endet nicht an den Grenzen des Vaterlandes, er erstreckt sich über alle Menschen hin bis an die Grenzen der Erde), wird das menschliche Herz - geweitet durch die Liebe zum allgemeinen Wohl - alle Berufskameraden, alle Volksgenossen, ja alle Menschen umarmen. So wird die Größe und ideale Würde des Menschen realisiert in der berühmten Dreiheit: **Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.** ...

Das ist - kurz zusammengefaßt - die Theorie, man könnte auch sagen der Traum der Sillon-Bewegung“.¹

Der heilige Papst Pius X. folgt also ganz den Spuren seiner Vorgänger, die seit Papst Pius VI. die von dem Wahlspruch der Französischen Revolution eingegebenen Irrtümer verurteilt haben.

6. Die revolutionären Grundsätze von 1789 enthalten die Summe aller Lehren der falschen Propheten

Papst Benedikt XV. hielt aus Anlaß der Veröffentlichung des Dekrets über die Heldenhaftigkeit der Tugenden des Seligen Marcelin Champagnat² am 11. Juli 1920 eine Ansprache, aus der wir die folgenden Auszüge wiedergeben:

„Man braucht sich ja nur den Anfang des 19. Jahrhunderts anzuschauen, um sofort zu erkennen, daß in Frankreich viele falsche Propheten auftauchten, die von hier aus versuchten, überall den schädlichen Einfluß ihrer perversen Lehren zu verbreiten. **Es waren Propheten, die sich als Rächer der Volksrechte aufspielten und ein Zeitalter der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit ankündigten. Wer sah denn nicht sogleich, daß sie nur als Schafe** verkleidet waren - ‘in vestimentis ovium’ ?

Doch die von diesen Propheten verkündete **Freiheit** öffnete nicht die Tore zum Guten sondern zum Bösen. Die von ihnen gepredigte **Brüderlichkeit** grüßte Gott nicht als einzigen Vater aller Brüder; und die von ihnen angepriesene **Gleichheit** stützte sich nicht auf den gleichen Ursprung oder die gemeinsame Erlösung und auch nicht auf das Ziel, das für alle Menschen dasselbe ist. **Es waren Propheten, die eine Gleichheit predigten, welche die von Gott in der Gesellschaft gewollten Klassenunterschiede vernichtet. Es waren Propheten, welche die Menschen Brüder nannten, um ihnen den Gedanken gegenseitiger Unterordnung zu nehmen. Es waren Propheten, welche die Freiheit verkündeten, das Böse zu tun, das Licht Dunkelheit zu nennen, das Falsche mit dem Wahren zu verwechseln und das erstere dem letzteren vorzuziehen, dem Irrtum und dem Laster die Rechte und Gründe der Gerechtigkeit und der Wahrheit zu opfern.**

1 Utz-von Galen, XXIII, 241-243-244-245-247.

2 Der Selige Marcelin Joseph Benedikt Champagnat, Gründer der Maristen-Schulbrüder, geboren am 20. Mai 1759 und gestorben am 6. Juni 1840, wurde von Papst Pius XII. am 29. Mai 1955 seliggesprochen.

Es ist leicht verständlich, daß diese Propheten im Schafspelz ihrem Wesen nach, d.h. in Wirklichkeit reißende Wölfe waren ‘qui veniunt ad vos in vestimentis ovium, intrinsecus autem sunt lupi rapacis’ [sie kommen zu euch im Schafspelz, sind aber in Wirklichkeit reißende Wölfe].

Wen wundert es da, daß gegen diese falschen Propheten das schreckliche Wort erklingen mußten: ‘Hütet euch vor ihnen!’ - ‘attendite a falsis prophetis’.

Marcelin Champagnat hat dieses Wort vernommen, und er verstand auch, daß es nicht nur ihm galt. Deshalb wollte er zum Echo dieses Wortes unter den Kindern des Volkes werden, denn er sah sehr wohl, daß gerade diese Kinder wegen ihrer eigenen Unerfahrenheit und infolge der Unkenntnis ihrer Eltern in Religionsfragen den Grundsätzen von 1789 am leichtesten zum Opfer fielen. ...

‘Attendite a falsis prophetis’: das waren die Worte dessen, der dem Strom der Irrtümer und Laster Einhalt gebieten wollte, dem Strom, der sich infolge der Französischen Revolution über die ganze Erde zu ergießen drohte. ‘Attendite a falsis prophetis’: das waren die Worte, die den Auftrag deutlich machen, den Marcelin Champagnat zu dem seinigen machte. Diese Worte dürfen nicht in Vergessenheit geraten, wenn man sein Leben studieren will.

Es ist nicht uninteressant, daß Marcelin Champagnat, geboren 1789, dazu bestimmt war, die praktische Umsetzung eben der Grundsätze zu bekämpfen, die mit der Zahl seines Geburtsjahres bezeichnet wurden und eine traurige, schmerzliche Berühmtheit erlangen sollten.

Um sein Werk zu rechtfertigen, hätte es genügt, das heutige Tagesevangelium weiterzulesen, denn ein einfacher Blick auf die Wunden, welche die 89er Grundsätze in den Schoß der bürgerlichen und religiösen Gesellschaft gerissen haben, würden zeigen, in welchem Maße jene Grundsätze die Summe aller Lehren der falschen Propheten beinhalteten: ‘a fructibus eorum cognoscetis eos’ ...

Zum Wachstum der Häuser der Kleinen Brüder Mariens [Maristen-Brüder] und zur Orientierung der dort lebenden jungen Menschen trug ohne Zweifel die Gottesmutter durch ein Bild bei, das zuerst erschien, dann wieder verschwand und schließlich wiedergefunden wurde. Wahrhaft wundervoll war jenes erste Aufblühen der Gemeinschaft, und es läßt sich nur durch das ununterbrochene, außerordentliche Anwachsen erklären, daß nicht ganz fünfzig Jahre nach der Gründung bereits fünftausend Brüder der neuen Institution hunderttausend über den ganzen Erdkreis zerstreuten Burschen auf dem ganzen Erdkreis heilsame Erziehung zukommen ließen.

Hätte der ehrwürdige Champagnat in prophetischem Licht diesen außerordentlichen Erfolg vorausgesehen, würde er sicherlich jene übergroße Anzahl von Jungen bedauert haben, die weiterhin im Schatten des Todes und in der Dunkelheit des Unwissens verblieben waren. Mehr noch hätte er bedauert, daß er nicht noch besser die unheilvolle Entwicklung des schädlichen Samens, der durch die Französische Revolution verbreitet worden war, aufhalten konnte. Ein Gefühl tiefster Dankbarkeit Gott gegenüber für das Gute, das von der Kongregation getan worden war, hätte ihn jedoch auch zu der Feststellung veranlaßt, daß so, wie sich aus den schlimmen Früchten der Lehre einiger zeitgenössischer Propheten deren Falschheit ableiten läßt, auch das Heranreifen guter Früchte aus einem Werk auf dessen Güte schließen läßt. ‘Igitur ex fructibus eorum cognoscetis eos’¹.

1 L’Osservatore Romano, 12.-13.7.1920, 2. Aufl.

7. Christliche Begriffe wurden zu antichristlichen, laizistischen und antireligiösen Zwecken mißbraucht

Bei seinem Besuch in Frascati am 1. September 1963 stellte Papst Paul VI. - auf das Wirken des hl. Vinzenz Pallotti in dieser Stadt eingehend - folgende Betrachtungen über die Französische Revolution und ihren Wahlspruch *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* an:

*„Es war die Zeit nach der Französischen Revolution mit all dem Unglück und den verwirrten, chaotischen und zugleich leidenschaftlichen und hoffnungsvollen Ideen, welche die Revolution den Menschen des vorausgegangenen Jahrhunderts in den Kopf gesetzt hatte. Es war unbedingt notwendig geworden, die Dinge wieder in Ordnung zu bringen und dieses Zeitalter sozusagen zu stabilisieren und zu festigen, wie es sich gehört. Gleichzeitig war jedoch auch der Sauerteig von etwas Neuem zu verspüren. Lebendige Ideen tauchten auf, die mit den Hauptgrundsätzen der Revolution übereinstimmten, denn schließlich hatte sich jene ja nur einige eigentlich christliche Begriffe angeeignet: **Brüderlichkeit, Freiheit, Gleichheit, Fortschritt, der Wunsch, die niedrigen Klassen aufzurichten.** Das alles waren christliche Ideen, waren aber nun auf eine antichristliche, laizistische, religionslose Fahne geschrieben worden, die sie ihrer evangelischen Züge zu berauben trachtete, die dem menschlichen Leben ja einen höheren, edleren Sinn geben sollen“.¹*

8. Im Grunde handelt es sich um christliche Ideen, aber diejenigen, die sie zuerst formulierten, nahmen keinen Bezug auf den Bund des Menschen mit Gott

Während der Meßfeier auf dem Flughafen *Le Bourget* in Paris am 1. Juni 1980 sagte Papst Johannes Paul II. in seiner Predigt:

*„Was haben die Söhne und Töchter eures Volkes nicht alles zur Kenntnis des Menschen, zum Ausdruck des Menschen durch die Festlegung seiner unveräußerlichen Rechte beigetragen! Es ist ja bekannt, welche Rolle die Idee der **Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit** in eurer Kultur und eurer Geschichte spielt. Im Grunde sind dies christliche Ideale. Und ich sage dies wohl wissend, daß diejenigen, die als erste dieses Ideal formuliert haben, keineswegs den Bund des Menschen mit der ewigen Weisheit im Sinne hatten. Doch sie wollten etwas tun für den Menschen“.²*

9. Die Französische Revolution – eine von einer ungestümen Welle der Gewalt und des Hasses mitgerissene Bewegung gegen die Religion

Während der Audienz für die Pilger von Angers, die zur Seligsprechung Wilhelm Repins und seiner Gefährten nach Rom gekommen waren, sagte Papst Johannes Paul II. am 20. Februar 1984:

„Ich weiß, daß die Französische Revolution – vor allem während der ‚Zeit des Terrors‘ in eurem Vaterland und im Westen tausende Opfer verursacht hat, die unter der Guillotine starben, erschossen oder ertränkt wurden, sowie in den Gefängnissen von Angers umka-

1 *Insegnamenti di Paolo VI.*, Tipografia Poliglotta Vaticana, 1963, 13V. 1, S. 569.

2 *Insegnamenti di Giovanni Paolo II.*, Libreria Editrice Vaticana, 1980, Bd. 111, 1, S. 189.

men. Nur Gott kennt ihre Verdienste, ihre Opfer, ihren Glauben. Die Diözese und der Heilige Stuhl konnten nur einen kleinen Teil dieser Fälle prüfen, in denen das Zeugnis des Martyriums in bezug auf die religiösen Beweggründe besser bekannt und offensichtlicher war. ...

Ihre Gefangennahme [des Seligen Repin und seiner 98 Gefährten] und Verurteilung hängen sicherlich mit einem politischen Kontext des Widerstandes gegen ein Regime zusammen, das in jener Zeit so viele religiöse Werte abwies. Wenn diese geschichtliche Bewegung auch von einem Gefühl der Großzügigkeit – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – und dem Wunsch nach notwendig gewordenen Reformen inspiriert worden war, so war sie doch in den Sog der Vergeltungsmaßnahmen, der Gewalt und des Religionshasses geraten. Dies ist eine Tatsache. Es steht uns hier nicht zu, über jene politische Entwicklung zu urteilen. Wir überlassen den Historikern die schwierige Aufgabe, ihre Maßlosigkeit zu bestimmen“.¹

* * *

Vielleicht stellt der Leser in den Texten hin und wieder einen scheinbaren Widerspruch in den Reden der verschiedenen Päpste zum Thema der Dreiheit *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* fest.

Doch löst sich dieser Eindruck zusehends auf, wenn man bedenkt, daß jeder Ausspruch – wird er erst einmal auf die rechte Weise, d.h. im Lichte der Prinzipien des katholischen Glaubens gesehen – durchaus unsere Zustimmung verdient, denn schließlich handelt es sich jeweils um die Aspekte, die jenen Päpsten wichtig waren.

Im allgemeinen muß man jedoch festhalten, daß jene Denker und Schriftsteller, welche die Französische Revolution vorbereiteten, wie auch die Männer der Aktion, die diese schrecklichen gesellschaftlichen und politischen Unruhen, die Frankreich von 1789 an erschütterten, angestiftet haben, wie auch die Pamphletisten und Demagogen, die sie auf die Straße trugen und damit zur Ausübung von soviel Ungerechtigkeit und so ungeheuren Verbrechen beigetragen haben, jene Worte bestimmt ganz anders verstanden. Denn ihnen ging es um die Zerstörung der Religion, um den Haß gegen jede Art von legitimer Autorität und um die wütende Leugnung aller Ungleichheiten, selbst der gerechten und notwendigen.

Die Dreiheit *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* an sich zu loben bedeutet nicht, die radikalen und absurden Irrtümer gutzuheißen, welche die Revolutionäre im Ganzen gesehen in diese Begriffe miteinbezogen. Diese Irrtümer wurden gerade in der letzten Aufwallung der Französischen Revolution, dem kommunistischen Aufstand Babeufs, besonders deutlich.² Hier offenbarte sich, wie tief in der 1789er Revolution der Keim des Kommunismus steckte – dieses Inbegriffs religiöser, philosophischer, politischer,

1) *Insegnamenti di Giovanni Paolo II.*, Libreria Editrice Vaticana, 1984, 13d. VII, 1, S. 447-448.

2) Babeuf, Francois Noel (1760 - 1797) – französischer Revolutionär, befehligte die „Verschwörung der Gleichen“, die im Winter 1795-96 auf den Plan trat und „den ersten Versuch darstellte, den Kommunismus zu verwirklichen“. Er veröffentlichte das „Manifest der Gleichen“ das die Gemeinsamkeit von Gut und Arbeit vertrat und „die erste Form revolutionärer Ideologie in der aus der Revolution selbst hervorgegangenen Gesellschaft war. Mit dem Babouvismus wurde der Kommunismus, der bisher nichts als eine utopische Phantasie gewesen war, zum ideologischen System erhoben; mit der Verschwörung der Gleichen tat er seinen Schritt in die politische Geschichte“. (ALBERT SOBOUL, *La Révolution Française*, Gallimard, Paris, 1962, Bd. II, S. 216 u. 219).

Was die Rolle angeht, die Babeuf im weiteren Verlauf der revolutionären Bewegung spielte, behauptet Marx in seinem Werk, daß er auf gotteslästerliche Weise den Titel *Die heilige Familie* gegeben hat, daß ... „die revolutionäre Bewegung, die 1789 in gesellschaftlichen Kreisen ihren Anfang genommen und in der darauf folgenden Entwicklung Leclerc und Roux als wichtigste Vertreter gehabt hatte, mit der Verschwörung Babeufs zwar vorübergehend unterlegen gewesen sei, der kommunistischen Ideologie jedoch, die Buonarroti, der Freund Babeufs, nach der Revolution 1830 in Frankreich wieder eingeführt habe, damit der Durchbruch gelungen sei. Diese konsequent weiterentwickelte Ideologie bilde den Beginn der modernen Welt“ (vgl. FRANCOIS FURET, *Dictionnaire Critique de la Révolution Française*, Flammarion, Paris, 1988, S. 199).

Babeufs Bewegung wurde vom Direktorium bekämpft. Er selbst wurde gefangengenommen und 1797 hingerichtet.

gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Irrtümer – dem das namenlose moralische und materielle Unheil zu verdanken ist, mit dem heute die Völker Osteuropas zu kämpfen haben.

Eine List, die von der Französischen Revolution mit besonderem Erfolg angewandt wurde, bestand gerade darin, viele einfache und unvorsichtige Geister durch den Einsatz ehrbarer oder gar lobenswerter Begriffe mit einem ungeheuerlichen Haufen von Irrtümern und verbrecherischen Ereignissen durcheinanderzubringen. Viele dieser Geister waren denn auch gern bereit, die Lehren der Französischen Revolution in ihrer Wurzel als gut zu bezeichnen, obwohl die von der Revolution geschaffenen Tatsachen äußerst verdammenswert waren.

Andere wiederum waren der Meinung, daß die Lehren der Französischen Revolution, die derartiges Unheil hervorgebracht hatten, nicht weniger verdammenswert sein konnten als ihre Auswirkungen. Deshalb kamen diese Menschen zu dem Schluß, daß diese Dreiheit, die als Inbegriff dieser perversen Lehren eingehämmert worden sind, ebenfalls nichts anderes als Ablehnung verdiente.

All diese schädliche Verwirrung in den Köpfen sollte sich als äußerst langlebig erweisen. Da es nur langsam gelingt, sie aufzulösen, kann man sie auch heute noch antreffen.

Man sieht, daß einige Päpste in ihren Worten an ein Publikum, das größtenteils noch einer falschen Orientierung anhing, versucht haben, gewisse Einseitigkeiten und übermäßig strenge Beurteilungen dieser Dreiheit, die auf schlaue Weise ausgeschlachtet worden waren, zu berichtigen. Andere wiederum versuchten zu verhindern, daß die im Grunde unschädlichen Begriffe der Dreiheit „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ die Menschen über die wesentliche Verderbtheit der Ereignisse, die mit den großen Umwälzungen am Ende des 18. Jahrhunderts verbunden waren, hinwegtäuschten. Über jene Ereignisse hinwegtäuschten, die schließlich unter den Bezeichnungen Sozialismus und Kommunismus auch das 19. und fast das ganze 20. Jahrhundert überdauert haben, und deren eigentlicher Inhalt heute in Osteuropa in den letzten Zügen liegt. Vielleicht sollten wir lieber sagen, daß dieser Inhalt auch dort nur wieder einmal seine Gestalt ändert und mit der Suche nach neuen Wörtern, neuen Formeln, neuen Nachstellungen weiter seine radikal gottlosen oder besser pantheistischen, jedenfalls absolut und umfassend gleichmacherischen Ziele anstrebt.

ANHANG III



Regierungsformen im Lichte der kirchlichen Soziallehre: Theorie und Praxis

A. Päpstliche und andere Aussagen über die Regierungsformen: Monarchie, Aristokratie und Demokratie

1. Monarchie: die beste Regierungsform

Aus der Ansprache Papst Pius' VI. zur Hinrichtung König Ludwigs XVI.:

„Nach Abschaffung *der besten, nämlich der monarchischen Regierungsform*, übertrug er [der Konvent] die ganze öffentliche Macht auf das Volk“.¹

2. Die Kirche widersetzt sich keiner Regierungsform, soweit sie gerecht ist und dem Gemeinwohl dient

Aus der Enzyklika *Diuturnum illud* (29.6.1881) von Papst Leo XIII.:

¹ *Pii VI Pont. Max. Acta*, Typis S. Congreg. de Propaganda Fide, Rom, 1871, Bd. II, S. 17.

„Ebenso handelt es sich hier nicht um die Formen der politischen Gewalt; denn die Kirche findet weder in der Herrschaft eines Einzigen, noch in der von vielen etwas Unangemessenes, wenn diese nur gerecht ist und durch sie das allgemeine Wohl besorgt wird. Wenn daher die Gerechtigkeit nicht verletzt wird, ist es den Völkern unbenommen, jene Regierungsform anzunehmen, die am meisten den tradierten Institutionen und Gewohnheiten am meisten entspricht.“¹

Aus der Enzyklika *Immortale Dei* (1.11.1885):

„Das Befehlsrecht ist aber an sich mit keiner bestimmten Staatsform notwendig verknüpft. Es kann die eine oder andere Form annehmen, wenn diese nur das gemeinsame Wohl und Gedeihen wirksam fördert. ...

*Alle diese Bestimmungen aber sprechen sich, wenn man sie richtig durchdenkt, in keiner Weise gegen irgendeine der verschiedenen Staatsformen aus; denn in keiner liegt ein der katholischen Kirche feindliches Element, vielmehr sind alle bei weiser und gerechter Durchführung höchst dienlich zur gedeihlichen Entwicklung des Staatswesens“*².

In den oben angeführten Textstellen geht Papst Leo XIII. von einer Nation aus, die sich - ohne jede Verletzung des Autoritätsprinzips oder erworbener Rechte - angesichts der Umstände vor die Wahl gestellt sieht, sich für die geltende Regierungsform oder irgendeine andere Regierungsform zu entscheiden.

Die von ihm angesichts einer solchen Lage vertretene Lehre gilt *mutatis mutandis* auch für eine Person, die sich als Privatperson in die Lage versetzt sieht, eine derartige Wahl zu treffen. Wenn es zum Beispiel bei einer Volksbefragung darum geht, mit seiner Stimme zwischen Monarchie, aristokratischer Republik oder demokratischer Republik zu entscheiden. Oder wenn sie vor der Wahl steht, welcher Partei sie sich anschließen soll.

3. Diese oder jene Regierungsform kann den Vorzug verdienen, weil sie besser dem Wesen oder den Bräuchen des jeweiligen Volkes entspricht

Aus der Enzyklika *Au milieu des sollicitudes* (16.2.1910) Papst Pius' X.:

„Verschiedene politische Regierungen haben in Frankreich im Verlauf dieses Jahrhunderts einander abgelöst, und jede hatte ihre bestimmte Form: Kaiserreiche, Monarchien, Republiken. Wenn man im Abstrakten verbleibt, könnte man leicht definieren, welche, in sich betrachtet, die beste Form ist; man kann auch mit vollem Recht sagen, daß jede von ihnen gut sei, sofern sie nur fähig ist, geradlinig auf ihr Ziel zuzugehen, auf das Gemeinwohl nämlich, für das die gesellschaftliche Autorität eingesetzt worden ist; schließlich muß noch hinzugefügt werden, daß unter einem bestimmten Gesichtspunkt diese oder jene Regierungsform vorzuziehen sei, weil sie dem Charakter und den Sitten dieser oder jener bestimmten Nation besser angepaßt ist. In der Ordnung des theoretischen Denkens haben die Katholiken wie jeder andere Staatsbürger die volle Freiheit, eine Regierungsform der andern vorzuziehen, eben deshalb, weil keine der gesellschaftlichen Formen von sich aus den Regeln der gesunden Vernunft und den Maximen der christlichen Doktrin widerspricht.“³

1 *Die Katholische Sozialdoktrin in ihrer geschichtlichen Entfaltung – Eine Sammlung päpstlicher Dokumente vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart* (Originaltexte mit Übersetzung) – herausgegeben von Prof. Dr. Arthur Utz und Dr. Brigitta Gräfin von Galen, Aachen, 1976, XXI, 4.

2 *Utz-von Galen*, XXI, 25 und 41.

3 *Utz-von Galen* XXIII, 190.

4. Irrtum des Sillon: allein die Demokratie wird das Reich vollkommener Gerechtigkeit schaffen

Aus dem Apostolischen Schreiben *Notre charge apostolique* (25.8.1910) des hl. Papst Pius' X.:

„Die ‚Sillon-Bewegung‘ ... verbreitet demnach unter Eurer katholischen Jugend falsche und gefährliche Begriffe von Autorität, Freiheit und Gehorsam. Das Gleiche gilt für Gerechtigkeit und Gleichheit. Sie (Die Sillon-Bewegung) arbeitet - sagt sie - für ein Zeitalter größerer Gleichheit, das dadurch zugleich ein Zeitalter größerer Gerechtigkeit sein würde. **Für sie ist also jede Ungleichheit des Standes eine Ungerechtigkeit oder zumindest eine geringere Gerechtigkeit! Ein Prinzip, das der Natur der Dinge aufs höchste widerspricht, Neid und Ungerechtigkeit erzeugt und jede soziale Ordnung zerstört!** Somit würde nur die Demokratie das Reich der wahrhaftigen Gerechtigkeit eröffnen! **Ist es nicht eine Beleidigung für alle übrigen Regierungsformen, die man auf diese Weise auf den Rang von machtlosen Notbehelfs-Regierungen erniedrigt?** Im übrigen verstößt die Sillon-Bewegung auch in diesem Punkt gegen die Lehre Papst Leos XIII. Sie hätte in der bereits erwähnten Enzyklika über die politische Herrschaft lesen können, daß, , wenn die Gerechtigkeit gewahrt bleibt, es den Völkern unbenommen ist, sich jene Regierungsform zu geben, die ihrem Charakter oder ihren traditionellen Institutionen und Bräuchen am besten entspricht`. Die Enzyklika erwähnt hierbei die bekannten drei Regierungsformen. Sie setzt also voraus, daß die Gerechtigkeit mit jeder von ihnen vereinbar ist. Und bejaht die Enzyklika über die Lage der Arbeiter nicht ausdrücklich die Möglichkeit, die Gerechtigkeit in den gegenwärtigen Organisationsformen der Gesellschaft wiederherzustellen, da sie die Mittel dazu angibt? Zweifellos wollte aber Papst Leo XIII. nicht von irgendeiner, sondern von der vollkommenen Gerechtigkeit sprechen. **Wenn er also lehrte, daß die Gerechtigkeit mit den drei bekannten Regierungsformen vereinbar ist, so lehrte er damit, daß unter diesem Gesichtspunkt der Demokratie kein privilegierter Rang zukommt. Entweder weigern sich die Sillonisten, die das Gegenteil behaupten, auf die Kirche zu hören, oder sie haben eine Vorstellung von Gerechtigkeit und Gleichheit, die nicht katholisch ist.**“¹

5. Der katholischen Kirche fällt es nicht schwer, mit den verschiedenen Regierungsformen auszukommen

Aus der Enzyklika *Dilectissima nobis* (3.6.1933) Papst Pius' XI.:

„Allen ist ja bekannt, daß die katholische Kirche keine Staatsordnung gegenüber einer anderen besonders bevorzugt, sofern nur die Rechte Gottes und des christlichen Gewissens gewahrt und geschützt werden, und daß sie sich daher ohne Schwierigkeit mit jeder Staatsform ins Einvernehmen setzen kann, sei es ein Königreich oder eine Republik, eine Aristokratie oder eine Demokratie.“²

6. Die wahre Demokratie ist mit der Monarchie keineswegs unvereinbar

Aus der Rundfunkansprache Papst Pius' XII. zum Weihnachtsfest 1944:

„... die Demokratie, im weiteren Sinne verstanden, verschiedene Formen zuläßt und sich ebensogut in Monarchien wie in Republiken verwirklichen kann ...

1 Utz-von Galen, XXIII, 251.

2 Utz-von Galen, XXV, 101.

*Der demokratische Staat, ob monarchisch oder republikanisch, muß wie jede andere Regierungsform mit wahrer und wirksamer Autorität ausgestattet sein.*¹

7. Die katholische Kirche läßt jede Regierungsform zu, die sich nicht dem göttlichen und menschlichen Recht widersetzt

Aus der Ansprache Papst Pius' XII. an das außerordentliche Geheime Konsistorium (14.2.1949):

*„Die katholische Kirche ... duldet jede Regierungsform, die nicht zum göttlichen oder menschlichen Recht im Gegensatz steht. Wenn aber ein solcher Gegensatz bestehen sollte, so sind die Bischöfe und die pflichtbewußten Gläubigen dazu angehalten, sich den ungerichten Gesetzen zu widersetzen.“*²

8. Bei der Festlegung der politischen Struktur eines Landes sind die Verhältnisse des jeweiligen Volkes zu berücksichtigen

Aus der Enzyklika *Pacem in Terris* (11.4.1963) Papst Johannes' XXIII.:

„Im übrigen kann nicht ein für allemal entschieden werden, welche Staatsform die geeignetere ist oder welches die angemessenste Art und Weise ist, in der die Staatsgewalt in Gesetzgebung, öffentlicher Verwaltung und Rechtsprechung ihre Aufgabe erfüllt.

*Um tatsächlich festzustellen, in welcher Form ein Staat regiert werden und wie er seine Aufgaben erfüllen soll, müssen vielmehr der augenblickliche Zustand und die Lage eines jeden Volkes in Betracht gezogen werden, die je nach Ort und Zeit verschieden sind.“*³

9. Die Kirche gibt keinem politischen System und keiner institutionellen Lösung den Vorrang

Aus der Enzyklika *Sollicitudo Rei Socialis* (30.12.1987) Papst Johannes' Paul II.:

*„Die Kirche ... legt ja keine wirtschaftlichen und politischen Systeme oder Programme vor, noch zieht sie die einen den anderen vor, wenn nur die Würde des Menschen richtig geachtet und gefördert wird und ihr selbst der notwendige Raum gelassen wird, ihren Dienst in der Welt auszuüben.“*⁴

Aus der Enzyklika *Centesimus Annus* (1.5.1991) Papst Johannes' Paul II.:

*„Die Kirche achtet die berechnigte Autonomie der demokratischen Ordnung. Es steht ihr nicht zu, sich zugunsten der einen oder anderen institutionellen oder verfassungsmäßigen Lösung zu äußern. Der Beitrag, den sie zu dieser Ordnung anbietet, ist die Sicht von der Würde der Person, die sich im Geheimnis des Mensch gewordenen Wortes in ihrer ganzen Fülle offenbart.“*⁵

1 Pius XII. sagt. Zusammengestellt von Michael Chinigo. Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt. 1959, S. 298 und 300.

2 *Discorsi e Radiomessaggi di Sua Santità Pio XII.* Tipografia Poliglotta Vaticana. Bd. X, S. 381.

3 *Die Friedensenzzyklika Papst Johannes XXIII. – Pacem in Terris.* Herder, Freiburg i. B., 1963, S. 108

4 *Enzyklika Sollicitudo rei socialis*, 30 Dezember 1987, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn, 1988, S. 51.

5 *Enzyklika Centesimus Annus. 1. Mai 1991.* Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn, 1991, S. 55.



Die Verherrlichung des hl. Thomas von Aquin, Francisco de Zurbarán,
Museum der Schönen Künste, Sevilla

10. Die Grundstruktur der politischen Gemeinschaft ist das Ergebnis der Veranlagung eines jeden Volkes und seines geschichtlichen Werdegangs

Aus der Konstitution *Gaudium et Spes* (1965) des Zweiten Vatikanischen Konzils:

„Die einzelnen, die Familien und die verschiedenen Gruppen, aus denen sich die politische Gemeinschaft zusammensetzt, wissen, daß sie allein nicht imstande sind, alles das zu leisten, was zu einem in jeder Richtung menschlichen Leben gehört. Sie erfassen die Notwendigkeit einer umfassenderen Gesellschaft, in der alle täglich ihre eigenen Kräfte zusammen zur ständig besseren Verwirklichung des Gemeinwohls einsetzen. So begründen sie denn die politische Gemeinschaft in ihren verschiedenen Formen. Die politische Gemeinschaft besteht also um dieses Gemeinwohls willen; in ihm hat sie ihre letztgültige Rechtfertigung und ihren Sinn, aus ihm leitet sie ihr ursprüngliches Eigenrecht ab. ...

Die konkrete Art und Weise, wie die politische Gemeinschaft ihre eigene Verfassung und die Ausübung der öffentlichen Gewalt ordnet, kann entsprechend der Eigenart der verschiedenen Völker und der geschichtlichen Entwicklung verschieden sein. Immer aber muß sie im Dienst der Formung eines gebildeten, friedliebenden Menschen stehen, der gegenüber allen anderen wohlwollend ist, zum Vorteil der gesamten Menschheitsfamilie.“¹

11. Die Monarchie ist die beste Regierungsform, weil sie dem Frieden am meisten dient

Neben den oben angeführten päpstlichen Texten zur Soziallehre der Kirche in dieser Frage finden wir es angebracht, angesichts der Bedeutung, die dem heiligen Kirchenlehrer in der traditionellen kirchlichen Lehre zukommt, einige Stellen aus den Schriften Thomas von Aquins zum gleichen Thema zu zitieren.

In seinem Werk *De Regimine Principum* lehrt der hl. Thomas von Aquin:

„Von diesen Prämissen ausgehend [daß es nämlich den Menschen ziemt, in Gesellschaft zu leben, und daß es daher unbedingt notwendig ist, daß sie von einem Vorsteher auf die rechte Weise regiert werden], müssen wir uns fragen, was für die Provinz oder die Stadt am besten ist: Ob sie besser von einem oder von mehreren regiert wird. Dies gilt es, unter dem Gesichtspunkt des eigentlichen Zwecks der Herrschaft zu betrachten.

Tatsächlich müssen alle Herrschenden das Wohlergehen derer zum Ziele haben, über die sie die Herrschaft übernommen haben, so wie es dem Steuermann zusteht, das Schiff durch Überwindung der Gefahren des Meeres wohlbehalten zum rettenden Hafen zu bringen.

Nun bedeutet aber die Bewahrung der Einheit der Gesellschaft, das heißt des Friedens, das Gut und die Rettung der Gesellschaft schlechthin. Mit dem Verlust der Einheit geht auch der Nutzen des Lebens in der Gesellschaft verloren, und dies um so mehr als die Gesellschaft, in der es zur Uneinigkeit kommt, sich selbst zur Last wird.

Der Leiter einer Gesellschaft hat sich also vor allem für Einheit und Frieden einzusetzen. Dem Regierenden steht es überhaupt nicht zu, darüber rechtmäßig zu befinden, ob er den Frieden in der ihm unterstellten Gesellschaft fördern soll oder nicht, so wie sich ja auch der Arzt nicht fragt, ob er den ihm anvertrauten Kranken heilen soll oder nicht. Denn niemand hat über das Ziel selbst zu befinden, das zu erreichen seine Aufgabe ist, sondern ledig-

¹ *Utz-von Galen*, IV, 795 und 800.

lich über die Mittel, die zu diesem Ziel führen. Deshalb sagt auch der Apostel, nachdem er dem gläubigen Volk die Einheit ans Herz gelegt hat: „Seid eifrig bemüht, die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens zu bewahren“ (Eph 4,3).

Je mehr Erfolg demnach ein Regime bei der Bewahrung der Einheit in Frieden hat, desto nützlicher ist es, sagen wir doch gemeinhin, daß das am nützlichsten ist, was am besten zum Ziel führt.

Nun ist es aber augenscheinlich, daß das, was selbst eins ist, besser die Einheit bewirken kann als das, was mannigfältig ist, ähnlich wie die beste Heizwirkung von dem ausgeht, was von sich aus warm ist.

Die Regierung eines einzelnen ist also nützlicher als die vieler.

Wenn außerdem viele ganz verschiedener Meinung untereinander sind, so sind sie natürlich nicht in der Lage, die Gesellschaft zu erhalten. Es muß also unter den vielen eine gewisse Einigkeit herrschen, damit sie irgendwie regierungsfähig sind, denn viele vermögen ein Schiff nur dann zu einem gewissen Punkt zu bringen, wenn sie auf irgendeine Weise zu einer Übereinstimmung kommen. Nun heißt es aber, daß viele in dem Maße eins sind, als sie der Einheit nahe kommen. Es ist also besser, daß nur einer regiert statt viele, die durch die Nähe eins werden.

Darüber hinaus funktionieren die Dinge besser, wenn sie sich in Übereinstimmung mit der Natur befinden, denn dann wirkt in jedem die Natur, und das ist das beste. Nun ist es aber so, daß die natürliche Regierung von einem einzigen ausgeht, denn auch unter der großen Anzahl von Organen bewegt eins alle anderen, nämlich das Herz, und unter den Teilen der Seele herrscht eine Kraft über die anderen vor, und das ist die Vernunft. Auch die Bienen haben eine Königin, und im ganzen Universum gibt es nur einen Gott, welcher der Schöpfer und Herrscher aller Dinge ist. Und das ist recht so, denn alle Menge leitet sich von einem ab. Denn wenn die Dinge, die in der Kunst entstehen, die Dinge, die nach der Natur entstehen, nachahmen, und wenn das Kunstwerk um so besser ist, je mehr es dem natürlichen ähnelt, so müssen wir wohl oder übel anerkennen, daß es für die menschliche Gesellschaft das beste ist, wenn sie von einem einzigen geleitet wird.

Dies macht auch jene Erfahrung deutlich, daß die Provinzen und Städte, die nicht von einem einzigen regiert werden, unter der Uneinigkeit leiden und friedlos dahintreiben, so daß sich an ihnen das Bedauern des Herrn zu erfüllen scheint, wenn er durch die Stimme des Propheten sagt: 'Zahlreiche Hirten haben meinen Weinberg zerstört' (Jer 12,10). Die Provinzen und Städte aber, die von einem König regiert werden, genießen den Frieden, blühen in Gerechtigkeit und erfreuen sich an der Fülle der Güter. Daher verspricht es der Herr seinem Volke durch der Propheten Mund als eine große Gnade, daß er nur einen einzigen Herrscher an seine Spitze stellen werde, und daß es unter ihnen nur einen Fürsten geben werde.¹

Diesen Ausführungen des Doctor Angelicus fügt der hervorragende Thomist P. Victorino Rodriguez OP² folgende, mit weiteren Zitaten aus den Werken des Hl. Thomas bereicherte Glosse hinzu:

1 *De Regimine Principum ad Regem Cypri*, Buch I, Kapitel II, Marietti, Rom, 1950, S. 259-260.

2 Der treue Schüler des berühmten P. Santiago Ramirez OP, bei dem er scholastische Philosophie studiert hatte, veröffentlichte er mehr als 250 Arbeiten über philosophische und theologische Themen in Form von Artikeln und Büchern. Unter seinen Werken sind besonders hervorzuheben *Schlüsselthemen des christlichen Humanismus* und *Studien zur theologischen Anthropologie*.

P. Victorino Rodriguez, der ehemalige Prior von Santo Domingo el Real in Madrid, war vorher Professor an der Theologischen Fakultät St. Stephan in Salamanca und Lehrstuhlinhaber an der Katholischen Hochschule der selben Stadt. Er war auch Professor des Obersten Rates für Wissenschaftsforschung in Madrid, Mitglied der Königlichen Akademie der Doktoren in der genannten Stadt und der Päpstlichen Theologischen Akademie in Rom.

„Vorrang der monarchischen Regierungsform zur Erhaltung des Friedens. Unzweifelhaft stellt der Friede im positiven, dynamischen Sinne einer ‚ruhigen Freiheit‘ (Cicero, II Philipp., c.44) oder ‚Ruhe der Ordnung‘ (Hl. Augustinus, De Civitate Dei, XIX,1 3,1) den wichtigsten Faktor des Gemeinwohls dar; wenn er nicht gar als die Synthese aller integrierenden Elemente angesehen werden kann, die schließlich alle ehrlichen Regierungen anstreben. Nun stellt natürlich der Friede, was Ordnung und Einigkeit anbelangt, in direkterem und engerem Zusammenhang mit der einigen oder monarchischen Herrschaftsform als mit anderen, pluralistischeren oder vielfältigeren Regierungsformen. Es handelt sich hier um einen Aspekt der Bevorzugung der monarchischen Staatsform, der in diesen Kapiteln deutlich hervorgehoben wird, sei es aus den für die Einheit wesentlichen Gründen, sei es wegen der Analogien mit der natürlichen Ordnung oder wegen seiner Übereinstimmung mit der theokratischen Gewalt. Wir werden später noch sehen, in welchem Sinne eine demokratische Regierung für den sozialen Frieden von Vorteil ist.

„Was den hier angesprochenen Aspekt angeht, so hat er (der Hl. Thomas) uns eine weitere glänzende Seite in seiner *Summa Theologica* I, 103,3 hinterlassen: ‚Die beste Regierung ist die, die von einem einzigen ausgeübt wird. Der Grund dafür liegt darin, daß Regieren nichts anderes bedeutet, als die regierten Dinge ihrem Ziel, das heißt irgendeinem Gut zuzuführen. Nun befindet sich aber im Wesen des Guten die Einheit, wie Boecius in seinem *III. De Consolatione* durch die Tatsache belegt, daß, so wie alle Dinge das Gute wollen, sie auch die Einheit wollen, ohne die sie nicht sein können, denn ein Ding besteht nur als eines; wir sehen deshalb, daß sich die Dinge der Teilung so lange wie möglich widersetzen, und daß ihre Auflösung eine Folge ihrer Unzulänglichkeit ist. Daher geht es dem, der eine Menge regiert, um die Einheit oder den Frieden. Der Grund der Einheit selbst aber ist das Eine, denn offensichtlich können viele das Verschiedene nicht einen und ausgleichen, wenn sie nicht selbst irgendwie eins sind. Was also wesentlich eins ist, kann besser und leichter der Grund der Einheit sein als viele Vereinte. Daraus kann man schließen, daß die Menge besser von einem als von vielen regiert wird‘.“¹

12. Die beste Weise, die Monarchie zu mäßigen und zu stärken, besteht darin, sie mit Aristokratie und Demokratie zu umgeben.

Was die Meinung des Hl. Thomas von Aquin über eine gemischte Regierungsform angeht, äußert sich P. Victorino Rodriguez OP wie folgt:

„Das gemischte System ist theoretisch eine sehr gute Regierungsform. In diesem Werk [De Regimine Principum] und vor allem im siebten Kapitel neigt der Hl. Thomas nach seiner Analyse der drei Regierungsformen (Monarchie, Aristokratie, Demokratie) zur monarchischen Form, wenn auch mit eingeschränkten Machtbefugnissen, damit sie nicht in Tyrannei ausartet: ‚Simul etiam sie eius temperetur potestas, ut in tyrannidem ne facili declinare non possit‘ [ihre Macht ist so abzuschwächen, daß sie nicht ohne weiteres in Willkürherrschaft ausarten kann].

„Diese Idee der gemäßigten Macht des Herrschers veranlaßte ihn in späteren Werken zu der Ausarbeitung einer Theorie vom gemischten System als einer sehr guten Regierungsform: Die beste Weise, die Monarchie zu mäßigen und zu stärken, besteht darin, sie mit Aristokratie und Demokratie zu umgeben. Ich beschränke mich hier darauf, die beiden Textstellen zu zitieren, die mir in dieser Hinsicht grundlegend und klar genug scheinen: Es ist kaum

¹ In Hl. Thomas von Aquin. *El Regimen Politico*, Fuerza Nueva Editorial, Madrid, 1978, S. 37 u.39.

zu verstehen, wie aus zwei sehr schlechten Regierungsformen (Tyrannei und Demokratie oder Demagogie) eine sehr gute Regierungsform hervorgehen sollte. Da ist sicherlich das Vorgehen jener besser, die verschiedenen richtigen Regierungsformen Zugang in die Regierung der Stadt gewähren, denn je gemischerter um so besser, da ja dann mehr Bürger an der Stadtregierung teilhaben' (in II. Politicorum, lect. 7, Nr. 247).

„Einige behaupten, daß die beste Regierung einer Stadt in einer Art Mischung der bereits genannten Systeme (Monarchie, Aristokratie, Demokratie) besteht. Das liegt daran, daß auf diese Weise eine Regierungsform durch die Gegenwart der anderen gemäßigt wird und somit weniger Raum für Aufruhr gegeben ist, da ja alle an der Regierung der Stadt beteiligt sind, so daß das Volk in einigen Dingen das Sagen hat, in anderen die Aristokratie und in wieder anderen der König' (a.a.O., Nr. 245)".¹

13. Eine demokratische Verfassung hat die christlichen Glaubenswerte zu übernehmen und zu schützen, ohne die sie nicht bestehen kann

Angesichts der besonderen Lage, in der wir uns heute befinden, ist es angebracht, die verständigen Erwägungen des damaligen Kardinal Ratzinger zu bedenken, die er 1988 in einem Interview geäußert hat:

„Alexis de Tocqueville hat bereits vor 150 Jahren darauf hingewiesen, daß die Demokratie nur dann bestehen kann, wenn ihr ein gewisses Ethos vorausgeht. Die Mechanismen der Demokratie funktionieren nur, wenn dieses Ethos sozusagen sinnfällig und unbestreitbar vorhanden ist, denn nur dann werden diese Mechanismen zu Werkzeugen der Gerechtigkeit. Das Prinzip der Mehrheit ist nur dann annehmbar, wenn auch diese Mehrheit nicht einfach alles nach ihrem Gutdünken veranlassen kann, denn sowohl die Mehrheit als auch die Minderheit haben gemeinsam einer Gerechtigkeit gegenüber Achtung zu zollen, die für beide verpflichtend ist. Es gibt demnach grundlegende Elemente, die der Existenz des Staates vorausgehen und nicht dem Spiel der Kräfte von Mehrheit und Minderheit unterliegen, und die deshalb für alle als unverletzlich zu gelten haben.

Die Frage ist, wer legt diese ‚Grundwerte‘ fest? Und wer schützt sie? Dieses Problem, wie Tocqueville es angesprochen hat, wurde in der ersten amerikanischen Demokratie nicht als ein Verfassungsproblem angesehen, weil eine gewisse christliche – protestantische – Grundauffassung vorhanden war, die überhaupt nicht in Frage gestellt und einfach als offensichtlich angenommen wurde. Dieses Prinzip entsprang einer den Bürgern gemeinsamen Überzeugung, die über jeden Zweifel erhaben war. Was geschieht aber, wenn diese Überzeugungen aufhören zu bestehen? Kann dann ein Mehrheitsbeschluß etwas, was bisher als Unrecht galt, in Recht verwandeln, oder umgekehrt? Dazu hat im dritten Jahrhundert Origenes erklärt: Wenn im Land der Kythen das Unrecht zum Gesetz erhoben wird, müssen die dort lebenden Christen eben gegen das Gesetz handeln. Dieses Prinzip läßt sich leicht auf das 20. Jahrhundert übertragen: Als das Unrecht unter dem Nationalsozialismus zum Gesetz erklärt wurde, war ein Christ verpflichtet, während dieses Standes der Dinge

¹ Was den Begriff *Demokratie* angeht, so erklärt P. Victorino Rodriguez OP: „Dieser herabsetzende Sinn von Demokratie im Werk *De Regimine Principum* taucht in den Kommentaren zu den Büchern der Ethik und der Politik des Aristoteles auf, wo sie auch als *plebejische* Regierung, als *populäre* Regierung oder Regierung *der Armen* bezeichnet wird, in der die zahlenmäßige Mehrheit der Bürger sich über die qualifizierte Minderheit erhebt und sie in der Folge ungerecht unterdrückt (deshalb dann der herabsetzende Sinn dieser Art von Demokratie)... In der *Summa Theologica* erscheint allerdings bei der Erwähnung der Regierungsformen (v. I-II, 05, 4; II-II, 61, 2) nur die Tyrannei als unrechte Regierungsform, nicht aber die Oligarchie und die Demokratie, die mehr oder weniger korrekt sein können" (a.a.O., S. 31 u. 33).

dem Gesetz entgegenzuhandeln. ‚Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen‘. Wie kann aber dieser Faktor dem Demokratie-Begriff einverleibt werden?

Es ist auf jeden Fall klar, daß eine demokratische Verfassung die aus dem christlichen Glauben hervorgegangenen Werte als Grundlage zu verteidigen und gerade im Namen der Freiheit als unantastbar zu erklären hat. Die Wahrung des Rechts hat allerdings nur Bestand, wenn sie sich auf den Rückhalt in der Überzeugung einer großen Anzahl von Bürgern berufen kann. Es ist daher von größter Wichtigkeit für die Einführung und Erhaltung der Demokratie, daß diese grundlegenden moralischen Überzeugungen, ohne die sie nicht fortbestehen kann, gewahrt und vertieft werden.“¹

B. Regierungsformen: Die abstrakten Grundsätze und ihr Einfluß auf die Bildung einer politischen Mentalität

Es ist wohl angebracht, gerade in diesem Teil des Anhangs einige Überlegungen über die päpstlichen Dokumente und über die Lehre des heiligen Thomas bezüglich der Regierungsformen, die in dem vorliegenden Buch erwähnt werden, anzustellen.

1. Konkrete Nützlichkeit abstrakter Grundsätze

Erwägen wir zuerst folgendes. Die genannten Dokumente enthalten vor allem abstrakte Grundsätze. Nun meinen aber heute viele Menschen, daß den Abstraktionen nicht die geringste politische, gesellschaftliche oder wirtschaftliche Nützlichkeit zukommt. Sie stellen daher von vornherein die Bedeutung der erwähnten Dokumente in Frage oder lehnen sie völlig ab. Nun zeigt aber eine, wenn auch noch so allgemein gehaltene Beobachtung der Wirklichkeit aufs deutlichste, daß gerade das Gegenteil der Fall ist.

So übt zum Beispiel das Vorhandensein von Grundsätzen abstrakter Art bei der Entscheidung für eine der drei Regierungsformen in der Mentalität der meisten unserer Zeitgenossen einen bedeutsamen, wenn nicht gar vorherrschenden Einfluß aus. Sehen wir uns dies doch einmal genauer an:

* Von den drei Regierungsformen – Monarchie, Aristokratie und Demokratie – ist in der reinen Monarchie die größte Ungleichheit zwischen denen, welche die Macht innehaben, und denen, über die die Macht ausgeübt wird, festzustellen. In ihr hat der Monarch die Aufgabe zu herrschen, und alle anderen haben zu gehorchen.

* Besteht nun aber die Monarchie zusammen mit der Aristokratie, durch die jene abgemildert wird, so wird die Ungleichheit zwischen dem König und den Untertanen dadurch gemäßigt, daß einige, nämlich eben die Aristokraten, nicht nur zu gehorchen haben, sondern auch auf eine bestimmte Art und Weise an der königlichen Macht Anteil haben.

* Wenn die königliche Macht zusammen mit der Macht der Aristokratie und der des Volkes ausgeübt wird, ist die Ungleichheit noch geringer. Denn in diesem Falle steht es auch dem Volke zu, einen Teil der öffentlichen Macht auszuüben, wie es etwa der Demokratie entspricht.

* Bei dieser Aufzählung muß auch die Hypothese berücksichtigt werden, daß es Staaten geben kann, in denen dem König oder der Aristokratie nicht der geringste Anteil an der

¹ Interview für die Zeitung „El Mercurio“ aus Santiago de Chile, 12.6.1988

Machtausübung zukommt, daß der Staat also völlig republikanisch regiert wird. In einem solchen Staat herrscht natürlich *ipso facto* keine politische Ungleichheit – wenigstens in der Theorie nicht.¹ Die vom Volk gewählten Regierenden haben die Macht ausschließlich im Sinne ihrer Wählerschaft auszuüben.

Heute geben nun viele gerade dieser letzten Regierungsform den Vorzug, weil sie sich an dem abstrakten (übrigens von Pius X. verurteilten) Grundsatz orientieren, daß die Monarchie und implizit auch die Aristokratie ungerechte Regierungsformen seien, weil sie eine politische und gesellschaftliche Ungleichheit unter den Menschen ein und desselben Landes zulassen. Eine solche Überlegung ist ihrerseits aus einem metaphysischen Grundsatz abgeleitet der davon ausgeht, daß alle Ungleichheit unter den Menschen wesentlich ungerecht sei.

2. Die Haltung der Katholiken gegenüber den Regierungsformen

Wenn man nun diese radikal egalitären Grundsätze mit den vorher zitierten Texten der Päpste und des heiligen Thomas vergleicht, kommt man zu dem Schluß, daß die genannten egalitären Grundsätze formell der rechten Denkweise widersprechen, wie sie in dieser Frage einem Katholiken zukommt.

Tatsächlich ist die Monarchie (und implizit auch die Aristokratie) nicht nur eine gerechte Regierungsform, die nach der Lehre der Päpste geeignet ist, wirksam das Gemeinwohl zu fördern, sondern sie ist sogar, wenn man sich an die Behauptung Papst Pius VI. und die Lehre des großen heiligen Thomas hält, die beste aller Regierungsformen.²

Aus allem bisher Gesagten kann man schließen:

* Ein Katholik darf nicht zurechtgewiesen werden, wenn er angesichts der konkreten Gegebenheiten seines Landes der republikanischen und demokratischen Regierungsform den Vorzug gibt. Denn diese ist weder ungerecht noch tadelnswert an sich. Im Gegenteil, sie ist ihrem Wesen nach gerecht und kann, je nach den vorherrschenden Umständen, wirksam das Gemeinwohl fördern.

* Nach der rechten Vorzugsordnung aber hat der um Treue gegenüber der Lehre der Kirche besorgte Katholik mehr das zu bewundern und zu erwünschen, was ausgezeichnet ist, und diesem den Vorzug zu geben gegenüber dem, was einfach nur gut ist. Er sollte sich daher der göttlichen Vorsehung gegenüber besonders dankbar zeigen, wenn die konkreten Bedingungen seines Landes die Einrichtung der besten Regierungsform - nach dem heiligen Thomas³ - die Einführung der Monarchie erlauben oder gar verlangen.

Und wenn ihm eine vernünftige Abwägung der Gegebenheiten zeigen sollte, daß sich eine kluge Änderung der konkreten Umstände günstig auf das Gemeinwohl seines Landes auswirken könnte, wird ihm Lob zu zollen sein, wenn er im Umfeld der Freiheit, die ihm das demokratische Regime gewährt, in dem er lebt, zu den ehrenhaften, vom Gesetz erlaubten

1 Vgl. Kap. VII, 6, c.

2 Ein weiterer Kirchenlehrer, der hl. Franz von Sales, spricht vom hohen Vollkommenheitsgrad der Monarchie als Regierungsform, da sie der Schöpfungsordnung gemäßer sei: „Da Gott also alle Dinge gut und schön machen wollte, führte er ihre große Anzahl und Verschiedenheit auf eine vollkommene Einheit zurück und ordnete sie gewissermaßen alle in Form einer Monarchie, in der alle Dinge gegenseitig voneinander und schließlich alle von Ihm, dem obersten Herrscher, abhängen. Alle Glieder werden zu einem Leib unter der Führung des Hauptes: mehrere Menschen bilden eine Familie, mehrere Familien eine Stadt, mehrere Städte eine Provinz, mehrere Provinzen ein Reich, und das ganze Reich ist einem einzigen König untergeordnet.“ (*Traité de l' amour de Dieu*, in *Oeuvres Complètes de Saint François de Sales*, Vivès, Paris, 1866. 3. Aufl., Bd. I, S. 321).

3 „Fast alle scholastischen Autoren, die alten wie die neuen, behaupten zusammen mit einer großen Anzahl nichtscholastischer Autoren, daß die gemäßigte Monarchie in abstracto die vorzuziehende Regierungsform sei.“ (P. Ireneu Gonzalez Mora SJ, *Philosophiae Scholasticae Summa*, BAC, Madrid, 1952, Bd. III, S. 836-837).

Mitteln greift, um die Wählerschaft zur Änderung der konkreten Umstände zu bewegen und das monarchische System einzuführen (oder gegebenenfalls wiederherzustellen).

* Wie bereits gesagt, leitet sich dies alles von dem allgemeineren moralischen Grundsatz ab, der besagt, daß alle Menschen das Böse abweisen, das Gute lieben und tun und das Beste ihrer Vorlieben für das Exzellente bewahren können und sollen. Wird dieser Grundsatz auf die Wahl der Regierungsform angewandt, so führt dies zur Ablehnung der Mißregierung, der Anarchie und des Chaos sowie zur Annahme einer legitimen, demokratischen oder aristokratischen Republik und zur Bevorzugung der besten Regierungsform, das heißt der gemäßigten Monarchie, vorausgesetzt, daß diese Form, so muß man stets wiederholen, dem Gemeinwohl zuträglich ist. Denn sollte diese nicht den Bedingungen des Landes entsprechen, kann die Einführung des vollkommeneren Gutes aufgrund bloßer politischer Sympathie sehr wohl einem Zuwiderhandeln gegen die Absichten der Vorsehung entsprechen.

* Auf jeden Fall läßt sich daraus schließen, daß der wahre Katholik politisch eine monarchische Mentalität, vereint mit einem robusten, scharfen Sinn für Wirklichkeit und Möglichkeit besitzen sollte.

3. Soziokulturelle Auswirkungen einer monarchisch-aristokratischen politischen Mentalität

Diese politischen Grundsätze wirken sich auf die Gestaltung der Gesellschaft, der Kultur und der Wirtschaft eines Volkes aus. Infolge des wesenhaften, naturgegebenen Zusammenhangs zwischen diesen Bereichen und dem der Politik, muß – natürlich stets in den Grenzen des Sinnvollen – ein gewisser monarchisch-aristokratischer Geist auf allen Ebenen der Gesellschaft sowie in allen Erscheinungsformen der Tätigkeit eines Volkes vorhanden sein, unabhängig davon, für welche Regierungsform es sich letztendlich entscheidet.

Selbst wenn der Staat demokratisch ausgerichtet ist, muß also dieser monarchisch-aristokratische Geist zum Beispiel in einer besonders deutlichen Haltung des Respekts gegenüber dem Familienvater, dem Lehrer, dem Professor oder dem Rektor einer Universität, dem Eigentümer und den Direktoren wirtschaftlicher Unternehmen usw. zum Ausdruck kommen.

Papst Pius XII. lehrte, daß die Gesellschaft selbst in republikanischen Staaten bestimmte echt aristokratische Institutionen besitzen muß, und er erwähnte rühmend die Rolle jener herausragenden Familien, die „*im Dorf, in der Stadt, in der Region oder im ganzen Land tonangebend sind*“.¹ Diese Belehrung wiederholte der Papst in seinen Reden an das Patriziat und an den Adel von Rom sowohl während der Zeit, in der Italien eine Monarchie war (1940 bis 1946), als auch während der republikanischen Zeit (1947 bis 1952 und 1958). Woraus zu schließen ist, daß die Einführung einer anderen Regierungsform keineswegs den gesellschaftlichen Auftrag der Aristokratie vermindert.

Was die Beziehung zwischen einer monarchisch-aristokratischen Mentalität und der Kultur eines Volkes angeht, muß auch darauf hingewiesen werden, daß diese Mentalität sich ausdrücken kann in Kunst und Literatur und dies sowohl in einem volkstümlich geprägten Lebensstil der bescheideneren Gesellschaftsschichten einer Nation, als auch in dem bürgerlich und aristokratisch geprägten Lebensstil der anderen Klassen.

1 PAR 1946, *Utz-Groner*, S. 1636; vgl. Kap. V, I, 10.

In den europäischen Staaten und Gesellschaften waren diese Varianten vor 1789 durchaus gang und gäbe. Jede von ihnen spiegelte auf ihre Art und Weise die Einheit und die Vielfalt des Geistes der jeweiligen Nation wieder. Und dieser Geist brachte in jedem Gesellschaftssegment herrliche Werke hervor, die bis in unsere Tage hinein nicht nur in Händen privater Sammler, sondern auch in Museen und Archiven bester Qualität sorgsam aufbewahrt werden. Und dies gilt sowohl für Wohnhäuser und Möbel von Familien, die von ihrer Hände Arbeit leben, als auch für kulturelle Werte, die den höheren Gesellschaftsschichten zu verdanken sind. Betrachten wir doch nur einmal die Volkskunst der geschichtlichen Epochen, die dem Zeitalter des Egalitarismus vorausgingen! Wie viel Wahres, Gerechtes und sogar Bewegendes wäre allein zum Lob des Kunstgewerbes zu sagen ...

Die echte Kunst, wie übrigens auch die echte Kultur, mag noch so volkstümlich und beliebt sein – dem revolutionären Geist unseres Jahrhunderts wird sie immer mißfallen. Das erkennt man schon allein daran, daß der Egalitarismus auf eine Familie oder Familiengruppe, die etwa durch die unvorhersehbaren Umstände des modernen Wirtschaftslebens zu Wohlstand gelangt ist, sofort dahingehend Druck ausübt, nicht in der bescheideneren Umgebung weiterzuleben, sondern unbedingt in eine gesellschaftlich höher stehende Klasse aufzurücken, obwohl diese Familie oder Gruppe oft lange Jahrzehnte persönlicher Vervollkommnung benötigen würde, um diesem Anspruch zu genügen. Nicht umsonst stößt man in den Reihen der so genannten „Emporkömmlinge“ so oft auf alle Art von Mißverhältnissen und Ungereimtheiten.

Wir haben es hier nur mit einigen unter unzähligen anderen Beispielen zu tun, die den Einfluß abstrakter Grundsätze auf die Geschichte dieses immensen Kulturkreises bekräftigen, den wir Abendland nennen.

4. Legitimität der anti-egalitären Grundsätze

Bisher wurde hier der Gegensatz zwischen dem radikalen Egalitarismus und der Soziallehre der Kirche zu diesem Thema untersucht. Der Egalitarismus beeinflusst viele unserer Zeitgenossen bei ihrer Entscheidung für eine Regierungsform und er ist in Wirklichkeit der Grundsatz, der gleich einem Wirbelsturm oder einem Erdbeben die größten und spürbarsten Veränderungen im Abendland ausgelöst hat.

Es ist daher an der Zeit, auch etwas über die Rechtmäßigkeit anti-egalitärer Grundsätze und ihrer Anwendung auf die Regierungsformen zu sagen. Diese Grundsätze sind rechtmäßig, wenn sie aus den christlichen Unterweisungen abgeleitet sind und sich daher nicht nur von einem radikalen Egalitarismus abheben, sondern auch andere politische und soziale Formen zulassen und sogar vorziehen, die auf einer harmonischen und gerechten Ungleichheit der Klassen beruhen.

Im Wesentlichen muß gesagt werden, daß diese Grundsätze an erster Stelle durchaus die Gleichheit unter den Menschen anerkennen, soweit es um jene Rechte geht, die allen allein schon von der Tatsache her zustehen, daß sie Menschen sind. Gleichzeitig behaupten sie aber auch die Rechtmäßigkeit von akzidentellen Ungleichheiten, die unter eben diesen Menschen vorkommen und von der Vielfalt der Tugenden, geistigen und körperlichen Gaben usw. abhängen. Diese Ungleichheit gibt es nicht nur zwischen einzelnen Menschen, sondern ebenso zwischen ganzen Familien, denn es geht hier um das herrliche Prinzip, daß Papst Pius XII. einmal mit folgenden Worten beschrieben hat: „*Die sozialen Ungleichheit-*

*ten, auch die mit der Geburt verbundenen, sind nicht zu vermeiden. Die Güte der Natur und Gottes Segen für die Menschheit leuchten über den Wiegen, beschützen und lieblosen sie, machen sie aber nicht gleich“.*¹

Nach diesen Grundsätzen tendieren Ungleichheiten außerdem dazu, sich im Laufe der Generationen und Jahrhunderte zu erhalten und zu verfeinern, ohne deshalb der Übertreibung zu verfallen. Das kann sogar zur Entstehung einer strengen, gewohnheitsmäßigen oder schriftlich niedergelegten Gesetzgebung führen, die all jenen mit dem Ausschluß aus dem Adel droht, die sich seiner aus irgendeinem Grunde unwürdig erweisen, und die andererseits den echten traditionellen und vergleichbaren Eliten den Zugang zum Adelsstand eröffnet.

Wenn wir also davon ausgehen können, daß die zwischen Personen, Familien und Gesellschaftsschichten bestehende Ungleichheit legitim ist, läßt sich daraus ohne weiteres auch auf die Legitimität und besondere Qualität jener Regierungsformen schließen, in denen die naturgegebene Ungleichheit auf ausgewogene und organische Art und Weise gewahrt und gefördert wird. Gemeint sind in diesem Falle die Monarchie und die Aristokratie, sei es in ihrer reinen, sei es in ihrer gemäßigten Form.

5. Auswirkungen der politischen Mentalität auf die intermediären sozialen Gruppen

Bisher behandelten wir einige der wichtigsten Gesichtspunkte des komplexen, aber trotzdem ansprechenden Themas der Regierungsformen sowie ergänzend dazu einige Auswirkungen jener Mentalität, die diesen Formen des gesellschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens der Nationen eigen sind.

Angezeigt wäre nun auch eine Studie der Auswirkungen dieser Mentalität auf die intermediären sozialen Gruppen, die zwischen dem Staat und dem Einzelnen stehen. Denn diese Gruppen waren es, welche die Völker des vorrevolutionären Europa zu kraftvollen Gebilden „organischer Gesellschaften“ machten. Das Thema ist jedoch so ausladend und reich, daß dies unmöglich im Rahmen des vorliegenden Buches geschehen kann.

Wenn alle Zeitgenossen einen klaren Begriff davon hätten, was im Kontext einer „organischen Gesellschaft“ eine Region, ein Lehen, ein Gemeinwesen, eine große autonome Körperschaft waren, würden einerseits die Voraussetzungen mancher Überlegungen über die Regierungsformen an Klarheit und andererseits die manchmal leidenschaftlich, manchmal einschläfernd geführten Diskussionen zu diesem Thema eine deutlichere Ausrichtung und an praktischem Nutzen gewinnen.

Die „organischen Gesellschaften“ sind übrigens als ein Thema anzusehen, dessen Bedeutung heute wohl niemand in Frage stellen wird. Die Überlegungen und Versuche, die darauf abzielen, ein politisch, sozial, kulturell, militärisch und wirtschaftlich geeintes Europa zu schaffen, haben eine Reihe von erbitterten Regionalismus- und Zentralismusbestrebungen ausgelöst, die wie Schiffe ohne Kompaß, Ruder und Ballast in der verwirrenden Berichterstattung der zeitgenössischen Presse hin und her geworfen werden. Weil diesen Überlegungen und Versuchen grundlegende Entscheidungshilfen fehlen, erweisen sie sich an vielen Stellen als bedauernd wert zerbrechlich und bedrohen das Ganze mit Zerfall und Ende.

¹ PAR 1942, Utz-Groner, S. 1617

C. Die Französische Revolution: Urbild einer revolutionären Republik

Es war die Rede von monarchischer Mentalität. Im Gegensatz zu dieser kann man sich auch eine republikanische oder gar eine revolutionäre republikanische Geisteshaltung vorstellen, das ist eine aus einer Revolutionsbewegung hervorgegangene Mentalität mit dem Ziel der Einführung der Republik, wie sie sich zum Beispiel bei der Französischen Revolution zeigte.

Um genau zu verstehen, was eine revolutionäre republikanische Mentalität ausmacht, muß man sie von der eines Republikaners unterscheiden, der nicht revolutionär gesinnt ist. Wir haben ja gesehen, daß dieser zwar unter gegebenen Umständen eine republikanische Regierungsform für sein Land gutheißt, im Grunde aber monarchisch eingestellt ist.

Das aber bedeutet wiederum, daß man sich genau überlegen muß, was Revolution bedeutet,¹ und worin sie sich von der Republik in thomistischem Sinne, das heißt als objektiver und spekulativer Begriff für eine bestimmte legitime Regierungsform unterscheidet.

Dieser Unterschied war zur Zeit der Französischen Revolution so klar, daß mehrere von denen, die auf den Stufen des Thrones in heldenhaftem Kampf für den französischen Monarchen fielen – wie etwa die berühmte Schweizer Garde – Bürger von Republiken – in diesem Fall der eidgenössischen Republiken – waren. Sie sahen keineswegs einen Widerspruch darin, daß sie, die für ihr kleines Land die republikanische Regierungsform vorzogen, gleichzeitig für den französischen Thron ihr Leben gaben. Andererseits sah auch der König von Frankreich die Festigkeit seines Thrones keineswegs durch die Tatsache gefährdet, daß zu seinen treuesten Wächtern gerade jene zählten, die für ihr eigenes Land die Republik wollten.

Es sollen nun einige Gedanken zur Beziehung zwischen der Revolution und der von ihr geschaffenen Regierungsform, nämlich der revolutionären Republik, folgen. Auf keinen Fall darf diese mit der nichtrevolutionären Republik verwechselt werden, die nach den Aussagen der Päpste und in den Schriften des heiligen Thomas als eine legitime Regierungsform anzusehen ist.

Außerdem ist zu prüfen, wieso die Öffentlichkeit dazu gebracht werden kann, diese revolutionäre Republik mit der Unterstützung von revolutionsfreundlichen, pseudo-gemäßigten Kräften hinzunehmen. Um diese These zu belegen, soll ein historisches Urmodell, nämlich die Französische Revolution, herangezogen werden.

1. Die Revolution in ihren wesentlichen Bestandteilen

a) Impuls im Dienste einer Ideologie

Eingangs sind an der Revolution zwei Bestandteile zu unterscheiden:

Sie ist eine **Ideologie**, und diese Ideologie bedient sich eines **Impulses**. Sowohl in ihrer Ideologie als auch in ihrem Impuls ist die Revolution **radikal** und **totalitär**.

Als Ideologie besteht der Totalitarismus darin, alle Grundsätze, die zum Wesen seiner Lehre gehören, bis zu den letzten Konsequenzen durchzusetzen.

¹ Zum Sinn des Wortes *Revolution* vgl. Kap. V, 3 b (Fußnote).



Der Sturm auf die Tuileries, 10. August 1792, Museum von Versailles



Hinrichtung durch die Guillotine auf dem Platz der Revolution in Paris,
Museum Carnavalet, Paris

Der Impuls verfolgt stets das Ziel, die revolutionären Grundsätze in Tatsachen, Sitten und Institutionen hineinzutragen, in denen dann die entsprechenden ideologischen Elemente umfassend in die konkrete Wirklichkeit umgesetzt werden.

Das letzte Ziel des revolutionären Impulses kann so definiert werden: **alles ist sofort und für immer zu erreichen.**

Die Tatsache, daß eines der wesentlichen Elemente der Revolution ein Impuls ist, bedeutet nicht, daß es sich um etwas Impulsives im allgemein üblichen Sinn des Wortes handelt. Es ist also nicht etwas Unüberlegtes gemeint, das sich von Begierde und Unbeherrschtheit herleitet.

Im Gegenteil, der vorbildhafte Revolutionär weiß sehr wohl, daß er oft auf Hindernisse stößt, die sich nicht einfach mit Gewalt aus dem Weg räumen lassen. Er ist sich dessen bewußt, daß er oft nachgeben, zurückweichen, sich anpassen und sogar Zugeständnisse machen muß, um vom Gegner nicht schimpflich geschlagen zu werden und großen Schaden davonzutragen. Wenn er sich auf den Rückzug verlegt, so tut er dies jedoch nur, um Verluste zu vermeiden. Lassen es die Umstände wieder zu, nimmt der Revolutionär sein möglichst rasches Vorwärtsdringen hartnäckig wieder auf, wenn auch mit der gebotenen Vorsicht.¹

Die Totalität und Radikalität der Revolution kann man auch daran erkennen, daß sie versucht, ihre Grundsätze in allen Bereichen des menschlichen und gesellschaftlichen Seins und Handelns anzuwenden. Das wird deutlich, wenn wir uns all die Veränderungen ansehen, welche die Welt in den letzten hundert Jahren durchgemacht hat.

Die Dreiheit *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* verwandelt nach und nach den Einzelnen, die Familie und ganze Nationen. Es gibt fast keinen Bereich mehr, in dem das siegreiche Vordringen des einen oder anderen Prinzips der berühmten Dreiheit nicht auf irgendeine Weise seine Spuren hinterlassen hat. Wenn sie auch die oben genannten Prinzipien der Klugheit berücksichtigt, so bewegt sich die Revolution im Ganzen doch fast beständig und unabänderlich nach vorn.

Sehen wir uns doch einmal die Veränderungen in der Familie während der letzten hundert Jahre an! Die Autorität der Eltern verliert zusehends an Einfluß: Gleichheit. Das Band, das die Ehepartner vereint, wird immer schwächer: *Freiheit*.

Sehen wir uns doch die Klassenzimmer in den Schulen und die Hörsäle in den Universitäten an! Die respektvolle Haltung, die sich dem Lehrer oder Professor gegenüber geziemt, nimmt zusehends ab: Gleichheit. Die Unterrichtenden selbst suchen soweit wie möglich auf die Ebene der Lernenden hinabzusteigen: *Gleichheit, Brüderlichkeit*.

Auf den verschiedensten Gebieten ließen sich ähnliche Beobachtungen anstellen: in den Beziehungen zwischen Regierenden und Regierten, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, und sogar zwischen Mitgliedern der kirchlichen Hierarchie und den Gläubigen. Wir kämen zu keinem Ende, wollten wir hier auch nur annähernd all die Veränderungen aufzählen, die infolge des Einflusses der revolutionären Dreiheit auf der Welt stattgefunden haben.

b) Ein weiterer Bestandteil der Revolution: ihr Massencharakter

Es ist die **Masse**, die unzählbare Masse derer, die aus Überzeugung oder getrieben von dem Bedürfnis, es anderen nachzutun, oder auch aus Angst vor der Kritik, mit der die Revolutionäre

¹ Eine zusammenfassende, ausdrucksvolle Erklärung dieser taktischen Flexibilität der Revolution kann man in den folgenden Worten Mao Tse-tungs finden: „Wenn der Feind angreift, weiche ich zurück. Wenn der Feind zurückweicht, verfolge ich ihn. Wenn der Feind anhält, quäle ich ihn. Wenn der Feind sich wieder aufstellt, zerstreue ich mich.“ (s. Pierre Darcourt, *Mao, le maquisard*, in „Miroir de l'Histoire“, Nr. 267, März 1972, S.98).

mit ihren Parolen über sie herfallen würden, die ungestrafte, übermächtige, mündlich oder schriftlich verbreitete Revolutionspropaganda fördern oder auch einfach nur tolerieren.

Wäre die Revolution einfach nur eine Ideologie, die sich des Impulses bedient, käme ihr kaum historische Bedeutung zu. Der Massencharakter der Revolution ist der entscheidende Faktor ihres Erfolgs.

2. Die Meinung der Katholiken über die Französische Revolution: Uneinigkeit

Das alles macht deutlich, warum die Französische Revolution fast von Anfang an für die große Mehrheit vor allem eine trunkene Masse darstellte, die - in ihrer Seele durch die revolutionäre Dreiheit vergiftet - mitgerissen wurde von einer impulsiven Begeisterung, ausgelöst durch eben diese Dreiheit. Eine Masse, die unter dem Einfluß dieser Trunkenheit so schnell wie möglich die letzten (d.h. die gewaltsamsten, despotischsten, blutigsten) Konsequenzen aus der Dreiheit ziehen wollte und daher alles zu zerstören trachtete, was mit Glaube, Autorität, Hierarchie, politischer, sozialer oder wirtschaftlicher Stellung zusammenhing.

So war die Französische Revolution, als sie in den letzten Zuckungen ihrer grausamsten Phase lag und nachdem sie die Bilder und Altäre niedergerissen, die Kirchen geschlossen, die Diener Gottes verfolgt, den König und die Königin entthront und hingerichtet, den Adel abgeschafft und zahllose Mitglieder dieses Standes zum Tode verurteilt hatte und somit dem Ziel nahegekommen war, eine „in allem, sofort und für immer“ neue Welt zu errichten, bereit, das zu verwirklichen, was einer ihrer wichtigsten Vorläufer, Diderot, äußerst zutreffend so beschrieben hatte: „Ihre Hände werden aus den Eingeweiden des Priesters den Strick für den letzten König flechten“.¹

a) Verschiedene Anschauungen der Katholiken über die Französische Revolution

Angesichts der zahlreichen Aspekte, die mit dem Phänomen Revolution – mit dem revolutionären Chaos – zusammenhängen, ist es verständlich, daß für viele der erste Aspekt der Französischen Revolution, sein globaler Aspekt, mehr ins Auge springt als der gewissermaßen harmlose, auf Gerechtigkeit ausgerichtete Aspekt ihrer Dreiheit, oder aber der subversive, blutrünstige, fanatische Aspekt, den man in der Vieldeutigkeit dieser Dreiheit ebenfalls erahnen kann.

Es ist also nicht weiter verwunderlich, daß sich eine große Zahl von Katholiken angesichts dieser Aspekte fragte, was sie als Katholiken von der Französischen Revolution zu halten hätten.

Einige, die zwischen der revolutionären Lehre, wie sie etwa in der mehrdeutigen Dreiheit zum Ausdruck kommt, und den Ereignissen, die sie ausgelöst hat, unterschieden, neigten dazu, allein die wohlwollende Interpretation, die man der Dreiheit abgewinnen konnte, als die wahre anzunehmen. Diese Haltung machte sie zu Sympathisanten der Revolution, obgleich sie gleichzeitig die von ihr begangenen Verbrechen entschieden, wenn auch mit einer gewissen Trägheit ablehnten.

¹ Diderot, *Les Eleuthéromanes*, in Hippolyte Taine, *Les Origines de la France contemporaine*, Robert Laffont, Paris, 1986, S. 165.

Andere wiederum sahen in ihr vor allem die ruchlose Urheberin all der Grausamkeiten und des Unrechts, von denen gerade die Rede war. Diese versteiften sich auf eine höchst nachteilige, aber durchaus gerechtfertigte Auslegung der revolutionären Dreiheit. Sie prangerten in ihr das verbrecherische Ergebnis einer teuflischen Verschwörung an, der es im Grunde darum ging, den Einzelnen, die Nationen und die christliche Zivilisation selbst, von der sie noch vor kurzem gelenkt worden war, nach dem Geist und dem Leitbild des ersten Revolutionärs umzubilden, welcher es gewagt hatte, in die Endlosigkeit des Himmels sein „*non serviam*“ hineinzurufen.¹

Nach diesen Kennern der Französischen Revolution konnte ein Katholik angesichts dieses Aufstandes nur die gleiche Haltung wie die Engel des Lichtes einnehmen und sich dem Erzengel Michael und seinem Ruf „*Quis ut Deus?*“ (wer ist wie Gott?) anschließen. Und wie einst die Engel im Himmel, mußte der Katholik auf Erden ein „*proelium magnum*“ führen: um die dunklen Höhlen zu sprengen, in denen die Revolution ausgeheckt wurde, ihre Anführer mit den strengsten Strafen zu belegen, ihre verschwörerischen Reihen zu zerbrechen, ihre pseudo-verdienstvollen „Errungenschaften“ auszumerzen, die Altäre wieder aufzubauen, die Tempel wieder zu öffnen, die Bilder wieder aufzustellen, den Gottesdienst wieder abzuhalten, den Thron, den Adel und alle Formen von Hierarchie und Autorität wiederherzustellen. Damit so schließlich wieder die Kontinuität der geschichtlichen Entwicklung fortgesetzt wird, die die revolutionäre Verderbnis gestört und schändlich von seinem Kurs abgelenkt hatte.

b) Die Französische Revolution aus der Sicht Papst Pius VI.

Betrachten wir nun die wahrhaft übernatürliche und prophetische Analyse der Französischen Revolution, die Papst Pius VI. in seiner Ansprache aus Anlaß der Enthauptung Ludwig XVI. anstellte:

„Der allerchristlichste König Ludwig XVI. wurde von gottlosen Verschwörern zur Todesstrafe verurteilt, und dieses Urteil wurde ausgeführt.

In kurzen Worten möchten wir euch die Anordnungen und die Gründe für dieses Urteil in Erinnerung rufen. Die Nationalversammlung hatte weder das Recht noch die Autorität zu diesem Urteilsspruch. Denn nach Abschaffung der bestmöglichen Regierungsform, der Monarchie, hatte sie alle öffentliche Macht dem Volke übertragen ...

Nun verlangte aber gerade der grausamste Teil dieses Volkes, dem es noch nicht genug war, die Majestät seines Königs geschmäht zu haben, und entschlossen darauf aus war, ihm auch noch das Leben zu nehmen, daß er von seinen eigenen Anklägern gerichtet werden sollte, die sich doch mit aller Deutlichkeit zu seinen unerbittlichsten Feinden erklärt hatten. ...

Nachdem die Abtrünnigen so durch allerlei List einen sehr großen Teil des Volkes auf ihre Seite gebracht hatten, um diese Massen mit ihren Werken und Versprechungen besser verführen zu können bzw. sie zu ihrem Spielball in allen Provinzen Frankreichs zu machen, haben jene Abtrünnigen sich des Wortes Freiheit in trügerischer Absicht bemächtigt, es wie

1 Zum satanischen Charakter der Französischen Revolution bemerkt Kardinal Billot:

*„Der zuinnerst gegen die Religion gerichtete Wesenszug, die Gottlosigkeit des liberalen Prinzips wird in den Augen eines jeden deutlich, der bedenkt, daß es gerade dieser Liberalismus war, der am Anfang dieser großen Revolution stand, von der mit vollem Recht behauptet wurde, daß sie einen unverkennbar satanischen Charakter trägt und sich gerade dadurch von allem unterscheidet, was man jemals erlebt hat. „Die Französische Revolution hat keine Ähnlichkeit mit vergangenen Ereignissen. Ihr Wesen ist von satanischer Natur“. (De Maistre, *Du Pape. Discours preliminaire*). „Die Französische Revolution hat etwas Satanisches an sich, das sie von allem je Geschehen und vielleicht auch von allem, was man je erleben wird, unterscheidet“ (ders., *Considérations sur la France*, c. 5)“.* (Kardinal Louis Billot, *Les principes de 89 et leurs conséquences*, Téqui, Paris, S. 30).

eine Trophäe aufgepflanzt und die Massen aufgefordert, sich unter ihren überall im Lande wehenden Fahnen zu sammeln.

Das ist also jene philosophische Freiheit, die dazu dient, die Geister zu verwirren, die Sitten zu verderben, alle Gesetze und Institutionen umzustürzen. ...

Wer wollte nach dieser ununterbrochenen Folge von Ruchlosigkeiten, die in Frankreich ihren Anfang genommen haben, noch bezweifeln, daß die ersten Anstiftungen zu diesen Komplotten, die heute ganz Europa erschüttern und in Verwirrung bringen, dem Haß gegen die Religion zuzuschreiben sind? Niemand wird leugnen können, daß dieser Haß auch der Grund für den grausamen Tod Ludwig XVI. war. ...

Frankreich! Ach Frankreich!, das unsere Vorgänger den Spiegel der Christenheit und den unerschütterlichen Pfeiler des Glaubens genannt hatten, das in seinem Eifer für den christlichen Glauben und in seiner kindlichen Liebe zu diesem Apostolischen Stuhl nicht hinter anderen Nationen zurückgeblieben, sondern ihnen vorangegangen ist, wie stehst du heute gegen Uns! Was für ein feindlicher Geist scheint sich gegen die wahre Religion anzustacheln! ...

Und noch einmal, ach Frankreich! Früher batest du um einen katholischen König für dich. Du sagtest, daß das Grundgesetz des Reiches es nicht zuließe, einen König anzuerkennen, der nicht katholisch sei. Und jetzt, da du ihn hattest, diesen katholischen König, hast du ihn gerade deshalb ermordet, weil er katholisch war!“¹

Das Phänomen Revolution muß hier in seinem Zusammenhang gesehen werden: Die Ideologie, der Impuls, die ungeheuren, Straßen und Plätze füllenden Menschenmassen, die gottlosen, im Verborgenen wirkenden Rädelsführer, die radikalen letzten Ziele, welche die Revolutionäre von Anfang bis zum Ende anzogen. Und in diesem Ende voller Schrecken konnte man hinter den oft anbiedernden Formulierungen der Anfänge hindurch die wahren Absichten erkennen, an denen sich die Revolution als Ganzes zunehmend weniger verschleierte ausrichtete und vorwärts bewegte.

c) Zusammenleben der „Gemäßigten“ mit der Radikalität der Revolution

Diese Sicht der Revolution schließt nicht aus, daß man im Phänomen Revolution dennoch die eine oder andere Nuancierung vornehmen kann.

So darf man etwa keineswegs die zu Beginn der Revolution auftretenden *Feuillants* (liberale Monarchisten, die im Vergleich zu den begeisterten, bedingungslosen Anhängern des Ancien Régime als Revolutionäre angesehen werden mußten) mit den Girondisten verwechseln. Letztere setzten sich meistens für eine dem Klerus und dem Adel entgegengesetzte Republik ein, wollten aber das liberale sozioökonomische Regime beibehalten, um so die freie Initiative, das Privateigentum usw. vor dem herannahenden Sturm zu bewahren. Die Einstellung der Girondisten mußte sowohl den entschieden konterrevolutionär Denkenden (Emigranten, *Chouans* und anderen Partisanen des Königtums) als auch den *Feuillants* radikal revolutionär erscheinen, doch erweckte diese Einstellung der Girondisten andererseits den Zorn der völlig unnachgiebigen Montagnards, die nicht nur die Abschaffung des Königtums und die radikale, blutige Verfolgung des Klerus und des Adels forderten, sondern oft auch mit drohendem Blick auf die größeren Vermögenswerte der Bourgeoisie schauten.

¹ *Pii VI Pont. Max. Acta*, Typis S. Congr. de Propaganda Fide, Rom, 1871, Bd. II, S. 17, 25-26, 29-30, 33.

Wenn man alle Nuancen, angefangen von den gemäßigten *Feuillants* bis hin zu den radikalen Mitgliedern des *Comité de Salut Public* und den Scharen ihrer Bewunderer, Punkt für Punkt durchgeht, stellt man fest, daß jede neue Nuance oder Etappe im Verlauf der Revolution entschieden linker erscheint als die vorhergehende, und entsprechend auch entschieden konservativer als die nachfolgende. Und so ging es weiter bis zum letzten Atemzug der 1795 bereits im Sterben liegenden Revolution, als Babeuf seine kommunistische Revolution vom Zaune brach, die links von sich nur noch Chaos und Leere aufzuweisen hatte und rechts alles, was ihr vorausgegangen war.

Man kann innerhalb der Revolution verschiedene Nuancierungen feststellen. Dies trifft z. B. dann zu, wenn wir berücksichtigen, daß man sogar bei den gemäßigten Geschichtsschreibern die Absicht, Mäßigung zu üben, findet, gleichzeitig aber auch offene Sympathie gegenüber den Verbrechen und den Verbrechern der Revolution..

Die gleichzeitige Präsenz gemäßigter Tendenzen und revolutionärer Nachsichtigkeit in den Köpfen der „Gemäßigten“ im Verlauf der verschiedenen Revolutionsetappen veranlaßte einen der feurigsten Fürsprecher des Phänomens Revolution, Clemenceau, angesichts der aufkommenden Anklage der Widersprüchlichkeit zu der bündigen Feststellung: *La Révolution est un bloc*, in dem Risse und Widersprüche nichts als Schein seien.¹

Das bedeutet, daß die Revolution als Ergebnis einer Mischung von Tendenzen, Lehren und Programmen weder gelobt noch getadelt werden kann, wenn sie lediglich mit einer ihrer Nuancen oder Etappen gleichgesetzt wird, statt sie unter diesem Aspekt eben dieser Mischung zu sehen, der doch unmittelbar ins Auge springt.

Der von Clemenceau gebrauchte Ausdruck mag zwar vielen Geistern reizvoll erscheinen, im Grunde wird die historische Wirklichkeit damit jedoch nur unzureichend wiedergegeben.

In dem scheinbaren Allerlei läßt sich nämlich ein ordnendes Prinzip von entscheidender Bedeutung ausmachen: Von allem Anfang an bis fast zu Babeuf hat es die Revolution stets darauf abgesehen, einen Bestandteil des alten sozioökonomischen und politischen Gebäudes, das der Versammlung der Generalstaaten vorausging, zu zerstören und gleichzeitig etwas zu bewahren. Das kann und muß zugegeben werden. Nur darf man dann auch nicht vergessen, einschränkend hinzuzufügen, daß bei jeder Etappe die Hefe der Zerstörung effizienter, selbstsicherer und siegesgewisser wirkte als die bewahrende Tendenz. Letztere zeigte sich in Wirklichkeit fast immer bedroht, unsicher, auf ein Minimum dessen reduziert, was es zu wahren galt, und nur zu gern bereit, das aufzugeben, was mit ihrem Einverständnis geopfert werden konnte.

Anders ausgedrückt, dieselbe Hefe arbeitet in all diesen Etappen – Nuancen – vom Anfang bis zum Ende mit dem Ziel, diese einzelnen Etappen zu einem vorübergehenden Markstein auf dem Weg zur umfassenden Kapitulation zu machen. Das bedeutet, daß die Revolution bereits in ihrem Ursprung voll und ganz vorhanden war, so wie ein Baum voll und ganz in seinem Samenkern enthalten ist.

Gerade diese Hefe hat der unvergeßliche Papst Pius VI., der selbst zum Gefangenen der revolutionären Wut wurde und 1799 ihr Märtyrer werden sollte, mit der ihm eigenen Hellsichtigkeit wahrgenommen.

Und zweihundert Jahre nach der Französischen Revolution ergeben vom Fernsehen durchgeführte Befragungen, bei denen die Franzosen von heute ihre Meinung darüber ä-

1 In François Furet, Mona Ozouf, *Dictionnaire critique de la Révolution française*, Flammarion, Paris, 1988, S. 980.

bern sollen, ob sie den König und die Königin¹ von damals für schuldig halten, immer noch dasselbe Bild: Viele unserer Zeitgenossen – auch unter den Nicht-Franzosen – sehen die Revolution nach wie vor genauso wie Clemenceau als *un bloc*.

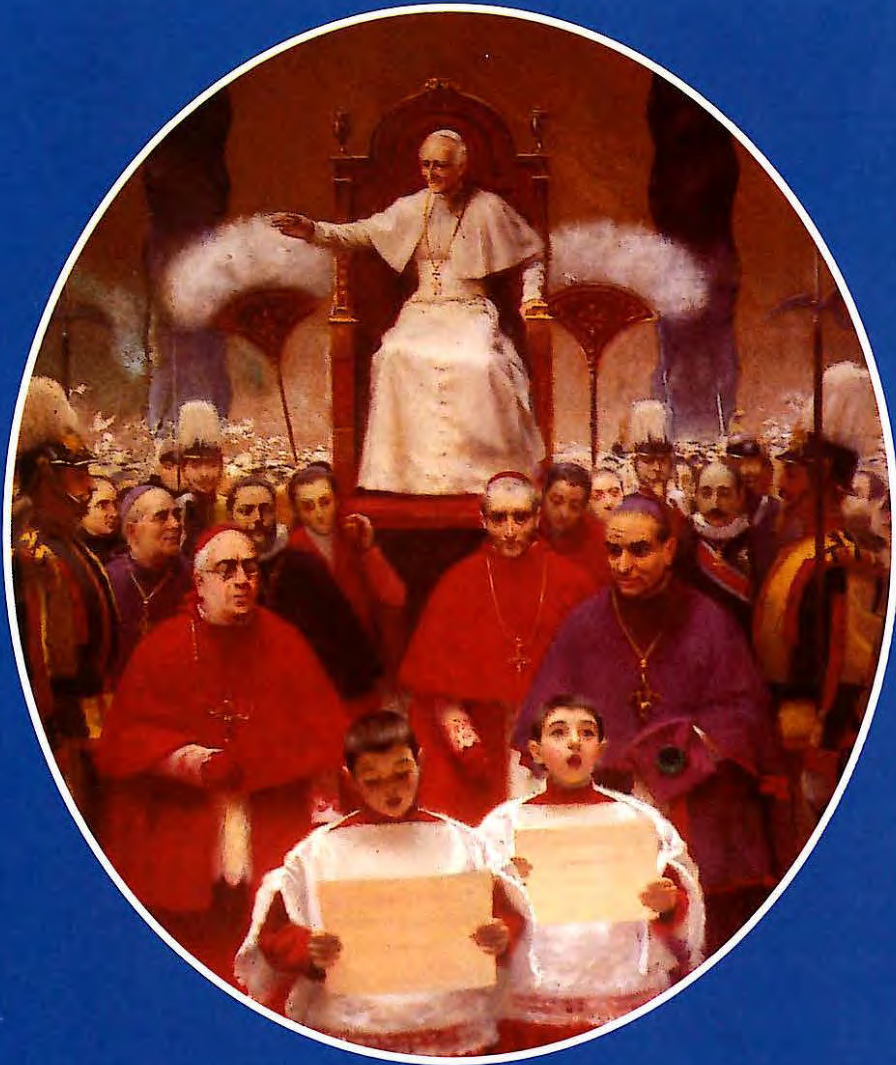
Die Hinrichtung der königlichen Gatten (1793) an sich würde gewiß von vielen, die ihnen auch heute noch die Treue halten, abgelehnt werden. Und dennoch billigen sie diesen Königsmord, weil sie in ihm das einzige Mittel sehen, daß die Revolution, ihre „Errungenschaften“, ihre „ausgleichende Gerechtigkeit“, die von ihr geweckten Hoffnungen in diesem wahren Strudel sich widersprechender Gesichtspunkte retten konnte, diesen ganzen konfusen, brodelnden „Block“ von Ideologien, Sehnsüchten, Rachegefühlen und ehrgeizigen Ansprüchen, der sozusagen die Seele der Revolution bildete.

Diese Menschen führen bis in unsere Tage diese Art „Seelengemeinschaft“ fort, die in der Hinrichtung des schwachen, gutmütigen Königs Ludwig XVI. und der Königin Marie Antoinette einen Akt der Gerechtigkeit sieht.

Gewiß würde ein Gutteil der überraschend zahlreichen zeitgenössischen Anhänger des Königsmordes in keine der Gruppen passen, die mit ihren Nuancen die Französische Revolution bildeten, denn sie gehören inzwischen schon zu einer fortgeschritteneren Etappe des Revolutionsprozesses. Diese Etappe unterscheidet sich zwar von den früheren, steht jedoch im Zusammenhang mit den Nuancen, die schon vor zweihundert Jahren in Erscheinung traten. Da wären etwa jene kompromißlosen Umweltschützer zu nennen, für die es zwar ein Unrecht ist, einen Vogel oder einen Fisch zu töten, die jedoch nicht die geringste Empörung darüber verspüren, daß Ludwig XVI. und seine anmutige Gemahlin Marie Antoinette zum Tode verurteilt wurden, die im Gegenteil diesen Mord sogar befürworteten. Über letztere, eine Österreicherin von Geburt, die jedoch so vom französischen Geist und der Kultur dieses Landes durchdrungen war, daß sie bis heute von zahllosen Franzosen und Nichtfranzosen als Personifizierung all jener Qualitäten angesehen wird, die in unübertrefflichem Grad Frankreich charakterisieren, schrieb mit großem Einfühlungsvermögen der bekannte englische Historiker Edmund Burke:

„Es ist jetzt 16 oder 17 Jahre, daß ich die Königin von Frankreich, damals noch als des Dauphins Gemahlin, zu Versailles sah; und nie hat wohl diesen Erdkreis, den die leichte Göttergestalt kaum zu berühren schien, eine holdere Erscheinung begrüßt. Ich sah sie, nur so eben über den Horizont aufgegangen, den Schmuck und die Wonne der erhabenen Sphäre, in der sie jetzt zu wandeln begann – funkelnd wie der Morgenstern, voll von Leben und Schönheit und Hoffnung. O! Welch eine Verwandlung! Und Welch ein Herz müßte ich haben, um in schnöder Unempfindlichkeit eine solche Erhebung und einen solchen Fall anzusehen! Damals, als sich zu allen ihren Ansprüchen auf schwärmerische, stumme, anbetende Liebe der Anspruch auf Verehrung eines Volkes gesellte, damals hätte ich mir wohl nicht träumen lassen, daß sie je genötigt sein würde, das scharfe Gegengift der Schmach in diesem Busen zu verstecken; damals konnte ich wohl nicht ahnen, daß ich es erleben sollte, in einer Nation, die sonst der Hauptsitz der Ehre, der Galanterie und der Rittertugenden gewesen war, solche Unglücksfälle über eine solche Frau ausbrechen zu sehen. Ich hätte geglaubt, zehntausend Schwerter müßten aus ihren Scheiden fahren, um einen Blick zu bestrafen, der sie zu

¹ Am 12. Dezember 1988 zeigte das Französische Fernsehen den Prozeß gegen Ludwig XVI. und gab dann den Zuschauern die Gelegenheit, selbst das Urteil auszusprechen. Über 100.000 Bürger äußerten sich wie folgt: 55,5% waren für Freispruch, 17,5% sprachen sich für Verbannung aus und 27% erkannten auf Todesstrafe. Kurz darauf, am 3. Januar des darauffolgenden Jahres, brachte eine weitere Fernsehsendung den Prozeß gegen Marie Antoinette im Beisein von kompetenten Fachleuten und Historikern. Diesmal waren die Zuschauer nicht mehr angehalten, sich für oder gegen die Todesstrafe auszusprechen, sie sollten nur auf schuldig oder unschuldig entscheiden. 75% der Zuschauer erkannten daraufhin auf „unschuldig“ und 25% auf „schuldig“.



*Eine schmerzvolle Klage am Ende
eines unvergeßlichen Pontifikats:*

*„Es wäre dies doch ein außerordentlich großer Schmerz und eine
bittere Enttäuschung, wenn wir, an unserem Lebensabend
angekommen, erkennen müßten, daß unsere guten Absichten
gegenüber der französischen Nation und ihrer Regierung, denen
gegenüber wir wiederholt nicht nur Unsere freundlichsten
Absichten, sondern auch Unsere wirkungsvolle und besondere
Zuneigung unter Beweis gestellt haben, so fruchtlos bleiben sollen.*

(Brief von Papst Leo XIII. an den französischen Präsidenten Loubet, Juni 1900)

beschimpfen drohte. Aber die Zeiten der Rittersitte sind dahin. Das Jahrhundert der Sophisten, der Ökonomen und der Rechenmeister ist an ihre Stelle getreten, und der Glanz von Europa ist ausgelöscht auf ewig. Niemals, niemals werden wir sie wiedersehen, diese edelmütige Ergebenheit an Rang und Geschlecht, diese stolze Unterwürfigkeit, diesen würdevollen Gehorsam, diese Dienstbarkeit der Herzen, die selbst in Sklavenseelen den Geist und die Gefühle einer erhabenen Freiheit hauchte. Der unerkaufte Reiz des Lebens, die wohlfeile Verteidigung der Nationen, die Pflanzschule männlicher Gesinnungen und heroischer Taten ist dahin! Sie ist dahin, diese Feinheit des Ehrgefühls, diese Keuschheit des Stolzes, die einen Schimpf wie eine Wunde fühlte, die den Mut befeuerte, indem sie die Wildheit niederschlug, die alles adelte, was sie berührte, und unter der das Laster selbst halbe Schrecklichkeit einbüßte, indem es seine ganze Rohheit verlor.“¹

Es wäre für das vorliegende Buch bestimmt eine zu umfassende und subtile Aufgabe, all die Zusammenhänge aufspüren und beschreiben zu wollen, die über die Jahrhunderte hinweg gewisse Ausdrucksformen der Umweltbewegung mit den Girondisten, Montagnards oder gar mit Babeuf und seinen Anhängern in Verbindung bringen. Es soll hier nur beiläufig erwähnt werden, daß so mancher Zeitgenosse bereits darauf aufmerksam gemacht hat, daß in den extremen Standpunkten der Umweltschützer und ihnen nahestehender Bewegungen eine Verwandlung des scheinbar „euthanasierten“ Kommunismus in der früheren UdSSR und ihren Satellitenstaaten zu sehen sei.

3. Papst Leo XIII. greift ein

Diese Einschätzung der Dinge ist zwar vielen Menschen heute durchaus vertraut. Doch gibt es andere, die unter dem mildernden Einfluß des Vergessens, das mit der Zeit über Personen, Lehren, Denkrichtungen, Auseinandersetzungen und ihre Geschichte zu sinken pflegt, viel weniger Bescheid wissen.

Es war deshalb notwendig, all diese Dinge in Erinnerung zu rufen, um die Lage verständlich zu machen, in die sich Papst Leo XIII. versetzt sah, als er sich für die Politik des *Ralliement* entschied und damit versuchte, alle Katholiken trotz ihrer unterschiedlichen Einschätzung des Phänomens Revolution wieder um sich zu scharen.

Frankreich lebte ab 1870 unter einem republikanischen Regime. Die III. Republik, die in diesem Jahr ihren Anfang genommen hatte, wurde dann 1873 definitiv bestätigt, als die Nationalversammlung die Ansprüche des legitimen Thronanwärters, des Grafen von Chambord und Nachkommen König Karls X., zurückwies. Mit dem Rücktritt von Marschall Mac-Mahon im Jahre 1879 schlug das republikanische Regime eine Richtung ein, die sich immer stärker an die revolutionären und antikatholischen Prinzipien anlehnte, die einst die Französische Revolution ausgelöst hatten.

Konnte es zwischen dem Vatikan und diesem Regime zu einer Verständigung kommen? Wäre das nicht einem Konkordatsabschluß mit dem Teufel selbst gleichgekommen? Auf diese heikle Frage mußte der 1878 auf den Papstthron erhobene Leo XIII. eine Antwort finden.

In katholischen Kreisen wollten damals die Auseinandersetzungen, bei denen es keineswegs nur um Fragen zu Lehre und Geschichte ging, kein Ende nehmen.

¹ *Betrachtungen über die französische Revolution*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt, 1967, S. 129-130.

Zur Scheidung der Geister kam es vor allem bei der Einschätzung der Französischen Revolution, insbesondere aber ihrer politischen Einstellung gegenüber der Religion.

Es gab Katholiken, die unnachgiebig an der Beibehaltung all der Rechte festhielten, die der Kirche Jahrhunderte lang, nämlich seit den Zeiten des heiligen Remigius und Chlodwigs, zuerkannt wurden.

Neben diesen unbeugsam an ihrer religiösen, antirevolutionären Einstellung festhaltenen Katholiken, gab es andere, die der religionsfeindlichen Politik der Revolution bis zu einem gewissen Punkt zustimmten und dabei überzeugt waren, die wahre Haltung der revolutionären *Feuillants* und eines Teils der Girondisten zu vertreten.

Andere wiederum standen der gewagteren religionsfeindlichen Politik des linken Flügels der Girondisten näher. Doch kaum ein Katholik verstieg sich so weit, den extrem antireligiös gesinnten Montagnards Beifall zu zollen.

In vielen Fällen entsprach den Tendenzen in der Religionspolitik eine vergleichbare Haltung im strikt politischen Bereich.

Der extremen Rechten gehörten jene Katholiken an, die hinter dem Königtum des Ancien Régimes standen und sich für die Wiedereinführung der Monarchie in der Person des legitimen Thronanwärters, Graf von Chambord, einsetzten. Es waren dies gewissermaßen die Nachfolger jener Gruppe von Menschen, von denen Talleyrand in deutlich karikaturistischer Absicht einmal behauptet hatte, die hätten hinsichtlich der Revolution „*nichts gelernt und nichts vergessen*“.¹

Die Katholiken, die in religiösen Fragen gegenüber der Revolution „gemäßigt“ dachten, behielten diese Haltung auch oft auf politischem Gebiet bei. Ihr Monarchismus entsprach ihrem Katholizismus, d.h. ihre Bestrebungen gingen in Richtung der Beibehaltung einer blassen Religion, so wie sie auch ein farbloses Königtum für das Beste hielten.

Es gab auch die Anhänger einer rein republikanischen Regierungsform, in der der Staat ganz oder fast ganz von der Kirche getrennt werden sollte. Diese Richtung wurde von Republikanern vertreten, die sich selbst als „gemäßigt“ betrachteten, weil sie sich von den weniger zahlreichen Republikanern abheben wollten, die als geistige Nachkommen der Montagnards galten.

Die „Montagnards“ des 19. Jahrhunderts vertraten gewöhnlich einen scharfen Atheismus und einen radikalen Republikanismus. Auch hier kann man wieder Clemenceau zitieren: „*Seit der Revolution befinden wir uns im Aufruhr gegen die göttliche und menschliche Autorität, mit der wir am 21. Januar 1793 [Enthauptung Ludwigs XVI.] mit einem Schlag eine schreckliche Abrechnung gehalten haben*“.²

Die Französische Republik, mit der Papst Leo XIII. konfrontiert war, lebte von der Unterstützung, die ihr von Seiten der Anhänger des radikalen Staatslaizismus, aber auch von ängstlichen Katholiken zuteil wurde, die es für eine gute Politik ansahen, der Republik gegenüber eine *bonne mine* und dem Laizismus sogar das eine oder andere Zugeständnis zu machen, wenn der Staat im Gegenzug nur seine zunehmend feindlichere Haltung gegenüber der Kirche aufgab.

Diese als Zentristen bezeichneten Katholiken meinten, daß ihnen die Republik ein Minimum an Rechten garantieren würde, wenn sie sich nur bereit zeigten, den entsprechenden

1 Vgl. Jean Oricux, *Talleyrand ou le Sphinx incompris*, Flammarion, Paris, 1970, S. 638.

2 s. Kardinal Louis Billot, *Les principes de 89 et leurs conséquences*, Téqui, Paris, S. 33

Preis zu zahlen. Das bedeutete, die Vergangenheit, einschließlich des mit der Weihe Chlodwigs entstandenen katholischen Königtums, zu vergessen sowie dem Schicksal des Adels mit schlecht gelaunter Gleichgültigkeit und den laizistischen Errungenschaften mit resigniertem Lächeln zu begegnen. Auf diese Weise würde eine in der Politik geschickt taktierende Kirche einer sorglosen Zukunft entgegengehen.

Als Papst Leo XIII. den Papstthron bestieg, war er entschlossen, diese Politik zur seinen zu machen. Er gab nicht nur in den bereits erwähnten Punkten nach, sondern verzichtete damit auch auf die Unterstützung, die ihm jene Katholiken hätten leisten können, die auf der politischen Ebene dem legitimen monarchistischen Anspruch des Grafen von Chambord anhängen und im religiösen Bereich für die Kirche alle oder fast alle Rechte zurückverlangten, die ihr die Revolution entrissen hatte. Diese Katholiken, die voller Wehmut an die politische Strategie eines Papst Pius VI. zurückdachten, waren gleichzeitig die glühendsten und begeistertsten Anhänger des Papsttums und die unnachgiebigsten Verfechter der Dogmen.

Mit seiner Politik ging es Papst Leo XIII. gerade darum, jene zu entmutigen, die tapfer Verfolgung und Verluste aller Art von Seiten der Revolution ertragen und sich frohen Herzens für Altar und Thron, für Gott und den König geopfert hatten. Eine Unterstützung aus ihren Reihen war nun nicht mehr gefragt.

Dafür konnte sich der Papst nun des Beifalls all jener Katholiken sicher sein, die den Wechselbeziehungen zwischen weltlichen und geistlichen Problemen kaum Aufmerksamkeit schenkten oder aber sowieso auf Anpassung aus waren.

„Hat sich der Einsatz gelohnt?“, fragten sich damals viele.

Papst Leo XIII. wollte dies beweisen. Mit dem Toast von Algier¹ und der Enzyklika *Au milieu des sollicitudes* fuhr er mit vollen Segeln in Richtung Anpassung, ohne dabei irgendeinen der von ihm und seinen Vorgängern gelehrt Grundsätze des Glaubens oder der Moral aufzugeben, wie er eigens vorsichtig hervorhob.

Wie vorauszusehen war, nahmen nun in katholischen Kreisen die Diskussionen darüber zu, ob es **einem Katholiken erlaubt sei, Republikaner zu sein**.

Papst Leo XIII. legte zu dieser Frage die **Lehre** der Kirche fest. Doch in der Hitze der Auseinandersetzungen kam manchem Kämpfer die klare Sicht der Dinge abhanden. So ist es nicht verwunderlich, daß unter den Katholiken auch falsche Standpunkte vertreten wur-

1 Im November 1890 ging im Hafen von Algier die französische Kriegsflotte vor Anker. Aus diesem Anlaß veranstaltete Kardinal Lavignerie, der Erzbischof der Stadt und einer der wichtigsten Helfer, die zur Durchführung der *Ralliement*-Politik mit Frankreich hinter Papst Leo XIII. standen, ein Bankett zu Ehren der Offiziere in seiner Residenz.

Der Kommandant der Flotte, Admiral Duperre, wurde zum Klang des Revolutionsliedes, der *Marseillaise*, empfangen, das von den Schülern der berühmten *Pères Blancs*, die als Missionare in Algerien tätig waren, gespielt wurde, und das damals von der Spitze des französischen Monarchismus noch keineswegs als Nationalhymne anerkannt war.

Zum Nachtisch erhob sich der Kardinal, und alle Gäste taten das gleiche. Der Trinkspruch, den er nun vortrug, bestand darin, daß er einen im voraus niedergeschriebenen Text vorlas. Darin grüßte er zunächst die Geladenen und ging dazu über, zur Annahme der republikanischen Regierungsform aufzurufen, indem er versicherte, daß „eine Regierungsform, die die eindeutige Zustimmung des Volkes hat und an sich in nichts den einzigen Prinzipien, nach denen die zivilisierten christlichen Völker leben können, entgegengesetzt ist, wie Papst Leo XIII. letztthin verkündet hat“, eine „vorbehaltlose Zustimmung“ verdiene.

Als der Kardinal seinen Text beendet hatte, verharren die geladenen Offiziere, größtenteils Monarchisten, überrascht in Schweigen und klatschten keinen Beifall. Man nahm wieder Platz, und der Kardinal wandte sich an den Admiral mit der Frage: „Antworten Sie dem Kardinal nicht, Herr Admiral?“ Worauf der Admiral, ein alter Bonapartist, nur das sagte: „Ich trinke auf die Gesundheit Seiner Eminenz und des Klerus von Algerien“.

Diese Haltung Kardinal Lavigneries stieß trotz der Zustimmung und Unterstützung Papst Leo XIII. in den monarchischen und katholischen Kreisen Frankreichs auf ein denkbar schlechtes Echo, und selbst der französische Episkopat gab Kardinal Lavignerie nicht die erwünschte Hilfestellung (vgl. Adrien Dansette, *Histoire Religieuse de la France contemporaine — sous la troisième République*, Collection L' Histoire, Flammarion, Paris, 1951, S. 129-131).

den, die dann zum Teil von Papst Leo XIII. selbst oder aber von seinem Nachfolger, dem heiligen Papst Pius X., richtig gestellt wurden.

Weil Papst Leo XIII. die Frage der Haltung der Katholiken gegenüber den Regierungsformen **thesenhaft** entschieden hatte, kam es nicht zu einer klaren Unterscheidung zwischen der aus der Französischen Revolution hervorgegangenen revolutionären Republik und der ausschließlich nach abstrakten Prinzipien beurteilten republikanischen Regierungsform, die den Verhältnissen des jeweiligen Landes entsprechend legitimer Natur sein konnte.

Vielleicht ist ein Großteil der Konfusion in dieser Frage gerade auf das Bemühen Papst Leos XIII. zurückzuführen, Besonnenheit walten zu lassen.¹

Infolge der Lehre und der geistigen Haltung der Kirche wurde nun in der Öffentlichkeit Frankreichs die Zahl jener Katholiken viel geringer, als es wünschenswert gewesen wäre, die die monarchische Regierungsform, gemäßigt durch eine gewisse Machtbeteiligung der Aristokratie und des Volkes, vorzogen. Sie hätten aber auch ohne Gewissensbisse die repub-

¹ In seinen verschiedenen Aussagen zu den Regierungsformen hat sich Papst Leo XIII. nicht gescheut, auch die besonderen Umstände in Betracht zu ziehen, in der sich das damalige Frankreich befand. Vielmehr hat er mit mehr oder weniger Nachdruck seiner Überzeugung Ausdruck verliehen, daß die Republik für das Frankreich seiner Zeit ein für das Gemeinwohl förderliches System darstellte.

Der Papst ließ auch deutlich erkennen, daß die meisten republikanischen Führer die Kirche keineswegs aus Haß anfeindeten, sondern weil sie sich nicht mit den Angriffen abfinden konnten, die zahlreiche, der monarchischen Sache verschriebene Katholiken gegen die Republik vortrugen. Unter diesem Gesichtspunkt war zu erwarten, daß die ernsthafte, von einer zunehmenden Anzahl von Gläubigen nachvollzogene Versöhnung des Papstes mit der Republik ihre Führer dazu bringen würde, eine auf Gegenseitigkeit beruhende Versöhnung mit der Kirche einzuleiten.

Die Entwicklung der Ereignisse hat jedoch die Erwartungen Papst Leo XIII. nicht erfüllt, wie dieser selbst im Juni 1900 mit Bitterkeit in seinem Brief an den französischen Präsidenten Emile Loubet zugeben mußte:

„Wir wollen Ihnen, Herr Präsident, im Vertrauen auf Ihren edlen Charakter, Ihren erhabenen Gesichtspunkt und den aufrichtigen Wunsch nach religiöser Befriedung, von dem Wir Sie erfüllt wissen, unser Innerstes öffnen, weil Wir glauben, daß Sie den Einfluß, den Ihnen Ihr hohes Amt verleiht, dafür einsetzen werden, jeden Anlaß zu neuen religiösen Verwirrungen aus dem Wege zu räumen. Es wäre dies doch ein außerordentlich großer Schmerz und eine bittere Enttäuschung, wenn Wir, an unserem Lebensabend angekommen, erkennen müßten, daß unsere guten Absichten gegenüber der französischen Nation und ihrer Regierung, denen gegenüber Wir wiederholt nicht nur Unsere freundlichsten Absichten sondern auch Unsere wirkungsvolle und ganz besondere Zuneigung unter Beweis gestellt haben, so fruchtlos bleiben sollen.“ (s. Emmanuel Barbier, *Histoire du Catholicisme Liberal et du Catholicisme Social en France*, L'Imprimerie Yves Cadoret, Bordeaux, 1924, Bd. II, S. 531).

Auch in seinem Brief von 23. Dezember desselben Jahres an den Kardinal François Richard, Erzbischof von Paris, in dem es um die Verfolgung der kirchlichen Kongregationen durch die Regierung des Landes geht, gab der Papst seiner Enttäuschung über das Scheitern der *Ralliement*-Politik Ausdruck:

„Seit Beginn unseres Pontifikats haben Wir keine Mühe gescheut, in Frankreich dieses Friedenswerk zu stiften, das dem Lande nicht nur auf religiösem sondern auch auf zivilem und politischem Gebiet unzählige Vorteile gebracht hätte.

Wir sind vor Schwierigkeiten nicht zurückgeschreckt und haben Frankreich immer wieder Beweise unserer besonderen Hochachtung, unserer Sorge und unserer Liebe entgegengebracht, denn Wir rechneten damit, daß es darauf reagieren würde, wie es einer großen, edelmütigen Nation zusteht.

Unser Schmerz wäre äußerst groß, wenn Wir Uns an unserem Lebensabend in diesen Erwartungen getäuscht sähen, wenn unsere väterliche Sorge umsonst gewesen wäre, und in dem Uns so teuren Land die Leidenschaften und Parteien einen noch erbitterteren Kampf führen würden, ohne ermessen zu können, bis zu welchem Punkte ihre Exzesse gelangen würden, und ohne das Unglück bannen zu können, das Wir mit allen Uns zur Verfügung stehenden Mitteln zu verhindern suchten und wofür Wir die Verantwortung von vornherein ablehnen.“ (*Actes de Leon XIII.*, Maison de la Bonne Presse, Paris, Bd. VI, S. 190-191).

Viele Katholiken haben die Frankreich-Politik des berühmten Papstes mit Besorgnis verfolgt, denn sie waren davon überzeugt, daß die meisten Republikaner von den Irrtümern durchdrungen waren, die sie von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts ererbt hatten, das heißt von einem radikalem Egalitarismus und der aus deistischer und atheistischer Wurzel stammenden Phobie gegenüber der Katholischen Kirche.

Die den Frieden mit der Republik suchenden Demarchen von Papst Leo XIII. waren in ihren Augen kaum dazu geeignet, die große Mehrheit der Republikaner gegenüber der Kirche zu demobilisieren.

Tatsächlich dauerte die republikanische Offensive gegen die Kirche auch unter dem Pontifikat Papst Pius X. weiter fort. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges schlossen sich die Franzosen aller religiösen und politischen Strömungen zur „*Union Sacrée*“ gegen den eindringenden Feind zusammen. Daraus ergab sich ein Waffenstillstand in den politischen und religiösen Streitigkeiten, der praktisch bis nach dem Sieg der Alliierten anhielt.

Auf die späteren Ereignisse wollen wir hier nicht mehr eingehen, um die Darstellung nicht zu sehr in die Länge zu ziehen.

likanische Regierungsform hingenommen, wenn erwiesen gewesen wäre, daß dies für das Gemeinwohl notwendig war.

Andererseits nahm unter den Katholiken die Zahl der Anhänger der republikanischen Regierungsform immer mehr zu. Was diese Katholiken zu dieser Überzeugung führte, war weniger die Notwendigkeit einer Republik für Frankreich als vielmehr das falsche Prinzip, daß die Gleichheit unter den Menschen die höchste Regel der Gerechtigkeit in den zwischenmenschlichen Beziehungen sei. Daraus zogen sie den Schluß, daß allein die Demokratie, d.h. die uneingeschränkte Republik, im Rahmen einer perfekten Moral zur perfekten Gerechtigkeit unter den Menschen führt: Gerade diesen Irrtum hat aber der heilige Papst Pius X. in seinem Apostolischen Rundschreiben *Notre charge apostolique* verurteilt.

Auf diese Weise endete die Frage übrigens nicht allein in Frankreich, sondern in der ganzen westlichen Welt.

Die damit verbundenen Diskussionen fanden weltweiten Widerhall und führten natürlich zu Spaltungen und Verwirrungen unter den Katholiken der verschiedensten Länder. Viele dieser Spaltungen bestehen noch heute.

So lebt auch heute noch die große Illusion des radikalen Egalitarismus mit seinem unerbittlichen Kampf gegen Monarchie und Aristokratie fort.

Hinter der Erstellung dieses Anhangs stand die Absicht, dazu beizutragen, daß die Klarheit des Blicks und die Einigkeit der Gemüter im Lichte der päpstlichen Verlautbarungen an Boden gewinnen. Alle wirklich katholischen Herzen sollten danach streben, daß der Spruch „*Dilatentur spatia veritatis*“ [Möge die Wahrheit mehr Raum gewinnen], und als Folge davon auch dieser andere „*Dilatentur spatia caritatis*“ [Möge die Liebe mehr Raum gewinnen] Wirklichkeit werden.

ANHANG IV



Die Aristokratie im Denken eines umstrittenen, jedoch unbedenklichen Kardinals des 20. Jahrhunderts

Das umfangreiche, gelehrte Predigtwerk *Verbum Vitae – La Palabra de Cristo*, das unter der Leitung des damaligen Bischofs von Málaga, Ángel Herrera Oria¹, entstand, bietet im dritten Band (S. 720-724) eine Predigtanleitung, die einige Punkte der kirchlichen Lehre über die Aristokratie zum Inhalt hat.

1) *Verbum Vitae – La Palabra de Cristo – Repertorio orgánico de textos para el estudio de las homilias dominicales y festivas*, erstellt von einer Kommission von Autoren unter der Leitung von Mgr. Ángel Herrera Oria, Bischof von Málaga, 10 Bände, BAC, Madrid, 1953-59.

Mgr. Herrera Oria war eine der hervorstechenden Persönlichkeiten der Kirche in Spanien im 20. Jahrhundert. Geboren wurde er 1886 in Santander. 1940 zum Priester geweiht, erhielt er 1947 die Bischofsweihe. Während seiner bischöflichen Amtszeit war er federführend bei der Ausarbeitung des bedeutenden Werkes, das den hier kommentierten Plan beinhaltet. 1965 wurde er von Papst Paul VI. zum Kardinal erhoben. Er verstarb 1968. (Vgl. *Diccionario de Historia Eclesiastica de España*, ed. Enrique Florez, C.S.I.C., Madrid, 1972, Stichwort Herrera Oria, Angel).

Als Denker, Schriftsteller und Mann der Tat war die Person Mgr. Herrera Oria Gegenstand erhitzter Auseinandersetzungen. Während seine begeisterten Bewunderer normalerweise in der Mitte und links standen, gehörten diejenigen, die anderer Meinung waren als er, mit nicht geringerem Eifer der Rechten an. Es ist hier nicht zweckmäßig, in bezug auf diese vielfältigen Auseinandersetzungen Stellung zu beziehen. Es muß lediglich betont werden, daß der vorliegende Text über Aristokratie die uneingeschränkte Billigung – vielleicht sogar die Mitarbeit – eines hohen, einer Parteinahme zugunsten des Adelsstandes vollkommen unverdächtigen Prälaten erhielt.

Wir gehen nun dazu über, Stellen aus dieser Anleitung zu zitieren und jeweils einige Kommentare dazu beizusteuern.¹

Zuerst wird die Aristokratie in Verbindung mit der Gesellschaft und nicht mit dem Staat gesehen:

„Die Aristokratie ist ein **notwendiger** Bestandteil einer wohlkonstituierten Gesellschaft.“

Es folgt der Hinweis: „Rufen wir uns in Erinnerung, was christliche Philosophie, Theologie und Recht zur Aristokratie zu sagen haben.“

1. Philosophischer Sinn

Nach dem etymologischen Sinn des Wortes sind „Aristokraten die Besten“. Darin „verwurzelt ist der Gedanke der Vollkommenheit, der Gedanke der Tugend“.

Tatsächlich hat „die Aristokratie tugendhafte Gepflogenheiten“. Gemeint sind Gepflogenheiten „der Einsicht und des Willens“, durch welche „die Aristokratie sich hervortut“.

„Individuell gesehen versteht die antike Philosophie unter einem Aristokraten den Weisen“.

Die grundlegenden Tugenden der Aristokratie sind „sittliche Vollkommenheit und Liebe zum Volke“.

2. Theologischer Sinn

„Die Theologie wirft ein strahlendes Licht auf den Begriff Aristokratie und verschafft dem christlichen Recht solide Grundlagen.“

Die Aristokratie ist Vollkommenheit. Und es ist Pflicht des Christen, nach Vollkommenheit zu streben. ‚Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist‘ (Mt 5,48). ‚Der Gerechte werde noch gerechter, und der Heilige heilige sich weiter‘ (Offb 22,11). Und Gott sprach zu Moses: ‚Wandle in meiner Gegenwart und sei vollkommen!‘“

„Worin besteht die Vollkommenheit?“

Der heilige Thomas lehrt:

„1. Die Vollkommenheit des christlichen Lebens besteht vor allem in der Liebe [das heißt, in der Gottesliebe].

2. Tatsächlich sagt man von einem Wesen, daß es vollkommen sei, wenn es sein eigenes Ziel erreicht, das die letzte Vollkommenheit eines Dinges ist.“

Bezüglich seiner Teilnahme an der Ausarbeitung des betreffenden Predigtwerkes gibt Mgr. Herrera Oria im Vorwort dazu folgende Hinweise:

„Das ist nicht mein Werk, obwohl die Idee, die obere Leitung und ein Teil des Textes von mir stammen. Das Werk ist Frucht der Arbeit einer Kommission, deren Mitglieder am Ende dieses Vorworts aufgeführt sind.“ Und später kommt er auf das Thema zurück: „Das Werk ist Frucht einer Gemeinschaftsarbeit. Ich habe mit einer Gruppe von Personen mitgearbeitet, die in ihren entsprechenden Fächern sehr kompetent sind.“ (zitiertes Werk, Vorwort, Band I, S. LXV und LXXI).

1) Der Autor weist darauf hin, daß in bezug auf den Originalplan zur Erleichterung einer Ausführung zwei kleine Änderungen bei der Aufzählung der verschiedenen Punkte vorgenommen wurden. Dies geschah, ohne im geringsten das Denken der Autoren des Planes zu beeinträchtigen, und gestattet, daß im Ausdruck seine Klarheit und sein Reichtum bewahrt bleiben. Die erste davon bezieht sich auf den Tausch zwischen den Kapiteln „Aristokratie in der Familie“ und „politische Aristokratie“. Und die zweite der identische Tausch zwischen den Kapiteln „Moderne soziale Aufgabe der Aristokratie“ und „die neue Aristokratie“.

3. *Die Liebe vereint uns mit Gott, dem höchsten Ziel des menschlichen Geistes, denn , wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm' (1 Joh 4, 16) (vgl. II-II q. 184 a. 1, 2, 3 c; a. a. O., q. 81 a. 7 c).*

Die christliche Vollkommenheit wird demnach vor allem durch die Liebe erreicht. "

Daraus ist zu folgern:

„Dieser leuchtende Gedanke ist sehr beachtenswert, denn er belebt die ganze Soziologie und Politik im Hinblick auf die Aristokratie.

a. Aristokratie ist Vollkommenheit.

b. Vollkommenheit ist wesentlich christliche Liebe ... "

3. Das öffentliche christliche Recht

„Aristokratie und Eigentum. Es wird nicht genug betont, daß eine der Grundlagen des Privateigentums in der Pflicht besteht, sich zu vervollkommen ... "

In Rerum Novarum lehrt Papst Leo XIII., daß „die Güter als eigene besessen werden und als gemeinsame verwaltet werden sollen. Das heißt, , hat der Eigentümer seinen Bedarf befriedigt und sind Schicklichkeit und Perfektion bedacht , ist der Rest als Almosen zu verschenken. Bedürfnis und Schicklichkeit werden zwar oft erwähnt, es wird jedoch vergessen, daß die Perfektion eine Pflicht ist. "

Die Predigtanleitung des Kardinals Herrera Oria geht nun zu Aussagen über, welche die egalitäre Umgebung unserer Tage leider völlig in Vergessenheit geraten lassen.

„Es ist Pflicht derer, die in der Welt leben und eine Familie haben, diese zu vervollkommen und in den Kindern die Schicklichkeit und die gesellschaftliche Achtung der Familie in christlichem Sinne zu erhöhen.

Wenn sie unter dem Einfluß der christlichen Liebe leben, haben die Eltern die Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß ihre Kinder soweit wie möglich in Wissen, Kunst, Technik, Kultur und in allem besser seien als sie selbst. Nicht um sie zur Eitelkeit zu erziehen, sondern um der Gesellschaft zum Wohle des Volkes immer vollkommener Generationen zu bieten.

Die Aristokraten haben vor allem stets danach zu streben, alle technischen, sozialen usw. Fortschritte aufzunehmen und anzuwenden, die den Bedürfnissen der weniger bemittelten Schichten entgegenkommen können. "

Diese Lehren zeigen, daß ein wesentlicher Aspekt des Strebens nach umfassender Perfektion - sei es zur Ehre Gottes, sei es zum Gemeinwohl der weltlichen Gesellschaft - gerade in dem Bemühen der Aristokratie besteht, Generation um Generation den Umgang mit Wohnungen, Einrichtungsgegenständen, Kleidung, Fahrzeugen, aber auch persönliche Haltungen und Manieren immer mehr zu vervollkommen.

Der vollkommene katholische Aristokrat verwendet demnach in seinem Bemühen um das Gemeinwohl allen Eifer darauf, den bedürftigen Schichten zu ihren Rechten zu verhelfen.

Diese Art von Aristokraten bilden jene „Besten“, die weiter oben als „notwendige Bestandteile einer wohlkonstituierten Gesellschaft“ bezeichnet wurden.

4. Gesellschaftliche Aristokratie

Anschließend beschäftigt sich die Anleitung nicht mehr mit dem Aristokraten als Einzelnen, sondern mit der aristokratischen Familie:

„In dem Maße, in dem der Aristokrat sich selbst und seine Familie vervollkommenet, schafft er innerhalb der Gesellschaft eine Institution: die aristokratische Familie. "

Diese Anleitung macht deutlich, daß das familiäre Gewebe der Aristokratie selbst von großem Vorteil ist, wenn es darum geht, Quelle und Abtriebskraft des Strebens nach Höherem zu sein, bildet sich die Tradition einer jeden Familie doch gerade im Familienschoße aller gesellschaftlichen Klassen. Im familiären Zusammenleben bieten sich den Eltern sowie den älteren Menschen überhaupt die psychologischen Voraussetzungen und Tausende von günstigen Gelegenheiten, ihre Überzeugungen und die Früchte ihrer Erfahrungen an die nachkommenden Generationen weiterzugeben. Auf diese Weise sind hier optimale Bedingungen für das Streben nach „Vollkommenheit“ gegeben. Und dieses Streben hat nicht nur das individuelle Gut der Familienmitglieder zum Ziel, sondern auch entscheidend das Gemeinwohl der Gesellschaft als Ganzes.

Nun ist aber die Gesellschaft als kollektives Wesen dauerhafter als die Familie und die Familien sind ihrerseits wieder dauerhafter als die Einzelnen, aus denen sich die Generationen zusammensetzen. Und dem Dauerhaften wird die Antriebskraft der Aristokratie zum Gewinn, weil ihre treibende Kraft im Prinzip von derselben Dauer ist wie die Gesellschaft selbst.

Der Tradition aber fällt die Aufgabe zu, dieser treibenden Kraft Dauer, Richtung und Merkmale zu verleihen.

In dieser Anleitung heißt es nun weiter:

„Man könnte sagen, das die Tugenden und die Vollkommenheit selbst die Tendenz haben, erblich zu werden.“

Diese Institution darf nicht egoistisch nur an sich denken, sondern hat ausgesprochen sozial zu sein und das Wohl der andern im Auge zu behalten.“

Aus diesen mit aller Deutlichkeit vertretenen Grundsätzen ergibt sich die Rechtfertigung eines der in unseren Tagen am wenigsten verstandenen Aspekte der Aristokratie: die Erblichkeit.

Nicht wenige finden es gerecht, daß einem Menschen, der Schwieriges vollbracht und dabei seine persönlichen Qualitäten unter Beweis gestellt hat, vor allem wenn diese seine Taten vielen als Beispiel dienen können und noch dazu einen wichtigen Beitrag zum Gemeinwohl geleistet haben, ein Adelstitel zuerkannt wird.

Allerdings fügen sie dann hinzu, daß dies nicht die Übertragung des Adelstitels auf die Nachkommen des auf diese Weise Ausgezeichneten rechtfertige. Denn oft folgen auf große Männer nur mittelmäßige Söhne, die den wohlverdienten Ehrungen ihrer Vorfahren keineswegs gerecht werden.

Solche Überlegungen verhindern aber gerade die Entstehung adeliger Familien und hemmen damit die Verwirklichung ihres Auftrags, als treibende Kräfte auf dem Weg der fortschreitenden Vervollkommnung des ganzen Gesellschaftskörpers zu wirken. Diese Vervollkommnung ist jedoch ein unerläßlicher Bestandteil des mitreißenden Fortschreitens einer Gesellschaft oder eines Landes in Richtung all jener Formen der Vollkommenheit, welche die Einzelnen zu erreichen gedenken, weil sie Gott lieben, der die Vollkommenheit selbst ist.

Wenn es also einerseits nicht mehr als gerecht ist, großen Menschen Achtung zu zollen und sie auszuzeichnen, wäre es ungerecht und wirklichkeitsfremd, andererseits die Sendung der großen Adelsgeschlechter als Antriebskräfte ihrer aufstrebenden Länder abzustreiten:

„Die so genannte historische Aristokratie ist in der menschlichen Natur begründet und entspricht durchaus dem christlichen Lebensverständnis, sofern sie sich an die Forderungen dieses Verständnisses hält.“

Keine Schule kommt dem Schoß der Familie eines echten, christlich aristokratischen Geschlechts gleich. Wenn es seinen Pflichten getreu nachkommt, hat die Gesellschaft die

*Pflicht, ihm die Mittel zukommen zu lassen, deren es zur Erfüllung dieses **höchsten sozialen Lehramts** bedarf.“*

„Paläste, Gemälde, Pergamente, Kunstgegenstände, Meisterwerke, Reisen, Bibliotheken usw., dies alles gehört mittel- oder unmittelbar zum Dasein der großen Familien. Doch der Gebrauch dieser Güter hat sich an die Ascese und Soziallehre der Kirche zu halten.

Wenn sie dafür eingesetzt werden, auserlesene Staatsbürger zum Wohl der Gemeinschaft auszubilden und wenn dabei der wahre christliche Sinn des Lebens berücksichtigt wird, kann man behaupten, daß es sich um eine Art öffentliches, kollektives Vermögen handelt, das der ganzen Gesellschaft zugute kommt.

*Die Aristokratie entspricht so sehr der christlichen Gesellschaft, daß sich **eine Gesellschaft nicht vollkommen nennen kann, wenn es in ihr keine aristokratische Schicht gibt.** Die heile Aristokratie bildet die Blüte und die Creme der christlichen Zivilisation.“*

Aussagen über die Aristokratie wie diese findet man heute im katholischen Schrifttum immer seltener. Doch wurden sie bisher nie vom Lehramt der Kirche zurückgewiesen. Und sie dürfen natürlich nicht in einem Werk wie diesem fehlen, das die Aristokratie besonders im Zusammenhang mit der christlichen Zivilisation sieht, die alle Nationen der westlichen Welt gebildet hat.

5. Aristokratie in der Familie

Hinsichtlich der Beziehungen zwischen Aristokratie und Familie erwähnt die Anleitung einen brisanten und äußerst wichtigen Aspekt des Lebens einer aristokratischen Klasse:

„A. Gewissermaßen analog dazu kann man behaupten, daß die aristokratische Macht in der Familie der Frau zusteht.

a. Die Autorität ist Sache des Mannes.

b. Aber die Frau ist innerhalb der Familie ein Element der Mäßigung und des Rates.

c. Sie ist ein Element der Beziehung zwischen Vater und Kindern.

1. Oft werden die Anordnungen des Vaters gerade durch ihre Vermittlung erst wirksam.

2. Durch sie nimmt der Vaters Kenntnis von den Bedürfnissen und Wünschen der Kinder.

B. Der heilige Thomas sagt, daß der Vater die Kinder im Sinne der klassischen Bedeutung des Wortes ‚despotisch‘ regiert, während die Art des Regierens der Mutter ‚politisch‘ genannt werden kann.

a. Denn die Mutter ist Beraterin und hat Teil an der Macht des Vaters.

b. Die Frau aber ist sozusagen die Vertreterin der Liebe innerhalb der Familie. Sie ist im Schoß der Familie eine Art Personifizierung der Barmherzigkeit.

c. Ihre Aufgabe ist es, auf die Bedürfnisse der Kinder und der Dienerschaft zu achten und den Vater dazu zu bewegen, diese zu befriedigen.

C. Im Evangelium wird in der von uns angesprochenen Szene der Kontrast zwischen dem Mangel an Mitleid, Liebe und aristokratischem Geist bei den Aposteln und der unsagbar aristokratischen Aufgabe, die der Muttergottes bei der Hochzeit von Kana zukommt, deutlich gemacht.

a. Maria verfolgt aufmerksam die Bedürfnisse der andern und trägt sie dem vor, der sie befriedigen kann.

b. Dann geht sie zum Volke, das hier durch die Diener vertreten ist, und zeigt ihnen, daß sie zu gehorchen haben.“

Der Vergleich zwischen der Aufgabe der Aristokratie im Staat und in der Nation mit der der Frau – als Gemahlin und Mutter – im Hause klingt für den modernen Leser sicher etwas überraschend. Denn die spärlichen populärwissenschaftlichen Werke über die Aristokratie, haben - übrigens nicht zu Unrecht - dazu geführt, daß die breite Öffentlichkeit in ihr die militärische Klasse schlechthin sieht, und dieses Bild scheint wenig zur Aufgabe einer Gattin und Familienmutter zu passen.

Und dennoch birgt dieser Vergleich eine große Weisheit in sich.

Will man den Krieg im rechten Lichte betrachten, so muß man berücksichtigen, daß es sich normalerweise um eine Tätigkeit handelt, die gegen den äußeren Feind gerichtet ist. Dem heiligen Thomas geht es hier jedoch um die Aufgabe der Aristokratie im gewöhnlichen Leben in Friedenszeiten innerhalb der Grenzen des Landes und nicht um ihre Aufgabe als Schwert zur Verteidigung gegen einen Feind von außen.

In jener Zeit gehörte es zum Wesen der Aristokratie, daß die Adelsfamilien eine gewisse Anzahl weiterer Familien und Individuen aus geringeren Gesellschaftsschichten um sich versammelten, die durch allerlei Arbeitsbeziehungen, einfache Nachbarschaft usw. mit ihnen verbunden waren.

In den mittelalterlichen Städten und zum Teil auch noch im Ancien Régime war es üblich, daß Paläste, Villen, oder auch einfache, komfortable Wohnhäuser unmittelbar neben den Häusern der weniger bemittelten Schichten standen. Dieses nachbarschaftliche Nebeneinander von Großen und Kleinen gab in gewisser Weise die Atmosphäre eines aristokratischen Haushalts wieder und bildete um jede aristokratische Familie herum einen zart strahlenden Nimbus von Zuneigung und Hingabe.

Auch die Arbeitsbeziehungen tendierten unter dem Einfluß der christlichen Nächstenliebe stets über den rein beruflichen Bereich hinaus ins Persönliche. Das jahrelange Miteinander bei der Arbeit trug dazu bei, daß der Adelige seine Untergebenen inspirierte und orientierte, und auch diese ihrerseits wieder ihren Herrn beeinflussten, indem sie ihm von ihren Wünschen und Vergnügungen, von ihrem Alltagsleben in Kirche, Zunft und Haus, aber auch von den konkreten Umständen des gemeinen Lebens und den Bedürfnissen der Hilflosen und Elenden berichteten. So bestand eine Art Kreislauf zwischenmenschlicher Beziehungen, der den Höheren mit dem Niederen verband. Diesen Kreislauf versuchte der Staat nach 1789 so weit wie möglich durch seine Bürokratie zu ersetzen. Konkret heißt das, daß die *Bureaux* für Statistik und Information und die stets aktiven Informationsdienste der Polizei mit dieser Funktion betraut wurden.

Über diese Bürokratien inspiriert, treibt und befehligt der anonyme Staat die Nation mit Hilfe ebenso anonymer Staatsdiener (und, nicht zu vergessen, mit Hilfe der großen – anonymen – Aktiengesellschaften).

Die Nation wiederum antwortet dem Staat durch den anonymen Mund der Wahlurnen. So weit geht diese Anonymität, daß die Wahlstimme geheim zu sein hat, sodaß der Staat nicht einmal weiß, wer so oder so gestimmt hat.

Mit dieser Anhäufung von Anonymitäten wird im modernen Staat möglichst jede Art von menschlicher Wärme in den Beziehungen verhindert.

Ganz anders geartet waren ihrem Wesen nach jene Länder, die eine korrekte Aristokratie besaßen. Wie wir gesehen haben, herrschten dort so weit wie möglich persönliche Beziehungen. Sowohl der Einfluß des Höheren auf den Niederen wie der, wenn auch anders geartete, des Niederen auf den Höheren wurde auf der Grundlage einer Beziehung ausgeübt, in

der von beiden Seiten die christliche Zuneigung vorherrschte. Und diese Zuneigung führte wiederum zu gegenseitiger Hingabe und Vertrauen. Auf dieser Basis konnte zwischen Bediensteten und Herren eine wahre Gemeinschaft entstehen, wie das Protoplasma sich einen Zellkern bildet. Man braucht nur die Schriften der wahren katholischen Moralisten über die herrschaftliche Gesellschaftsordnung zu lesen, um einen genauen Begriff von dieser Beziehung zu erhalten.

Auch in der Zunft spiegelte die Beziehung Meister – Geselle – Lehrling zu einem großen Teil die gesegnete Atmosphäre der Familie wider. Und dies gilt auch für andere Lebensbereiche.

Der lebendige menschliche Kontakt umfaßte viel mehr als das, was die moderne Arbeitsgesetzgebung kalt und trocken „Arbeitnehmer und Arbeitgeber“ nennt. Über ihre Knechte, Mägde und sonstige Bediente lernten die höheren Kreise des Adels oder des Bürgertums auch die Familien ihrer Untergebenen näher kennen, so wie diese wiederum die herrschaftlichen Familien kennen lernten. Je nach organischer Spontaneität der innergesellschaftlichen Dynamik beschränkten sich die Beziehungen ja nicht auf den Einzelnen, sondern erfaßten auf beiden Seiten auch die jeweilige Familie. So konnten sich von oben nach unten Gefühle der Sympathie, des Wohlwollens und der Hilfsbereitschaft entwickeln, während von unten nach oben Dankbarkeit, Anhänglichkeit und Bewunderung zum Ausdruck gebracht wurde.

Das Gute will sich mitteilen. Durch das engmaschige Netz dieser Systeme lernte der Große auch das anonyme Elend kennen, denn das Elend isoliert den in der Unbekanntheit, über den es hereinbricht. Und dem Großen wurde so Gelegenheit gegeben, – meistens durch die Hand der Gattin oder seiner Töchter – so viele Schmerzen zu heilen, die auf andere Weise keine Heilung erfahren hätten.

Aber auch der Große erlebt in diesem Tränental seine bitteren Stunden. Oft wurde er im konkret physischen oder aber im politischen Sinne von Feinden umlagert, bedroht und angegriffen. Und dann erwies sich als die stärkste Mauer wankender Größe die unschätzbare Hingabe derer, die sich uneigennützig und oft das eigene Leben in Gefahr bringend zu seinem Schutze erhoben.

Wenn wir auch hier unser Augenmerk vorzugsweise auf das städtische Leben gerichtet haben, so gilt das Gesagte natürlich in besonderem Maße auch für die Zustände auf dem Land, dessen Atmosphäre gerade die beschriebenen Beziehungsmuster begünstigte.

So war das Leben zur Zeit der Feudalherrschaft. Und so blieb es auch danach noch auf dem Lande, als die überkommenen Beziehungen zwischen Lehnsherr und Lehnsmannt zwar ihre politische Dimension verloren, im Bereich der Arbeit jedoch weiterhin ihre Gültigkeit behielten. Und so verhält es sich oft auch noch in diesem vernebelten letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts und des Millenniums in der einen oder anderen Region, in dem einen oder anderen Land.

Im Lichte eines dem heiligen Thomas vorschwebenden monarchischen Staates, der sowohl etwas Aristokratisches als auch etwas Demokratisches an sich hat, hat die Aristokratie Anteil an der königlichen Macht, so wie die Gattin im Schoß der Familie an der Macht ihres Mannes teilnimmt. Ihr ziemt es also, durch ihr mäßigendes, dem mütterlichen Instinkt entsprechendes Walten dem Vater – das heißt hier dem König – die Bedürfnisse der Kinder zur Kenntnis zu bringen. Mit anderen Worten: den Armen, den Kleinen, den Hilflosen, die sich im wohlthuenden Schatten eines adeligen Hauses wissen, ihre Stimme zu leihen. Damit der wohlwollend gestimmte Vater ihnen das notwendige Heilmittel zukommen lassen kann.

So wie es in diesem Gleichnis auch Aufgabe der Mutter ist, das Herz der Kinder für diesen oder jenen Befehl des Vaters zu öffnen, hat der Adel die Aufgabe, das Gemüt der ihm unterstehenden Stände dahingehend zu beeinflussen, daß sie sich den Erlassen des Königs mit kindlicher Ehrerbietung fügen.

6. Politische Aristokratie

Bisher war von der Aristokratie als sozialer Klasse die Rede. Nun gehen wir zum Thema Sendung der aristokratischen Klasse im politischen und gesellschaftlichen Leben des Landes über.

Vielleicht werden die Worte, mit denen in der Predigtanleitung des Kardinals Herrera Oria an das Thema „politische Aristokratie“ herangegangen wird, für jene eine angenehme Überraschung sein, denen diese Ausführungen eventuell zu konservativ oder gar reaktionär klingen:

„Die soziale Aristokratie hat direkt und unmittelbar dem Volk gegenüber eine Funktion auszuüben.

Nach dem Naturgesetz wird sie aber stets eine politische Funktion gegenüber der Macht ausüben. Sie hat Teil an der Macht zum Nutzen des Volkes.“

Nach einem kurzen Hinweis auf die „gemischt“ genannte Regierung, an der „die Monarchie, die Aristokratie und das Volk ihren Anteil haben“ und die „nach der katholischen Philosophie als die beste Regierung“ anzusehen ist, führt die Anleitung weiter aus:

„Die zwischen der höchsten Autorität, das heißt, der Monarchie im philosophischen Sinne – Macht eines einzigen – und dem Volk angesiedelte Aristokratie ist ein Element der Mäßigung, Abwägung, Kontinuität und Einheit“. Unter diesem Gesichtspunkt ist zu bedenken, daß

- „1. die Monarchie ohne Aristokratie leicht zum Absolutismus führt,*
- 2. ein Volk ohne Aristokratie nicht Volk, sondern Masse ist,*
- 3. die Aristokratie die Monarchie verteidigt und mäßigt,*
- 4. die Aristokratie das Haupt des Volkes, seine Erzieherin und Orientiererin seiner Kräfte ist,*
- 5. die Aristokratie ohne Volk eine Oligarchie, das heißt, verhaßtes Privileg einer Kaste innerhalb der Gesellschaft ist.“*

7. Moderne soziale Aufgabe der Aristokratie

Danach zählt die Predigtanleitung einige Merkmale auf, welche die moderne Aristokratie auszeichnen müssen:

„Moderatorin der Macht, Beraterin, Kennerin der Bedürfnisse des Volkes, Verteidigerin des Volkes gegenüber der höchsten Autorität, Erzieherin des Volkes, Leiterin und Orientiererin der Tätigkeiten des Volkes; sie hat alle Mittel der Technik und des gesellschaftlichen Fortschritts zugunsten vor allem der bedürftigsten Volksschichten einzusetzen.“

Diese Aufzählung hat keineswegs umfassenden Charakter. Anscheinend geht es hier darum, zu verhindern, daß die Aristokratie - wie es oft geschieht - als eine Minderheit angesehen wird, der es allein um ihr Monopol an Vorteilen zum Schaden des Volkes geht.

Gleich zu Beginn erwähnt die Anleitung die Tendenz der Aristokratie zur Vollkommenheit in allem, die in der Liebe zur absoluten Vollkommenheit, das heißt zu Gott, ihren Ur-

sprung hat. Damit wirkt sie als mächtiger Antrieb für den Nächsten, alle Formen der Vollkommenheit anzustreben (vor allem die der Tugend, aber auch der Begabung, des guten Geschmacks, der Kultur, der Ausbildung ... und sogar der Technik). Diese Neigung drückt sich auch im *Decorum* des Lebens aus, das in der Kunst, im Mobiliar, in der Wohnkultur, im Schmuck usw. seinen Ausdruck findet. Dies alles hat den ganzen Gesellschaftskörper zu durchdringen und zu erheben in dem Maße, in dem die Aristokratie sich selbst als Aristokratie erhebt.

Damit sich diese Anhebung des Niveaus mit Hilfe der Aristokratie vollzieht, muß beachtet werden, daß ihre Mitglieder tatsächlich im Sinne ihres Titels die „Besten“ sind. Wenn sie dann als Leiter der Nation die Macht selbst innehaben, kommt es schließlich zur Aristokratie als Regierungsform.

Diese Überlegungen zeigen, in welchem Ausmaß die Regierungsform von den Bedingungen des Gesellschaftskörpers abhängt, vor allem von den religiösen und moralischen, aber auch von anderen.

8. Die neue Aristokratie

Die Anleitung befaßt sich auch mit einem Thema, das sie mit dem Begriff „neue Aristokratie“ umschreibt. Um eine genaue Vorstellung von der notwendigen - wenn gleich mit der gebotenen Umsicht durchzuführenden - Erneuerung der Aristokratie zu gewinnen, kann man auf eine Metapher zurückgreifen, die diese Tatsache auf fast perfekte Weise deutlich macht: der Austausch des Wassers in bestimmten Schwimmbädern.

In diesen Schwimmbädern findet nämlich eine ununterbrochene Erneuerung des Wassers statt, doch geschieht dies so allmählich, daß dies auch von einem aufmerksamen Beobachter kaum wahrzunehmen ist. Und doch handelt es sich um eine echte Erneuerung, bei der die Wassermenge allerdings nicht schnell oder gar wassersturztartig – man könnte sagen revolutionsmäßig – abfließt bzw. einströmt.

Wir haben von einer „fast perfekten“ Metapher gesprochen. Sie ist also nicht ganz ohne Einschränkung anzuwenden. Wenn der Wasseraustausch auch noch so langsam vor sich gehen mag, ist das Ziel doch stets der Abfluß der gesamten Wassermenge. Bei der Erneuerung des Adels ist es jedoch nicht wünschenswert, daß es zu einem vollständigen Austausch kommt. Im Gegenteil, je langsamer die Erneuerung vor sich geht, um so besser. Seiner eigenen Natur nach ist der Adel so eng mit der Tradition verbunden, daß idealerweise eine größtmögliche Anzahl von Familien über die Jahrhunderte hinweg auf unbestimmte Zeit erhalten bleiben sollte, vorausgesetzt natürlich, daß dies nicht zum Vorteil sklerotischer, abgestorbener, mumifizierter Zeitgenossen geschieht, die nicht mehr in der Lage sind, aktiv ins geschichtliche Geschehen einzugreifen.

Die Metapher entspricht dem, was zu diesem Thema in dem vorliegenden Buch gesagt wurde¹, und stimmt auch völlig mit dem überein, was im Predigtwerk des Hw. Kardinals Herrera Oria zu lesen ist.

„Da die Aristokratie notwendigerweise zu einer wohlkonstituierten Gesellschaft gehört, scheint es als praktisches Prinzip angebracht, daß die historische Aristokratie, die normalerweise reich an Tugenden ist, erhalten bleibt; gleichzeitig sind jedoch weitere Formen der Aristokratie zu schaffen.“

¹ Vgl. Kapitel VII, 9.

Die Aristokratie darf nicht etwas Abgeschlossenes sein, sonst wird sie zur Kaste, also zum genauen Gegenteil der Aristokratie, denn die Kaste als solche kennt nicht das Prinzip der Liebe, und gerade diese macht die Seele der Aristokratie aus.

Leider geschieht es nicht selten, daß sich das Virus der Weltlichkeit in die aristokratischen Kreise einschleicht und diese in geschlossene Gruppen verwandelt.

Das große Problem liegt heute auf diesem Gebiet gerade darin, die aristokratischen Klassen zu erneuern und neue Formen der Aristokratie zu schaffen“.

Daher stellt sich auch die Frage, was zu tun sei, wenn eine Aristokratie tief gesunken ist, und ihre Mitglieder aufgehört haben, die „Besten“ zu sein, und nun als die „Schlechtesten“ anzusehen sind.

Es müßten in diesem Fall neue aristokratische Klassen geschaffen werden, und gleichzeitig wäre alles zu versuchen, um die herkömmliche Aristokratie wieder aufzurichten. Wenn letztere allerdings nicht mehr zu retten sein sollte, ist es besser, sie zu übergehen.

Wenn die Aristokratie verkommt, hat der Gesellschaftskörper die Pflicht, eine Lösung zu finden; dies geschieht meistens auf instinktive und gewohnheitsmäßige Art und Weise, indem der Gesellschaftskörper auf die Unterstützung der noch gesunden Glieder zurückgreift.

Wir haben „instinktiv“ gesagt, weil in Notsituationen wie dieser der gesunde Menschenverstand und die Qualität des Volkes sich besser zurechtfinden als die oft brillanten und verführerischen Pläne der Träumer oder Bürokraten, die „Paradiese“ oder „Utopien“ aufbauen möchten. Da es diesen Plänen oft an Wirklichkeitssinn fehlt, sind sie meistens zum Scheitern verurteilt und führen zu Enttäuschungen.

* * *

Wenn es nun in den Reihen der Aristokratie keine „Besten“ mehr gibt und wenn im gemeinen Volk niemand in Stellvertretung diese Aufgabe übernehmen möchte, Antriebskraft zu Höherem zu sein, und wenn selbst im Klerus ein vergleichbarer Mangel festzustellen ist, taucht das Problem auf, welche Regierungsform in der Lage sein könnte, die Gesellschaft und die Nation vor dem Untergang zu bewahren.

Um das Problem zu lösen, werden eventuell politische Rezepte ausgedacht, die eine von vermeintlich guten Männern gebildete Regierung vorsehen, der es gelingen soll, die große Frage fast automatisch von außen nach innen zu lösen, obwohl sich der Gesellschaftskörper selbst doch keineswegs in einem gesunden Zustand befindet.

Wenn sich aber die Gesellschaft als solche in einem schlechten Zustand befindet, erweist sich das Problem schlicht und einfach als unlösbar. Die Lage erweist sich in diesem Fall als hoffnungslos. Je mehr man nach Heilung sucht, um so mehr Komplikationen tauchen auf und beschleunigen schließlich nur noch das Ende.

In einer derart hoffnungslosen Lage kann es nur eine Lösung geben, wenn eine Handvoll gläubiger Menschen, die gegen alle Hoffnung zu hoffen wagen – *contra spem in spem credit* (Röm 4, 18), mit diesen Worten lobt der heilige Paulus den Glauben Abrahams –, weiterhin hoffen und nicht aufhören zu hoffen. Das heißt, wenn vom Glauben erfüllte Seelen sich demütig und inbrünstig an die Vorsehung wenden, um von dieser einen rettenden Eingriff zu erleben. „*Emitte Spiritum tuum et creabuntur, et renovabis faciem terrae*“ – Sende deinen Geist aus und alles wird neu geschaffen und du wirst das Angesicht der Erde erneuern (Pfingst-Antiphon).

Umsonst würden wir auf Rettung durch irgendeine Regierungs-, Gesellschafts- oder Wirtschaftsform warten. „*Nisi Dominus custodierit civitatem, frustra vigilat qui custodit*

eam“ [Wenn der Herr nicht über die Stadt wacht, dann wacht der Wächter umsonst] (Ps 126,1).

Die reichhaltige Ausführung über die Aristokratie, die wir dem bedeutenden, unter der Leitung von Kardinal Angel Herrera Oria erstellten Werk entnommen und kommentiert haben, schließt mit folgenden Erwägungen:

„Die Behauptung, in unseren Tagen mangle es an aristokratischen Seelen, bedeutet also, daß es an einer Klasse fehlt, die sich durch Geburt, Kultur, Reichtum, vor allem aber durch die Ausübung der christlichen Tugenden und einer Barmherzigkeit ohne Grenzen auszeichnet.

Aristokratie ohne einen reichlichen Rückhalt an perfekten christlichen Tugenden ist nichts als ein leeres Etikett, eine Geschichte ohne Leben, eine verfallene gesellschaftliche Institution.

Ihre Liebe, ihr Geist und ihr Leben haben der Geist, die Liebe und das Leben Christi zu sein.

Ohne Vollkommenheit wird es faktische und angebliche Aristokratien geben, aber nie echte Aristokratien in Werk und von Rechts wegen.“

Wenn der Leser die abschließenden Worte der Anleitung in ihrem eigentlichen, natürlichen Sinn versteht, wird er feststellen, daß sie ein Urteil über den Adel jener Zeit enthalten, in der Kardinal Angel Herrera Oria sie veröffentlicht hat: „... es fehlt an einer Klasse, die durch Geburt herausgehoben ist ...“. Konkret gesagt bedeutet das, daß die Aristokratie jener Zeit diese Aufgabe, d.h. ihre Aufgabe, nicht erfüllt hat.

Wenn die im Predigtwerk enthaltene Anleitung der Aristokratie ihrer Zeit uneingeschränktes Lob gezollt hätte, würde man sie ohne Zweifel der Einseitigkeit zeihen. Denn ihre Kritiker würden darauf hinweisen, daß die Aristokratie zwar bedeutende Qualitäten vorzuweisen hat, aber auch schwere Fehler eingestehen muß.

Man kann das vorliegende Urteil tatsächlich als einseitig bezeichnen, allerdings im entgegengesetzten Sinn. Um der geschichtlichen Wahrheit gerecht zu werden, müßte es heißen, daß die Aristokratie der fünfziger Jahre zwar zahlreiche Mängel aufwies, daß es aber nicht zu leugnen ist, daß sie auch relevante Qualitäten aufzuweisen hatte.

Teil III



DOKUMENTE I

Ansprachen von Papst Pius XII. an das Patriziat und an den römischen Adel

Ansprache vom 8. Januar 1940

Ein zweifaches Geschenk haben Patriziat und Adel von Rom Uns an der Schwelle des neuen Jahres anlässlich des heutigen Empfanges machen wollen: das sehr willkommene Geschenk Eurer Gegenwart und damit zugleich das Geschenk der ergebenden Glückwünsche, geschmückt - einer Blüte vergleichbar - mit dem Zeugnis der ererbten Treue zum Heiligen Stuhl, wofür die ehrfurchtsvollen und bededten Worte ein neuer Beweis sind, geliebte Söhne und Töchter, die Euer hoher Sprecher Uns soeben entboten hat, indem er Uns so die schon lang erwünschte Gelegenheit gab, Eurem erlauchten Kreis die große Wertschätzung zu bestätigen und Unsererseits noch zu steigern, deren dieser Apostolische Stuhl Euch stets für würdig erachtet und es auch nie unterlassen hat, dies vor aller Welt auszusprechen.

In solcher Wertschätzung ist die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte lebendig. Nicht wenige unter denen, die in diesem Augenblick Uns umgeben, tragen Namen, die seit Jahrhunderten innigst verflochten sind mit der Geschichte Roms und des Papsttums in heiteren und dunklen Tagen, in Freude und in Schmerz, im Ruhm und in der Verdemütigung, getragen von jener tiefen Gesinnung, die hervorbricht aus der Tiefe eines Glaubens, der mit dem Blut von den Vorfahren geerbt wurde, der alle Prüfungen und Stürme überdauert und selbst nach vorübergehenden Verirrungen bereit ist, wieder in den Weg zum Vaterhaus einzubiegen. Der Glanz und die Größe dieser Ewigen Stadt spiegelt sich und strahlt wider in den Familien des Patriziats und des römischen Adels. Die Namen Eurer Ahnen stehen unauslöschbar eingezeichnet in den Annalen einer Geschichte, deren Geschehen in vieler Hinsicht großen Anteil am Werden und Wachsen so vieler Völker der heutigen Kulturwelt gehabt hat. Obschon man ohne den Namen Roms und seiner Adelsgeschlechter selbst die Profangeschichte vieler Nationen, Königreiche und kaiserlicher Kronen nicht schreiben könnte, so kehren die Namen des

Patriziats und des römischen Adels noch häufiger in der Geschichte der Kirche Christi wieder, die über allen irdischen und politischen Ruhm hinweg zur höchsten Größe aufsteigt in ihrem sichtbaren Haupt, das nach der gütigen Fügung der Vorsehung seinen Sitz an den Ufern des Tibers hat.

Von Eurer Treue zum römischen Pontifikat und der Stetigkeit, die als ruhmvolles Erbe Eurer Familien Euch auszeichnet, sehen Wir hier vor Uns mit Unseren Augen in dieser erlauchten Versammlung in der gleichzeitigen Gegenwart von drei Generationen geradezu ein lebendiges Abbild. In jenen unter Euch, die vom Weiß des Schnees oder des Silbers die Stirne umrahmt tragen, ehren Wir die vielen Verdienste, die Ihr durch lange Pflichterfüllung Euch erworben habt und die Ihr als Siegestrophäen niederzulegen gekommen seid, um so dem allein wahren Herrn und Meister, dem Unsichtbaren und Ewigen zu huldigen. Doch die meisten von Euch stehen vor Uns unternehmungsfreudig in der Blüte der Jugend oder im Glanz des Mannesalters, mit jenem Vorrat an physischen und sittlichen Energien, die Euch fähig und bereit machen, Euer Können dem Fortschritt und der Verteidigung jeder guten Sache zu widmen. Unsere Vorliebe gilt jedoch und wendet sich zu der heiteren und lächelnden Unschuld der Kleinen, als Letzte in diese Welt gekommen, in denen Uns der Geist des Evangeliums die glücklichen Ersten im Gottesreich erkennen läßt; in ihnen schätzen Wir die arglose Unschuld, den lebhaften und reinen Glanz ihrer Blicke, engelgleicher Abglanz der Reinheit ihrer Seelen. Sie sind ohne Arg, dem Anschein nach wehrlos; aber unter dem Zauber ihrer Treuherzigkeit, die Gott nicht weniger gefällt als den Menschen, verbergen sie eine Waffe, die sie wie der junge David seine Schleuder schon gut zu handhaben wissen: die schmiegsame Waffe des Gebetes; auch bewahren sie im Köcher ihres noch schwachen, aber schon freien Willens einen wunderbaren Pfeil, das zukünftige und sichere

Werkzeug für den Sieg: das Opfer.

Bei diesem Reichtum von verschiedenen Altersstufen, den Wir in Euch, den treuen Hütern ritterlicher Überlieferungen, mit Freuden feststellen, zweifeln Wir nicht, ja Wir sind dessen im voraus sicher, daß das treue Jahr ein gutes und christlich glückliches werden wird. Steht es auch unter dem undurchsichtigen Schleier, in den die Zukunft es einhüllt, so werdet Ihr es doch bereitwillig aus den Händen der Vorsehung entgegennehmen wie einen jener versiegelten Briefe, die einen Befehl zu tapferen und heiligen Lebenskämpfen übermitteln, den der Beamte, mit einem Auftrag besonderen Vertrauens bedacht, von seinen Vorgesetzten empfängt und erst unterwegs öffnen darf. Tag für Tag wird Euch Gott, der Euch dieses neue Jahr in seinem Dienst beginnen läßt, das Verborgene enthüllen; und Ihr wißt wohl, daß all das, was Euch diese noch geheimnisvolle Aufeinanderfolge von Stunden, Tagen und Monaten bringen wird, nur mit Willen oder Zulassung jenes himmlischen Vaters eintreten wird, dessen Vorsehung und Regierung der Welt sich in ihren Anordnungen nicht täuscht und fehlt. Dürfen Wir es Euch aber vorenthalten, daß das neue Jahr und die kommenden Zeitläufe, die es eröffnet, auch Gelegenheiten zu Kämpfen und Mühen und, Wir wollen hoffen, auch zu Verdiensten und Siegen bringen wird? Seht Ihr nicht, wie heute, weil das Liebesgebot des Evangeliums verkannt, gelehnt und gelästert wird, in einigen Teilen der Welt Kriege wüten – wovor die göttliche Barmherzigkeit bisher Italien bewahrt hat –, in deren Verlauf man ganze Städte in Berge von rauchenden Trümmern verwandelt sieht und Ebenen mit dem Reichtum reifender Ernten in eine Gräberstätte von zersetzten Leichnamen? Allein auf verlassenem Wege, im Dunkel nebelhafter Hoffnung irrt furchtsam der Friede; und in seinen Spuren und auf seinen Schritten machen sich in der alten und neuen Welt Menschen, die ihm Freund sind, auf die Suche nach ihm, darum besorgt und darauf bedacht, ihn mitten unter die Menschen zurückzuführen auf gerechten, zuverlässigen und dauerhaften Wegen und so in brüderlichem Bemühen um Verständigung die kühne Aufgabe des notwendigen Wiederaufbaus vorzubereiten.

An diesem Werk des Wiederaufbaus werdet Ihr, geliebte Söhne und Töchter, bedeutsamen Anteil haben können. Wenn es nämlich schon wahr ist, daß die moderne Gesellschaft gegen den Gedanken und selbst gegen den Namen eines privilegierten Standes angeht, so ist es nicht weniger wahr, daß auch

sie, ähnlich wie die antike Gesellschaft, nicht von einem arbeitsamen und gerade dadurch an den leitenden Kreisen teilhabenden Stand wird absehen können. Es steht daher bei Euch, in aller Öffentlichkeit zu zeigen, daß Ihr seid und sein wollt eine einsatzwillige und wirkmächtige Gemeinschaft. Ihr habt es im übrigen gut verstanden und Eure Söhne werden es noch klarer sehen und begreifen: niemand kann sich mehr dem ursprünglichen und allgemeinen Gesetz der Arbeit entziehen, so verschieden und vielfach sie auch sein mag und unter welchen Formen des Geistes und der Hand sie auch erscheinen mag. Daher sind Wir sicher, daß Euer hochherziger Edelmut diese heilige Pflicht nicht weniger entschlossen, nicht weniger vornehm sich zu eigen machen wird als Eure großen Verpflichtungen als Christen und Edelleute, Nachfahren von Geschlechtern, deren Wirksamkeit so viele marmorne Wappen an Palästen der Ewigen Stadt und der Provinzen Italiens verherrlichen und an unsere Zeit weitergeben.

Hier handelt es sich indessen um ein Vorrecht, das weder die Zeit noch die Menschen Euch entreißen können, wenn Ihr selbst – dessen würdig – nicht damit einverstanden seid, es zu verlieren: das Privileg, die Besten zu sein, die „Optimates“, nicht so sehr durch die Fülle an Reichtümern, die Pracht der Gewänder, den Prunk der Paläste, als vielmehr durch die Reinheit der Sitten, durch die Rechtschaffenheit des religiösen und bürgerlichen Lebens; das Privileg, Patrizier, „patricii“, zu sein durch die hohen Eigenschaften des Geistes und des Herzens; das Privileg schließlich, „nobiles“ zu sein, d.h. Menschen, deren Name wert ist, gewußt zu werden, und deren Leben als Beispiel und zur Aneiferung vor Augen gestellt wird.

Wenn Ihr so handelt und darin fortfahrt, dann wird durch Euch der ererbte Adel an Glanz gewinnen und fortleben; und aus den müden Händen der Greise wird in jene kraftvollen Hände der Jugend übergehen die Flamme der Tugend und der Wirksamkeit, das stille und ruhige Licht vergoldeter Sonnenuntergänge, das in neuen Morgenröten für jede neue Generation wiedererstrahlt, sobald großmütige und fruchtbare Bestrebungen anheben.

Das sind, geliebte Söhne und Töchter, die Wünsche, die Wir voll zuversichtlicher Hoffnung für Euch zu Gott erheben, während Wir als Unterpfand der erlesensten himmlischen Gnaden Euch allen und einem jeden von Euch, all Euren Lieben und allen Personen, die Ihr im Geiste und im Herzen tragt, Unseren väterlichen Apostolischen Segen erteilen.¹

1) *Aufbau und Entfaltung des gesellschaftlichen Lebens – Soziale Summe Papst Pius XII.* Herausgegeben von Arthur-Fridolin Utz OP, Professor der Ethik und Sozialphilosophie an der Universität Freiburg (Schweiz) und Joseph-Fulko Groner OP, Professor der Moraltheologie an der Universität Freiburg (Schweiz) – Nihil obstat: Friburgi Helv., die 5. Maii 1954, G. Meersseman OP, Wyser OP. Imprimatur: Friburgi Helv., die 5. Maii 1954, N. Luyten O.P., Friburgi Helv., die 29. Junii 1954, R. Pittet, v.g. Paulusverlag, Freiburg in der Schweiz, 1954, S. 1609-1613. Ansprache an das Patriziat und an den Adel Roms, 8. Januar 1940. Original: italienisch.

Ansprache vom 5. Januar 1941

Eine Quelle inniger und väterlicher Freude für Unser Herz, geliebte Söhne und Töchter, Eure willkommene Schar zu sehen, die Uns am Beginn des Jahres umgibt. Eines Jahres, mit nicht weniger furchterregenden Aussichten, als es das eben vergangene war. Ihr habt Euch versammelt, um Uns über Euren hervorragenden Wortführer kindlich-herzliche Glückwünsche zu übermitteln. Diese Glückwünsche, in ergebener und doch so hochherziger Form vorgetragen, verleihen Eurer einmütigen und übereinstimmenden Anwesenheit vor Uns hohen Wert und den Ausdruck einer Zuneigung, die Uns besonders willkommen ist.

Im Patriziat und dem römischen Adel erkennen und lieben Wir eine Schar von Söhnen und Töchtern, die auf Ihr Treueverhältnis zur Kirche und zum Heiligen Vater stolz sind. Ein Verhältnis, vererbt durch die Vorfahren, deren Liebe zum Stellvertreter Christi aus den tiefsten Wurzeln des Glaubens erwachsen ist und weder durch den Ablauf der Zeit, noch auf Grund der, von Menschen und Zeitumständen abhängigen Zufälligkeiten des Lebens nachgelassen hat. In Eurer Mitte fühlen Wir uns noch mehr als Römer, auf Grund gemeinsamer Lebensgewohnheiten und der Luft, die wir geatmet haben und noch immer atmen. Unter dem gleichen Himmel und dem gleichen Sonnenschein lebend, an den gleichen Ufern des Tiber, wo auch Unsere Wiege stand, auf der gleichen Erde, die bis in den letzten Winkel heilig ist und aus der Rom für seine Kinder den Schutz einer Ewigkeit, die bis an den Himmel reicht, immer auf's neue schöpft.

Es ist wohl wahr, daß Christus, unser Herr, es vorgezogen hat, zum Troste der Armen, auch als Armer auf die Welt zu kommen und in der Familie eines einfachen Arbeiters aufzuwachsen. Es ist aber ebenso war, daß Er durch die Umstände seiner Geburt das vornehmste und edelste Geschlecht Israels, das Haus David, ausgezeichnet hat.

Aus diesen Grunde und getreu dem Geiste Dessen, dessen Stellvertreter sie sind, haben die Päpste das Patriziat und den Adel von Rom immer hochgeschätzt, deren Gefühl unwandelbarer Sympathie für den Heiligen Stuhl den wertvollsten Teil des Erbes darstellt, welches sie von den Vorfahren übernommen und an ihre Kinder weitergegeben haben.

Das Erbe ist eine großartige und geheimnisvolle Sache. Es bedeutet, daß in einem Geschlecht und über Generationen hinweg, ein reicher Schatz materieller und geistiger Güter weitergegeben wird. Daß das gleiche äußere Erscheinungsbild und die gleiche moralische Haltung vom Vater auf den Sohn übergeht. Jedoch ist es möglich, daß die Tradition, die – über Jahrhunderte hinweg – die Mitglieder eines Geschlechtes verbunden hat, eben dieses Erbe, wie Wir gesagt haben, durch den Einfluß materieller Theorien entstellt werden kann. Man kann, man muß es sogar, diese sosehr bedeutsame

Tatsache in ihrem ganzen Umfang menschlicher und übernatürlicher Wahrheiten bedenken.

Sicher kann man es nicht leugnen, daß bei der Weitergabe vererbbarer Eigenschaften materielle Vorgänge mitspielen. Diese Tatsache erstaunlich unserer Seele und dem Körper zu vergessen. Ebenso, daß sogar hochgeistige Tätigkeiten weitgehend von unserem körperlichen Temperament beeinflusst werden. Deswegen weist die christliche Morallehre die Eltern auf die große Verantwortung hin, die sie in dieser Beziehung haben.

Das wertvollste aber ist das geistige Erbe. Dieses wird nicht sosehr über die geheimnisvollen Verbindungswege materieller Schöpfung weitergegeben, als vielmehr durch den dauernden Einfluß einer ausgezeichneten, familiären Umgebung. Entscheidend für das Ergebnis ist eine langsame und gründliche seelische Entwicklung in der Umgebung eines Vaterhauses, das reich an geistigen, moralischen und vor allem, christlicher Tradition ist. Wichtig ist auch der gegenseitige Einfluß derer, die unter dem gleichen Dache wohnen, ein Einfluß, dessen wohlthätige Wirkung weit über die Kinderjahre und Jugendzeit hinausgeht und bis an das Ende eines langen Lebens reicht. Auf diesem Wege entwickeln sich auserwählte Geister, die in sich selbst die Schätze eines wertvollen Erbes mit ihren eigenen Vorzügen und Lebenserfahrungen zu verbinden wissen.

Das ist das, über alle Maßen, wertvolle Erbe, welches, erleuchtet durch einen festen Glauben, belebt und erfrischt durch dauerndes und treues Leben im Geiste Christi und durch die Erfüllung seiner Forderungen, die Seelen Eurer Kinder erheben, vervollkommen und bereichern wird.

Wie jedes wertvolle Erbe, erfordert auch dieses die Erfüllung strenger Pflichten. Sie sind umso strenger, je reicher das Erbe ist. In erster Linie sind es zwei Verpflichtungen:

1) die Pflicht, diese Schätze nicht zu verschwenden, sie unbeschädigt weiterzugeben an die, die nach uns kommen und sie, wenn möglich, noch zu vermehren. Das heißt im besonderen, der Verführung zu widerstehen, in diesen Gaben nichts weiter zu sehen als ein Mittel dazu, um ein leichteres, angenehmeres, vornehmeres und erfolgreicher Leben zu führen;

2) die Verpflichtung, diese Schätze nicht nur für sich selbst zu behalten, sondern auch den von der Vorsehung weniger reich bedachten Menschen abzugeben und so durch sie umfangreiche Vorteile zu gewähren.

Geliebte Söhne und Töchter, die edlen Charakterzüge der Wohltätigkeit und edler Tugenden habt Ihr von Euren Vorfahren geerbt. Von ihrem Edelmut legen die Denkmäler und Paläste, die Hospize und Asyle und die Spitäler Roms Zeugnis ab. Ihre Na-

men und das Andenken an sie sprechen zu uns über ihre beglückende und fürsorgliche Güte, den Unglücklichen und Hilfsbedürftigen gegenüber.

Wir wissen sehr wohl, daß das Patriziat und der römische Adel es niemals - solange es die Möglichkeiten jedes Einzelnen erlaubten - am rühmenswerten Eifer, Gutes zu tun, haben fehlen lassen. In dieser so schmerzlichen Stunde aber, da der Himmel von Unruhe und Sorgen verdunkelt ist, werden diese Edlen mehr als je zuvor in sich den Antrieb zu tätiger Nächstenliebe verspüren, der dazu anspornt, die schon bisher erworbenen Verdienste bei der Bekämpfung des menschlichen Elendes zu vermehren. Dies, solange Ihr ein ernstes und genügsames Leben führt, das jede Leichtfertigkeit oder frivole Vergnügungen ausschließt, die für ein nobles Herz, für Anbetracht von soviel menschlichem Leiden, undenkbar sind. Unzählige Möglichkeiten, edel zu handeln wird Euch das neue Jahr bieten, nicht nur im Kreise Eurer Familien, sondern auch außerhalb! Wie viel neue Einsatzmöglichkeiten für Eure Hilfsbereitschaft und den Willen, Gutes zu tun! Wie viele im Verborgenen vergossene Tränen gilt es zu trocknen! Wie viele Leidenden zu trösten! Wie viel körperliche und seelische Not zu lindern!

Was Uns das eben begonnene Jahr bringen wird, ist Gottes Geheimnis. Geheimnis Gottes, der weise und fürsorglich die Wege der Kirche und des Menschengeschlechtes zu jenem Ende führt, an dem Seine Gerechtigkeit und Barmherzigkeit siegen werden. Es ist aber Unsere Sehnsucht, Unser Wunsch für die Zukunft und darum beten Wir, daß der Welt ein dauernder, gerechter Friede in Ruhe und Ordnung geschenkt werde. Ein Frieden, der alle Völker und Nationen beglücken möge und lachende Gesichter überall wieder zurückbringt. Ein Frieden, der die dankbaren Herzen den höchsten Lobgesang für unseren Gott des Friedens anstimmen läßt, den Wir in der Krippe zu Bethlehem anbeten.

Ansprache vom 5. Januar 1942

Die Glückwünsche, die Euer erlauchter Sprecher, geliebte Söhne und Töchter, mit erhabenen Worten Uns vorgetragen hat, wollen in Eurem Geist vor allen Dingen die kindliche Anhänglichkeit an den Apostolischen Stuhl zum Ausdruck bringen, die Euren Glauben beseelt und der schönste Ruhm des römischen Patriziats und Adels ist. Wir danken Euch hochherzig und lebhaft dafür. Und Unsere Gegenliebe überschüttet Euch verdienstermaßen mit Unseren Glückwünschen für Euch und Eure Familien und bezeugt Euch dadurch nochmals Unsere dankbare und außerordentliche Gewogenheit ange-

In diesen Unseren Wunsch, geliebte Söhne und Töchter, schließen Wir die Hoffnung ein, daß dieses Jahr nicht unglücklich, sondern für Euch alle, glückbringend sein möge: Für Euch, über deren Anwesenheit hier Wir uns freuen, und die Ihr Uns ein Bild aller Altersstufen gebt, und die Ihr, unter Gottes Schutz stehend, durch Euren Einsatz im privaten und öffentlichen Leben für Euer Handeln höchstes Lob verdient. Für die ehrwürdigen Alten, Bewahrer nobler familiärer Traditionen, kluge und erfahrene Wegweiser für die Jüngeren, für Väter und Mütter, die für ihre Söhne und Töchter Beispiel und Meister der Tugenden sind. Für die Jugend, die sauber, gesund und fleißig, in Gottesfurcht heranwachsend, die Hoffnung ihrer Familien und des geliebten Vaterlandes sein möge. Für die Kleinen, die von Plänen für die Zukunft träumen, bei den Spielen ihrer Kindheit. Für Euch alle, die Ihr der Eintracht und des Glückes im Schoße Eurer Familie teilhaftig seid, bieten Wir unsere väterlichen und herzlichen Glückwünsche dar. Für ein Glück, das den Wünschen von jedem und jeder von Euch entspricht, wobei Ihr dessen eingedenk sein sollt, daß jeder Unserer Wünsche von Gott beurteilt und danach gewertet wird, wie sie am besten unserem Heile dienen. Dabei wiegt im allgemeinen schwerer, was Gott Uns zugestehen will, als das, was Wir uns selber wünschen.

Das ist der Inhalt Unseres Gebetes, das Wir, am Beginn dieses Jahres zu Gott, unseren Herrn, erheben. Zum Beginn eines Jahres, hinter dessen undurchsichtigen Schleier Gottes Vorsehung das Universum ebenso liebevoll regiert, lenkt und führt, wie die kleine Welt der Menschen. Wir erbiten für Euch den Reichtum der Gnaden Gottes, für alle und für jeden einzelnen von Euch, die Ihr Uns alle lieb und wert seid und für die, die Ihr in Euren Gedanken und Herzen bewahrt. Euch allen gewähren Wir Unseren väterlichen, Apostolischen Segen.¹

sichts der so lebendigen Bekundung Eurer althergebrachten Treue zum Stellvertreter Christi.

Wenn dieses kindliche und väterliche Zusammentreffen im Haus des gemeinsamen Vaters auch nicht erstmalig ist, so kann die Macht der Gewohnheit ihm doch nicht seine Köstlichkeit und Anmut nehmen, wie ja auch die Wiederkehr der Weihnachtstage deren religiöse Freude nicht schwächt, noch das Heraufsteigen des Neuen Jahres den Horizont der Hoffnungen verdunkelt. Gleich das immer wieder neue Aufleben der Freude etwa nicht dem immer wiederkehrenden Neubeginn des Tages, des

1) (*Discorsi e Radiomessaggi di Sua Santità Pio XII*, Tipografia Poliglotta Vaticana, 5.1.1941, S. 363-366.)

Jahres und des Wachstums in der Natur? Auch der Geist hat sein Neuwerden und seine Wiedergeburt. Wir werden wiedergeboren, wir leben von neuem auf, wenn wir die Geheimnisse unseres Glaubens feiern. Und in der Grotte von Bethlehem beten wir von neuem das Jesuskind an, unseren Erlöser, das Licht und die Sonne der Welt, wie auf unseren Altären das immerwährende Golgotha des aus Liebe zu uns gekreuzigten und sterbenden Gottmenschen erneuert wird.

Ihr laßt Eure Vorfahren neu aufleben, indem Ihr sie ins Gedächtnis zurückruft. Und Eure Ahnen leben wieder auf in Euren Namen und in den Euch hinterlassenen Titeln, den Zeugen ihrer Verdienste und Großtaten. „Patriziat“ und „Adel“, sind dies etwa nicht zwei Worte, ruhmbehalten und bedeutungsvoll: „Patriziat“ und „Adel“ dieses Roms, dessen Name die Jahrhunderte überdauert und in der Welt strahlt als das Siegel des Glaubens und der Wahrheit, die vom Himmel herabgestiegen ist, um den Menschen zum Himmel zu erheben?

Menschlich betrachtet, weckt der Name „Römisches Patriziat“ in Uns die Erinnerung an die *gentes* des Altertums, deren erste Anfänge sich im Nebel der Sage verlieren, die jedoch im hellen Licht der Geschichte als Erkenntnis- und Willenskräfte zutage treten, denen die Macht und Größe Roms in den glorreichen Zeiten der Republik und des Kaiserreichs wesentlich zu verdanken ist, als die Cäsaren in ihren Befehlen noch nicht Willkür an Stelle der Vernunft setzten. Die ältesten Römer waren gewiß ungebildete Menschen, aber durchdrungen vom Verantwortungsbewußtsein für das Los der *Urbs*, ihre eigenen Interessen mit denen der *res publica* in eins setzend, ihre weitgesteckten und kühnen Ziele verfolgend mit einer Beständigkeit und Ausdauer, Weisheit und Tatkraft, die sich unentwegt treu blieben. Sie erwecken auch heute noch die Bewunderung eines jeden, der sich die Geschichte jener ferneren Zeiten wieder vor Augen führt. Es waren die *patres* und ihre Nachkommen – „*Patres certe ab honore, patriciique progenies eorum appellati*“ [Livius I, 8, n. 7: „Patres werden sie gewiß der Ehre wegen genannt, patricii ihre Nachkommenschaft“] die mit dem Patriziat des Blutes den Adel der Weisheit, der Tapferkeit und der bürgerlichen Tugend so zu verbinden wußten, daß sie den Plan faßten und auch verwirklichten, eine Welt zu erobern, die Gott gegen ihren Willen eines Tages nach seinem ewigen Ratschluß in ein vorbereitetes und ausgedehntes Feld heiliger Kämpfe und Siege für die Helden seiner Frohbotschaft verwandelte, während er aus der *Urbs* das Rom der christusgläubigen Heidenvölker machte und auf den stummen Denkmälern der heidnischen *pontifices maximi* den Pontifikat, das ewige Hohepriestertum und Lehramt Petri, errichtete.

Daher kommt es, daß die Bezeichnung „Römisches Patriziat“, christlich, übernatürlich betrachtet, in Unserem Geist noch erhabener geschichtli-

che Erinnerungen und Bilder weckt. Wenn der Name *patricius* im heidnischen Rom erkennen ließ, daß jemand Ahnen besaß und nicht einer Sippe gewöhnlicher Art, sondern einer bevorrechtigten und herrschenden Gesellschaftsschicht angehörte, so nimmt er im christlichen Licht einen noch helleren Glanz und einen noch volleren Klang an, indem zur berühmten Abstammung die gesellschaftliche Machtstellung hinzutritt. Der Name *patricius* bezeichnet ein Patriziat des christlichen Roms, dessen höchster und ältester Glanz nicht etwa im Blut begründet war, sondern in der Würde, Beschützer Roms und der Kirche zu sein. *Patricius Romanorum* ist ein Titel, der seit der Zeit der Exarchen von Ravenna bis zu Karl dem Großen und Heinrich III. getragen wurde. Jahrhunderte hindurch hatten die Päpste bewaffnete Beschützer der Kirche, die aus den Familien des Römischen Patriziats stammten. Und Lepanto bezeichnete und verewigte einen ihrer großen Namen in den Annalen der Geschichte. Heute, geliebte Söhne und Töchter, sind das Römische Patriziat und der Römische Adel berufen, die Ehre der Kirche zu schützen und zu verteidigen mit der Waffe einer strahlenden sittlichen, sozialen und religiösen Tugendhaftigkeit, die mitten unter dem römischen Volk und vor der Welt ihr Licht leuchten läßt.

Die sozialen Ungleichheiten, auch die mit der Geburt verbundenen, sind nicht zu vermeiden. Die Güte der Natur und Gottes Segen für die Menschheit leuchten über den Wiegen, beschützen und lieblosen sie, machen sie aber nicht gleich. Betrachtet die Gesellschaft in den Ländern, wo sie am unerbittlichsten eingeebnet worden ist! Kein Mittel konnte erreichen, daß der Sohn eines großen Herrschers, eines großen Volksführers durchweg auf derselben Ebene wie ein unbekannter, im Volk verlorener Bürger geblieben ist. Diese unvermeidbaren Ungleichheiten können - vom heidnischen Standpunkt aus gesehen - als eine unerbittliche Folge des Klassenkampfes erscheinen, als eine Folge der von den einen über die anderen errungenen Macht, als eine Folge der blinden Gesetze, die angeblich das menschliche Treiben bestimmen und den Triumph der einen wie auch die Not der anderen herbeiführen. Ein christlich unterrichteter und erzogener Geist dagegen kann sie nur als gottgewollte Anordnung betrachten, die auf denselben Ratschluß zurückgeht, der den Ungleichheiten im Rahmen der Familie zugrunde liegt, die deshalb dazu bestimmt sind, die Menschen auf dem Weg des gegenwärtigen Lebens zum himmlischen Vaterland stärker miteinander zu vereinen, indem einer dem andern hilft, wie der Vater der Mutter und den Kindern hilft.

Daß diese, wenn auch väterlich aufgefaßte gesellschaftliche Überlegenheit infolge der aufeinanderprallenden menschlichen Leidenschaften die Geister bisweilen auf Irrwege in den Beziehungen

zwischen Hoch und Nieder gedrängt hat, ist in der Geschichte der gefallenen Menschheit nicht erstaunlich. Solche Entgleisungen können die grundlegende Wahrheit nicht abschwächen oder verdunkeln, daß für den Christen die sozialen Ungleichheiten in der großen menschlichen Familie begründet sind, daß also die Beziehungen zwischen den Klassen und Ständen von einer ehrlichen und gleichen Gerechtigkeit bestimmt und zu gleicher Zeit von gegenseitiger Achtung und Liebe beseelt bleiben müssen, die - ohne die Ungleichheiten gewaltsam aus der Welt zu schaffen - ihren Abstand verringern und ihre Gegensätze mildern sollen. Sehen Wir etwa in den wahrhaft christlichen Familien die größten unter den Patriziern und Patrizierinnen nicht wachsam und eifrig darauf bedacht, ihrer Dienerschaft und ihrer ganzen Umgebung gegenüber eine Haltung zu bewahren, die zweifellos ihrem Stande entspricht, aber von jeder Überheblichkeit frei ist und jenes Wohlwollen und jene Höflichkeit in Wort und Benehmen anstrebt, die den Herzensadel unter Beweis stellen? Erblicken sie in den anderen nicht Menschen, Brüder Christi und Christen wie sie selbst, die mit ihnen in Christus durch die Bande der Liebe vereinigt sind, jener Liebe, die auch in den ererbten Palästen bei Hoch und Nieder, am meisten in den hienieden nie fehlenden Stunden der Trübsal und des Schmerzes, das Leben tröstet, erleichtert, erfreut und versüßt?

Ihr, geliebte Söhne und Töchter, das Römische Patriziat und der Römische Adel, Ihr in diesem Rom, dem Mittelpunkt der Christenheit, in der Mutter- und Hauptkirche aller Kirchen der katholischen Welt, versammelt um jenen, den Christus zu seinem Stellvertreter und zum gemeinsamen Vater aller Gläubigen gesetzt hat - Ihr seid von Gottes Vorsehung auf eine hohe Warte gestellt, damit Eure Würde vor der Welt erstrahle in der Ergebenheit zum Stuhl Petri als Vorbild bürgerlicher Tugend und christlicher Vollkommenheit.

Wenn jeder gesellschaftliche Vorrang Aufgaben und Pflichten mit sich bringt, so verlangt die

durch Gottes Hand Euch zuteil gewordene Sonderstellung gerade in der augenblicklichen schweren und sturmerfüllten Stunde - einer Stunde, die von den Entzweigungen und schrecklichen Kämpfen der Menschheit verdüstert wird, einer Stunde, die zum Gebet und zur Buße ruft, die in allen die Lebensweise umgestalten und verbessern, dem Gesetz Gottes gleichförmiger machen möge, wie es ohne jeden Zweifel die gegenwärtige Not und die Ungewißheit, welche Gefahren bevorstehen, uns dringend nahelegen - (Eure Sonderstellung) verlangt - möchten Wir sagen - von Euch: ein vollendetes christliches Leben, ein tadelloses und strenges Benehmen, höchste Treue gegenüber all Euren Familienpflichten und all Euren privaten und öffentlichen Obliegenheiten - Tugenden, die nie verblasen, sondern klar und lebendig vor den Augen jener leuchten, die Euch sehen und beobachten, denen Ihr durch Euer Handeln und Euren Wandel nicht nur den Weg zum Voranschreiten im Guten weisen, sondern auch zeigen müßt, daß die schönste Zier des Römischen Patriziats und Adels die überragende Tugend ist.

Während Wir nun das demütige und arme Jesuskind, den Sproß aus königlichem Stamm, den menschengewordenen König der Engel und der Menschen, bitten, daß er Euch bei der Erfüllung der Euch übertragenen Sendung lenke und leite, Euch mit seiner Gnade erleuchte und stärke, erteilen Wir Euch aus innerstem Herzen, geliebte Söhne und Töchter, Unseren väterlichen Apostolischen Segen, den Wir mit der Absicht geben, daß er sich auch auf alle Eure Lieben ausbreite und dauernd niederlasse, besonders auf jene, die nicht unter Euch weilen, die zur Erfüllung ihrer Pflichten in Gefahren schweben, denen sie mit einem dem Adel ihres Blutes gleichkommenden Mut entgegengehen, die vielleicht verwundet, vermißt oder gefangen sind. Dieser Segen steige herab und sei für Euch Balsam, Trost, Schutz und Unterpfand der erlesensten und reichsten Gnaden und himmlischer Hilfe, für die gequälte und erschütterte Welt aber Hoffnung auf Ruhe und Frieden.¹

Ansprache vom 11. Januar 1943

Wie könnten Wir, geliebte Söhne und Töchter, auf die heißen Glückwünsche, die das erhabene Wort Eures erlauchten Sprechers in eurem Namen Uns dargebracht hat, nicht antworten mit den Wünschen, die Wir für Euch zu Gott empor senden? In diesem Augenblick empfinden Wir einen süßen Trost, eine tiefe Freude, die nicht von der Traurigkeit der gegenwärtigen Stunde erstickt wird. Denn in Euch sehen Wir in gewissem Sinn Unser ganzes geliebtes Rom vor Uns vertreten. Zu einer so über-

ragenden Stellung hat Euch die Hand der göttlichen Vorsehung im Laufe der Geschichte erhoben. Ihr seid Euch dessen bewußt und empfindet zugleich einen berechtigten Stolz und ein Gefühl schwerer Verantwortung.

Durch das Vorrecht der Geburt hat Euch Gottes Ratschluß hingestellt wie eine Stadt auf einem Berg. Ihr könnt also nicht verborgen bleiben [vgl. Matth. 5,14]. Sodann hat er euch bestimmt, mitten im zwanzigsten Jahrhundert zu leben, gegenwärtig

1) *Utz-Groner*, S. 1614-1619.

in Tagen der Entbehrung und der Not. Wenn Ihr noch immer auf hoher Warte steht und von hoher Warte aus gebietet, so geschieht es nicht mehr nach der Art Eurer Vorfahren. Eure Ahnen saßen auf ihren Felsen und in ihren einsamen, schwer zugänglichen, gewaltig befestigten Burgen, in Türmen und Schlössern, die über ganz Italien, auch über die Umgebung Roms zerstreut sind. Dort hatten sie eine Zuflucht gegen die Angriffe der Nebenbuhler und Missetäter. Dort planten und schufen sie die bewaffnete Abwehr. Von dort stiegen sie hinab, um in der Ebene zu kämpfen. Betrachtet in der Geschichte die großen Namen: die Namen, die Ihr tragt, die berühmt geworden sind dank kriegerischer Tapferkeit, dank sozialer Verdienste, die jedes Lobes wert und von großem Nutzen waren, dank religiösen Eifers und anerkannter Heiligkeit! Welche und wie viele Ehrenkränze umwinden diese Namen! Das Volk hat sie besungen und verherrlicht durch die Stimme seiner Chronisten und Dichter, durch die Hand seiner Künstler. Es hat aber auch verurteilt und verurteilt allezeit mit einer unerbittlichen Strenge, die mitunter bis zur Ungerechtigkeit geht, ihre Irrtümer und Freveltaten. Wenn Ihr den Grund dafür sucht, so findet Ihr ihn in dem hohen Amt, in der verantwortlichen Stellung, die sich nicht verträgt mit Sünden und Fehlern, ja noch nicht einmal mit einer allgemein üblichen Ehrbarkeit oder einer bloßen, gewöhnlichen Mittelmäßigkeit.

Die Verantwortung, die Ihr, geliebte Söhne und Töchter, und der Adel überhaupt, dem Volke gegenüber tragt, ist heute nicht weniger schwer als jene, die - wie die Geschichte lehrt - schon auf Euren Vorfahren in vergangenen Jahrhunderten gelastet hat.

Wenn Wir über die Völker, die eine zeitlang einig und einträchtig den christlichen Glauben und die christliche Kultur pflegten, einen Blick werfen, so sehen Wir heute weithin religiöse und sittliche Trümmerfelder, so daß es im alten christlichen Abendland nur sehr wenige Gegenden gibt, in denen die Lawine der geistigen Umwälzung keine Spuren der Verwüstung hinterlassen hat.

Nicht als ob nun alles und alle dadurch schon zermalmt oder erdrückt worden wären! Viehmehr zögern wir nicht zu behaupten, daß selten im Laufe der Geschichte die Lebendigkeit und Entschlossenheit des Glaubens, die Hingabe an Christus und die Bereitschaft, die Sache Christi zu verteidigen, in der katholischen Welt so deutlich sichtbar und so mächtig waren wie heutzutage, und zwar in einem so hohen Maße, daß man in mehr als einer Hinsicht einen Vergleich mit den ersten Jahrhunderten der Kirche wagen darf. Allerdings zeigt sich bei diesem Vergleich auch die Kehrseite der Sache. Die christliche Front stößt auch heute gegen eine nichtchristliche Kultur, ja sogar in unserem Fall gegen eine Kultur, die sich von Christus entfernt hat. Dadurch ist die Lage gegenüber den ersten Jahrhunderten des Christentums erheblich schwieriger. Die Ent-

christlichung ist heute so stark und kühn, daß sie es der geistigen und religiösen Atmosphäre nur zu oft schwer macht, sich auszubreiten und sich - völlig gefeit - von ihrem giftigen Hauch frei zu halten.

Dennoch ist es angebracht, daran zu erinnern, daß dieses Abgleiten in den Unglauben und in die Gottlosigkeit nicht von unten, sondern von oben ausgegangen ist, das heißt von den führenden Klassen, von den höheren Schichten, vom Adel, von den Denkern und Philosophen. Wohlgemerkt, Wir sprechen hier nicht vom gesamten Adel und noch weniger vom römischen Adel, der sich weithin durch seine Treue zur Kirche und zum Apostolischen Stuhl ausgezeichnet hat. Dafür legen ja die beredten und kindlich ergebenen Worte, die Wir soeben vernahmen, von neuem strahlend Zeugnis ab. Wir sprechen vom europäischen Adel im allgemeinen. Zeigt sich während der letzten Jahrhunderte in Europa etwa nicht eine innere Entwicklung, die sozusagen horizontal und vertikal, in waagrechter und in senkrechter Richtung, den Glauben immer weiter niederriß und untergrub; eine Entwicklung, die zu jener Zerstörung führte, die Uns heute entgegentritt in ungeheuren Massen von Menschen, die entweder die Religion abweisen oder bekämpfen, zumindest aber gegenüber dem Übernatürlichen und dem Christentum von einer tiefsitzenden und absonderlich begründeten Zweifelssucht beseelt und irregeleitet sind?

Vorhut dieser Entwicklung war die sogenannte protestantische Reformation, in deren Unternehmungen und Kriegen ein großer Teil des europäischen Adels sich von der Kirche trennte und deren Besitztümer an sich riß. Doch der Unglaube im eigentlichen Sinn verbreitete sich im Zeitalter der Französischen Revolution. Die Geschichtsschreiber bemerken, daß der Atheismus - auch in der Verkleidung des Deismus - damals rasch bei der hohen Gesellschaft in Frankreich und anderswo um sich griff. An Gott und an den Erlöser glauben, war in jener allen Sinnesfreuden hingegebenen Welt geradezu lächerlich und für die gebildeten, neuigkeits- und fortschrittshungrigen Geister unpassend geworden.

In den meisten „Salons“ der größten und feinsten Damen, wo die kühnsten Probleme der Religion, Philosophie und Politik erörtert wurden, betrachtete man jene Schriftsteller und Philosophen, die umstürzlerische Lehren begünstigten, als den schönsten und begehrtesten Schmuck jener weltmännischen Zirkel. Die Gottlosigkeit war beim hohen Adel Mode. Und die beliebtesten Schriftsteller wären bei ihren Angriffen gegen die Religion nicht so keck gewesen, wenn sie nicht den Beifall und die Ermunterung der vornehmsten Gesellschaft erfahren hätten. Nicht als ob der Adel und die Philosophen sich allesamt und geradewegs die Entchristlichung der Massen zum Ziel gesetzt hätten! Im Gegenteil, als Beherrschungsmittel in der Hand des

Staates sollte die Religion im einfachen Volk erhalten bleiben. Sie selbst aber erachteten und fühlten sich über den Glauben und seine sittlichen Gebote erhaben. Dies war natürlich eine Politik, die - schon vom psychologischen Standpunkt aus betrachtet - sich sehr schnell als kurzsichtig und verhängnisvoll erwies. Mit unerbittlicher Logik versteht das Volk - stark im Guten, schrecklich im Bösen - die praktischen Schlüsse aus seinen Beobachtungen und Urteilen zu ziehen, mögen diese nun richtig oder falsch sein. Nehmt die Kulturgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte zur Hand! Sie zeigt und beweist Euch, welche Schäden für den Glauben und die guten Sitten das von oben gegebene schlechte Beispiel, die religiöse Frivolität der oberen Schichten, der offene Kampf gegen die geoffenbarte Wahrheit angerichtet haben.

Welchen Schluß sollen Wir nun aus diesen Lehren der Geschichte ziehen? Daß die Rettung von dort ausgehen muß, wo die Zerrüttung ihren Anfang nahm. Im Volk die Religion und die guten Sitten zu erhalten, ist an und für sich nicht schwer, wenn die oberen Klassen mit ihrem guten Beispiel vorangehen und öffentliche Verhältnisse schaffen, die das christliche Leben nicht übermäßig schwer, sondern nachahmbar und beglückend machen. Ist das etwa nicht Eure Pflicht, geliebte Söhne und Töchter, die Ihr kraft des Adels eurer Familie und der Ämter, die Ihr nicht selten bekleidet, zu den führenden Klassen gehört? Die große Sendung, die Euch und mit Euch nicht wenigen anderen bestimmt ist, mit der Erneuerung oder Vervollkommnung des Privatlebens bei Euch selbst und in Eurem Haus anzufangen und dann jeder an seinem Platz und zu seinem Teil Euer Möglichstes zu tun, eine christliche Ordnung im öffentlichen Leben aufzubauen, - diese große Sendung gestattet weder Aufschub noch Verzögerung. Es ist fürwahr eine höchst edle und verheißungsreiche Sendung in einem Augenblick, in dem als Gegenwirkung wider den verheerenden und erniedrigenden Materialismus ein neuer Durst nach den geistigen Werten unter den Massen, wider den Unglauben aber eine neue Aufgeschlossenheit der Geister für religiöse Dinge sichtbar wird. Dies sind gewiß Zeiterscheinungen, die hoffen lassen, daß der Tiefpunkt des inneren Zerfalls nunmehr überwunden und überschritten ist. Euch also gebührt die Ehre, durch das Licht und den Anreiz des über jede Mittelmäßigkeit sich erhebenden guten Beispiels sowie durch gute Taten dazu beizutragen, daß diese mutigen Unternehmungen und diese Bestrebungen zum Besten der Religion und der menschlichen Gesellschaft glücklich zum Ziel gelangen.

Was sollen Wir sagen von der Wirkkraft und Macht der großmütigen Seelen aus Eurem Kreis, die - durchdrungen von der erhabenen Größe ihrer Berufung - ihr Leben ganz und gar der Aufgabe geweiht haben,

das Licht der Wahrheit und des Guten zu verbreiten, von den *grands seigneurs de la plume* - „großen Herren der Feder“, wie man sie nennt, von den großen Herren der geistigen, sittlichen und religiösen Aktion? Unsere Stimme vermag sie nicht gebührend genug zu preisen. Ihrer ist das hohe Lob guter und getreuer Knechte, die mit den ihnen anvertrauten Talenten außergewöhnlich reiche Frucht bringen.

Wir möchten gerne hinzufügen, daß der Adel sich nicht damit zufrieden geben darf, wie ein Leuchtturm zu strahlen, der zwar den Seefahrern Licht gibt, sich selbst aber nicht von der Stelle rührt. Eure Würde besteht darin, von der Höhe des Berges, auf die Ihr gestellt seid, Ausschau zu halten, stets bereit, in der tiefen Ebene alle Qualen, Leiden und Nöte zu erspähen, um alsbald hinabzusteigen, eifrig darauf bedacht, als mitleidige Tröster und bereite Helfer sie zu lindern. Welch ein weites Feld öffnet sich in diesen unheilvollen Zeiten für die Hingabe, den Eifer und die Nächstenliebe des Patriziats und des Adels! Welche und wie viele Tugendbeispiele erlauchter Namen werden Eurem Herzen dabei Mut einflößen! Gewiß, wenn die Verantwortung angesichts der Not groß ist, dann ist die Tat des hochherzigen Helfers umso glorreicher. Auch werdet Ihr dadurch der Erhabenheit Eures Standes immer mehr gleichkommen. Denn der himmlische Vater, der Euch auf außerordentliche Weise zur Zuflucht, zum Licht und zur Hilfe der kummervollen Welt bestimmt hat, wird nicht verfehlen, Euch in Fülle und Überfülle Gnade zu schenken, damit Ihr Eurer erhabenen Berufung würdig entsprechen könnt.

Fürwahr, Ihr habt wirklich eine erhabene Berufung, in der sich der christliche Geist und das Standesbewußtsein vereinen und Euch dazu drängen, jene sich selbst verströmende Liebe ausstrahlen zu lassen, die Euch Verdienste und Dankbarkeit erwirbt und anhäuft bei den Menschen, größere und edlere Verdienste aber bei Gott, dem gerechten Vergelter des Guten, das er als ihm selbst getan betrachtet, obschon es dem Nächsten getan worden ist. Hört inzwischen nicht auf, Euer Möglichstes zu tun, damit durch Euer großmütiges Wirken nicht nur Euer gesegneter Name Ehre ernte, sondern das Volk den christlichen Geist rühme, der Euer Leben und Euer Tun beseelt und Euch zu Gott erhebt. Während Wir nun von Gott, geliebte Söhne und Töchter, jede himmlische Gunst herabrufen auf Eure Familien, auf Eure Kinder mit dem unsagbar süßen Lächeln, auf Eure Knaben im frohen Jugendalter, auf die kühnen Jugendlichen mit der mutigen Wagemut, auf die reifen Männer mit der männlichen Entschlossenheit, auf die Greise mit den weisen Ratschlägen, die Eure erlauchten Familien erfreuen und erhalten, und auf die lieben und tapferen Abwesenden, den Gegenstand Eurer sorgenvollen Gedanken und Eurer besonderen Zuneigung -, erteilen Wir Euch aus innerster Seele Unseren väterlichen Apostolischen Segen.¹

1) *Utz-Groner*, S. 1602-1608.

Ansprache vom 19. Januar 1944

Ihr habt, geliebte Söhne und Töchter, sicher nicht gewollt, daß Euch die derzeitigen Heimsuchungen, die in den ruhigen Ablauf des familiären und gesellschaftlichen Lebens eingebrochen sind und ihn stören, davon abhalten könnten, wie in anderen Jahren, zu Uns zu kommen, um Uns, in kindlicher Verehrung die Ehre Eurer Glückwünsche zu erweisen. Unsere tragische und schmerzliche Periode, voller Angst und Sorgen, legt uns allen schwere Pflichten auf, zwingt Uns zu Vorkehrungen und Vorsätzen in Anbetracht der notwendigen Wiederherstellung der menschlichen Gemeinschaft in einer ruhigen und friedlichen neuen Zeit, nach dem Ende der ungeheuren Umwälzungen auf dieser Erde. Niemals noch war es nötiger zu beten! Noch nie kamen Gelübde so gelegen! Mit der ganzen Liebe Unseres Herzens danken Wir Euch, die Ihr Uns mit den Worten Eures hervorragenden Wortführers, mehr noch, mit der Hilfe, die in Euren Absichten und Handlungen liegt, beschenkt habt. Wir wissen, daß Wir diese Hilfe immer bei Euch finden werden. Wenn das Haus brennt, ist es das erste, um Hilfe zu rufen, um das Feuer zu löschen. Nach der Katastrophe aber ist es geboten, die Schäden zu beheben und das Haus wieder aufzubauen.

Wir sind heute Zeugen eines der größten Brände der Weltgeschichte, einer der tiefgreifendsten politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen, die in der Geschichte vermerkt sind. Diesen Erschütterungen folgt jedoch eine neue Ordnung, deren Geheimnisse noch im Herzen und den Plänen Gottes verborgen sind. Eines Gottes, der vorsorglich den Ablauf der Geschehnisse und die Ziele der Geschichte der Menschheit lenkt.

Die Ereignisse auf dieser Welt fließen dahin, wie ein Strom an den Ufern der Zeit. Die Vergangenheit räumt notgedrungen den Platz, und der Weg für die Zukunft und für die Gegenwart ist nichts weiter als ein flüchtiger Augenblick, der die beiden verbindet. Das ist einfach so, ein gesetzmäßiger Ablauf, an sich nichts Böses. Böse wäre es, wenn diese Gegenwart, die nur eine ruhige Welle im Dahinfließen des Stromes der Zeit ist, sich in einen Brecher verwandelte, der alles, wie ein Taifun oder Zyklon, was auf seinem Wege liegt, zerstört und mit Urgewalt vernichtend, einen Graben aufwirft, zwischen dem, was war, und dem, was kommen soll. Solche wilde Sprünge, die die Geschichte in ihrem Ablauf macht, bilden das, was man eine Krise nennt, das heißt, eine gefährliche Periode, die zur Erlösung oder zum endgültigen Untergang führen kann. Krisen, deren Lösung noch geheimnisvoll verhüllt, sich hinter den schwarzen Wolken der Kräfte in Aufruhr verbirgt.

Wer umsichtig und ernst die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit studiert, kann nicht bestreiten, daß es möglich gewesen wäre, was an Bösem geschehen ist, zu verhindern und der Weltkrise

durch normales Vorgehen vorzubeugen. Das wäre geschehen, wenn jeder mutig und anständig das getan hätte, wozu die Göttliche Vorsehung ihn bestimmt hat.

Ist denn etwa die menschliche Gemeinschaft oder sollte sie es nicht so sein – zu vergleichen mit einer gut funktionierenden Maschine, bei der jeder Bestandteil zum harmonischen Funktionieren beiträgt? Jeder Mensch hat seine Bestimmung, jeder muß dem Fortschritt der Gemeinschaft dienen, deren Verbesserung er mit seinen ganzen Kräften und eigenen Talenten zu dienen hat. So muß es sein, wenn jeder wirklich seinen Nächsten liebt und vernünftigerweise das allgemeine Wohl anstrebt.

Nun gut, welche Aufgabe wurde Euch, geliebte Söhne und Töchter, in besonderer Weise zugeteilt? Welche Mission sollt Ihr erfüllen? Sicherlich jene, die normale Entwicklung zu fördern. Diese Aufgabe fällt bei einer Maschine dem Regler zu, dem Schwungrad oder dem Reostat, die Teile des Ganzen sind, von ihm einen Teil der Energie beziehen und dafür zu sorgen haben, daß der ganze Apparat zweckentsprechend funktioniert. Mit anderen Worten, Patrizier und Adelige, Ihr seid die Tradition und setzt sie fort.

Dieses Wort klingt bekanntlich unangenehm für viele Ohren. Es mißfällt und das mit Grund, wenn es von gewissen Lippen herkommt. Manche Leute verstehen es falsch, andere gebrauchen es als falschen Vorwand für ihren untätigen Egoismus. Angesichts solcher Mißverständnisse und dramatischen Uneinigkeit, gibt es nicht wenige neiderfüllte und zahlreiche feindselige, böswillige Stimmen, oft auch schlicht dumme oder irrgelietete, die Euch die Frage stellen und unverhüllt um Antwort bitten: wozu dient Ihr eigentlich? Um ihnen zu antworten, ist es vor allem nötig, den wirklichen Sinn und Wert der Tradition zu verstehen, deren Repräsentanten Ihr, mehr als alle andere, zu sein wünscht.

Viele meinen, auch aufrichtigerweise, daß Tradition nichts weiter als die Erinnerung ist, die verblaßte Spur einer Zeit, die vergangen ist und nicht mehr existiert, nicht wiederkehren kann und, bestenfalls, mit Verehrung und vielleicht mit Anerkennung zur Aufbewahrung in einem von wenigen Freunden und Bewunderern besuchten Museum zurückverdrängt wird. Wenn das aber die Tradition wäre und es sich darauf beschränken und zugleich bedeuten würde, den Weg in die Zukunft ablehnen oder verachten zu wollen, wäre es sicher vernünftig, der Tradition Respekt und Verehrung zu versagen. Die wehmütigen Träumer der Vergangenheit müßten dann mit Mitleid gesehen werden, als die ewig Gestrigen, vor der Vergangenheit und – mehr noch – der Zukunft. Aber strenger noch, müßten diejenigen beurteilt werden, die auf Grund ihrer wenig anständigen und sauberen Motive nichts weiter sind, als Deserteure der Pflichten, welche die

so schmerzliche Gegenwart auferlegt.

Tradition ist aber viel mehr als nur einfache Anhänglichkeit an eine Zeit, die vergangen ist und genau das Gegenteil einer Haltung, die jedem gesunden Fortschritt mißtraut. Etymologisch beurteilt, ist das Wort „Tradition“ ein Synonym für den Weg und den Menschen in die Zukunft, Synonym, aber nicht gleichbedeutend. Tatsächlich bedeutet „Fortschritt“ doch nichts anderes als die Tatsache des Fortschreitens, Schritt vor Schritt, mit Blickrichtung auf ein ungewisses Ziel. „Tradition“ hingegen, bezeichnet zwar auch einen Weg in die Zukunft, aber einen Weg, der fortsetzt, was schon zurückgelegt wurde, einen Weg, der gleichzeitig ruhig aber lebhaft, den Lebensgesetzen folgend, die ängstlichen Alternativen: *si jeunesse savait, si vieillesse pouvait!* [wenn die Jugend wüßte, wenn das Alter könnte], umgeht. Wie jener Herr de Turenne, von dem erzählt wird: „*Il a eu dans sa jeunesse toute la prudence d'un age avancé, et dans sa vieillesse, toute la vigueur de la jeunesse*“ [in seiner Jugend besaß er die Klugheit der Älteren und im vorgeschrittenen Alter, die ganze Kraft der Jugend]. (Flechier, Grabrede, 1676).

Gestützt auf die Tradition, erleuchtet und geführt durch die Lebenserfahrung der Alten, schreitet die Jugend mit festem Schritt vorwärts. Die Alten übergeben vertrauensvoll den Pflug in stärkere Hände, welche die begonnenen Furchen weiterziehen. Wie das Wort schon sagt, ist die Tradition eine Gabe, die von Generation zu Generation weitergegeben wird, eine Fackel, die ein Läufer dem anderen übergibt, im Vertrauen darauf, daß der Lauf nicht stocken oder langsamer werden wird. Tradition und Fortschritt ergänzen sich gegenseitig harmonisch. Tradition ohne Fortschritt ist ebenso ein Widerspruch in sich selbst, wie Fortschritt ohne Tradition nichts weiter wäre, wie ein wagemutiges Unternehmen, ein Sprung ins Dunkel.

Es dreht sich wahrlich nicht darum, gegen den Strom zu rudern, zurückgehen zu wollen zu Lebensformen und Handlungsweisen vergangener Zeiten. Es gilt fortzusetzen, was in der Vergangenheit sich als das Beste erwiesen hat, der Zukunft entgegenzuschreiten mit der unüberwindlichen Kraft der Jugend.

Wenn Ihr so handelt, ist Eure glänzende Berufung bereits vorgezeichnet, groß und reich an Arbeit, für deren Erfüllung Euch der Dank aller sicher sein müßte und Euch über die Angriffe, von einer oder der anderen Seite, erhaben erweisen wird.

Solange Ihr, in Vorsorge für die Zukunft beabsichtigt, zum wirklichen Fortschritt beizutragen, der eine gesündere und glücklichere Zukunft zum Ziele hat, wäre es ungerecht und undankbar, Euch Eure Verehrung der Vergangenheit als ehrenrührig vorwerfen zu wollen. Das selbe gilt auch für das genaue Studium der Geschichte, die Liebe zu den frommen Gebräuchen und die unwandelbare Treue

den ewigen Gesetzen gegenüber. Die ruhmreichen oder unglücklichen Beispiele derer, die vor unseren Zeiten lebten, sind Lehre und Licht auf Euren Wegen. Mit Recht wurde gesagt, daß die Lehren der Vergangenheit die Menschheit formen, wie einen Mann, der immer vorwärts schreitet und nicht altert. Ihr lebt in der modernen Gesellschaft nicht wie Immigranten in einem fernen Land, sondern als verdiente und geachtete Bürger, die mit ihren Mitbürgern zusammen arbeiten und die Gesundung, den Wiederaufbau und den Fortschritt in der Welt vorbereiten wollen.

Es gibt Schlechtes in der Gesellschaft, so wie es Schlechtes bei einzelnen Menschen gibt. Es war ein großer Tag in der Geschichte der Medizin, als der berühmte Laennec, ein genialer und gläubiger Mensch, hilfsbereit über die Kranken gebeugt, mit dem von ihm erfundenem Stethoskop abhörend, den leisesten Hauch vernehmend, die fast unhörbaren Geräusche der Lungen und des Herzens erklären konnte. Ist es aber nicht ebenso eine soziale Funktion erster Ordnung und von höchstem Interesse, unter das Volk zu gehen, um seine Erwartungen und die unklaren Verhältnisse der Zeitgenossen zu erkennen? Ihre Herzen schlagen zu hören, Heilmittel für das allgemeine Elend zu suchen, vorsichtig die Wunden zu behandeln, um sie zu retten und eine Infektion zu verhindern, die durch fehlende Fürsorge entstehen könnte und sie vor Berührung zu schützen, die die Wunden verschlimmern könnte?

Verstehen, um Christi Willen das Volk unserer Zeit zu lieben, dieses Verständnis und die Liebe durch Taten zu beweisen, das ist die Kunst, in hohem Maße Gutes zu tun, wozu Ihr berufen seid! Nicht nur in Eurem engeren Kreise, sondern fast ohne Grenzen, in dem genauen Augenblick, da Eure Erfahrungen zum Vorteil aller gereichen. Es ist auf diesem Gebiet, wo so viele noble Seelen, begeistert und enthusiastisch, hereit sind, eine soziale christliche Ordnung zu erwecken und auszubreiten!

Nicht wenig beleidigend für Euch und schädlicher für die Gesellschaft wäre das ungerechte und unbegründete Vorurteil, welches dem Patriziat und dem Adel unterstellte, daß sie ihre Ehre und die ihres Standes beschmutzen würden, wenn sie Funktionen und Ämter übernehmen, die zu alltäglichen Tätigkeiten führen. Sicherlich war zu anderen Zeiten die Ausübung von einfachen Berufen durch Adelige nicht als ehrenvoll angesehen, mit Ausnahme des Waffendienstes. Aber selbst damals zögerten nicht wenige Edelleute, sobald die Verteidigung des Gemeinwesens ihnen Zeit dazu ließ, nicht davor, sich intellektuellen Tätigkeiten oder dem Handwerk zu widmen. So ist es auch jetzt, unter geänderten politischen und gesellschaftlichen Bedingungen nicht selten, die Namen großer Familien in Verbindung mit Fortschritten in den Wissenschaften, der Industrie und Landwirtschaft, in der öffent-

lichen Verwaltung oder der Regierung zu hören. Diese Männer sind umso aufmerksamere Beobachter der Gegenwart, sichere und mutige Pioniere des Fortschrittes, als sie mit fester Hand sich an die Lehren der Vergangenheit halten, die Erfahrungen ihrer Vorfahren nützen und sich vor Illusionen und Irrtümern hüten, welche die Ursache von vielen falschen und schädlichen Unternehmungen vergangener Zeiten waren.

Behüter - die Ihr sein wollt - echter Traditionen, die Eure Familien auszeichnen - Ihr habt die Mission und den Ruhm, zur Rettung des menschlichen Zusammenlebens beizutragen. Ihr sollt es bewahren vor der Unfruchtbarkeit, zu welcher es die melancholischen Bewunderer verdammten würden, die allzusehr am Vergangenen hängen. Aber ebenso auch vor der Katastrophe, in die es gefährliche Abenteurer und verblendete Propheten eines fragwürdigen und trügerischen Fortschrittes führen würden. In Euren Werken wird, über und in Euch, das Bild der Göttlichen Vorsehung erscheinen, die kraftvoll und doch mit

Sanftmut alle Dinge entscheidet und zur Vollendung bringt (Weish. 8, 1). Dies geschieht, wenn sich nicht die Verrücktheit menschlichen Stolzes ihren Absichten entgegenstemmt, die aber trotzdem immer stärker als das Böse, das Unvorhersehbare und die Zufälligkeiten sind. So werdet Ihr auch wertvolle Mitarbeiter der Kirche sein, die - auch inmitten von Unruhe und Konflikten - für den geistigen Fortschritt der Völker wirkt, die Stadt Gottes auf Erden, die Vorbereitung der Ewigen Stadt.

Für diese fruchtbringende und fromme Aufgabe - Wir sind Uns dessen sicher, daß Ihr für sie mit festem Vorsatz, Eifer und Hingabe arbeiten werdet, die mehr denn je in diesen ersten Zeiten nötig sind - erbitten Wir die reichsten himmlischen Gnaden. Und Wir erteilen Euch, von ganzem Herzen, Euch und Euren geliebten Familien, nah und fern, den Gesunden und den Kranken, den Gefangenen und Verstreuten, jenen, die großen Schmerzen und Gefahren ausgesetzt sind, Unseren väterlichen, Apostolischen Segen.¹

Ansprache vom 14. Januar 1945

Noch einmal inmitten der Erschütterungen, Verluste und Sorgen aller Art, die heute die Menschheitsfamilie peinigen, seid Ihr, geliebte Söhne und Töchter, gekommen, um Uns die ergebenden Glückwünsche darzubringen, die Euer erlauchter Sprecher mit edlen Gefühlen und gewählten Worten vorgetragen hat. Dafür danken Wir Euch von Herzen wie auch für die Gebete, durch die Ihr in einer so bewegten Zeit Uns helft, die ungeheuer schweren Pflichten zu erfüllen, die auf Unsere schwachen Schultern drücken.

Wie es nach allen Kriegen und gewaltigen Heimsuchungen immer Wunden zu heilen und Ruinen wiederaufzubauen gibt, so bedarf es nach den großen nationalen Krisen eines völligen Neubeginns, um ein niedergeschmettertes und schwer mitgenommenes Land in die allgemeine Ordnung zurückzuführen, um ihm zu helfen, daß es den ihm gebührenden Platz wiedergewinne, den Weg zu jenem Fortschritt und Wohlstand wiederaufnehme, den sein Rang und seine Geschichte, seine materiellen Reichtümer und seine geistig-religiösen Kräfte ihm zuweisen.

Dieses Mal ist das Wiederaufbauwerk unvergleichlich umfassender, schwieriger und verwickelter. Es handelt sich nicht darum, nur eine einzelne Nation zum normalen Leben zurückzuführen. Die ganze Welt - so kann man wirklich sagen - muß wiederhergestellt werden. Die materielle Ordnung, die sittliche Ordnung, die soziale Ordnung, die internationale Ordnung - alles ist von neuem zu

schaffen und in geregelten und anhaltenden Gang zu bringen. Diese Ruhe der Ordnung, nämlich der Friede, und zwar der einzige wahre Friede kann nur dann wieder ins Leben treten und andauern, wenn dafür gesorgt wird, daß die menschliche Gesellschaft auf Christus ruht, wenn alles wieder in Ihm zusammengefaßt, unter Ihm als dem Haupte vereinigt und lebendig mit Ihm verbunden wird: „*Instaurare omnia in Christo*“ - „Alles in Christus erneuern“ [Eph. 1, 10], und zwar durch die harmonische Vereinigung der Glieder untereinander und durch ihre organische Einverleibung [in Christus als] dem Haupte [Eph. 4, 15].

Nun aber sind sich alle im großen und ganzen darüber einig, daß diese Neuordnung nicht als eine reine und einfache Rückkehr zur Vergangenheit aufgefaßt werden darf. Ein solches Rückwärtsgehen ist nicht möglich. Denn die Welt ist - selbst in ihrer oft ungeordneten, sprunghaften Bewegung ohne Einheit und Folgerichtigkeit - weiterschritten. Die Geschichte steht nicht still. Sie kann nicht stillstehen. Unaufhörlich geht sie weiter. Sie verfolgt ihren geordneten und gradlinigen oder ihren wirren und krummen Lauf dem Fortschritt oder einem Trugbild von Fortschritt entgegen. Nichtsdestoweniger geht, ja eilt sie weiter. Es wäre ein eitles und unnützes Unternehmen, einfach rückwärts marschieren zu wollen, um die Welt - Wir wollen nicht gerade sagen - zur Unbeweglichkeit auf alten Positionen zurückzuführen, sondern um sie wieder an einen Ausgangspunkt zurückzubringen, der auf

1) *Discorsi e Radiomessaggi di Sua Santità Pio XII*, Tipografia Poliglotta Vaticana, 19.1.1944, S. 177-182.

Grund von Entgleisungen oder falschen Weichenstellungen unglücklicherweise verlassen worden ist. Nicht darin besteht, wie Wir letztes Jahr bei derselben Gelegenheit bemerkt haben, die wahre Tradition. Wie man ein Haus, das dem heutigen Gebrauch dienen soll, nicht haargenau nach uraltem Vorbild wiederaufbauen kann, so darf man es auch nicht nach willkürlichen Plänen errichten, selbst wenn sie theoretisch die besten und wünschenswertesten wären. Man muß die unausweichliche Wirklichkeit in ihrem ganzen Ausmaß in Rechnung stellen.

Damit wollen Wir nicht behaupten, man müsse sich damit zufrieden geben, dem vorbeiflutenden Strom einfach zuzusehen, noch weniger mit dem Strom zu schwimmen, nach seinen wechselnden Launen den Kurs zu wählen, selbst auf die Gefahr hin, das Boot an eine Klippe stoßen oder in einen Abgrund stürzen zu lassen. Die Energie der Wildbäche und Wasserfälle wurde nicht nur ungefährlich, sondern nützlich, fruchtbar und segenbringend gemacht von jenen, die – statt gegen sie zu kämpfen oder ihr zu weichen – sie durch Schleusen und Stau-mauern, durch Kanäle und Umleitungen zu bändigen verstanden. Dies ist die Aufgabe der führenden Männer. Unverwandt die unveränderlichen Grundsätze des menschlichen Handelns im Auge behaltend sollen sie die Fähigkeit und den Willen besitzen, diese unzerstörbaren Gesetze auf die wechselnden Verhältnisse der Stunde anzuwenden.

In einer hochentwickelten Gesellschaft wie der Unsrigen, die nach dem gewaltigen Zusammenbruch wieder in Ordnung gebracht werden muß, ist die Aufgabe eines führenden Mannes sehr verschieden: führend ist der Staatsmann, der Politiker; führend ist der Arbeiter, der, ohne zur Gewalt, zur Drohung oder zur hinterlistigen Propaganda zu greifen, durch sein eigenes Verdienst imstande war, sich in seinem Kreis Ansehen und Vertrauen zu erwerben; führend sind – jeder auf seinem Gebiet – der Ingenieur und der Rechtsanwalt, der Diplomat und der Volkswirtschaftler, ohne deren Hilfe die materielle, soziale und internationale Welt in die Brüche ginge; führend sind der Universitätsprofessor, der Redner und der Schriftsteller, die danach trachten, die Geister zu bilden und zu leiten; führend ist der Offizier, der seinen Soldaten Sinn für Pflicht, Dienst und Opferbereitschaft einflößt; führend ist der Arzt in der Ausübung seiner Heilkunst; führend ist der Priester, der den Seelen den Weg des Lichts und des Heils zeigt und ihnen die Gnaden vermittelt, damit sie sicher auf ihm wandeln und voranschreiten können.

Welches ist in dieser Vielfalt führender Tätigkeiten Euer Platz, Eure Aufgabe, Eure Pflicht? – Sie tritt Euch in zweifacher Gestalt entgegen: als persönliche Aufgabe und Pflicht jedes einzelnen von Euch und als Aufgabe und Pflicht der Klasse, der Ihr angehört.

Die persönliche Pflicht verlangt, daß Ihr Euch durch Eure Tugend, durch Euren Fleiß bemüht, in Eurem Beruf führend zu werden. Tatsächlich wissen wir wohl, daß die heutige Jugend Eures edlen Kreises im Bewußtsein der dunklen Gegenwart und der noch ungewisseren Zukunft völlig davon überzeugt ist, daß die Arbeit nicht nur eine soziale Pflicht, sondern auch eine Lebenssicherung für jeden einzelnen bedeutet. Und Wir verstehen das Wort Beruf im weitesten und umfassendsten Sinn, wie Wir es schon letztes Jahr herauszustellen hatten: technische oder freie Berufe, aber auch politische und soziale Tätigkeit, geistige Arbeit, Unternehmungen aller Art, umsichtige, sorgfältige und emsige Verwaltung Eurer Vermögen, Eurer Landgüter nach den modernsten und erprobtesten Anbauweisen zum materiellen, sittlichen, sozialen und geistig-religiösen Wohl der auf ihnen lebenden Landarbeiter bzw. Landbevölkerung. In jeder dieser Berufssparten müßt Ihr alle Mühe aufwenden, um Euch als Führende zu bewähren, sei es um des Vertrauens willen, das jene auf Euch setzen, die den gesunden und lebendigen Traditionen treu geblieben sind, sei es wegen des Mißtrauens vieler anderer, eines Mißtrauens, das Ihr überwinden müßt, indem Ihr Euch ihre Hochschätzung und Achtung dadurch erwerbt, daß Ihr in allem hervorragt an dem Posten, auf dem Ihr steht, in der Tätigkeit, die Ihr ausübt, welcher Art auch immer dieser Posten oder diese Tätigkeit sein mag.

Worin soll sich nun aber zeigen, daß Ihr in Tat und Leben hervorragt? Und welches sind hierbei die wichtigsten Eigenschaften?

Vor allem offenbart es sich in der Vollkommenheit Eurer Arbeit, ob sie nun technisch oder wissenschaftlich, künstlerisch oder welcher Art auch sei. Die Arbeit Eurer Hände und Eures Geistes muß jenen Stempel der Vortrefflichkeit und Vollkommenheit an sich tragen, der sich nicht von heute auf morgen aneignen läßt, sondern die Feinheit der Seele und des Gewissens, des von Euren Ahnen ererbten und vom christlichen Ideal unaufhörlich genährten Denkens und Fühlens widerspiegelt.

Ebenso tritt es zutage in dem, was man die Humanität nennen kann, das heißt die Gegenwart, das Hervortreten des vollgültigen Menschen in allen Ausdrucksformen seiner Tätigkeit – auch der spezialisierten – in einer Weise, daß die Spezialisierung in seinem Fach nie zu einer Übertriebenheit wird, daß sie die Allgemeinbildung weder verkümmern lasse noch zurückdränge, so eben, daß – musikalisch ausgedrückt – die Dominante weder die Harmonie zerstören noch die Melodie erdrücken darf.

Es zeigt sich außerdem in der Würde des ganzen Verhaltens und Benehmens, in einer Würde, die jedoch nicht herrisch auftritt, in einer Würde, die, weit entfernt, die Abstände zu betonen, sie nur im Notfall durchscheinen läßt, um den anderen einen

höheren Adel der Seele, des Geistes und des Herzens einzuflößen.

Schließlich kommt es hauptsächlich zum Vorschein im Sinn für höhere Sittlichkeit, Geradheit, Ehrlichkeit und Redlichkeit, in jenem Sinn, der jedes Wort und jede Tat prägen muß. Eine sittenwidrige oder sittenlose Gesellschaft, die den Unterschied zwischen Gut und Böse in ihrem Gewissen nicht mehr empfindet und in ihren Handlungen nicht mehr hervortreten läßt, die vor der Schaustellung der Verderbtheit nicht mehr erschauert, ja, die sie entschuldigt, sich ihr neutral anpaßt, sie womöglich gar wohlgefällig aufnimmt, sie ohne Unruhe oder Gewissensbisse praktiziert, sie ohne Erröten offen zeigt, sich zu ihr herabwürdigt, die Tugend verlacht, eine solche Gesellschaft ist auf dem Weg zum eigenen Untergang.

Die hohe Gesellschaft Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert ist dafür unter vielen anderen ein tragisches Beispiel. Nie war eine Gesellschaft feiner, eleganter, glänzender und bezaubernder. Die verschiedensten Ergötzungen des Geistes, eine intensive Verstandeskultur, eine äußerst verfeinerte Kunst zu genießen, eine ausgesuchte Gepflegtheit der Umgangsformen und der Sprache herrschten in jener nach außen so höflichen und liebenswürdigen Gesellschaft, in der jedoch alles – die Bücher und Schriften, die Figuren und Geräte, die Kleider und Kopfbedeckungen – zu einer Sinnlichkeit reizte, die in die Adern und in die Herzen eindrang, so daß selbst die eheliche Untreue nicht mehr Überraschung oder Empörung hervorrief. So arbeitete diese Gesellschaft selbst an ihrem eigenen Zerfall und rannte dem mit eigenen Händen gegrabenen Abgrund des Verderbens entgegen.

Ganz anders ist die wahre Vornehmheit: sie bringt in den gesellschaftlichen Beziehungen eine Demut voll Größe, eine Nächstenliebe ohne alle

Selbstsucht, ohne alles Suchen des eigenen Vorteils zum Aufleuchten. Wir wissen wohl, mit welcher Güte und Liebenswürdigkeit, mit welcher Hingabe und Selbstverleugnung viele und besonders viele von Euch in diesen Zeiten unendlicher Nöte und Sorgen sich zu den Unglücklichen herabgebogen, das Licht ihrer wohlthätigen Liebe in allen fortschrittlichsten und wirksamsten Formen ausstrahlen verstanden haben. Dies ist gerade die andere Seite Eurer Sendung.

Denn nichts steht trotz blinder und verleumderischer Vorurteile so schroff im Widerspruch zum christlichen Empfinden und zum wahren Sinn und Daseinszweck Eures Standes in allen Ländern, besonders aber hier in Rom, der Mutter des Glaubens und des gesitteten Lebens, wie der enge Kastengeist. Die Kaste spaltet die menschliche Gesellschaft in Gruppen und Abteilungen, die durch undurchdringliche Mauern voneinander getrennt sind. Die Ritterlichkeit, die Höflichkeit stammen überwiegend aus christlichem Geist. Dieser ist das Band, das ohne Wirrwarr und Unordnung alle Klassen miteinander vereint. Weit entfernt, Euch zu einer anmaßenden Absonderung zu verpflichten, drängt Euch Eure Herkunft vielmehr dazu, in alle sozialen Kreise einzudringen, um ihnen jene Liebe zur Vollkommenheit, zur inneren Kultur, zur Würde, jenes Gefühl mitleidender Solidarität zu vermitteln, das die Blüte der christlichen Bildung darstellt.

Welch eine edle Aufgabe hat die göttliche Vorkehrung Euch in der gegenwärtigen Stunde der Zerrissenheit und des Hasses zugedacht! Erfüllt sie mit Eurem ganzen Glauben und mit Eurer ganzen Liebe!

Mit diesem Anliegen und zum Beweis Unserer väterlichen Glückwünsche für das bereits begonnene Jahr erteilen Wir von Herzen Euch und allen Euren Familien Unseren Apostolischen Segen.¹

Ansprache vom 16. Januar 1946

In den verflossenen Jahren, geliebte Söhne und Töchter, waren Wir gewohnt, nach der väterlichen Entgegennahme der Wünsche, die Euer erlauchter Sprecher bei dem gegenwärtig wiederkehrenden Anlaß in Eurem Namen mit so tiefem Gefühl und so edlen Bekundungen des Glaubens und der kindlichen Ergebenheit Uns darzubringen pflegt, Unserem Dank einige Empfehlungen hinzuzufügen, die jeweils durch die Umstände des Augenblicks nahegelegt wurden. So sprachen Wir denn von Euren Pflichten und von Eurer Aufgabe in der modernen, furchtbar gequälten und gefährdeten, wankenden Gesellschaft; doch notwendigerweise in einer etwas allgemeinen Art angesichts einer Zukunft, de-

ren Gang und Gesicht noch äußerst schwer mit Genauigkeit vorauszusehen war.

Ohne Zweifel ist sie auch heute noch dunkel. Die Ungewißheit hält an und der Horizont bleibt mit Sturmwolken verhängt. Nachdem der Kampf der Waffen kaum aufgehört hat, befinden sich die Völker vor einem Unternehmen, das höchst verantwortungsvoll ist wegen der Folgen, die auf dem Lauf der Zeiten lasten und seine Kurven bestimmen werden. Es handelt sich nicht nur für Italien, sondern auch für viele andere Nationen darum, ihre politischen und sozialen Grundgesetze auszuarbeiten – sei es, ein ganz neues zu schaffen, sei es, die geltenden zu überholen, zu ändern, mehr oder weniger

1) *Utz-Groner*, S. 1620-1626.

tiefgreifend umzugestalten. Was das Problem noch erschwert, ist der Umstand, daß alle diese Grundgesetze ein genauso verschiedenes und selbständiges Dasein fristen werden, wie die Nationen, die sie sich selbst frei geben wollen, selbständig und frei sind. Dadurch werden sie – *de facto*, wenn nicht *de iure* – nicht weniger gegenseitig voneinander abhängig sein. Es handelt sich also um ein Ereignis von höchster Bedeutung, wie es sich selten in der Weltgeschichte gleich schwerwiegend eingestellt hat.

Darin liegt etwas beschlossen, das selbst die Kühnsten in Furcht und Zittern versetzen kann, wenn sie sich auch nur im geringsten ihrer Verantwortung bewußt sind; etwas, das die Hellsichtigsten verwirren kann, und zwar gerade deshalb, weil sie besser und weiter sehen als die anderen und, von der Schwere der übernommenen Aufgabe überzeugt, klarer erkennen, wie notwendig es ist, sich in der Stille und in der Sammlung der reiflichen Erwägungen hinzugeben, die Arbeiten von solcher Tragweite fordern. Und siehe da! Im Gegenteil scheint das große Ereignis unter dem kollektiven und gegenseitigen Druck schon bevorzustehen. Binnen kurzem wird man sich ihm stellen müssen. Es werden vielleicht in wenigen Monaten die Lösungen gefunden und die endgültigen Entscheidungen festgelegt werden müssen, die sich nicht nur auf das Schicksal eines einzigen Volkes, sondern der ganzen Welt auswirken und die, einmal gefaßt, vielleicht für lange Zeit den Allgemeinzustand der Völker bestimmen werden.

Zum Gelingen dieses Unternehmens müssen in unserem Zeitalter der Demokratie alle Glieder der menschlichen Gesellschaft mitwirken: einerseits die Gesetzgeber, mit welchem Namen sie auch bezeichnet werden mögen, denen es obliegt, nachzusinnen und die Schlüsse zu ziehen; andererseits das Volk, dem es zusteht, seinen Willen durch seine Meinungsäußerung und durch sein Wahlrecht zur Geltung zu bringen. Auch Ihr, ob Ihr zur kommenden verfassunggebenden Versammlung gehören könnt oder nicht, habt also Eure Aufgabe zu erfüllen, die sich zu gleicher Zeit auf die Gesetzgeber und auf das Volk erstreckt. Welches ist Eure Aufgabe?

Ihr habt es vielleicht schon oft erlebt, daß Ihr in der Kirche San Ignazio Pilger- und „Touristen“-Gruppen begegnet seid. Ihr saht, wie sie im weiten Hauptschiff erstaunt Halt machten, den Blick zur Decke gerichtet, auf die Andrea Pozzo seinen verblüffenden Triumph des Heiligen malte, den Triumph in der von Christus ihm anvertrauten Sendung, das göttliche Licht bis in die entlegensten Winkel der Erde zu bringen. Sobald sie den apokalyptischen Sturz von Personen und Architekturen erblickten, die über ihren Köpfen aufeinanderprallen, glaubten sie zuerst, sie stünden vor dem Hirngespinnst eines Wahnsinnigen. Ihr führtet sie höflich

gegen die Mitte. Allmählich, während sie sich ihr näherten, richteten sich die Säulen senkrecht auf und begannen, die Bögen zu tragen, die in den Raum emporsteigen, und jeder der Besucher, der sich auf den kleinen Kreis stellte, der den für das Auge geeignetsten Platz anzeigt, sah das materielle Gewölbe seinem Blick entschwinden. Mit Bestürzung gewahrte er in der wunderbaren Perspektive eine ganze Welt von Engeln und Heiligen, von Menschen und Teufeln, die rings um Christus und Ignatius, den Mittelpunkt des grandiosen Bildes, leben und sich bewegen.

So bietet auch die Welt dem, der sie nur in ihrer verwickelten und verwirrten Materialität und in ihrem ungeordneten Getriebe sieht, oft den Anblick eines Chaos. Immer wieder stürzen die schönsten Pläne der fähigsten Baumeister zusammen und erwecken den Eindruck, als ob die Ruinen überhaupt nicht mehr aufgebaut werden könnten, als ob es unmöglich wäre, eine neue Welt zu schaffen, die auf festen und dauerhaften Grundlagen ruht. Warum?

Es gibt in dieser Welt einen Stein aus Granit, der von Christus gelegt worden ist. Auf diesen Stein muß man sich stellen und den Blick nach oben richten. Von dort nimmt die Erneuerung aller Dinge in Christus ihren Ausgang. Nun aber hat Christus ihr Geheimnis geoffenbart: „*Quaerite primum regnum Dei et iustitiam eius, et haec omnia adicientur vobis*“ – „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit! Und alles übrige wird euch hinzugegeben werden“ [Matth. 6, 33].

Man kann also keine gesunde und lebenskräftige Verfassung einer Gesellschaft oder Nation ausarbeiten, wenn die zwei großen Mächte, der Gesetzgeber in seinen Überlegungen und Entschlüssen und das Volk in der Äußerung seiner freien Meinung und in der Ausübung seines Wahlrechtes, sich nicht beide entschlossen auf jene Grundlage stellen, um nach oben zu schauen und auf ihr Land, auf die Welt das Reich Gottes herabzuziehen. Stehen die Dinge etwa so? Leider sind sie noch weit davon entfernt.

Wie viele in den beratenden Versammlungen wie in der großen Menge, die kein beständiges moralisches Gleichgewicht besitzen, rennen ins Ungewisse und lenken die anderen ins Ungewisse, ins Dunkel, auf den Wegen, die zum Ruin führen! Andere, die sich aus dem Kurs geworfen oder gescheitert fühlen, suchen sorgenvoll oder sehnen sich wenigstens irgendwie verschommen nach dem Licht, nach einem Lichtschimmer, ohne zu wissen, wo „das wahre Licht“ ist, „das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt“ [Joh. 1, 9], ohne ihm anzuhängen. Sie streifen es bei jedem Schritt, ohne es jemals zu erkennen.

Selbst wenn wir annehmen, daß die Mitglieder jener Versammlungen in den Fragen zeitlicher, politischer, wirtschaftlicher, verwaltungsmäßiger Art fachmännisch Bescheid wissen, so sind viele von

ihnen unvergleichlich weniger bewandert in den Dingen, die das religiöse Gebiet, die christliche Glaubens- und Sittenlehre, das Wesen, die Rechte und die Sendung der Kirche betreffen. In dem Augenblick, in dem das Gebäude fertig ist, merken sie, daß nichts im Lot steht, weil der Schlußstein des Gewölbes fehlt oder nicht an seinem Platz ist.

Die unzählige, namenlose Menge ihrerseits läßt sich leicht wild in Bewegung setzen. Sie überläßt sich passiv dem blinden Zufall, dem Fluß, der sie mitreißt, oder der Laune der Strömungen, die sie teilen und in die Irre führen. Nachdem die Menge einmal zum Spielzeug der Leidenschaften oder der Interessen ihrer Aufwiegler sowie ihrer eigenen Illusionen geworden ist, weiß sie nicht mehr auf jenem Felsen Fuß zu fassen und sich dort niederzulassen, um ein wahres Volk zu bilden, das heißt einen lebendigen Leib mit den Gliedern und den Organen, die zwar nach Form und Funktion verschieden gestaltet, aber alle miteinander zu seiner selbständigen Tätigkeit geordnet sind und einheitlich zusammenwirken.

Schon bei anderer Gelegenheit haben Wir von den Voraussetzungen gesprochen, die notwendig sind, damit ein Volk für eine gesunde Demokratie reif werde. Doch wer vermag es zu dieser Reife zu führen und emporzuheben? Ohne Zweifel könnte die Kirche zu diesem Zweck viele Lehren aus dem Schatz ihrer Erfahrungen und ihrer eigenen zivilisierenden Tätigkeit hervorholen. Doch Eure Gegenwart bei Uns veranlaßt Uns zu einer besonderen Bemerkung. Nach dem Zeugnis der Geschichte ist das Leben des Volkes dort, wo eine wahre Demokratie herrscht, von gesunden Traditionen getragen, die man nicht niederreißen darf. Vertreter dieser Traditionen sind vor allem die führenden Klassen oder die Gruppen von Männern und Frauen oder Vereinigungen, die - wie man zu sagen pflegt - den Ton angeben im Dorf und in der Stadt, in der Provinz und im ganzen Land.

Dies ist der Grund, warum in allen Kulturvölkern im erhabensten Sinn des Wortes hervorragend aristokratische Einrichtungen - wie es manche Akademien von weitreichender Berühmtheit sind - bestehen und Einfluß ausüben. Hierher gehört auch der Adel. Ohne irgend ein Vorrecht oder Monopol zu beanspruchen, ist er eine dieser Einrichtungen oder sollte es sein: eine traditionelle Einrichtung, die begründet ist auf der Beständigkeit einer althergebrachten Erziehung. Gewiß, in einer demokratischen Gesellschaft, wie die moderne es sein will, kann der bloße Titel der Abstammung nicht ausreichen, um Ansehen und Vertrauen zu erwerben. Um also Euren hohen Stand und Eure soziale Stellung zu bewahren, ja sogar zu stärken und zu erhöhen, müßt Ihr wahrhaft eine Elite sein, müßt Ihr den Bedingungen und Forderungen entsprechen, die in der Zeit, in der wir nun leben, unerläßlich sind.

Eine Elite? Das könnt Ihr leicht sein. Ihr habt hinter Euch eine Vergangenheit von jahrhunderte-

alten Traditionen, die grundlegende Werte für das gesunde Leben eines Volkes darstellen. Zu diesen Traditionen, auf die Ihr mit Recht stolz seid, zählt Ihr in erster Linie die Religiosität, den lebendigen und werktätigen katholischen Glauben. Hat die Geschichte vielleicht nicht schon grausam bewiesen, daß jede menschliche Gesellschaft ohne religiöse Grundlage unweigerlich ihrer Auflösung entgegengeht oder im Terror endet? Euren Ahnen naheifernd, müßt Ihr also vor dem Volk leuchten durch das Licht Eures Frömmigkeitslebens, durch den Glanz Eurer unerschütterlichen Treue zu Christus und der Kirche.

Zu diesen Traditionen zählt gleichfalls die tadellose Würde eines tief christlichen Ehe- und Familienlebens! Aus allen Ländern - wenigstens aus denen der abendländischen Kultur - ertönt der Angstschrei der Ehe und der Familie, und zwar so herzerreißend, daß es unmöglich ist, ihn nicht zu hören. Stellt Euch auch hier durch Euer ganzes Verhalten an die Spitze der Erneuerung und Wiederherstellung des häuslichen Herdes!

Zu eben diesen Traditionen rechnet ferner jene, daß Ihr in allen Ämtern des öffentlichen Lebens, zu denen Ihr berufen werdet, dem Volk lebendige Vorbilder unbeugsamer Pflichterfüllung seid; unparteiische und uneigennützig Menschen, die - frei von jeder ungeordneten Ehr- oder Gewinnsucht - einen Posten nur zu dem Zweck annehmen, der guten Sache zu dienen; mutige Menschen, die sich weder durch den Verlust der Gunst von oben noch durch die Drohungen von unten einschüchtern lassen.

Unter dieselben Traditionen stellt endlich jene eines ruhigen und beständigen Festhaltens an all dem, was die Erfahrung und die Geschichte bewährt und geheiligt haben; jene eines Geistes, der unzugänglich ist für die unruhige Aufwiegelung und die blinde Sucht nach etwas Neuem, die unsere Zeit kennzeichnen, gleichzeitig aber weit geöffnet allen sozialen Nöten. Laßt Euch in der festen Überzeugung, daß nur die Lehre der Kirche den gegenwärtigen Übeln wirksam abhelfen kann, angelegen sein, ihr den Weg freizumachen, und zwar ohne Vorbehalt oder selbstsüchtige Bedenken, durch Wort und Tat, insbesondere dadurch, daß Ihr in der Verwaltung Eurer Güter sowohl in wirtschaftlicher als auch in sozialer Hinsicht wahrhaft mustergültig seid. Ein echter Edelmann leiht seine Hilfe niemals Unternehmungen, die nur zum Schaden des Gemeinwohls, zum Nachteil oder Ruin armer Leute bestehen bleiben und gedeihen können. Im Gegenteil wird er seine Ehre darein setzen, auf der Seite der Kleinen zu stehen, der Schwachen, des Volkes, auf der Seite jener, die durch ein ehrbares Handwerk ihr Brot im Schweiß ihres Angesichtes verdienen. So werdet Ihr wahrhaft eine Elite sein. So werdet Ihr Eure religiöse und christliche Pflicht als gläubige Menschen und als Christen erfüllen. So

werdet Ihr Gott und Eurem Land edel dienen.

Möget Ihr, geliebte Söhne und Töchter, durch Eure herrlichen Traditionen, durch die Pflege Eures Fortschritts und Eurer persönlichen, menschlichen und christlichen Vollkommenheit, durch Eure hilfsbereiten Dienste, durch die Liebe und Herzlichkeit Eurer Beziehungen zu allen sozialen Schichten imstande sein, dem Volk dazu zu verhelfen, daß es wieder auf dem wahren Eckstein Fuß fasse, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suche. Dies

ist der Wunsch, den Wir für Euch in Worte fassen. Dies ist das Gebet, das Wir unter der Fürbitte des Unbefleckten Herzens Mariä zum göttlichen Herzen des Christkönigs, ja schließlich zum Thron des souveränen Herrn der Völker und Nationen aufsteigen lassen. Überreich komme auf Euch herab seine Gnade, als deren Unterpfand Wir von Herzen Euch allen, Euren Familien, allen Personen, die Euch lieb und teuer sind, Unseren väterlichen Apostolischen Segen erteilen.¹

Ansprache vom 8. Januar 1947

Die Huldigung Eurer Ergebenheit und Eurer Treue sowie die Glückwünsche, die Ihr, geliebte Söhne und Töchter, jedes Jahr nach alter Sitte Uns darzubringen kommt und die durch Euren hohen Sprecher so glücklich zum Ausdruck gebracht wurden, sind Unserem Herzen stets mit Freude willkommen. Sie pflegen naturgemäß die Gedanken und Besorgnisse widerzuspiegeln, die in verschiedenem Maße die Herzen erregen angesichts der veränderlichen Zeitverhältnisse. Nach den Schrecken des Krieges, nach dem unsäglichen Elend, das daraus folgte, und den Ängsten, die mit dem Aufhören der Feindseligkeiten verknüpft waren, das man nicht Frieden nennen konnte und auch kein Friede war, haben Wir zu Euch mehr als einmal bei dieser Gelegenheit über die Aufgabe und die Pflichten des Adels gesprochen angesichts der Vorbereitung eines neuen Stands der Dinge in der Welt und in besonderer Weise in Eurem so sehr geliebten Vaterland. Vollständige Unsicherheit war damals das kennzeichnende Merkmal. Man ging ganz und gar im Dunkeln: die Gedanken und die Kundgebungen des Volkswillens wechselten unaufhörlich ihre Gestalt. Was wird wohl dabei herauskommen? Niemand hätte das mit einiger Gewißheit voraussagen können.

Inzwischen hat die Weltbühne im eben verflossenen Jahre unserem Auge ein Schauspiel dargeboten, von dem man wahrlich nicht sagen könnte, es hätte bei ihm an Aktivität, Bewegung und Überraschungen gefehlt. Was aber wirklich fehlte, war - wie in den vergangenen Jahren - die Erreichung von Lösungen, welche die Gemüter ruhig aufatmen ließen, endgültig die Verhältnisse des öffentlichen Lebens klarstellen, den Weg in die Zukunft weisen würden, wäre er auch mühsam und beschwerlich. So dauert denn - abgesehen von einigen bemerkenswerten Fortschritten, die hoffentlich von Dauer sind - die Ungewißheit weiter als vorherrschendes Gepräge der Gegenwart nicht allein in den internationalen Beziehungen, wo man ungeduldig wenigstens erträgliche Friedensschlüsse erwartet,

sondern auch in der innern Ordnung der einzelnen Staaten. Auch hier vermag man noch nicht mit einiger Sicherheit vorauszusagen, was das endgültige Ergebnis der Auseinandersetzung oder des Zusammenpralls der verschiedenen Bestrebungen und Kräfte und vor allem der verschiedenen und gegensätzlichen Lehren im religiösen, gesellschaftlichen und politischen Bereich sein wird.

Weniger schwer ist es hingegen heute, unter den verschiedenen Möglichkeiten, die sich Euch darbieten, Eure Haltung zu bestimmen, die Ihr einzunehmen habt.

Die erste dieser Möglichkeiten ist unannehmbar: sie ist jene des Deserteurs, desjenigen, der mit Recht der „*Emigré à l'intérieur*“ [Auswanderer ins Innere] genannt wurde. Es ist die Ablehnung des Verbitterten oder Verärgerten, der aus Verachtung oder Entmutigung von seinen Fähigkeiten und Energien keinerlei Gebrauch macht, in keiner Weise am Leben seines Landes und seiner Zeit teilnimmt, sondern sich zurückzieht - wie der Pelide Achilles in sein Zelt, in die Nähe der schnellen Schiffe, fern vom Kampfgefilde -, während die Geschichte des Vaterlandes auf dem Spiele stehen.

Noch unwürdiger ist die Ablehnung, wenn sie aus einer trägen und untätigen Gleichgültigkeit hervorgeht. Schlimmer in der Tat als schlechte Laune, als Verachtung und Entmutigung wäre die Gleichgültigkeit angesichts des Zusammenbruchs, dem die eigenen Brüder und das eigene Volk verfallen müßten. Vergeblich würde sie versuchen, sich unter der Maske der Neutralität zu verstecken: ist sie doch keineswegs neutral, sie ist ungewollt oder Komplize! Jede der leichten Schneeflocken, die so sanft an den Berghängen liegen und sie mit ihrem Weiß schmücken, hilft mit, wenn sie sich passiv mitreißen läßt, aus der kleinen Masse Schnee, die sich vom Gipfel losgelöst hat, die Lawine zu bilden, die das Unglück in das Tal hinunterbringt und dort die friedlichen Heimstätten zerschlägt und begräbt. Nur der starke Block, der mit dem Grundgestein fest zusammenhängt, setzt der Lawine einen sieg-

1) *Utz-Groner*, S. 1632-1639.

reichen Widerstand entgegen und vermag ihren Zerstörungslauf aufzuhalten oder wenigstens zu zügeln.

Dergestalt bleibt nur der gerechte und in seinen Absichten wohlgesinnte Mensch, von dem Horaz in einer berühmten Ode spricht [Carm. III, 3], nur der Mensch, der sich von seinem unverrückbaren Denken weder durch den Aufruhr der Bürger, die verbrecherische Befehle geben, noch durch das finstere Gesicht des drohenden Tyrannen abbringen läßt, [der unerschrocken bleibt, auch wenn das Weltall in Trümmer über ihn fallen sollte]: „*si fractus illabatur orbis, impavidum feriunt ruinae*“. Ist aber dieser gerechte und starkmütige Mensch ein Christ, dann wird er sich nicht begnügen, mitten in den Ruinen aufrecht und ohne Gefühl zu stehen. Er wird sich vielmehr verpflichtet fühlen, dem Zusammenbruch Widerstand zu leisten und ihn zu verhindern oder wenigstens seine Schäden zu begrenzen. Kann er das Zerstörungswerk nicht eindämmen, so wird er immerhin noch da sein, um das niedergerissene Gebäude wieder aufzubauen und das verwüstete Feld wieder anzusäen. So muß Eure Haltung sein. Sie besteht darin – ohne daß Ihr deswegen auf die Freiheit Eurer Überzeugungen und Euer Urteil über den Wandel der menschlichen Dinge verzichten müßt – die gegebenen Verhältnisse so zu nehmen, wie sie sind, ihre Kräfte zum Guten zu lenken, nicht nur für eine Klasse, sondern für die ganze Gemeinschaft.

Dieses Gemeinwohl, d.h. die Verwirklichung normaler und stabiler staatlicher Verhältnisse, in denen sowohl der einzelne wie die Familien mit dem rechten Einsatz ihrer Kräfte ohne Schwierigkeiten ein würdiges, geregeltes und glückliches Leben nach dem Gesetze Gottes führen können, bildet den Zweck und das oberste Gesetz des Staates und seiner Organe.

Die Menschen, sowohl im einzelnen wie in der menschlichen Gemeinschaft, und ihr Gemeinwohl sind immer gebunden an die absolute Ordnung der Werte, die Gott aufgestellt hat. Gerade zum Zweck, diese Bindung in einer der Menschennatur würdigen Art und Weise zu verwirklichen und wirksam zu machen, ist dem Menschen die persönliche Freiheit geschenkt worden, und der Schutz dieser Freiheit ist der Zweck einer jeden Rechtsordnung, die diesen Namen verdient. Daraus folgt aber auch, daß es keine Freiheit und kein Recht geben kann, diese absolute Ordnung der Werte zu verletzen. Man würde sie deshalb verletzen und die Verteidigung der öffentlichen Sittlichkeit, die zweifellos ein hervorragendes Element für die Aufrechterhaltung des Gemeinwohls von seiten des Staates ist, aus den Angeln heben, wenn z.B. ohne Rücksicht auf diese höchste Ordnung eine bedingungslose Presse- und Filmfreiheit gewährt würde. In diesem Fall hätte man nicht das Recht auf wahre und echte Freiheit anerkannt, sondern nur die Zügellosigkeit legalisiert, wenn man der Presse und dem Film erlauben

wollte, die religiös-sittlichen Grundlagen des Volkslebens zu untergraben. Um einen solchen Grundsatz zu begreifen und zuzugeben, braucht man nicht einmal Christ zu sein. Es genügt hierfür der von den Leidenschaften ungestörte Gebrauch der Vernunft und des gesunden sittlichen und rechtlichen Empfindens.

Es ist wohl möglich, daß einige schwerwiegende Ereignisse im Verlaufe des verflossenen Jahres ein schmerzliches Echo im Herzen von nicht wenigen unter Euch hervorgerufen haben. Wer aber vom Reichtum des christlichen Gedankens lebt, läßt sich von den menschlichen Ereignissen nicht niederdrücken und aus der Fassung bringen, mögen sie auch sein wie immer, sondern wendet den Blick mutig auf das, was geblieben ist und was doch noch sehr viel ist und sehr würdig seiner Beachtung. Geblieben ist die Heimat und das Volk, ist der Staat, dessen höchstes Ziel das wahre Wohl aller ist und dessen Aufgabe das Zusammenwirken aller erfordert, wobei jeder Bürger seinen Arbeitsplatz erhält. Es gibt Millionen aufrechter Seelen, welche dieses Gemeinwohl im Lichte Gottes sehen möchten und es zu fördern trachten gemäß der unvergänglichen Weisung seines Gesetzes.

Italien steht im Begriff, sich eine neue Verfassung zu geben. Wer könnte die grundlegende Bedeutung eines solchen Unternehmens verkennen? Was das Lebensprinzip im lebenden Körper ist, das bedeutet die Verfassung im sozialen Organismus, dessen wirtschaftliche und auch sittliche Entwicklung engstens durch sie bedingt wird. Wenn daher irgendjemand sein Auge unverwandt auf die von Gott gesetzten Ordnungen richten muß, wenn irgendjemand die Pflicht hat, beständig das wahre Wohl aller vor Augen zu halten, dann sind es gewiß jene, denen das große Werk anvertraut ist, eine Verfassung auszuarbeiten.

Was nützen aber andererseits die besten Gesetze, wenn sie toter Buchstabe bleiben würden? Ihre Wirksamkeit hängt zum großen Teil von denen ab, die sie anwenden müssen. In den Händen von Menschen, die nicht von ihrem Geist beseelt sind, die innerlich vielleicht ganz anders denken, als die Gesetze verfügen, oder die geistig und sittlich nicht fähig sind, sie in die Tat umzusetzen, verliert auch die vollkommenste gesetzgeberische Arbeit viel von ihrem Wert. Eine gute Verfassung ist zweifellos von sehr hoher Bedeutung. Was aber ein Staat unbedingt braucht, sind zuständige und erfahrene Männer in Politik und Verwaltung, die sich, geführt von klaren und gesunden Grundsätzen, mit allen Kräften für das größere Wohl der Nation einsetzen.

Darum ruft die Stimme Eurer Heimat, erschüttert von den schweren Umwälzungen der letzten Jahre, alle aufrichtigen Männer und Frauen, in deren Familien und Personen das Beste an Geisteskraft, sittlicher Energie, gelebter und stets lebendiger Tradition des Landes ruht, zur Mitarbeit auf.

Diese Stimme beschwört sie, sich zur Verfügung des Staates zu stellen, mit aller Kraft ihrer innersten Überzeugungen, und für das Wohl des Volkes zu arbeiten.

So öffnet sich auch für Euch der Weg in die Zukunft.

Wir haben vergangenes Jahre bei dieser selben Gelegenheit gezeigt, wie auch in den Demokratien jüngsten Datums, die noch keine Spur einer feudalen Vergangenheit aufweisen können, sich kraft der Verhältnisse eine neue Art von Adel oder Aristokratie herausgebildet hat. Sie besteht in der Gemeinschaft jener Familien, die überlieferungsgemäß alle ihre Energien in den Dienst des Staates, seiner Regierung und seiner Verwaltung stellen und mit deren Treue er in jedem Augenblicke rechnen kann.

Eure Aufgabe ist deshalb nicht im entferntesten negativ. Sie setzt bei Euch viel Studium, viel Arbeit, viel Selbstverleugnung und vor allem viel Liebe voraus. Sie hat trotz der raschen Entwicklung der Zeiten ihren Wert nicht verloren, ist nicht abgeschlossen. Sie verlangt von Euch ebenfalls – und das muß das Besondere Eurer traditionellen Familienziehung sein – das Feingefühl und den Willen

– ein heute sehr oft schweres und hartes Vorrecht –, Euren Stand nur dazu zu nützen, um zu dienen.

Geht deshalb, geliebte Söhne und Töchter, mit Mut und demütigem Stolz der Zukunft entgegen. Eure soziale Aufgabe ist zwar neu in der Form, doch im wesentlichen dieselbe wie in Euren vergangenen Zeiten größeren Glanzes. Sollte sie Euch einmal schwierig, mühsam und vielleicht sogar nicht frei von Enttäuschungen erscheinen, dann vergeßt nicht, daß die Vorsehung Gottes, die sie Euch anvertraut hat, Euch gleichzeitig die nötige Kraft und Hilfe gewähren wird, um sie würdig zu erfüllen. Diese Hilfe erbitten Wir Euch von Gott, der Mensch wurde, um die menschliche Gesellschaft aus ihrem Verfall wieder aufzurichten und die neue Gesellschaft auf ein Fundament zu stellen, das nicht wankt, da Er selbst der Eckstein des Gebäudes ist und Er es von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder erneuert. Indes erteilen Wir als Unterpand der auserlesensten himmlischen Gnaden, mit väterlicher Liebe Euch, Euren Familien, allen Personen, die Eurem Herzen teuer sind, Nahen und Fernen, und in besonderer Weise Eurer lieben Jugend, Unseren Apostolischen Segen.¹

Ansprache vom 14. Januar 1948

Geliebte Söhne und Töchter!

Wenn auch die schwierigen Zeitumstände Uns dazu veranlaßt haben, der gewohnten und traditionellen Audienz für Euch einen anderen, äußeren Rahmen zu geben, verlieren weder die Annahme Eurer ehrerbietigen Wünsche noch der Ausdruck Unserer Glückwünsche für Euch und Eure Familien etwas von ihrem wesentlichen Wert und ihrer tiefen Bedeutung.

So wie das Herz unseres gemeinsamen Vaters nur wenige Worte braucht, um seinen Kindern zu Herzen zu sprechen, so ist Eure bloße Anwesenheit hier schon das deutliche Zeichen für Eure unwandelbaren Gefühle der Treue und Verehrung des Heiligen Stuhles und für den Stellvertreter Christi.

Der Ernst der Stunde kann aber nur die Lauen und Wankelmütigen verwirren und erschrecken. Für die begeisterungsfähigen und edelmütigen Seelen aber, die gewohnt sind, im Geiste Christi und mit Ihm zu leben, ist das, ganz im Gegenteil, ein heftiger Ansporn, die widrigen Umstände zu beherrschen und zu überwinden. Ihr seid zweifelsohne bei diesen letzteren.

Aus diesem Grunde erwarten Wir von Euch vor allem die seelische Stärke, die auch die härtesten Prüfungen nicht erschüttern können, eine Festigkeit der Seele, die Euch, nicht für Euch selbst zu tadellosen Soldaten Christi macht, sondern auch um es einmal so

zu nennen – zu Lehrmeistern und Helfern derer, die versucht sind, zu zweifeln und aufzugeben.

Was Wir von Euch, in zweiter Linie, erwarten, ist eine Einsatzbereitschaft, die sich weder einschüchtern noch mutlos machen läßt von der Erwartung irgendwelcher Opfer, die das Gemeinwohl von Euch fordert. Die freudige Bereitschaft, die Euch den Mut zur Erfüllung aller Pflichten als Katholiken und Staatsbürger verleiht. Den freudigen Mut, der es nicht zuläßt, in die stumpfe und teilnahmslose Haltung des „Ohne-mich“ zu verfallen, die eine schwere Verfehlung in einer Zeit wäre, da die lebenswichtigen Interessen der Religion und des Vaterlands auf dem Spiele stehen.

Was Wir schließlich auch noch von Euch erwarten, ist der großmütige Einsatz für die grundlegenden Gesetze der Doktrin und des christlichen Lebens. Nicht nur als Lippenbekenntnis und formal, sondern von ganzem Herzen und unter Beweis gestellt durch rückhaltlose Hingabe an diese Ideale, die Grundregeln der Brüderlichkeit und sozialer Gerechtigkeit sind. Die treue Erfüllung dieses Einsatzes wird Euch – es kann gar nicht anders sein – wahrhaftiges geistiges und zeitliches Glück verschaffen.

Mögen diese Festigkeit der Seele, dieser Eifer, diese brüderliche Gesinnung jeden Eurer Schritte lenken und Eure Wege im Neuen Jahr sicher ma-

1) *Utz-Groner*, S. 1640-1646.

chen! Eines Jahres, das sich als ein unsicheres ankündigt und Euch fast durch einen dunklen Tunnel zu führen scheint.

Es wird also für Euch, ohne Zweifel, nicht nur ein Jahr schwerer Prüfungen, sondern auch innerer Erleuchtung, geistiger Freuden und wohlthuender

Siege sein.

In dieser Erwartung, mit unerschütterlichem Vertrauen in unseren Herrn und die Heilige Jungfrau, die Beschützerin dieser Ewigen Stadt, erteilen Wir Euch von ganzem Herzen Unseren väterlichen Apostolischen Segen.¹

Ansprache vom 15. Januar 1949

Die Weihnachtsfeiertage und der Jahreswechsel sind für die christlichen Familien eine stets mit Freude benützte Gelegenheit, die Bande der Liebe enger zu knüpfen und die gegenseitige Zuneigung durch Glückwünsche und durch die wechselseitige Zusicherung von Gebeten zu bekunden. Diese Freude erleben wir heute, da Ihr nach altem Brauch gekommen seid, geliebte Söhne und Töchter, um Uns Eure ergebene Huldigung darzubringen, die Euer erlauchter und junger Sprecher in glücklicher Weise vorgetragen hat.

Doch die Glieder einer Familie, die dieses Namens würdig ist, begnügen sich nicht damit, alte und abgebrauchte Glückwunschkformeln miteinander zu wechseln. Jedes Jahr frischet der Vater seine gewohnten Empfehlungen auf, indem er sie veranschaulicht und vervollständigt durch jene Warnungen, welche die besonderen Forderungen der Stunde eingeben. Die Kinder dagegen prüfen ihr Betragen, um ihre Folgsamkeit gegenüber den väterlichen Ratschlägen – wenn es der Fall ist – aufrichtig beteuern zu können.

So machen es auch Wir. Jedes Jahr erinnern Wir Euch an die vielfältigen, grundlegenden und unwandelbaren Pflichten, die Euch Eure Stellung in der Gesellschaft auferlegt. Im letzten Jahr haben Wir sie mit der von den Umständen erforderten Kürze umrissen. Wir zweifeln nicht daran, daß Ihr Euer Gewissen erforscht und Euch gefragt habt, mit welcher Treue und auf welche praktische, konkrete und wirksame Weise Ihr im Lauf des verflossenen Jahres Geistesstärke, Tatbereitschaft und großmütiges Festhalten an den Grundsätzen der christlichen Lehre und des christlichen Lebens gemäß Eurem eigenen Stand unter Beweis gestellt habt.

Ohne Zweifel bindet diese dreifache Pflicht alle und allezeit. Nichtsdestoweniger stuft sie sich ab und nimmt verschiedene Gestalt an je nach den stets wechselnden Ereignissen und den besonderen Verhältnissen jener, denen sie obliegt.

Die Vorsehung hat einem jeden in der menschlichen Gesellschaft eine besondere Aufgabe zugewiesen. Sie hat deshalb auch ihre Gaben geteilt und ausgeteilt. Nun aber sollen diese Gaben oder Talente ihre Frucht bringen. Und Ihr wißt, daß der Herr Rechenschaft fordern wird von jedem über die Art,

wie sie verwaltet worden sind, und daß er nach dem erreichten Gewinn richten und die guten und die schlechten Knechte voneinander unterscheiden wird [vgl. Matth. 25, 14 ff. und Luk. 16,2]. Die Härte der Zeit könnte auch Euch in die Zwangslage versetzen, wie so viele andere zu arbeiten, um den Lebensunterhalt zu erwerben. Doch selbst dann hättet Ihr infolge Eurer Herkunft besondere Gaben und Pflichten inmitten Eurer Mitbürger.

Es ist wohl wahr, daß in der neuen Verfassung Italiens „die Adelstitel nicht anerkannt werden“ (unbeschadet natürlich gemäß Art. 42 des Konkordats, soweit es den Heiligen Stuhl betrifft, jener, die von den Päpsten verliehen sind oder in Zukunft verliehen werden). Doch die Verfassung hat die Vergangenheit nicht annullieren können, noch die Geschichte Eurer Familien. Deshalb schaut und beobachtet auch heute noch das Volk – teils wohlwollend, teils ablehnend, teils mit ehrfürchtigem Vertrauen, teils mit feindlichen Gefühlen –, welches Beispiel Ihr in Eurem Leben gebt. An Euch liegt es also, dieser Erwartung zu entsprechen und zu zeigen, in welcher Weise Euer Verhalten und Eure Taten der Wahrheit und der Tugend gleichförmig sind, besonders in jenen Punkten, die Wir soeben aus Unseren letztjährigen Empfehlungen ins Gedächtnis gerufen haben.

Geistesstärke haben alle nötig, besonders in unseren Tagen, um die Leiden mutig zu ertragen, um die Schwierigkeiten im Leben siegreich zu überwinden und um die eigene Pflicht beständig zu erfüllen. Wer muß nicht leiden? Wer muß nicht Kummer tragen? Wer muß nicht kämpfen? Nur jener, der sich selbst aufgibt und flieht. Ihr aber habt weniger als so viele andere das Recht, Euch selbst aufzugeben und zu fliehen. Heute sind die Leiden, die Schwierigkeiten und die Nöte für gewöhnlich allen Klassen, allen Ständen, allen Familien und allen Personen gemeinsam. Und wenn einige davon frei sind, im Überfluß und im Vergnügen schwimmen, so müßte dies sie dazu antreiben, das Elend und die Not der anderen mit auf sich zu nehmen. Wer könnte Zufriedenheit und Ruhe haben, wer würde nicht vielmehr sich unbehaglich fühlen und in Scham erröten, wenn er in der Muße und in der Ausgelassenheit, im Luxus und im Schwelgen lebte, während

1) *Discorsi e Radiomessaggi di Sua Santità Pio XII*, Tipografia Poliglotta Vaticana, 14. I. 1948, S. 423-424.

ringsum so gut wie überall Trübsal herrscht?

Tatbereitschaft. In der großen persönlichen und sozialen Solidarität muß jeder bereit sein, für das Wohl aller zu arbeiten, sich zu opfern und sich hinzugeben. Der Unterschied liegt nicht in der Tatsächlichkeit der Verpflichtung, sondern in der Art, ihr zu genügen. Und ist es etwa nicht wahr, daß jene, die über mehr Zeit und reichere Mittel verfügen, die Dienstbeflissensten und Dienstefrigsten sein sollten? Wenn Wir von den Mitteln sprechen, so meinen Wir damit nicht lediglich und in erster Linie den Reichtum, sondern alle Gaben des Verstandes, der Kultur, der Erziehung, des Wissens, des Einflusses, die vom Schicksal einzelnen Bevorzugten gegeben werden, und zwar nicht ausschließlich zu ihrem eigenen Vorteil oder zur Schaffung einer unheilbaren Ungleichheit unter Brüdern, sondern zum Wohl der ganzen sozialen Gemeinschaft. In all dem, was Dienst ist für den Nächsten, für die Gesellschaft, für die Kirche und für Gott, müßt Ihr immer die ersten sein. Hier ist Euer wahrer Ehrenrang. Hier ist Euer adeligstes Vorrecht.

Großmütiges Festhalten an den Grundsätzen der christlichen Lehre und des christlichen Lebens. Diese sind ein und dieselben für alle. Denn es gibt weder zweierlei Wahrheit noch zweierlei Gesetz. Reich und arm, groß und klein, hoch und niedrig, sie alle sind in gleicher Weise verpflichtet, durch den Glauben ihren Verstand ein und demselben Dogma, durch den Gehorsam ihren Willen ein und derselben Moral zu unterwerfen. Das gerechte Urteil Gottes wird jedoch jenen gegenüber viel strenger sein, die mehr empfangen haben, die besser im-

stande sind, die einzige allein wahre Lehre kennenzulernen und im Alltag in die Tat umzusetzen, die durch ihr Beispiel und durch ihr Ansehen die anderen leichter auf den Weg der Gerechtigkeit führen oder sie auf den verhängnisvollen Pfaden des Unglaubens und der Sünde ins Verderben stürzen können.

Geliebte Söhne und Töchter! Das vergangene Jahr hat gezeigt, wie notwendig diese drei inneren Kräfte sind. Es hat außerdem die bemerkenswerten Ergebnisse an den Tag gebracht, die durch ihre rechte Anwendung erzielt werden können. Nun kommt es vor allem darauf an, daß die Aktion keine Unterbrechung oder Verlangsamung erfährt, sondern sich mit Beständigkeit und Festigkeit entfaltet und belebt. Deshalb haben Wir mit besonderer Freude den Worten Eures Sprechers entnommen, wie tief in Euch das Verständnis für die heutigen sozialen Übel und wie entschieden der Entschluß ist, dazu beizutragen, daß nach Gerechtigkeit und Liebe Abhilfe geschaffen wird.

Festigt also in Eurem Geist die Entschlossenheit, dem, was Christus, die Kirche, die Gesellschaft mit Vertrauen von Euch erwarten, voll zu entsprechen, damit Ihr am Tag der großen Vergeltung das beseligende Wort des höchsten Richters vernehmen dürft: „*Guter und getreuer Kriecht ... geh ein in die Freude deines Herrn*“ [Math. 25,21].

Dies ist der Wunsch und die Bitte, die Wir für Euch dem Jesuskind vortragen, während Wir aus innerstem Herzen Euch, Euren Familien und allen Personen, die Euch lieb und teuer sind, Unseren väterlichen Apostolischen Segen erteilen.¹

Ansprache vom 12. Januar 1950

Wenn Wir, geliebte Söhne und Töchter, in Übereinstimmung mit dem Beispiel Unserer Vorgänger, Uns angewöhnt haben, Euch zum Beginn des Neuen Jahres zu empfangen, um Eure Glückwünsche entgegenzunehmen und zu erwidern, werden Wir dazu - fern allen Überlegungen oder menschlicher Vorliebe - durch Gründe der Ehre und Treue bewogen. Wir grüßen in Euch die Nachfahren und Vertreter der Familien, die sich ehemals durch ihre Dienste für den Heiligen Stuhl und den Stellvertreter Christi ausgezeichnet haben und dem Papst treu geblieben sind auch dann, wenn sie sich dadurch Beschimpfungen und Verfolgungen ausgesetzt haben. Ohne Zweifel kann sich, im Laufe der Zeit, die soziale Ordnung und ihr Mittelpunkt verschieben. Die öffentlichen Ämter, die einst Eurer Klasse vorbehalten waren, könnten jetzt nach dem Gleichheitsprinzip zugeteilt und versehen werden. Und doch kann selbst der moderne Mensch Euch, wenn

er ehrlich und gerecht sein will, Verständnis und Anerkennung nicht verweigern. Beweise des verdienten Gedenkens, die als Ansporn für die Zukunft dienen sollen.

Ihr habt Euch heute um Uns versammelt, zu Beginn des Jahres, das die Mitte des 20. Jahrhunderts bildet, des Jubeljahres, das mit der Öffnung der Heiligen Pforte beginnt. Die religiöse Zeremonie der drei Hammerschläge auf die Mitte der Pforte, hat an sich schon symbolische Bedeutung. Sie ist ein Symbol der allumfassenden Vergebung. Wie kann man also den lebendigen Eindruck erklären, den diese Zeremonie nicht nur unter den Kindern der Kirche, die den tiefen Sinn verstehen können, erweckt, sondern auch bei denen, die ferne stehen, und die scheinbar nur für das empfänglich sind, was sie berühren können, oder sich messen und beziffern läßt?

Müssen Wir das vielleicht als Vorahnung und

1) *Utz-Groner*, S. 1627-1631.

Erwartung des neuen halben Jahrhunderts nehmen, weniger belastet durch Bitterkeit und Enttäuschungen? Als Symptom eines ansteigenden Bedürfnisses der Reinigung und Wiedergutmachung? Der Sehnsucht nach Versöhnung und Frieden unter den Menschen, die der Krieg und soziale Kämpfe soweit entzweit haben? Wie könnten Wir dann, in demütigem christlichen Vertrauen in diesem so glücklichen Beginn des Jubeljahres, den Fingerzeig Gottes übersehen?

Die besondere Kraft des Segens, den das Heilige Jahr in die gesamte Menschheit ausstrahlen soll, wird zum großen Teil von der Mitwirkung abhängen, welche die Katholiken vor allem durch Gebet und Buße leisten. Was das betrifft, haben die Gläubigen Roms dabei besondere Pflichten und Verantwortung. Ihre Art sich zu verhalten und ihr Lebensstil werden in diesem Jahr ganz besonders auch von der weltweiten Kirche beobachtet werden, der Kirche, die durch die Menge der Pilger vertreten ist, die aus allen Teilen der Welt in die Heilige Stadt ziehen werden. Euch selbst, geliebte Söhne und Töchter,

werden Gelegenheiten dazu nicht fehlen, den anderen voranzugehen und sie durch Eure guten Beispiele nachzuziehen: Beispiele des inbrünstigen Gebetes, einfacher christlicher Lebensart, des Verzichtes auf Bequemlichkeit und Genuß. Beispiele, echter Bußfertigkeit, herzlicher Gastfreundschaft und der gewissenhaften Erfüllung der Liebedienste zu Gunsten der Einfachen, Leidenden und Armen. Beispiele des unerschrockenen Einsatzes für die Sache Gottes.

Die Klasse, der Ihr angehört, bringt Euch außerdem auch leichter und häufiger in Kontakt mit bedeutenden Persönlichkeiten anderer Länder. Trachtet mit Fleiß danach, bei solchen Gelegenheiten die Annäherung zwischen den Menschen und Völkern zu fördern. Möge die Welt am Ende des Heiligen Jahres gelassener erscheinen, in Ruhe und brüderlicher Einigkeit!

Mit diesen Wünschen erteilen Wir, von ganzem Herzen, Euch und Euren Familien, besonders denen in der Feme und den Kranken, Unseren väterlichen Apostolischen Segen.¹

Ansprache vom 11. Januar 1951

Mit übertolltem Herzen wenden Wir Uns mit väterlichen Grüßen an die Mitglieder des Adels und des Patriziates von Rom, die getreu einer alten Tradition sich um Uns versammelt haben, um Uns ihre Glückwünsche zum Jahresbeginn zu überbringen, Glückwünsche voller kindlicher Ergebenheit, die Euer erlauchter und beredter Wortführer zum Ausdruck gebracht hat. Jedes Jahr, eines nach dem anderen, geht in die Geschichte ein und gibt an das nächste sein Erbe ab, für das es verantwortlich ist. Jenes, das vor kurzem zu Ende gegangen ist, das Heilige Jahr 1950, wird als eines der bedeutungsvollsten in moralischer und vor allem übernatürlicher Hinsicht, unvergeßlich sein. Über den Ablauf dieses Jahres, werden die Annalen Eurer Familien die Wichtigsten Ereignisse vermerken, strahlende Lichter auf den Wegen Eurer Kinder und Enkel, um ihnen den Weg in die Zukunft zu erleuchten.

Aber könnten diese Annalen etwa wie ein versiegeltes Buch sein? Oder könnten sie etwa nur Erinnerungen einer bedeutungslosen Vergangenheit enthalten? Nein! Sie müssen vielmehr Botschaften der verflissenen an die zukünftigen Generationen sein.

Die Feierlichkeiten des Heiligen Jahres gingen in Rom nicht nur wie ein Schauspiel zu Ende. Sie waren vielmehr wie ein Programm für ein wachsendes, gereinigtes und geheiligteres Leben, das durch Göttliche Gnade fruchtbar wird. Dieses muß weiterwirken und reich werden durch den ununterbrochenen Beitrag von Gedanken und Gefühlen, Problemlösungen und Handlungen Eurer Vorfahren,

die sie Euch übermittelt haben. So wie auch Ihr diese Beispiele an die weitergeben werdet, die nach Euch kommen.

Der Sturm der neuen Zeiten zieht die Traditionen der Vergangenheit in seinen Strudel hinab. Dabei aber zeigt sich, was dazu bestimmt ist, wie welche Blätter abzufallen und was, im Gegensatz dazu, auf Grund seiner innewohnenden Lebendigkeit bleibt und immer fester wird.

Adelige und Patrizier die - um es einmal so zu sagen - gelähmt sind durch die Erinnerung an vergangene Zeiten, gehen einem unaufhaltsamen Verfall entgegen.

Heute, mehr wie je zuvor, seid Ihr berufen, eine Elite zu sein, nicht nur durch Blut und Abstammung, sondern mehr noch auf Grund Eurer Werke und Eures Einsatzes, der schöpferischen Handlungen zum Wohle der ganzen menschlichen Gemeinschaft. Dieser Verpflichtung kann sich niemand ungestraft entziehen. Sie ist nicht nur eine menschliche und staatsbürgerliche Pflicht, sondern ein heiliges Glaubensgebot, ererbt von Euren Vätern, das Ihr, wie sie, vollständig und ungeschmälert, an Eure Nachfahren weiterzugeben habt. Verbannt deshalb aus Eurer Mitte Niedergeschlagenheit und Kleinmut, die Mutlosigkeit angesichts der Neuerungen, die vieles untergehen lassen, was frühere Zeiten geschaffen haben. Verbannt die Kleinmütigkeit schwerwiegenden Ereignissen gegenüber, welche die Neuerungen unserer Tage begleiten!

Römer sein, heißt stark sein, im Handeln, aber

1) *Discorsi e Radiomessaggi di Sua Santità Pio XII*, Tipografia Poliglotta Vaticana, 12.1.1950, S. 357-355.

auch im Dulden!

Christ zu sein, heißt Prüfungen und Leiden anzunehmen, Pflichten und Notwendigkeiten der Zeiten zu übernehmen mit Mut, Kraft und Gelassenheit des Geistes, die aus den Quellen der ewigen Hoffnungen das Gegengewicht gegen die menschlichen Nöte beziehen.

Menschlich großartig ist das stolze Wort des Horaz: „*Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae*“ [Und wenn die ganze Welt in Trümmer fällt, treffen die Ruinen noch einen Helden] (Oden III, 3).

Viel schöner aber noch, vertrauensvoller und

hinreißender ist der Siegesruf auf christlichen Lippen, der aus einem glaubensvollem Herzen kommt: „*Non confundar in aeternum*“ [In Ewigkeit werde ich nicht zuschanden!] (Te Deum).

Wir bitten den Schöpfer alles Guten für Euch, daß Er Euch unerschrockenen Mut und die Göttliche Gabe der unerschütterlichen Zuversicht aus dem Glauben geben möge und erteilen Euch von ganzem Herzen, geliebte Söhne und Töchter, Euren Familien und allen, die Euch lieb und wert sind, hier und in der Ferne, Gesunden und Kranken und für Eure geheiligten Bestrebungen und Unternehmungen, Unseren Apostolischen Segen.¹

Ansprache vom 14. Januar 1952

Treu Eurer althergebrachten Überlieferung seid Ihr, geliebte Söhne und Töchter, auch dieses Jahr gekommen, um dem sichtbaren Haupt der Kirche Eure Verehrung zu bezeugen und Eure guten Wünsche zum neuen Jahre darzubringen. Wir nehmen sie mit lebhafter und tiefempfundener Dankbarkeit entgegen und entbieten Euch dafür die innigsten Wünsche Unsererseits. Wir schließen sie ein in Unsere Gebete, damit das soeben begonnene Jahr gezeichnet sei vom Siegel der göttlichen Güte und bereichert werde von den kostbarsten Gunsterweisen der Vorsehung. Wie gewöhnlich, möchten Wir diesen Wünschen gern einige praktische geistliche Winke anfügen, die Wir kurz in einer dreifachen Ermahnung zusammenfassen:

Richtet Euren Blick zunächst ohne Furcht und Zagen auf die Realität unserer Zeit. Es scheint Uns überflüssig, Euch nochmals ins Gedächtnis zu rufen, was bereits vor drei Jahren der Gegenstand Unserer Betrachtungen war. Es kommt Uns sinnlos vor und Euer auch nicht würdig, es Euch mit klugen Beschönigungen zu verschleiern, zumal nachdem die Worte Eures beredten Sprechers ein so eindeutiges Bekenntnis Eurer Anhänglichkeit an die Soziallehre der Kirche zum Ausdruck gebracht haben und die Pflichten, die sich daraus ergeben. Die neue italienische Verfassung erkennt Euch als sozialem Stand im Staate und im Volk keinerlei besondern Auftrag mehr zu, kein Attribut mehr und kein Privileg. Ein Blatt der Geschichte ist umgeschlagen, ein Kapitel ist abgeschlossen. Hinter eine soziale und wirtschaftliche Vergangenheit ist der Schlußpunkt gesetzt. Ein neues Kapitel mit ganz neuen Lebensformen hat begonnen. Man mag darüber denken, wie man will. Die Tatsache besteht. Es ist der „Schicksalsschritt“ [fatale andare] der Geschichte. Mancher wird eine so tiefe Umwälzung vielleicht schmerzlich empfinden. Doch was hilft es, die Bitterkeit lange auf der Zunge zu behalten. Schließlich

müssen sich alle der Wirklichkeit beugen. Der Unterschied liegt nur in der „Art und Weise“. Die Mittelmäßigen machen im Unglück nur ein schmolldes Gesicht, die überlegenen Geister verstehen es, nach einem klassischen Wort, aber hier in einem etwas höheren Sinne, *beaux joueurs* [gute Verlierer] zu sein und unerschüttert ihre vornehme, heitere Haltung zu bewahren.

Erhebt und heftet den Blick auf das christliche Ideal. Alle Umwandlungen, Evolutionen oder Revolutionen, lassen es unberührt. Sie vermögen nichts gegen das innerste Wesen wahren Adels, das Streben nach christlicher Vollkommenheit, wie sie der Erlöser in der Bergpredigt zeigte. Unbedingte Treue zur katholischen Lehre, zu Christus und seiner Kirche; Fähigkeit und Willigkeit, auch den anderen darin Beispiel und Führer zu sein. Ist es etwa nötig, Euch die praktischen Anwendungen dafür aufzuzählen? Schenkt der Welt, auch der Welt der Gläubigen und der praktizierenden Katholiken, das Schauspiel eines untadeligen Ehelebens, die Erbauung einer wirklich beispielhaften Familie. Errichtet um Euer Heim und Euren Kreis einen Damm gegen das Einsickern verhängnisvoller Grundsätze, vererblicher Schwächen und Weichlichkeiten, welche die Reinheit des Ehe- und Familienlebens beflecken oder trüben könnten. Das ist gewiß ein hervorragendes und heiliges Werk, sehr geeignet, den Eifer des römischen und christlichen Adels in unserer Zeit zu entfachen.

Während Wir Eurem Geist diese Erwägungen vorlegen, denken Wir besonders an jene Länder, in denen die Katastrophe der Zerstörung besonders die Familien Eures Standes getroffen und aus Macht und Reichtum in die Verlassenheit und bisweilen sogar in äußerstes Elend gestürzt hat. Doch zu gleicher Zeit hat sie den Adel und die Großzügigkeit geoffenbart und ans Lichtgebracht, mit der viele von ihnen auch im Unglück Gott die Treue hielten, die stille

1) (*Discorsi e Radiomessaggi di Sua Santità Pio XII*, Tipografia Poliglotta Vaticana, 11.1.1951, S. 423-424.)

Seelengröße und Würde, mit der sie ihr Schicksal zu tragen wissen: Tugenden, die man nicht improvisieren kann, die vielmehr in der Stunde der Bewährung zur Blüte und Reife gelangen.

Endlich, leiht dem gemeinsamen Werk Eure hingebende und bereitwillige Mitarbeit. Groß genug ist noch das Feld, auf dem sich Eure Tätigkeit nutzbringend auswirken kann: in der Kirche und im Staat, im Bereich des parlamentarischen Lebens und der Verwaltung, in Kultur, Wissenschaft und Kunst und in den verschiedenen Berufen. Nur eine Haltung ist Euch untersagt, sie würde dem ursprünglichen Geist Eures Standes von Grund auf zuwider sein: Wir meinen den Geist des „Ohne-mich“. Das wäre mehr als nur eine „Emigration“, es wäre Desertion. Was darum auch immer kommen und wie teuer es zu stehen kommen mag, vor allen Dingen tut es not, die geschlossene Einheit aller katholischen Kräfte gegen jede Gefahr selbst des kleinsten Sprungs zu bewahren.

Es kann wohl sein, daß der eine oder andere Punkt bei der gegenwärtigen Lage der Dinge Euch mißfällt. Aber aus Interesse und aus Liebe für das Gemeinwohl, für die Rettung der christlichen Kultur in der Krise, die weit entfernt ist von einer Entspannung, die vielmehr immer noch anzuwachsen scheint, haltet stand in der Bresche, in der vorders-

ten Verteidigungslinie. Eure besonderen Vorzüge können dort auch heute die beste Verwendung finden. Eure Namen, die den großen Klang der Tradition fernster Vergangenheit in der Geschichte der Kirche und der menschlichen Gesellschaft tragen, rufen die Gestalten großer Männer ins Gedächtnis und wecken in Eurer Seele das Echo der Pflicht, ihrer würdig zu sein.

Das angestammte Gefühl für Beständigkeit und Kontinuität und das Festhalten an gesunder Tradition sind Kennzeichen wirklichen Adels. Versteht Ihr es, mit ihnen eine große Weite des Blickes für die Wirklichkeit unserer Zeit zu verbinden, besonders für die soziale Gerechtigkeit, für eine loyale und offene Zusammenarbeit, dann werdet Ihr einen Beitrag von höchstem Wert für das öffentliche Leben leisten.

Dies sind, geliebte Söhne und Töchter, die Gedanken, die Wir Euch zu Beginn dieses neuen Jahres nahe legen wollten. Flöße Euch der Herr den Vorsatz ein, sie zu verwirklichen, und würdige er sich, Euren guten Willen mit der Überfülle seiner Gnaden fruchtbar zu machen, als deren Unterpand Wir von ganzem Herzen Euch, Euren Familien, Euren Kindern, Euren Kranken und Schwachen und allen, die Euch teuer sind, Nahen und Fernen, Unseren väterlichen Apostolischen Segen erteilen.¹

Ansprache vom 9. Januar 1958

Mit lebhafter Freude empfangen Wir Euch, geliebte Söhne und Töchter, in Unserem Hause, die Ihr – noch durchdrungen von den geheiligten Ausstrahlungen des Weihnachtsfestes – gekommen seid, um Eure Ergebenheit diesem Heiligen Stuhl gegenüber zu bekräftigen. Mit väterlichen Gefühlen und dem heißen Wunsch, sich von der Liebe der Kinder umgeben zu lassen, sind Wir gerne bereit, Eurem Wunsche zu entsprechen, wieder einmal Worte der Ermunterung zu hören. Dies, in Erwiderung der Wünsche Eures erlauchten und beredten Sprechers, die er Uns eben entboten hat.

Die heutige Audienz erinnert Uns an den ersten Besuch, den Ihr Uns im schon weit zurückliegenden Jahre 1940 abgestattet habt. Wie viele schmerzliche Verluste sind inzwischen in Euren auserwählten Reihen eingetreten, aber auch wie viele neue und schöne Blumen sind inzwischen auf dem gleichen Felde erblüht! Das schmerzende Gedenken an die Einen und die frohe Gegenwart der Anderen scheinen wie in einem großen Bilde des Lebens zusammenzufallen, das – wenn es auch Vergängliches enthält – heilsame Lehren erteilt und sein Licht der Hoffnung auf Gegenwart und Zukunft ausstrahlt. Während diejenigen, die „vom Weiß des Schnees

oder des Silbers die Stirne umrahmt tragen“ in den Frieden der Gerechten eingegangen sind, geschmückt mit den „vielen Verdiensten, die sie durch lange Pflichterfüllung“ erworben haben, nahmen und nehmen andere, „unternehmungsfreudig in der Blüte der Jugend und im Glanz des Mannesalters“, ihren Platz ein. Diese, geleitet von der drängenden Hand der Zeit, die ihrerseits der weisen Führung durch den Schöpfer folgt. Inzwischen sind sie zum Kampf für „Fortschritt und Verteidigung aller edlen Unternehmungen“ angetreten, die damals zu den Kleinen gehört haben, deren „heiteren und lächelnden Unschuld“ Unsere Vorliebe gehört. In ihnen liebten Wir die „kindlich-unbefangene Arglosigkeit, das lebhaft und klare Leuchten ihrer Blicke, engelsgleicher Abglanz der Reinheit ihrer Seelen“ (vgl. „Discorsi e Radiomessaggi“, Bd. I, 1940, S. 472). Nun, an jene Kleinen von damals, die jetzt lebhaft Jünglinge oder schon reife Männer geworden sind, wünschen Wir vor allem Unser Wort zu richten, so, als ob Wir ein wenig das Innerste Unseres Herzens eröffnen wollten.

Ihr, die ihr zu jedem Jahresbeginn es nicht versäumt, Uns aufzusuchen, werdet Euch sicher an die Eindringlichkeit erinnern, mit der Wir bemüht wa-

1) Utz-Groner, S. 1647-1650.

ren, Euch den Weg in die Zukunft zu weisen. Einen Weg der sich damals schon als ein schwieriger Gang zeigte, in Anbetracht der folgenschweren Umwälzungen und großen Veränderungen, die die Welt bedrohten. Trotzdem sind Wir sicher, daß Ihr - auch wenn Eure Stirnen vom silbernen Weiß umrahmt sein sollten - noch Zeugen sein werdet. Zeugen nicht nur Unserer Wertschätzung und herzlichen Zuneigung, sondern auch der Richtigkeit, Begründbarkeit und Zweckmäßigkeit Unserer Ratschläge und der Früchte, die, wie Wir hoffen wollen, sie für Euch und das Gemeinwohl tragen werden.

Im Besonderen werdet Ihr Eure Kinder und Enkel daran erinnern, wie der Papst Eurer Kindheit und Jugend es nie unterlassen hat, Euch darauf hinzuweisen, welche neue Aufgaben die neuen Zeitumstände dem Adel auferlegen werden. Jener Papst, der Euch vielmehr oft erklärt hat, daß fruchtbare Arbeit der sicherste und würdigste Titel dafür ist, um Euch einen dauerhaften Platz unter den Führern der Gesellschaft zu sichern. Daß die gesellschaftlichen Unterschiede, die Euch nicht nur aus der Masse hervorheben, sondern Euch auch besondere Pflichten zum Wohle der Allgemeinheit auferlegen. Daß die obersten Gesellschaftsklassen dem Volke große Vorteile aber auch schweren Schaden bringen können. Daß die Veränderung der Lebensbedingungen sich, wo auch immer, doch den Traditionen anpassen können, die die Patrizierfamilien bewahren.

Oftmals, mit Bezug auf die Zeitumstände, haben Wir Euch dazu aufgefordert, an der Heilung der Wunden, die der Krieg geschlagen hat, mitzuwirken. Mitzuwirken bei der Wiederherstellung des Friedens, bei der Neugeburt des nationalen Lebens, aber Euch fernzuhalten von der inneren „Auswanderung“ oder Verweigerung. Das deshalb, weil auch in der neuen Gesellschaftsordnung weite Spielräume für Euch reserviert sind, wenn Ihr Euch tatsächlich als *Elite* und als *die Besten* erweist. Das heißt, hervorragend durch seelische Ausgeglichenheit, schnelles Zupacken und großzügige Anteilnahme. Ihr werdet Euch auch an Unsere Aufforderung erinnern, Niedergeschlagenheit und Kleinmut wegen der Veränderungen in den Zeitumständen zu verbannen und an Unsere Ermahnungen denken, Euch mutig den neuen Umständen anzupassen. Das alles, mit festem Blick auf das christliche Ideal, den wahren und unvergänglichen Nachweis echten Adels. Und wozu wohl, geliebte Söhne und Töchter, haben Wir Euch diese Ratschläge und Empfehlungen gegeben, wenn nicht um Euch vor Enttäuschungen und Bitterkeit zu bewahren und um der Gesellschaft, zu der Ihr gehört, den wertvollen Beitrag, den Ihr geben könnt, zu erhalten. Vielleicht aber fragt Ihr Uns, was Ihr Greifbares tun müßt, um dieses hohe Ziel zu erreichen?

Vor allem müßt Ihr auf einem untadeligen religiösen und moralischen Verhalten beharren,

besonders in Eurem Familienleben, und einer gesunden Strenge in der Lebensführung. Verhaltet Euch so, daß die anderen Klassen den Schatz an Tugenden und Gaben bemerken, die die Früchte der langen Tradition Eurer Familien sind. Zu diesen Früchten gehören die unerschütterliche Kraft Eures Geistes, die treue Hingabe an die edelsten Dinge, zartfühlendes Mitleid und Hilfsbereitschaft den Schwachen und Armen gegenüber. Kluges und feinsinniges Vorgehen in schwierigen und schwerwiegenden Angelegenheiten, jenes persönliche Ansehen, das in den vornehmen Familien ja fast erblich ist, womit man vermag zu überzeugen ohne zu bedrängen, zu führen, ohne zu zwingen, zu erobern, ohne die Gefühle des Anderen zu verletzen oder zu demütigen und das sogar bei Gegnern und Rivalen. Der Einsatz dieser edlen Gaben und die Ausübung religiöser und ziviler Tugenden sind die überzeugende Antwort auf Vorurteile und Mißtrauen. Sie beweisen höchste geistige Lebenskraft, die die Ursache äußerer Stärke und fruchtbringender Arbeit ist.

Kraft und Fruchtbarkeit der Werke! Das sind zwei Eigenschaften der echten Aristokratie, dessen heraldische Symbole, in Bronze gegossen und in Marmor gehauen, unvergängliche Zeugnisse sind, weil sie sichtbare Spuren der politischen und kulturellen Geschichte vieler ruhmreicher, europäischer Städte sind. Es ist wohl war, daß die moderne Gesellschaft nicht den Brauch hat, in erster Linie von Euch den richtigen Hinweis beim Beginn von Unternehmungen und zur Meisterung von Geschehnissen zu erwarten. Trotzdem weist auch sie nicht die Mitwirkung Eurer hohen Talente zurück. Das ist so, weil eine urteilsfähige Gruppe dieser Gesellschaft gerechtfertigte Hochachtung vor den Traditionen bewahrt hat und den Wert des hohen Ansehens schätzt, soweit dieses begründet ist. Auch der andere Teil der Gesellschaft, der Gleichgültigkeit oder sogar Verachtung den uralten Lebensformen gegenüber zeigt, ist doch nicht ganz unempfindlich für den Reiz gesellschaftlichen Glanzes. Das geht ja soweit, daß man sich bemüht, eine Art neuer Aristokratie zu schaffen, einige Formen davon beachtlich, andere jedoch nur auf Eitelkeit basierend. Auf Eitelkeit und Nichtigkeiten, die sich lediglich dadurch auszeichnen, daß sie einige dekadente Elemente der alten Einrichtungen übernehmen.

Es ist klar, daß sich die Kraft und Fruchtbarkeit der Werke heute nicht immer in veralteten Formen ausdrücken kann. Das heißt aber nicht, daß Eure Einsatzmöglichkeiten eingeschränkt worden sind. Im Gegenteil, diese Möglichkeiten bestehen heute bei der Gesamtheit aller Berufe und Ämter. Alle beruflichen Einsatzmöglichkeiten stehen Euch offen, auf allen Gebieten könnt Ihr Euch nützlich und bedeutend machen: in der öffentlichen Verwaltung, in der Regierung, auf wissenschaftlichem Gebiet, in der Kulturarbeit, der Industrie und dem Handel.

Schließlich wünschen Wir, daß Euer Einfluß in der Gesellschaft Euch vor einer Gefahr beschützt, die kennzeichnend für die moderne Zeit ist. Es ist bekannt, daß die Gesellschaft Fortschritte macht, wenn die Tugenden einer ihrer Klassen sich unter den anderen Klassen verbreitet. Ebenso ist es bekannt, daß das Niveau der Gesellschaft absinkt, wenn sich die Laster und Unsitten eines Teiles der Gemeinschaft auf die anderen Teile ausdehnen. Der Schwäche der menschlichen Natur wegen, kann man feststellen, daß sich besonders die Übel heute von Volk zu Volk und über die Kontinente ausbreiten, umso einfacher Kommunikation, Information und persönliche Kontakte geworden sind.

Auf dem Gebiet der Moral kann das gleiche beobachtet werden wie im Gesundheitswesen. Weder Distanzen noch Grenzen können jemals einen Epidemierreger davon abhalten, in kurzer Zeit selbst ferne Regionen zu befallen. Deshalb ist es möglich, daß die hochgestellten Klassen, darunter Eure, auf Grund ihrer vielfältigen Beziehungen und häufigen Aufenthalte in Ländern verschiedener, möglicherweise schlechterer Moral, leicht zu Überträgern von Sittenverirrungen werden könnten. Dabei beziehen Wir Uns besonders auf Verirrungen, welche die Heiligkeit der Ehe in Frage stellen, der religiösen und moralischen Erziehung der Jugend, der christlichen Zurückhaltung bei Vergnügungen und auf die Schamhaftigkeit. Die traditionelle Hochachtung dieser Werte in Eurem Vaterland muß verteidigt und heilig und unverletzlich gehalten werden und vor den Angriffen der zerstörenden Einflüsse geschützt werden, von wo auch immer sie herkommen mögen. Jeder Versuch, mit der Tradition zu brechen, der nie einen Fortschritt bedeutet, es sei denn, in Richtung auf die Zerstörung, ist ein An-

schlag auf die Ehre und Würde der Nation.

Was Euch betrifft, sorgt dafür und seid wachsam, damit schädliche Theorien und perverse Beispiele niemals mit Eurer Zustimmung oder Sympathie rechnen können und vor allem in Euch keine willigen Träger oder die Gelegenheit, Infektionsherde zu bilden, finden. Der große Respekt vor den Traditionen, die Ihr besitzt und durch den Ihr Euch in der Gesellschaft auszeichnet, möge Euch den Halt geben, damit Ihr, mitten unter dem Volk, diesen wertvollen Schatz bewahrt. Möglicherweise ist das heutigentags die wichtigste soziale Funktion des Adels; sicherlich ist es der größte Dienst, den Ihr der Kirche und dem Vaterland erweisen könnt.

Übt also die Tugenden und setzt, zum Wohle der Allgemeinheit die Gaben Eures Standes ein, zeichnet Euch im Berufsleben und bei allem, was Ihr beginnt, aus und schützt die Nation vor schädlichen, auswärtigen Einflüssen – das sind die Empfehlungen, die Wir glauben, Euch zum Jahresanfang geben zu müssen.

Nehmt sie, geliebte Söhne und Töchter, aus Unseren väterlichen Händen, verwandelt durch einen großmütigen Willensakt in eine dreifache Verpflichtung; bietet sie, von Euch aus als höchstpersönliche Gabe dem Gottessohn dar, der sie, als Gold, Weihrauch und Myrrhe annehmen wird, so wie sie Ihm, vor langer Zeit, die Weisen aus dem Morgenland angeboten haben.

Damit der Allmächtige Eure Absichten bestärke und Unsere Gebete erhöere, die Wir darum an Ihn gerichtet haben, möge auf Euch allen, auf Euren Familien und besonders auf Euren Kindern, die Eure beste Tradition in die Zukunft tragen, Unser Apostolischer Segen ruhen.¹

1) (*Discorsi e Radiomessaggi di Sua Santità Pio XII*, Tipografia Poliglotta Vaticana, 9.1.1958, S. 707-711.)

DOKUMENTE II

Ansprache Benedikts XV. an das Patriziat und an den römischen Adel vom 5. Januar 1920

Bei den jüngsten Festlichkeiten zur Geburt Jesu Christi erklang Unserem Glauben wieder einmal der himmlische Gesang der Engel zum Lobe Gottes und des Friedens. Seit diesem seligen Tag werden gleich einem harmonischen Konzert in Unserer Nähe immer wieder die Stimmen des Glückwunsches und anhänglicher Liebe laut, mit denen sich Unsere geliebten Söhne in der Ferne und mehr noch die nächsten an die demütige Person dessen richten, in dem sie - so wie sie in ihm das Weiterleben der Sendung Christi anerkennen - sich auch die Fortsetzung der Verheißungen und Wohltaten Christi wünschen.

Wie man aber nach dem Vergnügen eines Konzertes mit besonderem Genuß die Stimme dessen zu schätzen weiß, der nun allein die Melodie des Chores wiederholt und weiterführt, so klingt auch nach den Glückwünschen, die Uns jetzt zur Weihnachtszeit erfreuten, die stets angenehme und wohlbekannte Stimme des römischen Patriziats und Adels wieder an Unser Ohr, wie sie von Ihnen, Herr Fürst, mit der in den noblen Häusern Roms üblichen Wärme des Glaubens vorgetragen wird.

Sie haben die nun zu Ende gehenden wie auch die kommenden Jahre als traurig und schwer bezeichnet; da Sie aber angesichts solcher Trauer mit vollem Recht den Trost und die Hilfe des Himmels über den kummervollen Lauf Unseres Pontifikats herabgefleht haben, danken Wir Ihnen, Herr Fürst. Ebenso danken wir auch allen Patriziern und Edlen Roms, die sich hier eingefunden haben, um sich Ihren Glückwünschen anzuschließen, oder die dies aus der Ferne tun, weil sie verhindert sind, sich persönlich an diesem Throne einzufinden, dem ihre Vorfahren stets treu geblieben sind, so wie ihm auch die Mitglieder ihrer Geschlechter noch heute die Treue halten.

Ebenso bedanken Wir uns für die Worte, mit de-

nen Sie sich an Uns als Hohen Priester gewandt haben, als Sie einen Blick zurück auf die harte, bekämpfte und nicht anerkannte Arbeit der katholischen Kirche während der schrecklichsten menschlichen Katastrophe warfen. Es ist Uns eine Freude, festzustellen, daß Sie, während sich Ihr Akt der Ergebenheit dem Oberhaupt der katholischen Priesterschaft zuwandte, gleichwohl Ihr Lob als Ausdruck kollektiven Denkens Ihrer noblen Klasse auf so herrliche und angebrachte Weise an die unmittelbarsten und treuen Sprachrohre unseres Fühlens in der Menge gerichtet haben, nämlich an die Mitglieder des Klerus.

Der Klerus, geliebte Söhne, ist nicht eine Organisation des Krieges sondern des Friedens; er kann sich nur friedlichen Unternehmungen widmen, nicht aber den Werken des Krieges. Dennoch eröffnet ihm sein Apostolat auch unter den schrecklichen Schlägen des Krieges viele Möglichkeiten, Gutes zu tun und sich Verdienste zu erwerben.

Deshalb konntet ihr ihn auf den Schlachtfeldern die Ängstlichen stärken, die Sterbenden trösten, die Verwundeten begleiten sehen. Ihr konntet ihn sehen, wie er in den Spitälern noch den letzten Seufzer aufnahm, die Seelen von ihren Makeln reinigte, in der Bedrängnis des Schmerzes Mut zusprach, während der langen, gefährlichen Genesung ermunterte, das Pflichtbewußtsein wieder aufrichtete, vor törichtem, dem Unglück zuzuschreibenden Fehlern bewahrte. Ihr konntet ihn in den leeren Häusern der Armen sehen, in den verlassenem Dörfern, unter dem entmutigten Volk, inmitten flüchtender Menschenmengen und dabei oft allein und ohne Aufhebens den Mut der Notleidendsten, das Schicksal der Witwen, die Zukunft der Krankenhäuser, den Widerstand der Massen stützend. Ihr habt auch gesehen, wie er verfolgt, verleumdet, vertrieben, eingekerkert wurde, wie er in Armut und

Tod als ein unbekannter Held in dem großen Drama dastand, ein geduldiger Herold der Pflicht auf beiden Seiten der gegnerischen Parteien, ein Muster des Verzichts, Opfer des Hasses, Zielscheibe des Neides, Bild des Guten Hirten.

So habt ihr ihn sehen können, geliebte Söhne! ...

Während ihr aber mit dem würdigen Vertreter des römischen Patriziats anerkannt habt, daß „*der Priester sich, ohne Opfer zu scheuen, ganz dem Wohl des Nächsten hingab*“, erkennen auch Wir das Vorhandensein eines weiteren Priestertums an, das dem Priestertum der Kirche ähnlich ist, nämlich das des Adels. Neben dem „*regale Sacerdotium*“ Christi habt auch ihr, Adelige, euch als „*genus electum*“ aus der Gesellschaft hervorgehoben; und euer Wirken war es, das mehr als jedes andere dem Wirken des Klerus ähnlich war und mit ihm wetteiferte. Während der Priester mit seinem Wort, seinem Beispiel, seinem Mut und mit den Verheißungen Christi Beistand, Stütze und Trost spendete, erfüllte auch der Adel auf dem Kriegsschauplatz, im Sanitätsdienst, in den Städten, auf dem Land seine Pflicht; und während sie kämpften, halfen, beitrugen und starben hielten Alte und Junge, Männer und Frauen den Glauben an die ruhmreichen Traditionen ihrer Vorfahren und an die Pflichten ihres Standes hoch.

Wenn wir also Genugtuung über das Lob verspüren, das den Priestern der Kirche für ihr Wirken in dieser leidvollen Kriegszeit ausgesprochen wird, ist es nicht mehr als recht, daß auch Wir das Priestertum des Adels lobend hervorheben. Das eine wie das andere Priestertum sind Vertreter des Papstes, weil sie beide in überaus trauriger Stunde Seinen Gefühlen treuen Ausdruck verliehen haben. Während Wir uns also dem Lob anschließen, welches das römische Patriziat heute den Priestern der Kirche spendet, sprechen Wir auch dem Eifer und der Nächstenliebe unser Lob aus, welche die vornehmsten Mitglieder des römischen Patriziats und Adels während derselben Kriegszeit an den Tag gelegt haben.

Wir wollen Unsere Wertschätzung noch vergrößern, geliebteste Söhne. Die weltweite Auseinandersetzung scheint endlich in den letzten Zuckungen zu liegen; deshalb widmet sich der Klerus jetzt den Friedenswerken, die ja seiner Sendung in dieser Welt viel mehr entgegenkommen. Doch das Werk erleuchteten Eifers und wirkungsvoller Nächstenliebe, das die Adelige während der Kriegszeit weise ausgeführt haben, wird auch noch nach der Unterschrift eines Friedensprotokolls noch nicht zu Ende sein.

Und Wir müssen sagen, daß dieses auch in Friedenszeiten verdienstvoll fortgeführte Priestertum des Adels von Uns mit ganz besonderem Wohlwollen beobachtet wird! Ja, der in unheilvoller Zeit an den Tag gelegte Eifer gibt Uns die Gewißheit, daß das Patriziat und der Adel Roms auch in freudigen Stunden ihren Vorsätzen die Treue halten und

die heiligen Unternehmungen weiterführen werden, aus denen sich das Priestertum des Adels ernährt!

Der heilige Apostel Paulus ermahnte die Adelige seiner Zeit, so zu sein oder zu werden, wie es ihr Stand erheischt. Obwohl er ihnen auch empfohlen hatte, sich in Tun, Lehre, Sittenreinheit und Umsicht beispielhaft zu verhalten, „*in omnibus te ipsum praebe exemplum bonorum operum in doctrina, in integritate, in gravitate*“ (Tit. 2,7) – ging es dem Heiligen Paulus noch einmal ganz besonders um die Adelige, als er seinem Schüler Timotheus schrieb, er solle die Reichen ermahnen *divitibus huius saeculi praecepe*, das Gute zu tun und reich an guten Werken zu werden *bene agere, divites fieri in bonis operibus* (1 Tim. 6,17).

Zu Recht kann man hier wohl behaupten, daß sich die Ermahnungen des Apostels in bewunderungswürdiger Weise den Adelige unserer Tage ziemen. Auch ihr, geliebte Söhne, habt die Pflicht, den anderen mit dem Licht des guten Beispiels voranzugehen („*in omnibus te ipsum praebe exemplum bonorum operum*“).

Zu allen Zeiten oblag den Adelige die Pflicht, die Unterweisung in Wahrheit („*in doctrina*“) zu fördern. Heute aber, wo die Verwirrung des Geistes, Gefährtin der Völkerrevolution, an so vielen Orten und in so vielen Menschen das wahre Verständnis von Recht, Gerechtigkeit und Liebe, von Religion und Vaterland in Vergessenheit geraten ließ, ist die Pflicht der Adelige, dafür zu sorgen, daß diese heiligen Begriffe, die unser tägliches Handeln leiten sollen, wieder geistiges Gemeingut der Völker werden, noch größer geworden. Zu allen Zeiten war es die Pflicht des Adels, den Unschlichkeiten in Wort und Tat zu wehren, damit die eigene Verwerflichkeit den Untergebenen nicht zum Anreiz diene („*in integritate, in gravitate*“); doch selbst diese Pflicht ist infolge der schlechten Sitten unserer Zeit stärker und schwerer geworden! Nicht nur die Kavaliere, auch die Damen sind deshalb angehalten, sich zum heiligen Bündnis gegen die Exzesse und den Mangel an Zurückhaltung der Mode zu vereinen und alles von sich fernzuhalten, was den Gesetzen christlicher Bescheidenheit widerstrebt, und es auch an anderen nicht zu tolerieren.

Und um schließlich das in die Tat umzusetzen, was der Heilige Paulus nach Unseren Worten vor allem den Adelige seiner Zeit ans Herz gelegt hat – „*Divitibus huius saeculi praecepe ... bene agere, divites fieri in bonis operibus*“ – will es Uns genug erscheinen, wenn die Patrizier und Adelige Roms in Friedenszeiten nur weiterhin jenen Geist der Nächstenliebe an den Tag legen, den sie in Kriegszeiten so eindeutig unter Beweis gestellt haben. Die Bedürfnisse der jeweiligen Stunde und die besonderen Umstände des jeweiligen Ortes, wo es zu handeln gilt, können die vielfältigen Formen der Nächstenliebe bestimmen; wenn ihr, geliebte Söh-

ne, jedoch nicht vergeßt, daß die Nächstenliebe auch dem Feinde von gestern geschuldet wird, wenn er heute im Elend liegt, dann zeigt ihr, daß ihr euch das „*bene agere*“ des Hl. Paulus zu eigen gemacht habt, und ihr werdet einen Anspruch auf jene von demselben Apostel gewünschten Reichtümer haben („*divites fieri in bonis operibus*“) und ihr werdet weiterhin zur Anerkennung der Größe dessen beitragen, was Wir das „Priestertum des Adels“ genannt haben.

Wie süß, wie lieblich ist es, die bewundernswerten Ergebnisse dieser so gern vorhergesagten Fortführung zu betrachten! Dann aber wird euer Adel nicht mehr nur als ein nutzloses Überbleibsel vergangener Zeiten anzusehen sein, sondern als zur Wiedererstehung der verkommenen Gesellschaft aufbewahrter Sauerteig; er wird Leuchtturm, schützendes Salz und Führer der Irrenden sein; nicht nur hier auf der Erde, wo alles – selbst der Glanz ruhmreicher Dynastien – welkt und untergeht, wird er

Unsterblichkeit erlangen, sondern auch im Himmel, wo alles lebt und mit dem Urheber alles Edlen und Schönen vergöttlicht wird.

Der Apostel Paulus schließt seine Ermahnungen an die Adelligen seiner Zeit mit der Versicherung, daß ihnen wegen ihrer guten Werke die Tore des Himmelreiches geöffnet werden, wo sie dereinst das wahre Leben genießen werden, „*ut apprehendant veram vitam*“. Und Wir Unsererseits bitten zum Dank für die guten Wünsche, die uns das Patriziat und der Adel Roms zu Beginn des neuen Jahres übermittelt haben, daß der Herr seinen Segen über die Mitglieder dieser erlauchten Klasse, die heute hier zugegen sind, aber auch über die fernen Mitglieder und ihre Familien ausgieße, damit ein jeder mit dem seinem Stande eigenen Priestertum zur Erhebung, Reinigung und Befriedung der Welt beitragen und den anderen Gutes tun möge, um sich auf diese Weise den Zugang zum Reiche des ewigen Lebens zu sichern: „*ut apprehendant veram vitam!*“.¹

1) *L'Osservatore Romano*, 5.-6. Januar 1920.

DOKUMENTE III

Spezielle Verpflichtungen der Gesellschaft dem verarmten Adel gegenüber

1. Das beste Almosen ist jenes, das man dem verarmten Adel gibt

Der heilige Kirchenlehrer Petrus Damiani (1006-1072) zeigt den besonderen Eifer, den man zur Linderung der Bedürftigkeit des verarmten Adels entwickeln muß:

„Wenn auch das Almosengeben in der ganzen Bibel hervorgehoben wird und die Barmherzigkeit über aller Tugend steht und den Preis unter den Werken der Frömmigkeit erringt, ist doch die Art der Barmherzigkeit am verdienstvollsten, die jenen zugute kommt, die aus ihrem einstigen Reichtum in die Armut gefallen sind.

Viele Menschen gibt es tatsächlich, die ihre vornehme Abstammung berühmt gemacht hat und die durch die Armseligkeit ihres Familienbesitzes bedrängt werden. Viele auch sind geschmückt durch althergekommene Adelstitel und fühlen sich trotzdem durch das Fehlen der unentbehrlichsten Güter gedemütigt, die das Familienleben erfordert: mit Rücksicht auf das Ansehen ihrer Klasse sind sie gezwungen, bei Empfängen zu erscheinen, bei denen sie – obwohl gleich im gesellschaftlichen Niveau – doch so verschieden in den wirtschaftlichen Verhältnissen sind. Und obwohl die Sorgen, ihrer häuslichen Not wegen, sie quälen und sie, gezwungen durch ihre Bedürftigkeit, in äußerster Notlage geraten, sind sie doch außerstande, um

ihren Lebensunterhalt wie Bettler zu bitten. Sie ziehen es vor, zu sterben als in aller Öffentlichkeit zu betteln, sie sind verwirrt, wenn ihre Notlage bekannt wird und vermögen nicht, ihre Not einzugestehen. Es gibt wohl welche, die ihre Misere laut verkünden und oftmals sogar übertreiben, um von der öffentlichen Mildtätigkeit größere Almosen zu erhalten; sie aber verbergen, wo sie nur können, ihre Situation, damit kein Zeichen ihrer Armut in der Öffentlichkeit offenbar wird.

Deshalb ist es wichtiger, die Notlage jener zu begreifen, als sie zu erkennen. Man kann sie auf Grund gewisser flüchtiger Anzeichen eher erraten, als sie von offensichtlichen Merkmalen abzuleiten.

Das ist der Grund, warum der Prophet darauf hinweist, daß auf jeden Fall der Lohn für Hilfe, die jenen verschämten Armen geleistet wird, überaus groß ist, wenn er schreibt: 'Glücklich zu preisen, der sich des Armen annimmt!' (Ps. 40, 2). Tatsächlich bedarf es ja keiner besonderen Aufmerksamkeit, um die zerlumpten und wundenübersäten Armen zu erkennen, die in den Straßen herumirren, man sieht sie auf den ersten Blick. Andere Arme jedoch, die in ihrem Inneren leiden, müssen wir zu erkennen suchen, da ihre Not am Äußeren nicht sofort zu sehen ist“.¹

2. Die Hilfsbereitschaft der heiligen Königin Isabella für den verarmten Adel

Im Leben der heiligen Isabella, Königin von Portugal (1274-1336), finden wir folgende Begebenheiten, welche die mildtätigen Züge ihres Charakters hervorheben:

„Besondere Fürsorge widmete die Heilige den Personen, die, als Edelleute begütert gelebt haben und herunter gekommen waren, wobei die Scheu zu betteln, ihre Not und ihr Elend noch vermehrt hat.

1) Migne, P.L., B. CXLV, col. 214-215.

Diesen Armen half sie mit großer Freigebigkeit und gleicher Verschwiegenheit und Zurückhaltung, damit die Armen Hilfe erhielten, ohne beschämt zu werden.

Für die Kinder der arm gewordenen Edelleute unterhielt sie in ihrer Residenz ein besonderes Heim, in dem diese, ihrem hohen Stande entsprechend, aufwuchsen. Armen Jungfrauen guten Rufes gab sie eine Mitgift, damit sie heiraten könnten und freute sich darüber; mit ihren königlichen Händen, den Brautschmuck herzurichten. Viele Waisen,

Töchter ihrer eigenen Vasallen, nahm sie bei sich auf, erzog sie und, wenn sie heirateten, gab sie ihnen eine reiche Mitgift und schmückte sie mit ihrem eigenen Schmuck am Tage der Hochzeit. Und damit nicht, zugleich mit ihrem Leben, diese Wohltaten ihrer Güte zu Ende gingen, errichtete sie in ihrem Kloster der Heiligen Clara einen Fonds, durch den adelige Waisen versorgt wurden und hinterließ die Verfügung, daß ein Teil ihres Schmuckes, den sie dem Fonds vermachte, den vorgenannten Jungfrauen als Brautschmuck auszuleihen wäre“¹.

1) J. Le Brun, *Santa Isabel, Rainha de Portugal*, Livraria Apostolado da Imprensa, Porto, 1958, S. 127-128.

DOKUMENTE IV

Adelige Herkunft, eine wertvolle Gabe Gottes

1. Adel ist eine Gabe Gottes

Aus der Ansprache Papst Pius' IX. an das Patri-
ziat und den römischen Adel vom 17. Juni 1871:

„Eines Tages stellte ein Kardinal, ein römischer Fürst, einen seiner Neffen, einem Unserer Vorgänger vor, der bei dieser Gelegenheit eine große Wahrheit verkündete: Die Throne erhalten sich vor allem auf Grund des Einsatzes des Adels und des Priestertums. Der Adel ist, man kann es nicht leugnen, auch eine Gabe Gottes und selbst wenn Unser Herr armselig in einem Stall geboren werden wollte, steht trotzdem am Anfang zweier Evangelien seine lange Ahnenreihe, nach der er von Fürsten und Königen abstammt. Ihr macht würdigen Gebrauch

dieses Privilegs, wenn Ihr das Prinzip der Legitimität heilighaltet. [...]

Fahrt also fort, dieses Vorrecht gut zu gebrauchen, äußerst vornehm möge der Gebrauch Eures Privilegs denen gegenüber sein, die – obwohl sie zu Eurer Klasse gehören – nicht nach Euren Prinzipien handeln. Einige herzliche Worte unter guten Freunden vermögen oft sehr viel in ihren Seelen zu bewegen, sicherlich mehr aber noch, Eure Gebete. Duldet mit Großmut die Unannehmlichkeiten, die Euch dadurch entstehen könnten. Gott segne Euch, wie Wir es für Euer ganzes Leben von Herzen erbitten“.¹

2. Unser Herr Jesus Christus wollte als Edler geboren werden. Er selbst liebte die Aristokratie

Aus der Ansprache Papst Pius' IX. an das Patriziat und an den römischen Adel vom 29. 12. 1872:

„Jesus Christus selbst liebte die Aristokratie. Und, wenn Wir uns nicht irren, haben Wir Euch schon einmal den Gedanken erklärt, daß Er auch als Edler geboren werden wollte, aus dem Stamme Davids. Sein Evangelium teilt uns Seinen Stammbaum mit, bis Josef und Maria, `de qua natus

est Jesus' [von welcher ist geboren Jesus]. Also ist die Aristokratie, ist der Adel, eine Gabe Gottes. Deshalb bewahrt diese Gabe mit Fleiß und macht würdigen Gebrauch von ihr. Ihr tut das schon durch die christlichen Werke der Nächstenliebe, für die Ihr Euch dauernd, mit großer Hingabe an den Nächsten und mit großem Gewinn für Eure Seelen, einsetzt“.²

3. Der Adel auf Grund der Geburt scheint ein Zufall zu sein, er ist jedoch das Ergebnis wohlwollender, himmlischer Absicht

Aus der Ansprache Papst Leo XIII. an das Patri-
ziat und an den römischen Adel vom 21. Januar
1897:

„Wir sind glücklich, Euch nach einem Jahr wieder zu sehen, an dieser gleichen Stelle, verbrüderet durch die Gleichheit Eurer Gedanken und der Zunei-

1) *Discorsi del Sommo Pontefice Pio IX.*, Tipografia di G. Aureli, Roma, 1872, Band I, S. 127.

2) *Discorsi del Sommo Pontefice Pio IX.*, Tipografia di G. Aureli, Roma, 1872, Band II, S. 148.

gung, die Euch ehrt. Unsere Liebe kann und darf kein Ansehen der Person kennen, aber sie kann auch nicht deshalb kritisiert werden, wenn sie sich Euer besonders erfreut, gerade auf Grund des gesellschaftlichen Standes, der Euch zugewiesen wurde. Diese Stellung scheint zufälliger Art zu sein, in Wahrheit aber ist sie eine wohlthätige Entscheidung des Himmels. Wie könnte man der Auszeichnung durch edle Herkunft besondere Wertschätzung verweigern, wenn der Göttliche Erlöser selbst sie hochgehalten hat? Wohl ist es wahr, daß Er während seiner Pilgerschaft Armut angenommen hat, und der Reichtum nicht sein Weggefährte war. Aber Er hat doch für Seine Geburt ein königliches Geschlecht gewählt.

Wir erinnern Euch daran, geliebte Söhne, nicht um überheblichem Stolz zu schmeicheln, sondern um Euch zu Taten, die Eurer Klasse würdig sind,

anzuspornen. Jeder Mensch und jede Klasse von Einzelmenschen haben eine Funktion und ihren besonderen Wert: aus dem ordentlichen Zusammenleben aller, entspringt die Harmonie der menschlichen Gemeinschaft. Trotzdem kann nicht bestritten werden, daß in dem öffentlichen und privaten Leben der Blutsadel eine besondere Kraft darstellt, ebenso wie Eigentum und Talent. Dieser Adel, widerspräche er den natürlichen Gesetzen, wäre sicher nicht, wie es seit jeher war, einer der maßgebenden Kräfte im menschlichen Zusammenleben gewesen. Deshalb ist es auch, zieht man die Vergangenheit in Betracht, sicherlich nicht unlogisch, abzuleiten, daß – wie auch die Zeiten sich ändern mögen – der Besitz eines adeligen Namens nie seine Wirkung verfehlt, wenn sein Träger imstande ist, ihn mit Würde zu tragen“.¹

4. Jesus Christus wollte aus königlichem Geschlecht geboren werden

Aus der Ansprache Papst Leo XIII. an das Patriariat und an den römischen Adel vom 24. Januar 1903:

„Jesus Christus wollte Sein privates Leben in der Verborgenheit eines bescheidenen Heimes verbringen und als Sohn eines Handwerkers bekannt sein. In Seinem öffentlichen Leben jedoch gefiel es Ihm, unter dem Volk zu leben und ihm in jeder Form Gutes

zu tun. Trotzdem wollte Er aus königlichem Geschlecht geboren werden, wählte als Mutter Maria und Josef als seinen Pflegevater, beide erwählte Kinder aus dem Stamme Davids. Gestern, am Feste ihrer Verlobnis, konnten wir mit der Kirche die schönen Worte wiederholen: *Regali ex progenie Maria exorta refulget* [Maria offenbart sich uns strahlend, geboren aus königlichem Geschlecht]“.²

5. Unser Herr Jesus Christus wollte arm geboren werden, Er wollte aber auch ein hervorragendes Verhältnis zur Aristokratie haben

Aus der Ansprache Papst Benedikts XV. an das Patriariat und an den römischen Adel vom 5. Januar 1917:

„Vor Gott gibt es kein Ansehen der Person. Es besteht aber kein Zweifel, schreibt der heilige Bernhard, daß die Tugend der Adelligen bekannter ist, weil sie bei ihnen mehr hervorsticht.

Auch Jesus Christus war adelig, und adelig waren Maria und Josef, aus königlichem Geschlecht, wenn auch ihre Tugend dies in den Schatten stellt in der bescheidenen Geburt, der die Kirche vor einigen Tagen gedacht hat. Christus, der eine so hervorragende

Beziehung zur irdischen Aristokratie haben wollte, erhöhe in der unendlichen Bescheidenheit seiner Krippe die herzlichen Wünsche, die Wir Euch darbieten: so wie in der Krippe von Bethlehem sich höchster Adel mit glorreicher Tugend verband, so möge es mit Unseren geliebten Söhnen, den Patriziern und Adelligen von Rom geschehen. Und ihre Tugenden mögen die christliche Wiedergeburt der Gesellschaft und dadurch das Glück bewirken, das unzertrennlich damit verbunden ist: Wohlergehen in den Familien aller Menschen und den ersehnten Frieden in der Welt“.³

6. Maria, Josef und natürlich Jesus stammen aus königlichem Geschlecht

Aus einer Predigt des heiligen Bernhardin von Siena (1380-1444) über den heiligen Josef:

„Erstens bedenken wir den Adel seiner Gattin, das heißt, der Allerheiligsten Jungfrau. Die Glückselige Jungfrau ist das alleredelste aller Geschöpfe, die je in menschlicher Natur existiert haben

mögen, die tatsächlich oder möglicherweise erschaffen worden sein könnten. Nach dem hl. Matthäus (1. Kap.) stammt sie von vierzehn Patriarchen, vierzehn Königen und vierzehn Fürsten ab, das sind dreimal vierzehn Generationen, von Abraham bis einschließlich Jesus Christus gerechnet. ...

1) Leonis XIII Pontificis Maximii Acta, Ex Typographia Vaticana, Romae, 1898, Band XV II, S. 357-358.

2) Leonis XIII Pontificis Maximii Acta, Ex Typographia Vaticana, Romae, 1903, Band. XXII, S. 368

3) L'Osservatore Romano, 6. I. 1917.

Der Hl. Lukas beschreibt im 3. Kapitel seines Evangeliums ebenfalls ihren Adel, bei Adam und Eva beginnend und in ihrer Genealogie fortfahrend bis zu Christus. ...

Zweitens beachten wir den Adel ihres Gatten, das heißt, des heiligen Josef. Er stammt aus urväterlichem, königlichem und fürstlichem Geschlecht, indirekter Linie, wie schon gesagt wurde. Denn der Hl. Matthäus verfolgt im ersten Kapitel diese Linie der Väter von Abraham an, bis zum Mann der Hl. Jungfrau und legt dar, daß in ihr alle Würde der Väter,

Könige und Fürsten zusammenfällt. ...

Drittens, untersuchen wir den Adel Christi. Er war folglich, wie sich aus dem vorhergehenden ergibt, Patriarch, König und Fürst, von seiten der Mutter und des Vaters. ...

Die genannten Evangelisten beschreiben die adelige Abstammung der Jungfrau und Josefs, um den Adel Christi zu bekunden. Josef war, wenn es erlaubt ist, es so zu sagen, so sehr Adeliger, daß er den irdischen Adel, in gewisser Weise an Gott in Unserem Herrn Jesus Christus übertrug.¹

7. Gottes Sohn wollte mit königlichem Adel geboren werden, um in Seiner Person alle Formen der Größe zusammenzufassen

Aus den Schriften des heiligen Peter-Julien Eymard (1811-1868) über den heiligen Josef:

„Als Gott der Vater sich entschloß, der Welt Seinen Sohn zu geben, wollte Er es mit Ehren tun, denn Er ist aller Ehren und allen Lobes wert.

Er hat Ihm deshalb einen Hofstaat und königliche Ehren, die Seiner würdig sind, vorbereitet: Gott wollte, daß Sein Sohn, auch auf Erden, würdig und glorreich empfangen werde, wenn schon nicht in den Augen der Welt, so doch in Seinen eigenen Augen.

Das Mysterium der Gnade der Fleischwerdung des Wortes hat Gott nicht unvorbereitet durchgeführt. Jene, die von Ihm dazu ausersehen waren, daran teilzunehmen, wurden von Ihm seit langem dafür vorbereitet. Der Hofstaat des menschengewordenen Sohnes Gottes setzt sich aus Maria und Josef zusammen. Gott selbst hätte für Seinen Sohn keine, für Seine Begleitung, würdigeren Diener finden können. Beachten wir nun besonders den heiligen Josef.

Bauftrag mit der Erziehung des königlichen Prinzen Himmels und der Erde, um Ihn anzuleiten und Ihm zu dienen, war es nötig, daß seine Dienste seinem göttlichen Schüler zur Ehre gereichen würden: es wäre für einen Gott nicht ziemend gewesen, sich Seines Vaters schämen zu müssen. Daher; **da Er ein König aus Davids Geschlecht sein mußte, ließ Er den heiligen Josef aus dem gleichen königlichen Stamm geboren werden, damit Er, da er adelig sein mußte, auch sogar irdischen Adels sei.**

In den Adern des heiligen Josef fließt also das Blut Davids, Salomons und aller edler Könige Judas und, wenn ihre Dynastie weiter regiert hätte, dann wäre er (der hl. Josef) Thronerbe gewesen und hätte sein Erbe antreten müssen.

Haltet Euch nicht damit auf, seine tatsächliche Armut zu bedenken: **seine Familie wurde zu Unrecht vom Thron vertrieben, auf den sie ein Recht hatte und deswegen hört der hl. Josef nicht auf, König, Sohn der Könige von Juda zu sein,** von Königen, welche die

größten, edelsten und reichsten der Welt sind. Auch bei der Einschreibung zur Volkszählung in Bethlehem würde der hl. Josef vom römischen Gouverneur als Erbe und Nachkomme Davids erkannt werden: das ist seine, leicht erkennbare, königliche Urkunde, die seine königliche Unterschrift trägt.

Aber, was bedeutet uns der Adel des Hl. Josef? – so könntet Ihr vielleicht sagen. Jesus ist doch nur gekommen, um sich zu demütigen. Ich antworte, daß der Sohn Gottes, der sich zwar für eine gewisse Zeit demütigen wollte, dennoch in Seiner Person auch alle Formen der Größe vereinigen wollte: **Er ist eben auf Grund Seines Erbrechtes König, da er ja von königlicher Abstammung ist. Jesus ist adelig, und wenn Er auch Seine Apostel aus dem gemeinen Volk auswählt, macht Er sie doch dadurch auch zu Edelleuten. Dieses Recht hat Er, da Er ein Sohn Abrahams und der Erbe des Thrones Davids ist. Er liebt diese besondere Ehre seiner Familie und die Kirche sieht den Adel nicht mit den Augen der Demokratie an, ehren wir deshalb alles, was Sie auch verehrt.** Der Adel aber kommt von Gott.

Heißt das jetzt, daß man Adeliger sein muß, um unserem Herrn zu dienen? Wenn Ihr es seid, ist es eine zusätzliche Ehre für Ihn, aber es ist nicht unbedingt nötig. Er gibt sich mit dem guten Willen und dem Adel des Herzens zufrieden. Die Kirchengeschichte zeigt uns allerdings, daß eine große Anzahl der Heiligen, darunter die Hervorragendsten aus ihrer Schar; ein Wappen geführt haben, einen adeligen Namen besaßen und einer berühmten Familie entstammten, ja, einige von ihnen waren sogar königlichen Geblüts.

Unserem Herrn gefällt es, in allem, was ehrenvoll ist, geehrt zu werden. Der hl. Josef erhielt im Tempel seine ausgezeichnete Erziehung, und Gott hat Ihn so darauf vorbereitet, der edle Diener Seines Sohnes, der Ritter des edelsten Prinzen, der Schützer der Erhabensten Königin des Universums zu sein.²

1) Sancti Bernardini Senensis Sermones Eximii, Band IV in Aedibus Andreae Poletti, Venetiis, 1745, S. 232.

2) *Mois de Saint Joseph, le premier et le plus parfait des adoreurs* – Extrait des écrits du P. Eymard, Desclée de Brouwer, Paris, 7. Ausgabe, S. 59-62.

8. Der Adel des Blutes ist ein starker Ansporn, tugendhaft zu leben

Aus dem hervorragenden Text der Homilie des heiligen Karl Borromäus (1538-1584), Erzbischof von Mailand, zum Fest der Geburt Unserer Lieben Frau am 8. September 1584:

„Der Anfang des Evangeliums des Matthäus, das Euch vor kurzem von hier aus durch die Heilige Mutter Kirche verkündet wurde, regt uns vor allem dazu an, aufmerksam den Adel, die hervorragende Abstammung und die Erhabenheit der Allerheiligsten Jungfrau zu untersuchen. Wenn man als Adelige denjenigen anzusehen hat, der diese Ehre von verdienstvollen Ahnen übertragen erhalten hat, wie überragend ist dann erst der Adel Mariens, der sich von Königen, Patriarchen, Propheten und Priestern aus dem Stamme Juda, dem Geschlecht Abrahams und dem königlichen Geschlecht Davids ableitet?

Auch wenn wir es nicht übersehen, daß wir selbst vom wirklichen Adel – dem christlichen – sind, den uns allen der Erstgeborene des Vaters verliehen hat, als ‚Er allen, die Ihn aufnahmen, die Macht gegeben hat, Kinder Gottes zu werden‘ (Joh. 1, 12) und daß allen gläubigen Christen diese Würde und dieser Adel zu eigen ist, glauben wir doch, daß der Blutsadel keineswegs zu verachten oder gar abzulehnen ist. Im Gegenteil, wer diesen Blutsadel nicht als Gabe und einmalige Gunstbezeugung Gottes anerkennen und Gott, dem Spender aller guten Gaben, ganz besonders dafür danken würde, wäre absolut unwürdig, ein Adelige genannt zu werden. Dies schon deshalb, weil die Verrohung eines undankbaren Charakters, wie sie schändlicher nicht zu denken ist, den Ruhm der Vorfahren verdunkeln könnte. Denn der Blutsadel trägt auch viel zur wirklichen Schönheit der Seele bei und ist von nicht geringem Nutzen für sie.

Vor allem bereiten der Ruhm seines edlen Blutes, die Tugenden der Vorfahren und deren berühmte Taten, den Edelmann in wunderbarer Weise darauf vor, in die Fußstapfen seiner Ahnen zu treten. Und es kann nicht bezweifelt werden, daß auch seine eigene Eigenart mehr der Tugend zugeneigt ist: entweder, weil sein Stamm eben von diesen Ahnen herkommt und dadurch ihr Geist in ihm weiterwirkt, oder durch die dauernde Erinnerung an ihre Tugenden, die ihm besonders teuer sind – was er zu schätzen weiß – weil sie der Ruhm seiner Blutsverwandten gewesen sind. Oder schließlich auf Grund der guten Erziehung, die er durch hervorragende Männer erhalten hat. Allgemein ist die Wahrheit bekannt, daß Edelmut, Großzügigkeit, hervorragende Tugenden und die Autorität der Eltern die Kinder dazu anregen, dieselben Tugenden mit großem Eifer zu üben. Daraus ist abzuleiten, daß die Adelige, quasi einem Naturinstinkt folgend, nach Ehre streben, den Großmut pflegen, billige Vorteile ablehnen und – mit einem Wort – all das zurückweisen, was sie als unvereinbar mit ihrer Vornehmheit ansehen.

Zweitens regt der Adel dazu an, an den Tugenden festzuhalten. Das ist verschieden von dem erstgenannten Vorzug, der darin besteht, daß der Adelige dazu angeregt wird, eher das Gute zu tun. Jetzt aber wird weiter darauf hingewiesen, daß das Bedürfnis, an den Tugenden festzuhalten, leicht Erreichbarem und heftigen Reizen gegenüber wie eine Bremse funktioniert und Lastern und allem, was des Adels unwürdig ist, entgegenwirkt. Und auch dazu führt, daß der Adelige, sollte er einmal etwas Falsches getan haben, sich so sehr dessen schämt, daß er mit allen seinen Kräften bemüht ist, sich von diesem Makel zu reinigen.

Schließlich ist auch das ein Vorteil des Adels, daß – ebenso, wie ein Edelstein mehr leuchtet, wenn er in Gold statt in Eisen gefaßt ist – die gleichen Tugenden bei ihm mehr hervortreten als bei einem gewöhnlichen Mann und daß sich die Tugend mit dem Adel als schönster Schmuck desselben verbindet.

Nicht nur ist es wahr, daß man den Adel und das Ansehen der Vorfahren als wertvoll anzusehen hat, wir betonen auch die absolute Richtigkeit der folgenden zwei Feststellungen: erstens, daß – so wie die Tugenden des Adels besonders hervortreten, ebenso – seine Laster besonders schändlich sind. Das ist leicht zu verstehen, denn, so wie Schmutz leichter an einem hellen, sonnenbeschienenen Platz, als in einer dunklen Ecke zu sehen ist, oder Flecken auf einem goldbestickten Gewand eher als auf einem gewöhnlichen, schäbigem Kleid oder schließlich auch Wunden und Narben im Gesicht leichter bemerkt werden als an einer verdeckten Stelle des Körpers, so sind auch Laster auffälliger und entstellen schändlicher den Geist des Schuldigen bei einem Adelige als bei gewöhnlichen Menschen. Denn es gibt wirklich nichts unwürdigeres, als einen jungen Mann aus angesehenem Elternhaus und gut erzogen, den man herabgekommen in Kneipen, beim Spiel und ausschweifenden Gelagen sehen muß.

Als zweites stellen wir fest, daß – selbst wenn jemand zum ältesten Adel gehört – dieser verblaßt, wenn den Verdiensten der Vorfahren nicht die eigenen Tugenden und Verdienste hinzugefügt werden. Sollte die Reihe verdienstvollen Handelns unterbrochen werden, verliert der Betreffende seine Würde, selbst wenn ein Rest des Glanzes der Vorfahren noch erkennbar wäre, weil dieser sicherlich zwecklos sein wird. Zwecklos, weil sein Ziel nicht mehr erreichbar ist, das darin besteht, den Träger einstigen – durch unwürdiges Handeln verlorenen – Adels für edles Handeln geneigt zu machen, das tugendhaft ist und ihn von der Sünde abhalten könnte. Und der Adel verwandelt sich für ihn zur Schande und trägt nicht das Mindeste zu seiner Ehre bei. Das ist es auch, was Unser Herr Jesus Christus den Pharisäern vorgeworfen hat, die sich dessen rühmten, Kinder Abrahams zu sein, als

Er zu ihnen sagte: ‚Wenn ihr Abrahams Kinder wäret, so tätet ihr Abrahams Werke‘ (Joh. 8, 39). Denn nur der kann sich dessen rühmen, Sohn oder Enkel und damit Teilhaber des Adels derjenigen zu sein, deren Leben und Tugenden er selbst nachzuahmen sucht. Und deshalb auch sprach der Herr zu jenen: ‚Ihr habt den Teufel zum Vater‘ (Joh. 8, 44) und der allerheiligste Vorläufer Christi nannte sie ‚Otterngezücht‘ (Lk 3, 7).

Wer kann eigentlich noch so unwissend und achtlos sein, daß er noch Gründe findet, am höchsten Adel der Allerheiligsten Jungfrau Maria zu zweifeln? Wer weiß denn nicht, daß Sie nicht nur die gleichen Tugenden wie Ihre Vorfahren besaß, sondern Sie noch bei weitem übertraf, so daß man mit allem Recht Sie die Alleredelste nennen muß, denn in Ihr hat der Glanz so berühmter Patriarchen, Könige, Propheten und Priester, deren Reihe das heutige Evangelium beschreibt, die höchste Vollendung gefunden?

Sicherlich wird jemand fragen, wieso man aus alledem, was bisher dargelegt wurde, den Adel der Vorfahren Mariens ableiten kann, wenn doch die Abstammung Josefs, des Gatten Mariens beschrieben wird. Wer aber die Heiligen Schriften genau studiert hat, wird diesen Zweifel leicht beseitigen können. Denn in den Göttlichen Gesetzen ist festgelegt, daß die Jungfrau keinen Mann, außer aus dem eigenen Stamme nehmen sollte, aus Rücksicht auf die Reihe der Erbfolge (Num. 36, 6 ff) und deshalb ist es vollkommen

klar, daß Josef und Maria aus dem gleichen Stamm und der gleichen Familie stammen. Aus dieser Beschreibung der menschlichen Abstammung des Sohnes Gottes ist es offensichtlich, daß der Adel des einen und der anderen gleich ist“.

Der Heilige beginnt dann einen anderen Aspekt des großen Themas zu behandeln:

„Schließlich zum dritten, geliebte Töchter – denn das geht Euch an – ist die Abstammung Josefs und nicht die Mariens beschrieben, damit Ihr lernt, Euch nicht zu überheben oder in beleidigender Form Euren Gatten zu sagen: ‚Ich habe den Adel in dein Haus, den Glanz der Ehren zu dir gebracht; nun mußt du, mein Mann, mir zuschreiben, was du an Würde bekommen hast‘. Wisset, daß in Wahrheit – und das prägt euch fest ein – Würde und Adel der Familie der Gattin, keiner anderen Familie zu danken ist, außer der des Ehemannes und abscheulich sind jene Gattinnen, die es wagen, sich in irgendeiner Weise über ihre Gatten erheben zu wollen, oder – was das schlechteste ist – sich der Familie ihres Gatten schämen; sie verschweigen ihren bürgerlichen Namen und benützen nur den ihrer eigenen Sippe. Das ist wirklich ein teuflischer Ausdruck der Überheblichkeit. Welche ist also die Familie Mariens? Josefs Familie ist es! Welcher ist der Stamm, die Sippe und der Adel Mariens? Jene, ihres ange- trautes Mannes Josef! Das ist es, ihr christlichen Ehefrauen, die ihr wirklich edelmütig und gottesfürchtig seid, was ihr am meisten beachten müßt.“¹⁾

9. Groß ist der Einfluß unserer Abstammung auf unsere Handlungen

Aus den Totengebeten für Philippe-Emmanuel von Lothringen, Herzog von Mercoeur et Penthièvre, gehalten vom hl. Franz von Sales (1567-1622), Fürst-Bischof von Genf und Kirchenlehrer, am 27. April 1602 in der Kathedrale Notre-Dame zu Paris:

„Immer ist es Gott selbst, der in uns unsere vollständige Errettung bewirkt, deren großartiger Baumeister Er ist: Er erteilt seine Gnadengaben jedoch auf verschiedene Weise; gewisse Gnadengaben erweist Er uns ohne unser Zutun und andere, je nach unseren Bitten, Werken und heißem Begehren. Der Fürst Philippe-Emmanuel, Herzog von Mercoeur, empfing die erstgenannten Gaben in überreichem Maße, auf deren Grundlage er einen wunderbaren und perfekten Bau mit Hilfe der Gnadengaben errichtete, die wir als zweite Gruppe genannt haben. Denn, in erster Linie ließ Er ihn das Licht der Welt im Schoße zweier – der hervorragendsten, ältesten – katholischen Geschlechter erblicken, die es unter den Fürsten Europas gibt [das Haus von Lothringen und das Haus von Savoyen].

Es bedeutet, viel empfangen zu haben, Frucht eines edlen Baumes, Metall aus gutem Erz, ein Bach von guter Quelle her zu sein. ...

Wie ich schon sagte, ist der verstorbene Fürst für den Ruhm der Waffen und die Ehre der Kirche geboren worden, als würdiger Sproß zweier großer Geschlechter, von denen er nicht nur das Blut, sondern auch die edlen Tugenden ererbte: so wie zwei Bäche, vereint, einen großen Fluß bilden, so haben die beiden, väterlichen und mütterlichen Häuser der Großeltern des Fürsten in seiner Seele die schönen Eigenschaften, die sie besaßen, vereint und haben ihn in jeder Beziehung vollkommen, mit den besten Gaben der Natur, ausgestattet. Er konnte wohl – mit den Worten der Göttlichen Weisheit – von sich sagen: ‚Puer autem eram ingeniosus, et sortitus sum animam bonam‘ [Denn ich war ein Kind guter Art und habe bekommen eine feine Seele] (Weisheit 8, 19). Ein glücklicher Umstand für seine Tugenden war es, sich in einer so guten Umgebung zu befinden und ein großer Vorteil für seine Fähigkeit, sich umgeben von solchen Tugenden zu befinden. ...

1) Sancti Caroli Borromei Homiliae CXXXII, Ignatii Adami et Francisci Antonii Veith Bibliopolarum, Augustae Vindelicorum (Augsburg), editio novissima, versio latina, s.d., Homilia CXXII, col. 1211-1214-

Ich habe es als gut erachtet, von seinem Geschlecht zu sprechen, obwohl es vielen so scheint, als ob ausschließlich unsere eigenen Taten uns wirklich gehören, da der Adel für uns nur etwas Äußerliches zu sein scheint. Es ist jedoch in Wahrheit so, daß die Herkunft für uns sehr wichtig ist und großen Einfluß auf unser

Geschick hat. Das gilt sogar für unsere eigenen Unternehmungen, sei es, weil unsere Leidenschaften, die wir von unseren Vorfahren oftmals geerbt haben, den ihren ähnlich sind, oder weil ihre Taten für uns unvergeßlich sind, auf Grund der guten und beachtlichen Einflüsse, die wir durch sie empfangen haben.“¹

1) *Oeuvres Complètes de Saint François de Sales*, Béthune Éditeur, Paris, 1836, Bd. II, S. 404-406

DOKUMENTE V

Die kirchliche Lehre über die sozialen Unterschiede

Die vorliegenden päpstlichen Schriften zeigen, daß nach der Lehre der Kirche die christliche Gesellschaft aus proportional ungleichen Klassen zusammengesetzt ist, die ihr eigenes Glück und das Wohlergehen der Gemeinschaft im gegenseitigen und harmonischen Zusammenwirken finden. In-

dessen dürfen diese Unterschiede keinesfalls die Rechte, die dem Menschen als solchem zustehen, verletzen. Denn, nach den Absichten des Allwissenden Schöpfers, macht die menschliche Natur, die in allen Einzelmenschen die gleiche ist, diese – *ipso facto* – auch gleich in ihren Rechten.

1. Die Rechtsverschiedenheit und Ungleichheit in den Befugnissen kommt vom Schöpfer der Natur selbst

Papst Leo XIII. lehrt in der Enzyklika *Quod Apostolici Muneris* vom 28.12.1878:

„Wenngleich aber die Sozialisten das Evangelium mißbrauchen und es, um die Unbesonnenen leichter zu täuschen, in ihrem Sinne zu deuten pflegen, so ist doch zwischen ihren schlechten Grundsätzen und der so reinen Lehre Christi ein Unterschied, wie es keinen größeren gibt. 'Denn welche Gemeinschaft hat die Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit? Oder wie kann sich Licht zu Finsternis gesellen?' (2 Kor. 6, 14). Jene hören nicht auf - wie Wir bereits erwähnten - immerfort zu erklären, alle Menschen seien von Natur aus untereinander gleich; und sie behaupten, daß sie deshalb weder

der Majestät Hochachtung und Ehrfurcht noch den Gesetzen, die nicht von ihnen selbst nach eigenem Gutdünken erlassen wurden, Gehorsam schulden. Dagegen besteht nach der Lehre des Evangeliums die Gleichheit der Menschen darin, daß alle die gleiche Natur empfangen haben, daß alle zu derselben hocharhabenen Würde der Kinder Gottes berufen sind, daß allen ein und dasselbe Ziel bestimmt ist und daß alle nach demselben Gesetze gerichtet werden, um Strafe oder Lohn nach Verdienst zu empfangen. Doch die Ungleichheit im Recht und in der Macht stammt vom Urheber der Natur selbst her, von dem 'jede Vaterschaft im Himmel und auf Erden ihren Namen hat' (Eph. 3, 15)“¹

2. Das Universum, die Kirche und die bürgerliche Gesellschaft spiegeln die Liebe Gottes in organischer Ungleichheit wider

In der gleichen Enzyklika versichert der Papst:
„Der, der alles schuf und regiert, hat es in seiner weisen Vorsehung so geordnet, daß das Unterste durch das Mittlere, das Mittlere durch das Höchste zu seinem entsprechenden Ziel gelangt. Wie er darum selbst im himmlischen Reich unter den

Chören der Engel einen Unterschied wollte und die einen den andern untergeordnet hat, wie er auch in der Kirche mannigfaltige Weihestufen und unterschiedliche Ämter eingesetzt hat, daß nicht alle Apostel seien, nicht alle Lehrer, nicht alle Hirten (1 Kor. XII, 29), so hat er auch in der

¹) Die Katholische Sozialdoktrin in ihrer geschichtlichen Entfaltung – Eine Sammlung päpstlicher Dokumente vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart (Originaltexte mit Übersetzung) – herausgegeben von Prof. Dr. Arthur Utz und Dr. Brigitta Gräfin von Galen – Imprimatur: Friburgi Helv., die 2 decembris 1975, Th. Perroud, V.G. Scientia Humana Institut, Aachen, 1976, I, 124.

bürgerlichen Gesellschaft mehrere an Würde, Rechten, Gewalt verschiedene Stände ('ordines') begründet, damit der Staat wie die Kirche ein Leib

sei, der viele Glieder besitzt, von denen eines edler ist als das andere, die aber alle einander notwendig sind und das gemeinsame Wohl erstreben".¹

3. Die Sozialisten behaupten, daß das Recht auf Eigentum eine menschliche Erfindung ist und der natürlichen Gleichheit der Menschen entgegensteht

In der Fortsetzung der Enzyklika erklärt Papst Leo XIII.:

„Die katholische Weisheit hat, gestützt auf die Vorschriften des natürlichen und göttlichen Gesetzes, für den öffentlichen wie den häuslichen Frieden wohlbedacht Vorsorge getroffen auch durch das, was sie vertritt und lehrt im Hinblick auf das Eigentumsrecht und die Verteilung der Güter, welche zum Leben notwendig und nützlich sind. Denn während die Sozialisten das Eigentumsrecht als eine menschliche, der natürlichen Gleichheit der Menschen widersprechende Erfindung ausgehen und

*in ihrem heftigen Streben nach Gütergemeinschaft der Ansicht sind, daß man keineswegs die Armut gleichmütig tragen müsse und daß man die Besitztümer und Rechte der Reichen ungestraft verletzen könne, hält die Kirche eine Ungleichheit unter den Menschen, die von Natur aus im Hinblick auf die Kräfte des Körpers und Geistes verschieden sind, auch in Bezug auf den Besitz von Gütern für weit ratsamer und nützlicher, und sie gebietet, daß das Recht des Eigentums und des Besitzes, das in der Natur selbst gründet, einem jeden gegenüber unantastbar und unverletzlich sei ...“.*²

4. Nichts widerspricht so sehr der Vernunft, wie eine mathematische Gleichheit der Menschen

In der Enzyklika *Humanum Genus* vom 20.4.1884, sagt Papst Leo XIII. weiter:

„Was die Behauptung einer allgemeinen Gleichheit unter den Menschen angeht, so ist sie zweifellos wahr; wenn wir das Menschengeschlecht und die gemeinsame Natur, das letzte Ziel, nach dem alle streben sollen, sowie die Rechte und Pflichten betrachten, die hieraus fließen. Da aber die

*natürlichen Fähigkeiten aller nicht gleich sein können, einer sich je nach Geistes- oder Leibeskraft vom andern unterscheidet, und die Sitten, Bestrebungen und Naturelle sehr verschieden sind, so widerstreitet nichts so sehr der Vernunft, als alle ohne Unterschied in einem abstrakten Begriff zusammenzufassen und nach dieser unbedingten Gleichheitstheorie ein Staatswesen begründen zu wollen“.*³

5. Die Unterschiede liegen in der Natur der sozialen Ordnung

Papst Leo XIII. fährt fort:

„Wie der vollkommene Leib aus der organischen Verbindung der verschiedenen Glieder besteht, welche nach Gestalt und Funktion voneinander abweichen, vereint aber - jedes aber an seinem Platz - ein Ganzes bilden, das schon in seiner Erscheinung stark an Kraft, um seiner Leistungen willen notwendig ist, so besteht im menschlichen Gemeinwesen unter den einzelnen Teilen eine fast unendliche Vielfalt. Wären die Glieder

*alle einander gleich und würde jeder seiner Willkür folgen, dann würde ein Staat entstehen, wie er unförmiger nicht gedacht werden könnte; wenn sie jedoch trotz gradueller Verschiedenheit hinsichtlich der Verdienste, der Bestrebungen und der Fähigkeiten harmonisch zum allgemeinen Besten zusammenwirken, dann entsteht das Bild eines wohl geordneten und der Natur entsprechenden Staatswesens“.*⁴

1) *Utz-von Galen*, 1, 125.

2) *Utz-von Galen*, 1, 128

3) *Utz-von Galen*, 1, 140

4) *ibidem*

6. Die sozialen Unterschiede dienen zum Vorteil aller Menschen

In der Enzyklika *Rerum Novarum* vom 15.5.1891, kommt Papst Leo XIII. auf das Thema der sozialen Unterschiede zurück:

„Das erste Prinzip, das hervorgehoben werden muß: vor allem muß man den Menschen nehmen, wie er nun einmal ist. Daher kann es keine allgemeine Gleichmacherei in der staatlichen Gesellschaft geben. Dahin will zwar der Sozialismus, aber er kämpft hier gegen die Natur selbst. Es sind nun einmal von Natur aus unter den Menschen sehr große und sehr viele Verschiedenheiten: hinsichtlich

der Begabung, der Geschicklichkeit, der Gesundheit, der Kräfte. Notwendig folgt aus all dem von selbst eine Verschiedenheit in der Lebenslage. Dieser Tatbestand gereicht sogar den Einzelnen wie der Gesellschaft zum Nutzen; denn das gesellschaftliche Leben braucht für seine Bedürfnisse die verschiedenartigsten Befähigungen und Funktionen. Da ist es nun gerade besonders der Unterschied der Lebenslage, der für die Menschen beim Ergreifen der einzelnen Berufe bestimmend ist“.¹

7. So wie im menschlichen Körper sich die einzelnen Glieder gegenseitig anpassen, so müssen auch die sozialen Klassen sich in die Gesellschaft einfügen

Ein wenig später erklärt der Papst in seiner Enzyklika:

„Ein weiterer Grundfehler bei der Behandlung unserer Frage ist die Vorstellung, daß die eine Schicht gleichsam von selbst in einem Gegensatz zur anderen stehe, gerade so, als ob die Natur die besitzende und die nichtbesitzende Klasse zu einem andauernden Zweikampf bestimmt habe. Dies widerspricht jeder Vernunft und Wahrheit. Im Gegenteil: wie im Körper die verschiedenen Glieder in einem Zustand der Ordnung zusammenwirken,

weshalb man mit Recht von Symmetrie spricht, so hat die Natur auch das Leben des Staates daraufhin ausgerichtet, daß jene zwei Klassen einträchtig zusammenwirken und in ihrem gegenseitigen Verhältnis eine Gleichgewichtslage der Gesellschaft herbeiführen. Die eine bedarf notwendigerweise der anderen. Das Kapital existiert nicht ohne die Arbeit, noch die Arbeit ohne das Kapital. Ihre Harmonie erzeugt Schönheit und Ordnung; aus einem ewigem Konflikt jedoch können nur Durcheinander und wütende Schlachten hervorgehen“.²

8. Die Kirche liebt alle sozialen Klassen und den harmonischen Unterschied zwischen ihnen

In seiner Ansprache an das Patriziat und den römischen Adel (24.1.1903) lehrt Papst Leo XIII:

„Die römischen Päpste bemühten sich stets in gleicher Weise die Armen zu schützen und ihr Los zu verbessern, aber ebenso die höheren Klassen in Schutz zu nehmen und ihre Lebensbedingungen besser zu gestalten. Sie haben damit wahrhaftig die Mission Jesu Christi fortgesetzt, nicht nur auf religiösem Gebiet, sondern auch auf sozialem Gebiet. [...]“

Deshalb erkennt die Kirche, die zu allen Menschen, die doch alle Kinder des gleichen Himmlischen Vaters sind, spricht, die Klassenunterschiede als eine, von der Vorsehung gegebene Eigentümlichkeit der menschlichen Gesellschaft an. Aus diesem Grunde schärft sie auch den Menschen ein, daß nur im gegenseitigen Respekt vor den Rechten jedes Einzelnen und in der Nächstenliebe das Geheimnis eines

gerechten Ausgleiches, eines achtbaren Wohlstandes aller und des wahren Friedens und Gedeihens des Volkes liegt.

Was Uns betrifft, bedauern Wir auch die heutige Agitation, welche das gesellschaftliche Zusammenleben stört. Mehr wie einmal haben Wir Unsere Blicke den ärmeren Schichten zugewandt, die am meisten den perfiden Angriffen perverser Sekten ausgesetzt sind und haben ihnen die mütterliche Fürsorge der Kirche angeboten. Ebenso haben Wir schon oft erklärt, daß die Gleichstellung, welche die soziale Ordnung untergräbt, niemals das Heilmittel für diese Übel sein wird, sondern vielmehr eine Brüderlichkeit, die, ohne irgendwie die Achtung vor der gesellschaftlichen Position einzuschränken, die Herzen aller mit dem gleichen Bande christlicher Liebe verbindet“.³

1) *Acta Sanctae Sedis*, Ex Typographin Polyglotta, Romae, 1890-91, Bd. XXIII, S. 648; und *Utz-von Galen*, IV, 14.

2) *Idem*, S. 648-649 und IV, 15.

3) *Leonis XIII Pontificis Maximii Acta*, Ex Typografia Vaticana, Romae, 1903, Bd. XXII, S. 368

9. In der Gesellschaft muß es Herrscher und Untertanen, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Reiche und Arme, Gelehrte und Unwissende, Adelige und Nichtadelige geben

Im Erlaß *Fin dalla Prima* vom 18.12.1903, faßt der hl. Papst Pius X. in folgender Weise die Lehre Papst Leos XIII. über die sozialen Unterschiede zusammen:

„I. Die menschliche Gesellschaft - wie Gott sie eingerichtet hat - ist aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt, so wie der menschliche Körper aus verschiedenen Gliedern besteht; sie alle gleich zu machen, ist unmöglich und würde die Destruktion der Gesellschaft selbst bedeuten (Enzyklika *Quod Apostolici muneris*).

II. Die Gleichheit aller Gesellschaftsglieder besteht einzig darin, daß alle Menschen ihren Ursprung in Gott dem Schöpfer haben, daß sie

durch Jesus Christus erlöst sind und genau nach dem Maß ihrer Verdienste und Vergehen von Gott gerichtet und belohnt oder bestraft werden (Enzyklika *Quod Apostolici muneris*).

III. Daher kommt es, daß es den Anordnungen Gottes entspricht, wenn es in der menschlichen Gesellschaft Herrscher und Untertanen, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Reiche und Arme, Gelehrte und Unwissende, Adelige und Nichtadelige gibt, die alle, durch das Band der Liebe geeint, einander beistehen, ihr letztes Ziel im Himmel und ihr leibliches und seelisches Wohlergehen hier auf Erden zu erlangen (Enzyklika *Quod Apostolici muneris*)¹.

10. Eine gewisse Art von Demokratie geht in ihrer Entartung so weit, daß sie die Souveränität in der Gesellschaft dem Volk zuspricht und die verschiedenen Klassen zu beseitigen beabsichtigt

Im Apostolischen Sendschreiben *Notre Charge Apostolique* des hl. Papst Pius X. vom 25.8.1910 steht:

„... die ‚Sillon‘-Bewegung ist, verleitet durch eine falsch verstandene Liebe zu den Schwachen, dem Irrtum verfallen.

In der Tat hat die ‚Sillon‘-Bewegung sich zum Ziel gesetzt, die Lage der Arbeiterklassen zu verbessern und umzugestalten. In dieser Materie aber sind die Prinzipien der katholischen Doktrin ein für allemal festgelegt, und die Geschichte der christlichen Kultur beweist ihren Nutzen und ihre Fruchtbarkeit. Unser Vorgänger seligen Angedenkens hat sie in seinen Lehrschreiben erwähnt, die alle Katholiken, die sich

mit sozialen Fragen befassen, studieren und stets vor Augen haben sollen. Er hat insbesondere gelehrt, die christliche Demokratie solle ‚die Verschiedenheit der sozialen Schichten beibehalten, die sicherlich das Charakteristikum eines wohlgeordneten Staates ist, und für die menschliche Gesellschaft jene Form und jenen Charakter wünschen, den Gott, ihr Schöpfer, ihr gegeben hat‘ [Enzyklika *Graves de communi*]. Er brandmarkte ‚eine gewisse Demokratie, die in ihrer Entartung so weit ging, daß sie die Souveränität in der Gesellschaft dem Volke zuspricht und die Beseitigung und Einebnung aller sozialen Unterschiede anstrebt‘².

11. Jesus Christus hat weder eine utopische Gleichheit aller, noch den Widerstand gegen die Obrigkeit gelehrt

Der hl. Papst Pius X. fährt im gleichen Schreiben fort:

„Und wenn Jesus auch gut gewesen ist zu den Verirrten und Sündern, so hat er doch niemals ihre falschen Überzeugungen respektiert, so aufrichtig sie auch scheinen mochten; er hat sie alle geliebt, um sie zu belehren, zu bekehren und

zu retten. Wenn er die Mühseligen und Beladenen zu sich gerufen hat, um sie zu erquicken, so nicht, um ihnen den Neid einer utopischen Gleichheit zu predigen. Wenn er die Niedrigen erhöht hat, so nicht, um ihnen das Gefühl einer unabhängigen und ungehorsamen Würde einzuflößen“³.

1) *Utz-von Galen*, XXIII, 16-18.

2) *Utz-von Galen*, XXIII, 236-237.

3) *Utz-von Galen*, XXIII, 270.

12. Obwohl sie von Natur aus gleich sind, dürfen die Menschen nicht auch eine gleiche Stellung in der Gesellschaft beanspruchen

In der Enzyklika *Ad Beatissimi* vom 1.11.1914, erklärt Papst Benedikt XV:

„Auf der einen Seite stehen jene, denen ein glückliches Los irdische Güter in Fülle gespendet oder der eigene Fleiß zum Wohlstand verholfen hat, und ihnen gegenüber die unterste Klasse des Volkes und die Arbeiterwelt, voll Haß und Neid deswegen, weil sie, obschon gleicher Natur, nicht auch in denselben glücklichen Verhältnissen leben. Sie sind irreführt durch falsche Vorspiegelungen der Volksaufwiegler, deren Wink sie willenlos folgen. Wie wäre es da möglich, ihnen die Überzeugung beizubringen: daraus daß die Menschen alle die gleiche Natur haben, folge keineswegs, daß auch

*alle in der Gesellschaft den gleichen Platz einnehmen müßten, sondern das sei die jedem zukommende Stellung, die er, wo nicht widrige Schicksale im Wege stehen, durch eigene sittliche Anstrengung erworben hat. Wenn daher die weniger Bemittelten die Wohlhabenden bekämpfen, als hätten sich diese in den Besitz fremden Gutes gesetzt, so sündigen sie nicht nur gegen Gerechtigkeit und Liebe, sondern auch gegen die gesunde Vernunft; denn auch sie könnten, wenn sie nur wollten, durch ehrliche Arbeit ihr Los zu verbessern suchen. – Wir brauchen nicht auszuführen, welche Nachteile dieser Kampf des Neides den einzelnen wie der Gesellschaft bringt“.*¹

13. Der brüderliche Umgang zwischen Höhergestellten und Geringeren darf die Unterschiede der Lebensstellungen und Stände nicht aufheben

Papst Benedikt XV. fährt in der Enzyklika fort:

„Gewiß, diese Liebe vermag nicht, die Unterschiede der Lebensstellungen und Stände aufzuheben. Das ist ebenso unmöglich, wie allen Gliedern am lebenden Leibe dieselbe Aufgabe, dieselbe Würde zuzuweisen. Das aber wird die Liebe bewirken, daß die höher Gestellten sich herablassen zu denen, die in bescheidenen Verhältnissen leben, und diesen gegenüber nicht

*bloß, wie es sich gehört, Gerechtigkeit üben, sondern ihnen entgegenkommen mit Wohlwollen, mit Freundlichkeit und Geduld. Die vom Glück weniger Begünstigten ihrerseits sollen sich freuen über den Wohlstand der andern und deren Hilfe vertrauensvoll erwarten; geradeso wie unter den Kindern derselben Familie das jüngere sich auf den Schutz und die Hilfe des älteren verläßt“.*²

14. Die Anerkennung der sozialen Hierarchie verbessert die Situation des Einzelnen und der ganzen Gesellschaft

Im Schreiben *Soliti Nos* vom 11.3.1920, an Mons. Marelli, Bischof von Bergamo, erklärt Papst Benedikt XV:

„Dagegen sollen diejenigen, die eine geringere Stellung einnehmen und weniger besitzen, einsehen, daß die Verschiedenheit der Klassen in der bürgerlichen Gesellschaft aus der Natur stammt und daher auf den Willen Gottes zurückgeht: „denn er hat den Kleinen und den Großen gemacht“ (Weish. 6, 7), und zwar zum Wohle des Einzelnen wie der

*Gesellschaft. Sie mögen auch daran denken, daß ihnen, wenn immer sie etwas durch eigene Anstrengung oder die Hilfe guter Menschen zur Verbesserung ihrer Lage erreichen, genauso wie allen Menschen ein nicht geringes Maß an Leiden übrig bleibt. Wenn sie daher weise sind, werden sie nicht nutzlos nach Höherem streben, als sie erreichen können, und sie werden die Übel, denen sie nicht entfliehen können, geduldig ertragen in der Hoffnung auf die ewigen Güter“.*³

1) Rundschreiben *Ad beatissimi Apostolorum Principis* vom 1. November 1914, Freiburg im Breisgau, Herder, 1915,

2) Idem, S. 19.

3) *Utz.-von Galen, XV, 13*

15. Man darf die Abneigung gegen die Reichen nicht dadurch schüren, daß man die Masse dazu aufhetzt, die Ordnung in der Gesellschaft umzukehren

In dem Brief vom 5. Juli 1929 an den Bischof von Lille, Mons. Achille Lienart, erinnert die Heilige Kongregation des Konzils an die Prinzipien der katholischen Sozialdoktrin und an die praktischen, moralischen Anweisungen, die von der höchsten kirchlichen Autorität erlassen wurden:

„Diejenigen, die sich des Titels als Christen rühmen, seien es Einzelpersonen, oder in Verbänden zusammengeschlossen, dürfen keinesfalls, wenn sie sich ihrer Pflichten bewußt sind, Feindschaften oder Eifersüchteleien zwischen den sozialen Klassen entwickeln, sie müssen vielmehr den Frieden untereinander und die gegenseitige Liebe pflegen (Papst Pius X. *Singulari quadam*, vom 24.9.1912).

„Die katholischen Schriftsteller, wenn sie die Verteidigung der Proletarier und der Armen übernehmen, mögen den Gebrauch von Ausdrücken vermeiden, die das Volk dazu ermuntern könnten, Abneigung gegen die höhergestellten sozialen Klassen zu entwickeln. [...] Sie mögen sich daran erinnern, daß Jesus Christus alle Menschen mit einem Band gegenseitiger Liebe verbinden wollte, das vollkommene Gerechtigkeit darstellt und die

Verpflichtung mit einschließt, daß jeder zum Wohl aller zu arbeiten hat' (Anweisung der Heiligen Vatikankongregation für außerordentliche, kirchliche Angelegenheiten, vom 27.1.1902).

„Diejenigen, die dieser Art von Institutionen vorstehen (deren Zweck es ist, den Wohlstand der Arbeiter zu fördern) müssen sich daran erinnern [...], daß nichts so sehr dazu geeignet ist, die allgemeine Wohlfahrt sicherzustellen, wie die Harmonie unter allen Klassen, und daß die christliche Nächstenliebe das beste Anzeichen der Eintracht unter ihnen ist. Es würde also sehr zum Nachteil des Arbeiters gereichen, wenn jene, welche die Absicht haben, seine Lebensbedingungen zu verbessern, ihm nur dabei helfen würden, vergängliche und geringe Güter dieser Erde zu erringen und nicht seinen Geist zur Mäßigung, durch die Betonung der christlichen Pflichten, bewegen würden. Noch schlimmer wäre es allerdings, wenn sie soweit gehen würden, den Haß auf die Reichen weiter anzuhetzen, indem sie bittere und gewalttätige Reden halten, durch welche Menschen, die unserem Glauben fernstehen, gewöhnlich die Massen zum Umsturz der Gesellschaftsordnung drängen' (Papst Benedikt XV. an den Bischof von Bergamo, am 11.3.1920)“.¹

16. Ungleiche Rechte sind legitim

Papst Pius XI. erklärt in der Enzyklika *Divini Redemptoris* vom 19.3.1937 folgendes:

„Iren schändlich jene, die leichtsinnig behaupten,

daß alle in der menschlichen Gesellschaft gleiche Rechte haben und daß es keine rechtmäßige Über- und Unterordnung gibt“.²

17. Ähnlichkeit und Verschiedenheit unter den Menschen finden einen angemessenen Platz in der absoluten Ordnung des Seins

Aus der Radioansprache Papst Pius' XII. zu Weihnachten 1942:

„Menschliches Gemeinschaftswesen besagt innere Einheit, schließt jedoch Verschiedenheiten nicht aus, die von Natur und Wirklichkeit gefordert werden. Wo man an Gott als der obersten Norm alles Menschlichen festhält, findet die Gleichheit wie die Verschiedenheit der Menschen den

gebührenden Platz in der unbedingt gültigen Ordnung des Seins und der Werte, und damit auch der Sittenordnung. Wo aber diese Grundfeste erschüttert wird, eröffnet sich zwischen den einzelnen Kulturgebieten eine gefährliche Zusammenhanglosigkeit, zeigt sich ein unsicheres Schwanken der Grenzlinien und Wertmaßstäbe ...“³

1) *Acta Apostolicae Sedis*, Band XXI, N°10, 3.8.1929, S. 497-498.

2) *Acta Apostolicae Sedis*, Bd. XXIX, N° 4, 31.3.1937, S. 81 und Utz-von Galen, II, 109.

3) *Zur Neuordnung im Staats- und Völkerleben* – Ansprachen Papst Pius' XII., Kemper, Waibstadt bei Heidelberg, 1946, S.75-76.

18. Das Zusammenleben der Menschen bewirkt immer und notwendigerweise eine Stufenleiter von Rängen und Unterschieden

Aus der Ansprache Papst Pius' XII. an die Arbeiter der FIAT-Werke vom 31.10.1948:

„Die Kirche verspricht nicht jene absolute Gleichheit, die andere proklamieren, weil sie weiß, daß das Zusammenleben der Menschen immer wieder und notwendigerweise eine ganze Stufenleiter von Unterschieden in den physischen

und den geistigen Eigenschaften, den inneren Anlagen und Neigungen, den Tätigkeiten und den Verantwortlichkeiten hervorbringt. Aber zu gleicher Zeit sichert sie die volle Gleichheit in der menschlichen Würde zu ebenso wie in dem Herzen Dessen, der alle zu sich ruft, die mühselig und beladen sind ...“¹

19. Die absolute Gleichheit herzustellen, wäre die Zerstörung des sozialen Organismus

Papst Pius XII. lehrt in seiner Rede vom 4.6.1953 an eine Gruppe von Gläubigen der Pfarrei von Marsciano, Perugia:

„Es ist nötig, daß Ihr Euch wie wirkliche Brüder fühlt. Es handelt sich dabei nicht um ein einfaches Sinnbild. Ihr seid ja wahrhafte Kinder Gottes und somit wirkliche Brüder.

Nun, Brüder werden nicht alle gleich geboren und bleiben auch nicht alle gleich: die einen sind stark, die anderen schwach, einige sind intelligent,

andere untüchtig, vielleicht ist einer sogar abnormal und es kann auch geschehen, daß einer unwürdig wird. Deshalb ist es unvermeidlich, daß in der gleichen Familie gewisse Unterschiede, materieller oder geistiger Art und moralische Verschiedenheiten auftreten. ...

Die absolute Gleichheit aller zu fordern, wäre das Gleiche, wie von den verschiedenen Gliedern ein und desselben Lebewesens identische Funktionen zu fordern“.²

20. Wer die Verschiedenheit der sozialen Schichten leugnet, widerspricht der Ordnung der Natur

Papst Johannes XXIII. lehrt in der Enzyklika *Ad Petri Cathedram* vom 29.6.1959:

„Die Eintracht, welche man zwischen den Völkern herzustellen versucht, muß auch immer mehr zwischen den sozialen Klassen gefördert werden. Wenn das nicht geschieht, können als Folge davon Haß und Auseinandersetzungen entstehen, die Wir ja schon sehen; daraus entstehen Unruhe, Revolutionen und manchmal sogar Blutbäder, ebenso wie der gleichmäßige Rückgang des Wohlstandes und jene Krisen, welche die öffentliche und private Ökonomie in Mitleidenschaft ziehen. ... Wer es also wagt, die Verschiedenheit der sozialen Schichten zu leugnen, widerspricht der eigentümlichen Ordnung der

Natur.

Und auch jene, die sich gegen die friedliche und notwendige Zusammenarbeit zwischen den sozialen Schichten wehren, stören und entzweien ohne Zweifel die Gesellschaft, zum größten Schaden des öffentlichen und privaten Wohlstandes ... Sicher ist es wahr, daß alle Klassen und Schichten der Bürger das Recht haben, ihre Interessen zu verteidigen, wenn das auf legale Weise und ohne Gewalttätigkeit geschieht und unter Rücksichtnahme auf die Rechte der anderen, die ebenso unverletzlich sind, wie die ihren. Alle sind Brüder; deswegen ist es nötig, daß alle Probleme auf freundschaftliche Weise gelöst werden, in brüderlicher und gegenseitiger Liebe“.³

21. Eine klassenlose Gesellschaft - eine gefährliche Utopie

Papst Johannes Paul II. erklärt in seiner Homilie in der Messe für Jugendliche und Studenten in Belo Horizonte, Brasilien, am 1.7.1980:

„Ich lernte, daß ein junger Christ aufhört, jung zu sein und schon seit langem nicht mehr Christ ist, wenn er sich durch Doktrinen und

1) *Pius XII. sagt* – Nach den vatikanischen Archiven zusammengestellt von Michael Chinigo, Fischer, Frankfurt am Main, 1958, S. 176-177.

2) *Discorsi e Radiomessaggi di Sua Santità Pio XII*, Tipografia Poliglotta Vaticana, Bd. XV, S. 195.

3) *Acta Apostolicae Sedis*, Bd. LI, N° 10, 22.7.1959, S. 505-506.

Ideologien verführen läßt, die Haß und Gewalt predigen. ...

Ich lerne, daß ein junger Mensch gefährlich alt zu werden beginnt, wenn er sich durch den so einfachen und bequemen Grundsatz, daß 'das Ziel die Mittel rechtfertigt', betrogen läßt und glaubt,

daß die einzige Hoffnung auf eine Verbesserung der Umstände in der Gesellschaft darin besteht, den Haß und Kampf zwischen den sozialen Gruppen zu schüren, in der Utopie einer klassenlosen Gesellschaft, die sehr schnell wieder zur Herausbildung neuer Klassen führt“.¹

22. Der Unterschied unter den Geschöpfen ist eine Bedingung, damit die Schöpfung der Ehre Gottes dient.

Außer den vorher wiedergegebenen päpstlichen Schriften, scheint es nützlich zu sein, einige Argumente des „Doktor Angelicus“ anzufügen, um die Tatsache der Unterschiedlichkeit der Geschöpfe zu begründen. In seinem Werk *Summa Theologica* erklärt er:

„Darum sind offensichtlich im Bereich der Naturdinge die Arten stufenweise geordnet. So ist das Gemischte vollkommener als der Grundstoff, die Pflanzen vollkommener als die Gesteine, die Sinnenwesen vollkommener als die Pflanzen, und die Menschen vollkommener als die anderen Sinnenwesen. Und in den einzelnen Bereichen dieser Arten ist die eine Art wieder vollkommener als die andere. Wie also die göttliche Weisheit die Ursache der Unterscheidung der Dinge ist, um der Vollkommenheit des Weltalls willen, so auch der Ungleichheit. Denn das Weltall wäre nicht vollkommen, wenn sich in den Dingen nur eine Stufe der Güte fände“.²

Tatsächlich wäre es mit der Vollkommenheit Gottes unvereinbar, ein einzelnes Wesen zu schaffen. Denn kein Geschöpf, wie vollkommen es auch vorstellbar sein könnte, würde in der Lage sein, allein die unendliche Vollkommenheit Gottes angemessen widerspiegeln zu können.

Deshalb gibt es notwendigerweise zahllose Geschöpfe, jedoch nicht nur zahllose, sondern auch verschiedener Art. Das ist die Doktrin des Heiligen Lehrers:

„Mehrere Gute sind besser als ein einziges endliches Gutes; sie haben nämlich dies und dazu

noch mehr. Alle Güte des Geschöpfes aber ist endlich; ist sie doch abfallend gegenüber Gottes unendlicher Güte. Vollkommener ist mithin das All der Geschöpfe, wenn es mehrere Stufen der Dinge gibt, als wenn es nur eine gäbe. Dem Höchsten Guten aber steht zu, zu machen, was das Beste ist. Also ist Ihm zukommend gewesen, daß Es mehrere Stufen der Geschöpfe machte.

Zudem. Die Güte der Art geht über die Güte des unteilbar Geeinzelten hinaus, so wie das Formhafte über das, was stofflich ist. Mehr fügt mithin der Güte des Alls die Vielheit der Arten hinzu, als die Vielheit der unteilbar Geeinzelten in einer einzigen Art. Zur Vollkommenheit des Alls gehörig ist mithin nicht allein, daß es viele unteilbar Geeinzelte gibt, sondern daß es auch verschiedene Arten der Dinge gibt, und folglich auch verschiedene Stufen in den Dingen“.³

Die Unterschiede sind demnach kein Fehler der Schöpfung. Es sind hervorragende Qualitäten, in denen sich die unendliche und bewundernswürdige Vollkommenheit des Schöpfers spiegelt. Und Gott gefällt es, sie zu betrachten:

„Die Verschiedenheit und Ungleichheit in den Dingen ist mithin nicht vom Zufall her, nicht aus der Verschiedenheit des Stoffes, nicht wegen des Dazwischentretens irgendwelcher Ursachen oder Verdienste, sondern aus der eigentlichen Absicht Gottes, der dem Geschöpf solche Vollkommenheit geben wollte, wie es möglich war, sie zu haben.

Daher wird am Ersten Tag der Schöpfung gesagt: 'Gott sah alles, was Er gemacht hatte, und es war sehr gut. [Gen. 1,31]'“.⁴

1) *Insegnamenti di Giovanni Paolo II.*, Bd III, 2, Libreria Editrice Vaticana, 1980, S. 8

2) *Die Deutsche Thomas-Ausgabe – Vollständige ungekürzte deutsch-lateinische Ausgabe der Summa Theologica.* Imprimatur: P. Lect. fr. Laurentius M. Siemer, Provinzial der deutschen Dominikanerprovinz, P. Bartholomäus Badalik, Provinzial der Österreichisch-ungarischen Dominikanerprovinz für den Kontinentar, und vom Fürsterzbischöflichen Ordinariat zu Salzburg. Copyright 1936 by Verlag Anton Pustet, Salzburg. 4. Band, Schöpfung und Engelwelt, 1. q. 47, a. 2, S.78-79.

3) Thomas von Aquin, *Die Summe wider die Heiden in vier Büchern – Das zweite Buch*, Verlag Jakob Hegner, Leipzig, 1935, XLV. Kapitel, S. 162-163.

4) *Ibidem* (S. 163-164).

23. Die Abschaffung der Unterschiede ist die notwendige Voraussetzung für die Beseitigung der Religion

Gott wollte diese Unterschiede nicht nur bei den Geschöpfen der niederen Naturreiche – Minerale, Pflanzen und Tiere – sondern auch unter den Menschen und somit unter Völkern und Nationen.

Mit dieser Verschiedenheit schuf Gott nicht nur Harmonie unter den Geschöpfen und Vorteile für jede einzelne Gattung, sondern auch für jedes Einzelwesen. Gott wollte, daß der Mensch vielfältigste Möglichkeiten erhalten sollte, um Seine unendliche Vollkommenheit immer vor Augen zu haben. Die Verschiedenheit der Geschöpfe ist daher – *ipso facto* – eine hohe und umfassende Schule der Abwehr des Atheismus.

Das scheint der französische, kommunistische Schriftsteller Roger Garaudy (der sich später zum Islam „bekehrte“) begriffen zu haben, als er die Wichtigkeit der Aufhebung sozialer Unterschiede für den Sieg des Atheismus auf der Welt hervorhob: „*Es ist für einen Marxisten unmöglich zu sagen,*

*daß die Vernichtung des religiösen Glaubens eine Bedingung –sine qua non – für den Aufstieg des Kommunismus sei. Karl Marx zeigt dagegen, daß der vollständige Sieg des Kommunismus das Verschwinden religiöser Ideen ermöglicht, dadurch, daß er die sozialen Zustände transparent macht. Für einen Marxisten ist daher die Errichtung des Kommunismus die unumgängliche Voraussetzung zur Ausmerzung der sozialen Wurzeln der Religion und nicht das Verschwinden des religiösen Glaubens die Bedingung für den Aufbau des Kommunismus“.*¹

Die Rangordnung im Universum zerstören zu wollen, heißt also, dem Menschen die Mittel zur freien Ausübung seiner grundlegendsten Rechte zu rauben, die darin bestehen, Gott zu erkennen, zu lieben und zu dienen. Mit anderen Worten heißt das, die größte Ungerechtigkeit und die grausamste Tyrannei zu wünschen.

24. Der Natur nach sind alle Menschen in gewissem Sinne gleich aber in einem anderen Sinne ungleich

Vier Personen waren die Autoren des Buches Agrarreform – eine Gewissensfrage: Erzbischof Geraldo de Proença Sigaud, Bischof Antonio de Castro Mayer, Prof. Plínio Corrêa de Oliveira und der Wirtschaftswissenschaftler Luiz Mendonça de Freitas. Aus diesem Werk wurde der folgende Text von Plínio Corrêa de Oliveira entnommen:

„Gleich sind alle Menschen als Gottes Geschöpfe. Sie sind mit Leib und Seele erschaffen und alle sind durch Jesus Christus erlöst. Also auf Grund dieser Würde, die alle Menschen besitzen, haben alle das gleiche Recht auf Leben, Gesundheit, Arbeit, Religion, Familie, intellektuelle Ausbildung, usw., auf alles, was für das irdische Leben notwendig ist. Eine gerechte und christliche Wirtschafts- und Sozialordnung beruht deshalb auf Grundlagen einer wesentlichen Gleichheit.

Aber über diese wesentliche Gleichheit hinaus gibt es unter den Menschen sekundäre, von Gott etablierte, Ungleichheiten. Die Menschen sind von Geburt an nicht gleich bezüglich Tugend, Intelligenz, Gesundheit, Arbeitsfähigkeit und anderem. Jede wirksame und organische Sozial- und Wirtschaftsstruktur muß im Einklang mit der Ordnung der Natur stehen. Die Gesellschaftsstruktur spiegelt daher diese aus der Natur stammende persönliche Ungleichheit wider.

Dieses Widerspiegeln setzt voraus, daß jeder besitzt, was gerecht und würdig ist, aber auch, daß diejenigen, die von Natur aus begabter sind - durch ihre anständige Arbeit und ihr sparsames Leben - mehr erwerben.

Gleichheit und Ungleichheit gleichen sich aus und ergänzen sich. Sie spielen verschiedene Rollen und stimmen mit der Ordnung einer gerechten und christlichen Gesellschaft überein.

Diese Regel bildet einen der bewundernswertesten Züge der universalen Ordnung. Alle Geschöpfe Gottes besitzen die aus ihrer jeweiligen Natur notwendigen Beschaffenheiten. Alle werden von Gott nach derselben Regel behandelt. Aber der Schöpfer gibt einigen sehr viel, anderen viel, und noch anderen schlicht was angemessen ist. Diese Ungleichheit bildet eine riesige Hierarchie, deren Schönheit vergleichbar ist mit der Schönheit von Noten einer Gott lobenden Symphonie. Eine ganz egalitäre Sozial- und Wirtschaftsgesellschaft wäre also widernatürlich.

Im diesem Licht erscheinen die oben erwähnten sozialen Ungleichheiten als Bedingung für eine gute Allgemeinordnung und haben infolgedessen Vorteile für den ganzen sozialen Organismus - für die Großen und auch für die Kleinen. Diese gesellschaftliche Rangordnung ist Bestandteil des Planes der Göttlichen Vorsehung,

1) *L'homme chrétien et l'homme marxiste, Semaines de la pensée marxiste – Confrontations et débats*, La Palatine, Paris-Genève, 1964, S. 64.

um den geistigen und materiellen Fortschritt der Menschen durch den Antrieb der Besten und Fähigsten zu fördern. Gleichmacherei bringt Untätigkeit, Stagnation bzw. Dekadenz mit sich. Alles, was lebendig ist, zerfällt und stirbt, wenn es

keine Fortschritte macht.

Das eben Gesagte erklärt das Gleichnis von den Talenten (Matt. 25,14-30). Jedem gibt Gott in ungleichem Maße und jeder muß über das Empfangene vor Gott Rechenschaft ablegen.“¹

1) *Reforma Agrária - Questão de Consciência*, Editora Vera Cruz, São Paulo, 1960, S. 64-65

DOKUMENTE VI

Die unentbehrliche Harmonie zwischen wahrer Tradition und wahrem Fortschritt

1. Die wirklichen Freunde des Volkes sind Traditionalisten

Aus dem Brief des hl. Papstes Pius X. *Notre Charge Apostolique* vom 25.8.1910:

„Auf jeden Fall sollten sich diese Priester (die sich den Werken der katholischen Aktion widmen) im Gewirr der modernen Ideen nicht durch das Gaukelbild einer falschen Demokratie verleiten lassen; sie sollten nicht die Rhetorik der schlimmsten Feinde der Kirche und des Volkes übernehmen und in emphatischen Worten Versprechungen machen, die ebenso wohltonend wie unerfüllbar sind. Sie mögen überzeugt sein: daß die soziale Frage und die Sozialwissenschaft nicht erst gestern entstanden sind, daß zu allen Zeiten die Kirche und der Staat erfolgreich

zusammengearbeitet haben, um zu diesem Zweck wirksame Einrichtungen zu schaffen; daß die Kirche, die niemals das Glück des Volkes durch kompromittierende Allianzen verraten hat, sich nicht von ihrer Vergangenheit lossagen muß; daß es genügt, wenn sie mit Hilfe der echten Arbeiter die soziale Erneuerung der durch die Revolution vernichteten Organismen wiederaufnimmt, im gleichen christlichen Geist, der sie hat entstehen lassen, sie anpaßt an das neue Milieu, das durch die materielle Entwicklung der modernen Gesellschaft entstanden ist; denn die wahren Freunde des Volkes sind weder die Revolutionäre noch die Neuerer, sondern die Traditionalisten.“¹

2. Respekt vor der Tradition behindert keineswegs den wirklichen Fortschritt

Aus der Ansprache Papst Pius' XII. an die Professoren und Schüler des Lizeums Ennio Quirino Visconti in Rom, am 28.2.1957:

„Gerechterweise wurde festgestellt, daß eine der Charakteristika der Römer der Respekt vor den Traditionen ist, gleichsam ein Geheimnis der dauernden Größe der Ewigen Stadt. Dieser Respekt bedeutet keine Festlegung auf von den Zeiten überholte Formen; er erhält vielmehr am Leben,

was sich jahrhundertlang als gut und fruchtbar erwiesen hat. **So verhindert die Tradition absolut nicht den gerechtfertigten und glücklichen Fortschritt, sondern ist zu gleicher Zeit ein kräftiger Ansporn, am rechten Weg zu bleiben; sie bremst die Abenteuerlust, die geneigt ist, unüberlegt jede, wie immer geartete Neuerung zu übernehmen. Sie gibt auch, wie man zu sagen pflegt, das Alarmzeichen gegen den Niedergang.“**²

1) *Utz-von Galen* (s. Dok. V), XXIII, 272.

2) *Discorsi e Radiomessaggi di Sua Santità Pio XII*, Tipografia Poliglotta Vaticana, Bd. XVIII, S. 803.

3. Einer der häufigsten und schwersten Fehler der modernen Soziologie ist die Unterschätzung der Tradition

Ansprache Papst Pauls VI. an Pilger slowakischer Abstammung aus verschiedenen Ländern, vor allem aber aus den Vereinigten Staaten und Kanada (14.9.63), zum elfhundertjährigen Jahrestag der Ankunft der Heiligen Cyrill und Methodius in Mähren:

„Es ist für die katholische Erziehung charakteristisch, aus dem Geschichtsstudium nicht nur Elemente der Kultur und Erinnerungen an vergangene Zeiten zu empfangen, sondern auch die Empfindung einer lebendigen Tradition, die den geistigen Anteil an der moralischen Erziehung liefert. Aber nicht nur das, die Tradition bietet auch eine dauernde Orientierung für einen, die Zeiten hindurch geradlinigen und sich selbst getreuen Fortschritt, eine Garantie der Beständigkeit und Widerstandsfähigkeit. Sie gibt dem Volk seine Würde und sein Lebensrecht und bringt ihm die Verpflichtung nahe, in Harmonie mit den anderen Völkern zu leben. **Einer der häufigsten und schwersten Fehler der modernen Soziologie ist die**

Unterschätzung der Tradition, das heißt, zu glauben, daß eine sichere und solide Gesellschaft ohne Rücksichtnahme auf geschichtlich gewachsene Fundamente errichtet werden könnte, auf denen sie naturgemäß gestützt ist. Dieser Irrglaube besagt auch, daß der Bruch mit der von den vorangegangenen Generationen ererbten Kultur förderlicher für ein Volk sein könnte, wie eine zügige Entwicklung, die klugerweise dem Schatz des Denkens und der übernommenen Bräuche treu bleibt. Mehr noch, wenn dieser ererbte Schatz reich an jenen universellen und ewigen Werten ist, die der Katholische Glaube dem Gewissen eines Volkes einprägt, bedeutet das Festhalten an der Tradition eine Garantie für ein moralisches Leben dieses Volkes; es vermittelt ihm das Bewußtsein seiner Existenz und macht es würdig für den Empfang des göttlichen Beistandes, welcher der weltlichen Stadt etwas vom Glanz und der Ewigkeit der himmlischen Stadt verleiht“.¹

4. Sich von der Vergangenheit abzusetzen, ist die Ursache von Unruhe, Angst und Unsicherheit

Homilie des Papstes Paul VI. für die Messe in der Basilika des Heiligen Lorenz al Verano am 2.11.1963:

„Wir haben die Gewohnheit, immer nach vorne zu sehen und schätzen die Verdienste von gestern oftmals gering; wir sind wenig geneigt, dankbar zu sein dem Andenken und der Verbundenheit mit unserer Vergangenheit, ebenso der Treue, die wir der Vergangenheit schulden und den Taten, die - von einer Generation ausgehend - der nächsten folgen, Respekt zu erweisen. Man kann häufig

beobachten, daß die Menschen sich gewöhnlich von ihrer Vergangenheit absetzen, was die Ursache von Unruhe, Angst und Unsicherheit ist.

Ein gesundes Volk, ein christliches Volk, steht viel mehr zu denen, die uns vorausgegangen sind. Es bedenkt die Logik der Ereignisse, von denen es seine eigenen Erfahrungen ableiten muß und zu gleicher Zeit entzieht es sich nicht der schuldigen Pflicht, diese anzuerkennen und sie gerecht zu beurteilen“.²

5. Tradition ist ein fruchtbringender Schatz und ein Erbe, welches es zu bewahren gilt

Ansprache des Papstes Paul VI. an seine Landsleute aus Brescia (26.9.1970):

„Erlaubt, daß einer Eurer Landsleute von gestern, einem der höchsten Werte des menschlichen Lebens seine Ehrerbietung erweist, der zugleich einer der vernachlässigsten ist: der Tradition. Sie ist ein fruchtbringender Schatz und ein Erbe, welches bewahrt werden muß. Die neuen Generationen sind

alle der Gegenwart, oder sogar der Zukunft zugeneigt. Das ist gut so, wenn diese Tendenz nicht den tatsächlichen und allgemeinen Überblick auf das Leben verdunkelt. Denn, die Gegenwart auszuschöpfen und die Zukunft vorzubereiten, kann die Vergangenheit uns nützlich und, in gewisser Hinsicht, unentbehrlich sein. Die revolutionäre Trennung von der Vergangenheit bedeutet nicht

1) *Insegnamenti di Paolo VI*, Tipografia Poliglotta Vaticana, 1963, Bd. I, S. 131.

2) *Idem*, S. 276-277.

immer eine Befreiung, zu oft nur ist sie die Trennung von den eigenen Wurzeln. Um wirkliche Fortschritte zu machen und nicht zurückzufallen, ist es nötig, den geschichtlichen Sinn unserer Erfahrungen zu erkennen. Das stimmt sogar auf dem Gebiet der äußerlichen Dinge, technisch-

wissenschaftlicher oder politischer Natur, wo die Veränderungen rascher erfolgen und mit mehr Ungestüm. Mehr noch gilt das jedoch auf allgemein menschlichem Gebiet und besonders für die Kultur. Und es gilt für unsere Religion, die insgesamt als Tradition von Christus herkommt.“¹

1) *Insegnamenti di Paolo VI*, Tipografia Poliglotta Vaticana, 1970, Bd. VIII, S. 943-944.

DOKUMENTE VII

Das alte Rom - ein aus der patriarchalischen Gesellschaft hervorgegangener Staat

Das Buch von Fustel de Coulanges,¹ *Der antike Staat*, zuerst mit Begeisterung aufgenommen, war anschließend im Laufe der Zeit Gegenstand der Kritik. Trotzdem, auf Grund der diesem Werk zu-

grundlegenden Gelehrsamkeit, der Klarheit der Gedanken und geradlinigen Ausführung, bewahrt *Der antike Staat* auch heute noch die Einschätzung als Meisterwerk seiner Art.

1. Das Wort *pater* unterscheidet sich von *genitor* und erscheint als Synonym für *rex*

„Dank der häuslichen Religion war die Familie ein kleiner, organisierter Körper; eine kleine Gesellschaft, die ihr Oberhaupt und ihre bestimmte Führung hatte. Nichts in unserer modernen Gesellschaft kann uns von jener väterlichen Macht einen Begriff geben. In dieser alten Zeit war der Vater nicht nur der Starke, der beschützt und sich zugleich Gehorsam zu verschaffen imstande ist, er ist auch der Priester, der Erbe des Herdes, der Fortsetzer der Ahnen, der Stamm der Nachkommen, der Verwahrer der geheimnisvollen Gebräuche des Kultus und der geheimen Formen des Gebets. Alle Religion ruht auf ihm.

Der Name *Pater*, mit dem man ihn nennt, gibt uns eine sonderbare Belehrung. Das Wort ist im Griechischen, Lateinischen, im Sanskrit dasselbe, woraus man schon schließen kann, daß dieses Wort aus einer Zeit stammt, wo die Vorfahren der Hellenen, der Italier und der Hindu noch zusammen in Zentralasien lebten. Was bedeutete es damals den Menschen? Dies läßt sich leicht entnehmen, denn es hat diesen seinen ersten Sinn in den Formen der religiösen und juristischen Sprache bewahrt. ... In der juristischen Sprache konnte der Titel eines *Pater*

oder *paterfamilias* einem Manne beigelegt werden, der keine Kinder hatte, der nicht verheiratet und gar nicht in dem Alter war, eine Heirat eingehen zu können. Der Begriff der Vaterschaft haftete also nicht an diesem Worte. Die alte Sprache besaß noch ein anderes Wort, eine passende Bezeichnung für den Vater, das ebenso alt ist wie *Pater* und sich in der Sprache der Griechen, der Römer und der Hindu vorfindet (*gânitar*, *gennetéer*, *genitor*). Das Wort *pater* hatte einen anderen Sinn. In der religiösen Sprache wandte man es auf alle Götter an; in der Rechtssprache nannte man *paterfamilias* jeden Mann, der unabhängig war und der eine Familie und ein Haus beherrschte. Die Dichter zeigen uns, daß man es im Hinblick auf all jene anwandte, die man ehren wollte. *Sklave* und *Klient* nannten so ihren Herrn. *Rex*, *hänas*, *basileus* waren ihm synonyme Wörter. Es schloß nicht etwa die Idee der Vaterschaft, wohl aber die der Macht, der Autorität, der majestätischen Würde in sich.

Daß ein solches Wort auf den Familienvater angewandt wurde, mit der Zeit sogar sein gewöhnlichster Name werden konnte, ist sicherlich eine bezeichnende Tatsache, die jedweden bedeutsam

1) Französischer Geschichtsschreiber (1830-1889), Professor für die Geschichte des Mittelalters an der Sorbonne und Direktor der École Normale Supérieure. Außer *Der antike Staat* schrieb er noch andere Bücher, von denen besonders das Werk *Geschichte der Institutionen im antiken Frankreich* hervorzuheben ist. In diesem Buch analysiert er die Entstehung des Feudalregimes in diesem Land.

erscheinen wird, der die antiken Institutionen kennen lernen will. Die Geschichte dieses Wortes genügt, um uns einen Begriff der Macht zu geben, die der Vater

lange Zeit in der Familie ausgeübt hat und des Gefühls der Verehrung, das man ihm zollte, wie einem Priester oder Herrscher¹.

2. Die Begriffe gens bei den Römern und genos bei den Griechen

„In den schwierigen Problemen, die die Geschichte oftmals bietet, ist es ratsam, den Wortschatz der Sprache um alle Auskünfte, die er uns geben kann, zu befragen. Eine Institution ist manchmal durch das Wort erklärt, das sie bezeichnet. Das Wort gens ist genau dasselbe, wie das Wort genus, so zwar, daß man eines für das andere nehmen und ohne Unterschied gens Fabia und genus Fabium sagen konnte. Beide entsprechen dem Verbum gignere und dem Substantiv genitor, ebenso wie genos dem gennäs und dem goneus entspricht. All diese Worte tragen den Begriff der Abstammung in sich. ... Man vergleiche all diese Worte mit denen, die wir die Gewohnheit haben, mit Familie zu übersetzen, das lateinische familia, das griechische oikos. Weder das eine noch das andere enthält in sich den Sinn der Abstammung oder der Verwandtschaft. Die wahre Bedeutung von familia ist Eigentum; es bezeichnet das Feld, das Haus, das Geld, die Sklaven und deshalb sagen die Zwölftafelgesetze, indem sie vom Erben sprechen, familiam mancitor, er soll die Nachfolgerschaft antreten. Was oikos betrifft, so ist es klar, daß dieses Wort nichts anderes bezeichnen will, als Eigentum oder Behausung. Und doch sind dies die Worte, die wir gewöhnlich mit Familie übersetzen. Kann man annehmen, daß Worte, deren wesentlicher Sinn der der Behausung oder des Eigentums ist, oftmals zur Bezeichnung einer Familie angewendet werden konnten, und daß andere Worte, deren innerer Sinn Abstammung Geburt, Vaterschaft bedeutet, niemals etwas anderes als eine künstliche Vereinigung bezeichneten? Sicherlich wäre das nicht übereinstimmend mit der Deutlichkeit und der Klarheit der alten Sprachen. Es ist unzweifelhaft, daß die Griechen und die Römer mit den Worten gens und genos die Vorstellung einer gemeinschaftlichen Abstammung verbanden. ... Die

gens wird uns allseitig als eine Vereinigung dargestellt, die durch die Bande der Geburt geschaffen ward. ...

Aus alledem erhellt, daß die gens keine Vereinigung von Familien, sondern die Familie selber war. Ob sie nun nur aus einer einzigen Linie bestand, oder zahlreiche Zweige zählte, immer war es nur eine Familie.

Es ist überdies leicht, sich von der Bildung der antiken gens und ihrer Natur ein Bild zu machen, wenn man sich die alten Glaubenslehren und die alten Einrichtungen vergegenwärtigt, die wir früher erwähnt haben. Man wird sogar erkennen, daß die gens auf ganz natürlichem Wege der häuslichen Religion und dem Privatrechte der alten Zeiten entspringt. ... Als wir die Autorität der alten Familien behandelten, haben wir gesehen, daß die Söhne sich vom Vater nicht trennten; indem wir die Gebräuche, die in der Übertragung des väterlichen Erbteiles herrschten, studierten, haben wir konstatiert, daß die jüngeren Brüder sich dank dem Prinzipie des gemeinschaftlichen Besitzes von dem älteren Bruder nicht trennten. Herd, Grab, väterliches Erbteil, all dies war zu Anfang unteilbar, und folglich auch die Familie. Die Zeit vermochte sie nicht zu zerteilen. Diese unteilbare Familie, die sich durch alle Zeiten hindurch entwickelte, ihren Kultus und ihren Namen von Jahrhundert zu Jahrhundert erhaltend, das war in Wirklichkeit die antike gens. Die gens war die Familie, aber die Familie, die sich die Einheit, die die Religion ihr befahl, erhalten und sich so weit entwickelt hat, als es das alte Privatrecht zuließ.

Nehmen wir das als wahr an, so wird alles klar, was die alten Schriftsteller uns von der gens erzählen. Die enge Verbindlichkeit, die wir eben zwischen ihren Gliedern bemerkten, hat nichts Überraschendes mehr: Sie sind durch die Geburt verwandt².

3. Der Begriff Familie in der antiken Welt

„Man kann also einen langen Zeitraum erblicken, während dessen die Menschen keine anders geartete Gesellschaft gekannt haben, als die Familie. ...

Jede Familie hat ihre Religion, ihre Götter, ihr

Priestertum. ... Jede Familie hat auch ihr Eigentum, ihr Stück Erde, das ihr durch die Religion unabänderlich gehört. ... Endlich hat jede Familie ihr Oberhaupt, so wie jede Nation ihren König. Sie hat ihre Gesetze, die ohne Zweifel nicht geschrieben

1) Der Antike Staat. Studie über Kultus, Recht und Einrichtungen Griechenlands und Roms. Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, Graz, 1961, S. 97-98.

2) Ebenda, S. 118, 119, 121 und 122.

sind, die aber im Herzen eines jeden Menschen durch den strengen, religiösen Glauben eingepägt waren. Sie hat ihre innere Justiz, über welche keine andere steht, die man anrufen könnte. Alles, was dem Menschen zu seinem materiellen oder moralischen Leben notwendig ist, besitzt die Familie in sich. Nichts von außen ist ihr nötig; sie ist ein organisierter Staat, eine Gesellschaft, die sich genügt.

4. Familie, Kurie oder Bruderschaft und Stamm

„Das Studium der alten Verordnungen des Privatrechtes ließ uns über die Zeiten hinweg, die man die historischen nennt, eine Reihe von Jahrhunderten dunkel erkennen, während denen die Familie die einzige Gesellschaftsform war. Diese Familie konnte durch Jahrhunderte hindurch dann in ihrem großen Rahmen Tausende von menschlichen Wesen in sich schließen. Aber in diesen Grenzen war die menschliche Gesellschaft noch zu eng beschränkt: zu eng für die materiellen Bedürfnisse, denn schwer konnte sich die Familie in allen Lebenslagen genügen: zu eng auch für die moralischen Bedürfnisse unserer Natur. ...

Die religiöse Idee und die menschliche Gesellschaft waren also zugleich im Wachsen begriffen. Die häusliche Religion untersagte die enge Verbindung zweier Familien. Aber es war möglich, daß mehrere Familien, ohne irgend etwas von ihrer eigenen Religion preiszugeben, sich zumindest zur Feier eines anderen Kultus, der beiden gemeinsam war, einigten. Das geschah auch. Eine gewisse Anzahl von Familien bildete eine Gruppe, die in der griechischen Sprache Phratric, in der lateinischen Kurie hieß. Waren es Bande der Geburt, die in den Familien derselben Gruppe bestanden? Es ist unmöglich, dies zu bestätigen. Sicher aber ist, daß sich solch eine neue Vereinigung nicht ohne Erweiterung der religiösen Idee vollzog. In dem Augenblick, wo sich diese Familien vereinigten, anerkannten sie eine Gottheit, die über ihren häuslichen

Aber diese Familie der alten Zeiten ist weit verschieden von den Verhältnissen der modernen Familie. In den großen Gesellschaftsgebilden teilt und verkleinert sich die Familie; besteht aber keine Gesellschaft, so entwickelt und verzweigt sie sich ohne Teilung. Die jüngeren Zweige vereinigen sich dann um den älteren und bleiben bei der einen Herde und dem gemeinschaftlichen Grabe“.¹

Gottheiten stand, die allen gemeinsam war und die über die ganze Gruppe wachte. Sie errichteten ihr einen Altar, zündeten ein heiliges Feuer an und setzten einen Kult fest.

Es gab keine Kurie, keine Phratric, die nicht einen Altar und ihren schützenden Gott gehabt hätte. Der religiöse Akt vollzog sich da in derselben Art wie der in der Familie. ...

Jede Phratric oder Kurie hatte ein Oberhaupt, Kurio oder Phratriarch, dessen hauptsächlichste Funktion im Vorsitz bei den Opfern bestand. Vielleicht sind seine Vorrechte zu Anfang ausgedehnter gewesen. Die Phratric hatte ihre Versammlungen, ihre Beratungen und konnte Beschlüsse fassen. So wie in der Familie, gab es auch in der Phratric einen Gott, einen Kult, ein Priestertum, eine Justiz, eine Verwaltung. Es war eine kleine Gesellschaft, die genau der Familie nachgebildet war.

Auf natürlichem Wege und auf dieselbe Weise wuchs diese Vereinigung. Mehrere Kurien oder Phratricen vereinigten sich und bildeten eine Tribus.

Dieser nette Kreis hatte wieder seine Religion; in jeder Tribus war ein Altar und eine schützende Gottheit. ...

Die Tribus, sowie die Phratric, hatte Versammlungen und faßte Beschlüsse, denen alle Mitglieder sich unterwerfen mußten. Sie hatte ein Tribunal und das Recht, ihre Mitglieder zu verurteilen. Sie hatte ein Oberhaupt, tribunus, phylobasileus“.²

5. Die Stadt bildet sich

„Die Tribus, die Familie, so wie die Phratric waren zu einer unabhängigen Körperschaft geworden, weil sie einen besonderen Kult hatten, von dem der Fremde ausgeschlossen war. Einmal gebildet, ließ sie keine neue Familie mehr zu. Zwei Tribus konnten nicht mehr zu einer verschmelzen; ihre Religion widersetzte sich dagegen. Aber so wie sich einige Phratricen zu einer Tribus vereinten, so konnten sich auch einige Tribus vereinigen, vorausgesetzt, daß sie ihre Kulte gegenseitig

ehrten. Am Tage, wo diese Vereinigung stattfand, entstand der städtische Staat. Es ist von geringer Bedeutung, die Ursache zu suchen, die mehrere nachbarliche Tribus bewog, sich zu vereinigen. Bald geschah die Vereinigung freiwillig, bald wurde sie durch die höhere Kraft einer Tribus oder durch den mächtigen Willen eines Menschen herbeigeführt. Sicher ist aber, daß das Band dieser netten Vereinigung wieder ein Kult war. Die Tribus, die sich zur Bildung einer Stadt vereinigten,

1) Ebenda, S. 126-127.

2) Op. cit., Buch III, S. 132, 133, 134, 136, 137.

unterließen es nie, ein heiliges Feuer anzuzünden und sich eine gemeinsame Religion zu geben. So hat sich die menschliche Gesellschaft in dieser Rasse nicht nach Art eines Kreises vergrößert, der sich nach und nach erweitert und immer weitere Verbreitung findet. Ganz im Gegenteil haben sich kleine Gruppen, die schon lange vorher bestanden, zusammen getan. Mehrere Familien haben die Phratrie gebildet, mehrere Phratrien die Tribus, mehrere Tribus die Stadt. Familie, Phratrie, Tribus, Stadt sind Gesellschaftsgebilde, die einander genau gleichen und die durch eine Reihe von Verbindungen, eines aus dem anderen, entstanden. Es muß sogar bemerkt werden, daß je nachdem sich diese verschiedenen Gruppen untereinander vereinigten, keine von ihnen trotzdem ihre Individualität, ihre Unabhängigkeit einbüßte.

Wenn sich auch mehrere Familien in einer

Phratrie vereinigt hatten, blieb doch jede so, wie sie zur Zeit ihres Alleinseins gewesen war, nichts wurde in ihr geändert, weder ihr Kult, noch ihr Priestertum, noch ihr Eigentumsrecht, noch ihre Justiz im Innern. Hernach bildeten sich kleine Kurien, aber jede behielt ihren Kult, ihre Versammlungen, ihre Feste, ihr Oberhaupt. Von den Tribus ging man zur Stadt über, aber die Tribus waren deshalb nicht aufgelöst, und jede von ihnen bildete weiter eine Körperschaft, als ob die Stadt nicht existierte. ...

So ist die Stadt nicht eine Vereinigung von Individuen: sie ist eine Vereinigung von mehreren Gruppen, die vor ihr gebildet waren, und die sie fortbestehen läßt. Man sieht bei den attischen Rednern, daß jeder Athener zu gleicher Zeit an vier verschiedenen Gesellschaften teilnimmt; er ist Mitglied einer Familie, einer Phratrie, einer Tribus und der Stadt“.¹

6. Staat und Stadt

„Staat und Stadt waren keine synonymen Worte bei den Alten. Der Staat war die religiöse und politische Vereinigung der Familien und Tribus; die Stadt war der Vereinigungsort, die Wohnstätte und ganz besonders das Heiligtum dieser Verbindung. ...

Sobald einmal die Familien, die Phratrien und die Tribus sich zu einigen und denselben Kult auszuüben beschlossen hatten, gründete man die Stadt, damit sie das Heiligtum dieses gemeinschaftlichen Kults sei. So war die Gründung einer Stadt immer ein religiöser Akt.

Wir werden als erstes Beispiel die Stadt Rom selbst anführen. ...

Ist der Tag der Gründung angebrochen, so bringt er [Romulus] zuerst ein Opfer: Seine Gefährten sind rings um ihn versammelt; sie zünden aus Gestrüpp ein Feuer an, und jeder springt durch die leichte Flamme. Die Erklärung dieses Brauches liegt darin, daß das Volk zu dem Akte, der sich vollziehen wird, rein zu sein hat: Die Alten glaubten nämlich, sich von jedem physischen oder moralischen Makel rein waschen zu können, indem sie durch die heilige Flamme sprangen.

Sobald diese einleitende Zeremonie das Volk zum großen Gründungsakte vorbereitet hat, gräbt Romulus eine kleine Grube von kreisartiger Form.

Er wirft eine Scholle Erde hinein, die er von der Stadt Alba gebracht hat. Darauf wirft jeder seiner Gefährten, sich nähernd, gleich ihm etwas Erde hin, die er von dem Lande, aus dem er kommt, gebracht hat. Dieser Brauch ist bemerkenswert, und er enthüllt uns bei diesen Menschen einen Gedanken, der Erwähnung verdient. Bevor sie auf den Palatin kamen, bewohnten sie Alba, oder irgend eine andere der nachbarlichen Städte. Hier war ihr Herd; hier hatten ihre Väter gelebt und waren begraben worden. Die Religion verbot nun, die Erde zu verlassen, wo der Herd aufgestellt war und wo die göttlichen Vorfahren ruhten. So mußte denn eine List ersonnen werden, um keinerlei Frevel zu begehen, und all diese Männer trugen unter dem Symbol einer Schaufel Erde, den heiligen Boden mit sich, wo ihre Vorfahren begraben und an den ihre „Manen“ (Seelen der Vorfahren) gebunden waren. Der Mensch konnte nur seinen Wohnort wechseln, wenn er seinen Boden und seine Vorfahren mit sich führte; dieser Brauch mußte ausgeübt werden, damit er, auf den neu adoptierten Platz hindeutend, sagen könne: Das hier ist noch die Erde meiner Väter, terra patrum, patria; hier ist meine Heimat, denn hier sind die Manen meiner Familie“.²

7. Die Schwierigkeiten bei der Bildung des Staates

„Zwei Dinge begreift man leicht:

Erstens, daß diese Religion, die jeder Stadt eigen war, den Bau des Gemeinwesens sehr stark, ja fast unerschütterlich gründen mußte; es ist in der Tat merkwürdig, wie lange diese soziale Organisa-

tion trotz ihrer Fehler und trotz der Gefahren, die sie barg, gedauert hat.

Zweitens, daß diese Religion durch lange Jahrhunderte das Aufkommen einer anderen sozialen Form als die der Stadtgemeinde

1) Idem, S. 144, 145 und 146.

2) Idem, S. 153, 155 und 156.

verhindern mußte.

Jede Stadtgemeinde mußte vollständig unabhängig sein; die Religion selbst erforderte dies. Jede mußte ihr eigenes Gesetzbuch haben, weil jede ihre Religion hatte und weil das Gesetz eben von der Religion herrührte. Jede mußte ihre leitende Justiz haben und die Justiz der Stadt war von jeder andern unabhängig. Jede hatte ihre religiösen Feste und ihren Kalender; in zwei Städten konnten die Monate und das Jahr nicht dieselben sein, weil die Reihenfolge der religiösen Handlungen eine verschiedene war. Jede hatte ihr besonderes Geld, das zu Anfang gewöhnlich mit religiösen Sinnbildern bezeichnet war. Jede hatte ihr Maß und ihre Gewichte. Man erlaubte nicht, daß zwischen zwei Städten etwas gemeinsam war. ...

Griechenland war es niemals gelungen, einen einzigen Staat zu bilden; weder die römischen noch die etruskischen Städte, noch die samnitischen Tribus haben jemals eine geschlossene Vereinigung bilden können. Man hat das unheilbare Zerteilungsbedürfnis der Griechen der Natur ihres Landes zugeschrieben, und man sagte, daß die Gebirge, die sich dort kreuzten, zwischen den Menschen natürliche Grenzlinien festsetzten. Aber zwischen Theben und Platäa, zwischen Argos und Sparta, zwischen Sybaris und Croton gab es keine Gebirge. Es gab auch keine zwischen den Städten Latiums noch zwischen den zwölf Städten Etruriens. Die physische Natur hat ohne Zweifel irgend einen Einfluß auf die Geschichte der Völker, aber die Glaubenslehren des Menschen haben einen weit mächtigeren. Zwischen zwei nachbarlichen Städten gab es etwas Unüberschreitbareres als ein Gebirge: Es waren dies die Reihe der heiligen Grenzsteine, die Verschiedenheit der Kulte, die Schranke, die jede Stadt zwischen dem Fremden und ihren Göttern aufstellte. ...

Aus diesem Grunde konnten die Alten eine andere soziale Organisation wie die einer

Stadtgemeinde nicht einführen, ja selbst nicht einmal begreifen. Weder die Griechen noch die Italer, noch die Römer selbst konnten es lange Zeit begreifen, daß mehrere Städte sich vereinigen und unter derselben Herrschaft leben konnten. Zwischen zwei Städten konnte es wohl ein Bündnis geben, eine augenblickliche Vereinigung, wenn es galt, einen Gewinn zu ziehen oder eine Gefahr zurückzuweisen, aber niemals entstand eine vollständige Einigung. Denn die Religion machte aus jeder Stadt eine eigene Körperschaft, die sich keiner anderen anschließen und anpassen konnte. Die Absonderung galt als Gesetz, das die Stadt aufstellte.

Wie hätten sich auch mehrere Städte mit diesen religiösen Glaubenslehren und Bräuchen, die wir kennen gelernt haben, zu einem Staate vereinigen können? Ein Gesellschaftsgebilde sah man dann erst als ein regelrechtes an, wenn es auf religiöser Grundlage ruhte. Das Sinnbild dieser Vereinigung mußte ein gemeinsam abgehaltenes, heiliges Mahl sein. Einige tausend Bürger konnten sich wohl, wie es der Brauch war, um ein und dasselbe Prytaneion versammeln, dasselbe Gebet sagen, die heiligen Speisen untereinander teilen. Aber man versuche es, mit diesen Bräuchen aus ganz Griechenland einen einzigen Staat zu bilden! ...

Zwei Städte zu einem einzigen Staate, die besiegte Bevölkerung mit der siegreichen unter derselben Herrschaft vereinigt, das sieht man niemals bei den Alten, mit einer einzigen Ausnahme ...

Diese unbeschränkte Unabhängigkeit der alten Stadt konnte erst aufhören, als die Glaubenslehren, auf denen sie gegründet war, vollständig verschwunden waren. Erst nachdem sich die Anschauungen geändert hatten und mehrere Revolutionen durch diese antiken Gesellschaften gegangen waren, konnte man dazu gelangen, einen von anderen Bräuchen beherrschten größeren Staat zu begreifen und zu bilden. Aber dazu mußten die Menschen andere Grundsätze und ein anderes soziales Band als das der alten Zeiten erfinden“.¹

1) Idem, S. 242-247.

DOKUMENTE VIII

Der Feudalismus ist das Werk der mittelalterlichen Familien

Über die Rolle der Familie beim Aufbau der feudalen Gesellschaftsordnung schreibt der Historiker Franz Funck-Brentano, Mitglied des Institut Français, in seinem berühmten Buch *Das Ancien Régime*:

„Niemand wird bestreiten, daß das Ancien Régime seine Wurzeln in der feudalen Gesellschaft hat. Der Feudalismus selbst entstand in jener erstaunlichen Epoche, die von der Mitte des 9. Jahrhunderts bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts reicht, aus der französischen Familienorganisation, die ihre privaten Institutionen nach und nach auf das öffentliche Leben ausweitete.

Im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts hatten eine ganze Reihe von Überfällen der Barbaren, Normannen, Hunnen und Sarazenen das Land in die Anarchie gestürzt, der alle Institutionen zum Opfer gefallen waren. Der Bauer verließ sein Ackerland, um der Gewalt zu entfliehen; das Volk versteckte sich in den tiefsten Wäldern und in unzugänglichen Sümpfen oder suchte seine Zuflucht im Hochgebirge. Das Band, das die Bewohner eines Landes einte, war zerrissen; die überlieferten Bräuche und Gesetze waren zerschlagen; niemand mehr regierte die Gesellschaft.

Inmitten dieser Anarchie ging von der einzigen noch heilen organisierten Kraft, von der einzigen Zuflucht, die niemand hatte besiegen können, weil ihre Fundamente in das menschliche Herz hineinreichten, nämlich von der Familie, der Wiederaufbau der Gesellschaft aus.

Mitten im Sturm widersteht die Familie, gewinnt an Kraft und wächst zusammen. Da sie ihren Bedürfnissen nachkommen muß, schafft sie sich die

für die landwirtschaftliche und mechanische Arbeit und für die bewaffnete Verteidigung notwendigen Organe. Da es den Staat nicht mehr gibt, tritt an seine Stelle die Familie. Das gesellschaftliche Leben dreht sich um das Heim, das Leben in Gemeinschaft beschränkt sich auf den Hausbereich und die dazugehörigen Güter, beschränkt sich auf die Hauswände und was darum herumliegt.

Es handelt sich um eine nachbarliche Gesellschaftsform, die von den restlichen Gruppen desselben Musters jedoch völlig abgeschnitten ist.

In den Anfangszeiten unserer Geschichte erinnert der Familienchef an den früheren pater familias. Er befehligt die Gruppen von Menschen, die sich um ihn herum bildet und seinen Namen trägt, er organisiert die gemeinsame Verteidigung und verteilt die Arbeit je nach Fähigkeiten und Bedürfnissen eines jeden. Er herrscht – so heißt es in den Texten jener Zeit – als absoluter Herr. Man nennt ihn ‚sire‘. Seine Gemahlin, die Familienmutter, wird ‚Dame‘, ‚Domina‘, genannt.

So wurde die Familie für den Menschen zum Vaterland, und die lateinischen Texte jener Zeit nennen sie sogar so, ‚Patria‘. Ihr gehört die zärtliche Zuneigung des einzelnen um so mehr, als sie lebendig und konkret vor seinen Augen liegt. Ihre Macht, aber auch ihre Milde wird unmittelbar erfahren als fester, geliebter Panzer, als notwendiger Schutz. Ohne Familie könnte der Mensch nicht bestehen.

Daraus entsteht das Gefühl der Solidarität, das die Familienmitglieder miteinander verbindet, und das sich unter dem Wirken einer souveränen Tradition weiterentwickelt und nach und nach genauere Umrisse annimmt“¹.

1) a.a.o., Americ.- Edit., Rio de Janeiro, 1936, Bd. I, S. 12-14.

DOKUMENTE IX

Der familiäre Charakter der feudalen Regierungsform – der König als Vater seines Volkes

Um den familiären Charakter der feudalen Regierungsform deutlich darzustellen, ist es nützlich, einen Teil des inhaltsreichen Buches *Der Geist der Familie im Heim, in der Stadt und im Staate* von Mons. Henri Delassus wiederzugeben, in welchem

er die geschichtliche Herkunft dieser Regierungsform beschreibt.

Um aber die Bedeutung der genannten Materie entsprechend zu würdigen, erscheint es wichtig, vorerst einige Lebensdaten des Autors anzugeben.

1. Kurze Biographie

Mons. Delassus (1836-1921) war in Frankreich eine der wichtigsten Persönlichkeiten im Kampf der Kirche gegen die Angriffe des Liberalismus und Modernismus am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Als Schriftsteller veröffentlichte er zahlreiche Werke.¹ Als Journalist arbeitete er für die Wochenzeitschrift „*Semaine Religieuse du Diocese de Cambrai*“, deren Besitzer, Direktor und Chefredakteur er 1874 wurde. Aus diesem Blatt machte er „eine Festung gegen den Liberalismus, den Modernismus und alle Arten der antichristlichen Ver-

schwörung in der Welt“. Nach der Errichtung der Diözese von Lille erhielt die Zeitschrift den Namen „*Semaine Religieuse de Diocese de Lille*“ und wurde das offizielle Organ des Bischofssitzes in Jahr 1919.

Mons. Delassus – der in der Regierungszeit Papst Pius IX. zum Priester geweiht worden war – entwickelte seine Tätigkeiten zum größten Teil unter den Päpsten Leo XIII. und Pius X. und starb in der Zeit des Papstes Benedikt XV.

2. Das Vaterland, Herrschaftsgebiet des Vaters

Mons. Delassus zeigt, nachdem er in seinem Buch *Der Geist der Familie im Heim, in der Stadt und im Staate* an die These Fustel de Coulanges er-

innert hat, daß die Familie die Keimzelle der antiken Gesellschaft war, daß diese These auch auf die Herkunft der aktuellen Zivilisation anwendbar ist:

1) *Histoire de Notre-Dame de la Treille, Patronne de Lille (1891)*, *L'Américanisme et la Conjuration Antichrétienne (1899)*, *Le Problème de l'Heure Présente: Antagonisme de Deux Civilisations (2 Bd., 1904)*, *L'Encyclique "Pascendi Dominici Gregis" et la Démocratie (1908)*, *Vérités Sociales et Erreurs Démocratiques (1909)*, *La Conjuration Antichrétienne: Le Temple Maçonnique voulant s'élever sur les Ruines de l'Eglise Catholique* (mit einem Vorwort von Kardinal Merry del Val, 3 Bd., 1910), *Condamnation du Modernisme dans la Censure du Sillon (1910)*, *La Question Juive* (Auszug aus der *La Conjuration Antichrétienne*, 1911), *La Démocratie Chrétienne: Parti et Ecole vus du Diocèse de Cambrai (1911)*, *La Mission Posthume de Jeanne d'Arc et le Règne Social de Jésus-Christ (1913)*, *Les Pourquoi de la Guerre Mondiale: Réponses de la Justice Divine, de l'Histoire, de la Bonté Divine (3 Bd., 1919-1921)*.

„Man kann feststellen, daß die sozialen Schichten auf die gleiche Weise sich zu Beginn unserer modernen Zeit herausgebildet haben.

Die Familie bildete - indem sie sich erweiterte - unter uns die *mesnada* (*mesnada*, *magnie*: Haus, Familie, wie man noch heute das Haus Frankreich nennt), so wie sie bei den Griechen die *Phratrie* (Bruderschaft) oder unter den Römern die *gens* (Sippe) gebildet hat. ‚Die Blutsverwandten, um das Oberhaupt versammelt, bildeten‘ - wie *Flach* in seinem Werk, ‚Die Ursprünge des alten Frankreich‘ sagt - ‚den Kern eines umfangreichen Verbandes, der *mesnada*. Die mittelalterlichen Texte, Chroniken und Heldenlieder beschreiben uns die *mesnada*, erweitert um das Patronat und die Klientel, als eine Einrichtung, die genau der *gens* der Römer entspricht‘. Im Anschluß an diese Definition zeigt uns *Flach*, daß die *mesnada*, ihrerseits sich entwickelnd, zur Großfamilie wird, deren Oberhaupt noch immer der Vater ist. Das ‚geht so weit, daß die Menschen, die unter der Herrschaft eines Feudalherren stehen, häufig in den Texten des 12. und 13. Jahrhunderts - der Zeit, in welcher sich die Feudalherrschaft voll entwickelt hat - mit dem Wort ‚Familie‘ bezeichnet werden. ‚Der Baron - sagt *Flach* - ist vor allem ein Familienvater‘. Und der Historiker zitiert Texte in denen der Vater ausdrücklich dem Baron gleichgestellt wird und der Sohn dem Vasallen. ‚Das Größerwerden (der Fa-

milie) läßt den Baron höherer Klasse entstehen‘. Aus der kleinen Feudalherrschaft wird die große. Aus der Zusammenfassung der großen Feudalherrschaften werden die Königreiche.

So entstand unser Frankreich. Sowohl die Sprache, als auch die Geschichte bestätigen das. Die Gesamtheit der unter der Autorität des Familienvaters stehenden Personen nennt man Familie. Zu Beginn des 10. Jahrhunderts wird auch die Gesamtheit der Personen, die unter der Autorität des Herren, des Herren der *mesnada* stehen, eine Familie genannt. Die Gesamtheit der Menschen, die dem Baron, dem Feudalherren, unterstehe, wurde ebenfalls Familie genannt. Und wir können sehen, daß alle französischen Familien zusammen, wie eine Familie regiert wurden. Das Gebiet, auf dem die verschiedenen Obrigkeiten ausgeübt wurden, sei es nun die des Familienvaters, des Herrn der *mesnada*, des Feudalherren oder Königs, nannte man in den Dokumenten einheitlich *Patria*, das heißt, die Herrschaft des Vaters. *Funck-Brentano* sagt, daß ‚das Vaterland seinem Ursprung gemäß, das Familienland, das Land des Vaters war. Dieser Begriff umfaßte die Herrschaft und auch das ganze Königreich, wobei der König der Vater des Volkes war. Die Gesamtheit der Gebiete, über die sich die Autorität des Königs erstreckte, wurde *Patria* - das Vaterland - genannt‘¹.

1) *L'Esprit Familial dans la Maison, dans la Cité et dans l'État*, Société Saint-Augustin, Desclée de Brouwer, Lille, 1910, S. 16-17,

DOKUMENTE X

Der väterliche Charakter der traditionellen Monarchie

1. Der Empfang für Kaiser Franz I. in Wien nach dem Abzug der napoleonischen Truppen

Der väterliche Charakter der mittelalterlichen Monarchie wurde weitgehend von den Herrschern des Hauses Habsburg bis zu ihrem Thronverlust im Jahre 1918 bewahrt.

Der Herzlichkeit dieses Charakters verleiht die Rede deutlichen Ausdruck, die der Bürgermeister von Wien gehalten hat, als er kurz nach der Niederlage bei Wagram (1809) Kaiser Franz I. empfing.

Für einen Leser, der vielleicht vom Geiste des Klassenkampfes durchdrungen ist, könnte diese Rede eher einem Märchenbuch entstammen, als einem geschichtlichen Ereignis.

Der Wortlaut dieser Rede wird von einem unbestreitbar korrekten Berichterstatter, dem Historiker Prof. Dr. Johann Baptist von Weiß (1820-1899) wiedergegeben:

„Die Anhänglichkeit [der Wiener] zeigte sich am feurigsten beim Empfang des Kaisers Franz I. nach dem verheerenden Krieg beim Abzug der Franzosen aus Wien am 20. November 1809, nach einem drückenden Aufenthalt im Lande von sechs Monaten und sieben Tagen. ...

Am 16. November zogen österreichische Truppen wieder in Wien ein, am 27. November kam der Kaiser um vier Uhr nachmittags. Schon am frühen Morgen zogen Tausende und Tausende hinaus gegen Simmering, den geliebten Kaiser zu empfangen. Ganz Wien war auf den Beinen, Kopf an Kopfharrten sie wie Kinder auf den Anblick des teuren Vaters. Endlich um vier Uhr erschien er ohne jede Leibwache, in offener Kalesche in der Uniform seines Husarenregimentes, den Obersthofmeister Grafen Wr̄bna an seiner Seite. Der Boden, die Luft schienen zu zittern vom Jubelruf. 'Willkommen unser Vater!' Das Schwenken der Tücher wollte kein Ende nehmen.

Der Bürgermeister redete ihn an: ‚Geliebter Fürst! Wenn ein Volk im Kampf mit dem Unglück, leidend in mannigfacher Art, nur der Leiden seines Fürsten gedenkt, dann ruht die Liebe auf tiefem Grunde des Gefühls, nie vergänglich und fest. – Wir sind dieses Volk! Als unsere Söhne dahinsanken im blutigen Streite, als zerstörende Gewalt glühender Kugeln unsere Häuser stürzte, als die Grundfesten Wiens erbebten vom Donner der Schlachten, dachten wir Dein, Fürst und Vater, da dachten wir Dein in stiller Liebe. Denn Du hast diesen Krieg nicht gewollt. Nur das Verhängnis der Zeiten drang Dir ihn auf. Du hast das Beste gewollt. Der Urheber unserer Leiden warst Du nicht. Wir wissen es, daß Du uns liebst; wir wissen es, daß unser Glück Dein heiliges, festes Wollen ist. Wir haben ihn oft empfunden, den Segen Deiner väterlichen Milde. Bezeichnet hast Du Deine Wiederkehr mit neuer Wohltat. Sei darum, väterlicher Fürst, in unserer Mitte mit unveränderter Liebe begrüßt! Wohl hat der unglückliche Erfolg des Krieges Dir einen Teil der Untertanen geraubt. Doch vergiß den Schmerz Deines Verlustes im engeren Verein Deiner Treuen. Nicht die Zahl, nur der feste, andauernde Wille, die alles bindende Liebe sind der Throne heilige Stützen. Und von diesem Geiste sind wir alle beseelt. – Wir wollen Dir ersetzen, was Du verloren! Wir wollen bleiben unseres Vaterlandes wert; denn kein Österreicher verläßt seinen Fürsten, wenn es gilt. – Mögen die Mauern, die Deine Burg umgeben, in Trümmer zerfallen, die festeste Burg sind die Herzen Deines Volkes‘.

Einen wärmeren Empfang hat wohl kein Monarch erhalten. Franz konnte nur im Schritt fahren.

Das Volk küßte ihm die Hände, die Kleider, die Pferde. Bei der Burg angelangt, trug es ihn die

breite Treppe empor. Am Abend waren die Stadt und die Vorstädte glänzend beleuchtet.“¹

2. Der Empfang, den das Volk von Paris dem Grafen von Artois bei seiner Rückkehr aus dem Exil bereitete

Der begeisterte Empfang des Grafen von Artois und zukünftigen König Karl X. bei seiner Heimkehr aus dem Exil zeigt auf klare Weise die Zuneigung, die das Volk den Repräsentanten der alten legitimen und väterlichen Dynastien entgegenbrachte.

So ist das Ereignis von dem zeitgenössischen Historiker Georges Bordonove beschrieben:

„Monsieur² zog feierlich am 10. April 1814 durch das Tor Saint-Denis in Paris ein. Der Baron von Frenilly bezeugt: 'Weder Fenster noch Dächer reichten aus, um die begeisterte Menge aufzunehmen, die sich heiser schrie. Alles war mit Fahnen, Vorhängen, Teppichen und Blumen geschmückt, und alle Menschen schwenkten Tücher. Es war ein rührendes Schauspiel.' ...

Es war ein herrliches Wetter. Die Aprilsonne beschien die Menge von weißen Fahnen, Blumen und lachenden Gesichtern... Kinder und junge Leute kammerten sich an die Fenstergitter, andere, mutige, drängten sich auf den Dächern, schwenkten ihre Hüte. Trommelwirbel ertönte. Pferde tummelten sich auf dem Pflaster. Von allen Seiten ertönten die Rufe: Vive le Roi! Vive Monsieur! Beim Näherkommen zum Stadtzentrum von Paris erhöhte sich die Freude, und die Begeisterung wurde zum Delirium. Monsieur war wirklich ein schöner Mann! Seine Erscheinung war, trotz seiner 57 Jahre, eindrucksvoll! Seine blaue Uniform, ornamentiert und mit silbernen Achselklappen, stand ihm so gut! Er ritt mit solcher Eleganz das wunderschöne, weiße Pferd, das man ihm angeboten hatte! Sein Blick war so stolz und gleichzeitig so voller Güte! Er dankte für die Hochrufe auf so lebenswürdige Art! ...

Seit so langer Zeit hatte man keinen wirklichen Prinzen gesehen, bezaubernd und ein wirklicher Kavalier! So näherte er sich Notre-Dame... Monsieur erlaubte der Menge, sich ihm zu nähern, seine Stiefel zu berühren, die Steigbügel und den Hals seines Pferdes. Die Kühnheit gefiel. Die

Marschälle des Reiches folgten ihm. Einige erschienen vor ihm mit der dreifarbigigen Kokarde. Andere verbargen ihre Feindseligkeit nicht. Alle waren darauf bedacht, ihre Posten zu behalten. Monsieur begrüßte sie. Nach und nach ließen auch die Marschälle sich von der allgemeinen Begeisterung mitreißen. Die Bewegung, die Rufe der begeisterten Menge verwirrten sie. Sie verstanden nicht, warum die Pariser sich derart für diesen Prinzen begeisterten, ein Unbekannter für sie, noch bis zum Vortag. Ein geheimnisvoller Funke hatte ihre Herzen elektrisiert. Monsieur hatte ihn entzündet. Er besaß die Fähigkeit, Gefallen zu erregen, nicht nur die Masse, sondern auch die einzelnen Menschen zu erobern; heute würden wir das Charisma nennen. Er entsprach vollständig der Vorstellung, die man sich von einem Prinzen machte, sein Benehmen war so einfach und doch von höchster Würde, die man nicht lernen, nur erben kann ...

Nur schwer bahnte er sich den Weg zu Notre Dame, wo ein Te Deum geplant war. Die Ereignisse überstürzten sich derart, daß keine Zeit mehr war, die Kathedrale zu schmücken. Man sah, daß er niederkniete und inbrünstig betete. Er dankte der Vorsehung dafür, daß sie ihm das Glück gewährt hatte, Frankreich wieder zum Lilienthron zurückzubringen“.³

Möglich ist es, daß der Funke, der sich an der Begeisterung der Pariser über die Rückkehr der legitimen Monarchie entzündete, dadurch entstand, daß sie das damals allgemeine Gefühl teilten, welches Talleyrand in den Schlußworten des Briefes, den er an den künftigen Karl X. aus Anlaß der ersten Abdankung Napoleons sandte, so meisterhaft deutlich machte: „*Nous avons assez de gloire, Monseigneur, mais venez, venez nous rendre l'honneur*“ [Wir haben mehr als genug Ruhm, aber kommen Sie, Monseigneur, kommen Sie, uns die Ehre wiederzugeben].

1) *Lehrbuch der Weltgeschichte* von Prof. Dr. Johann. Baptist. von Weiß. Verlags-Buchhandlung „Styria“. Graz, 1898, Bd. X, S. 94-95.

2) So wurde der jüngere Bruder des Königs benannt. Der Graf von Artois war Bruder des Königs Ludwig XVIII.

3) *Les Rois qui ont fait la France – Charles X*, Ed. Pygmalion, Paris, 1990, S. 121-123

DOKUMENTE XI

Was Päpste, Heilige, Kirchenlehrer und Theologen über die Zulässigkeit des Krieges denken

Der mittelalterliche Geist, kampfbereit und kriegerisch, ebenso wie der vergleichbare Charakter der Kirche, kann möglicherweise die „Fundamentalisten“ des zeitgenössischen Pazifismus verwunden. Sie sind absolut nicht bereit, irgendeine Art von Krieg zu tolerieren und in ihren Ohren sind Ausdrücke wie „heiliger

Krieg“ und „gerechter Krieg“ vollkommene Widersprüche.

Es ist daher sicher nicht überflüssig, verschiedene päpstliche Texte und Niederschriften katholischer Denker darzulegen, nach denen man erkennen kann, daß dieser Widerspruch nicht existiert.

1. Das legitime Kriegsziel ist der gerechte Frieden

Im *Dictionnaire Apologétique de la Foi Catholique* kann man unter dem Stichwort „*Paix et Guerre*“ die Lehren des heiligen Augustinus zum Thema des Friedens und des Krieges finden. Sie lassen sich in vier Punkten zusammenfassen:

„*Erstens gibt es Kriege, die gerechtfertigt sind. Es sind jene, die mit der Absicht, eine schuldhafte Handlung des Gegners zurückzuweisen, geführt werden.*

Jedenfalls aber muß der Krieg als das allerletzte Mittel angesehen werden, das nur dann angewendet wird, nachdem man erkannt hat, daß es augenscheinlich unmöglich ist, auf andere Weise der gerechten Sache zum Sieg zu verhelfen. Denn, auch wenn der Krieg gerechtfertigt ist, verursacht er so viele und große Leiden – mala tam magna, tam hor-

rrenda, tam saeva [so großes, schreckliches und ernstes Unglück] –, daß man ihn nur unter dem Zwang einer unausweichlichen Verpflichtung beginnen darf.

Das Kriegsziel ist nicht der Sieg und seine Genußnahmen, sondern ein gerechter Frieden, das heißt, die Wiederherstellung der dauerhaften öffentlichen Ordnung, in der alle Dinge wieder an den zustehenden Platz zurückgebracht werden. ...

Schließlich bedeutet das Unglück des Krieges eine Strafe für die Sünden. Selbst dann, wenn eine Niederlage diejenigen demütigt, die Recht hatten, muß man diese schmerzliche Prüfung als von Gott gewollt ansehen, um das Volk zu strafen und zu reinigen von seinen Fehlern, die es als seine Schuld anerkennen muß“.¹

2. Päpste und Konzilien bestätigen die Lehre des heiligen Thomas über den Krieg

Nach der gleichen Quelle legt der heilige Thomas von Aquin „*die drei Bedingungen*“ dar, „*die im Gewissen den Griff zu den Waffen legitimieren*“.

„*1. Der Krieg darf nicht von Privatpersonen oder von irgendeiner Autorität zweiten Ranges begonnen werden ... sondern er darf nur von der*

1) YVES DE LA BRIERE, „*Paix et Guerre*“, im *Dictionnaire Apologétique de la Foi Catholique*, Gabriel Beauchesne Editeur, Paris, 1926, Bd. III, col. 1260.

höchsten Autorität im Staate erklärt werden.

2. Für den Krieg muß es ein gerechtes Motiv geben, das heißt, man bekämpft den Gegner eines Vergehens wegen, das er tatsächlich begangen hat. ...

3. Der Krieg muß mit ehrlichen Absichten geführt werden, das heißt, man muß sich aufrichtig bemühen, das Gute zu suchen und das Böse zu vermeiden, soweit das irgendwie möglich ist. ...

Diese Lehre des heiligen Thomas ist in indirekter aber offensichtlicher Weise in päpstlichen Bullen und Konzilsdekreten des Mittelalters, die sich auf den Frieden und Waffenstillstand in Gott beziehen, bestätigt. Diese Dokumente beziehen sich

auch auf die friedliche Regelung (oder unter Hinzuziehung von Schiedsrichtern) von Streitigkeiten zwischen Königreichen. Die genannten Dokumente vermitteln auf Grund ihrer Übereinstimmung die authentischen Ansichten der Kirche und die grundlegenden Gedanken ihrer Lehren in bezug auf die moralische Seite des Rechtes auf Frieden und Kriege. ...

Das Vorgehen der Päpste und Konzilien in der Praxis bekräftigt und bestätigt die Lehren der Kirchenlehrer [über dieses Thema], deren drei grundlegende Prinzipien der heilige Thomas klar herausgestellt hat¹.

3. Im Namen Christi zu sterben oder zu töten ist nicht verbrecherisch sondern glorreich

Über die Zulässigkeit des Krieges gegen die Heiden hat der heilige Bernhard folgende leidenschaftlichen Worte geprägt:

„Die Ritter Christi können mit ruhigem Gewissen den Kampf für den Herren führen, sie müssen keinesfalls, weder die Sünde des Todes des Feindes wegen, noch die Gefahr des eigenen Todes fürchten, denn in diesem Falle ist der erlittene Tod oder verursachte Todschatz um Christi Willen erfolgt. Dieser Tod hat nichts Verbrecherisches an sich, sondern ist oft die Ursache des Ruhmes. Denn der Tod des Feindes erwirbt Ruhm für Christus, der eigene Tod führt zu Christus selbst. Christus wird wohl den Tod des Feindes gerne wie dessen Strafe annehmen, lieber noch, wird er seinen Soldaten trösten. Der Ritter Christi tötet mit ruhigem Gewissen, und stirbt sicher seiner selbst. Wenn er stirbt, arbeitet er für sich, tötet er, so tut er es für Christus. Und er trägt sein Schwert nicht umsonst: er ist Diener Gottes zur Bestrafung der Bösen und zum Ruhme der Guten. Wenn er einen Missetäter tötet, ist das kein Todschatz, er hat, um es so zu sagen, das Böse getötet und man muß in ihm sowohl den Rächer im Dienste Christi, als auch den

Beschützer des christlichen Volkes sehen. Wenn der Ritter aber fällt, darf man nicht glauben, daß er gestorben ist – er ist in die himmlische Herrlichkeit eingegangen. So ist der Tod, den er jemandem zufügt, zum Besten Christi geschehen und der, den er selbst erleidet, ist ein Gewinn für ihn selbst. Beim Tod des Heiden rühmt sich der Christ, weil Christus gerühmt wird, beim Tod des Christen zeigt sich die Freigebigkeit des Königs, indem er den Soldaten rühmt, der gelobt zu werden verdient. Über den König freut sich der Gerechte, wenn er sieht, wie der König straft. Von ihm wird gesagt werden: 'Der Gerechte wird seine Belohnung bekommen. Es ist ein Gott da, der auf Erden seine Gerichte durchführt' (Ps. 57, 12). Die Heiden sollten ja gar nicht getötet werden, wenn man auf irgendeine Art ihre übergroßen Verbrechen verhindern und ihnen die Mittel zur Unterdrückung der Gläubigen nehmen könnte. Aber derzeit ist es besser, daß sie getötet werden, damit auf diese Weise die Gerechten nicht durch die Bosheit ihrer Hände gebückt werden. Wenn das nicht geschieht wird sicherlich die Geißel der Sünder die Gerechten treffen².

4. Die Glaubensverteidigung ist ein Grund für die Zulässigkeit des Krieges

Der heilige Bonaventura, ein Kirchenlehrer, äußerte sich so über die Zulässigkeit des Krieges:

„Damit [der Krieg] zulässig ist, fordert man ... daß die Person, die den Krieg erklärt, Autorität besitzt, daß der, der den Krieg führt, ein Laie sei, ...

daß der, gegen den der Krieg geführt wird, derart böse ist, daß er durch den Krieg unterdrückt werden muß. Ausreichender Grund ist der Schutz des Vaterlandes, des Friedens oder des Glaubens³.

1) Idem, cols. 1261-1262.

2) De laude novae militiae, Migne P.L., Bd. 182, col. 924.

3) Opera Omnia, Vivès, Paris, 1867, Bd. X, S. 291.

5. Die Heilige Schrift lobt die Kriege gegen die Feinde des Glaubens

Francisco Suarez SJ, der Theologe mit anerkannter Autorität auf dem Gebiet traditionellen katholischen Denkens, drückt sich in seinem bekannten Werk *De Bello*, in dem er die Doktrin der Kirche über dieses Thema zusammenfaßt, folgendermaßen aus:

„Der Krieg, in sich, ist nicht wesentlich böse und auch nicht für Christen verboten. Es ist ein in der Heiligen Schrift enthaltener Glaubenssatz, denn im Alten Testament werden die Kriege, von heiligen Männern begonnen, gelobt: ‚Dem höchsten Gott sei Abraham geweiht, dem Gott, der

Himmel und Erde geschaffen. Gepriesen sei der höchste Gott, der Deine Feinde in deine Hand gab‘ (*Gen. 14, 19-20*). Ähnliches liest man über Moses, Josua, Samson, Gideon, David, die Makkabäer und andere, denen Gott oftmals befohlen hat, Krieg gegen die Feinde der Hebräer zu führen. Der heilige Paulus sagt, daß die Heiligen Königreiche durch den Glauben erobert werden. Das bestätigen auch die Zeugnisse der Heiligen Väter, die Gratian aufzählt, ebenso wie der heilige Ambrosius in verschiedenen Kapiteln seines Buches über die Pflichten“.¹

6. Die Kirche hat das Recht und die Macht, zu einem Kreuzzug aufzurufen und ihn zu führen

Im Jahre 1956 wurde eine mutige und sehr gut dokumentierte Studie von dem später zum Kardinal erhobenen Mons. Rosalio Castillo Lara² über das Recht der Kirche, Krieg gegen Heiden und Ketzer zu führen, veröffentlicht. Das Buch nennt hochinteressante Daten, die zeigen, wie die Kirche dieses Recht, das sich auf juristische und doktrinaire Prinzipien stützt, tatsächlich ausgeübt hat. Hier einige Abschnitte aus diesem Werk, welche das Vorgehen der streitbaren, mittelalterlichen Päpste gut illustrieren:

„Alle Autoren stimmen darin überein, daß die Kirche ein Recht auf die *vis armata virtual* hat, ohne die jeder materielle Druck unnütz wäre. Dieses Recht besteht darin, daß die Kirche Autorität besitzt, vom Staat den Einsatz seiner Streitkräfte für rein kirchliche Zwecke zu fordern, was man gewöhnlich die Aufforderung zur Hilfe durch den weltlichen Arm nennt“.³

Mit bezug auf die Kreuzzüge gegen die Ungläubigen und ihre Einberufung durch die Päpste, kann man folgendes lesen:

„Die Kreuzzugs-Bullen der Päpste und Konzilregeln bezeichnen immer als wichtigstes Ziel die Wiedereroberung des Heiligen Landes, oder, je nach dem Zeitpunkt, die Erhaltung des Christlichen Königreiches von Jerusalem, dem Ergebnis des ersten Kreuzzuges. Dazu gehörte die Befreiung der gefangenen Christen und folglich die Bekämpfung und Verwirrung der Heiden, welche die Ehre und den Namen der Christen schändeten. Nach mittelalterlicher Auffassung waren alle diese

Zielsetzungen durchaus religiöser Natur. Zum Beispiel waren die Gründe, um die Gläubigen zur Teilnahme an den Expeditionen zu bewegen, alle von dieser Art und hatten folgendes zum Mittelpunkt: die durch Geburt, Leben und Tod Unseres Herren Jesus Christus geheiligten Orte könnten nicht länger durch die Anwesenheit der Heiden geschändet werden. Die Christenheit hat ein erworbenes und immerwährendes Recht auf dieses Land. ...

Diese religiöse Auffassung durchdringt vollkommen alle Kreuzzüge und überwiegt theoretisch alle anderen politischen oder weltlichen Motive, die sich mit ihr vermischt hatten. [...]

Papst Cölestin III. zeigt den Nachfolgern Christi, daß der verbindliche Kampf um das Heilige Land der Dienst Jesu Christi ist: ‚*Ecce qui nunc cum Christo non fuerit, juxta Evangelicae auctoritatis doctrinam ipse erit adversus*‘ [wer sich jetzt nicht für Christus erklärt, ist, wie das Evangelium mit Autorität erklärt, sein Feind].

Die Bullen Papst Innozenz' III. über dieses Thema sind zahlreich und ihr Ziel weicht von der traditionellen Linie nicht ab: Zweck des Kreuzzuges ist es, ‚*ad expugnandam paganorum barbariam et haereditatem Domini servandam ad vindicandam injuriam crucifixi, ad defensionem Terrae nativitatis Domini*‘ [die heidnische Barbarei zu zerstören, das Erbe des Herrn zu schützen und die dem Gekreuzigten angetane Schmach zu rächen durch die Verteidigung des Landes, in dem Unser Herr geboren wurde].

1) *De Bello*, sectio prima, 2, apud LUCIANO PEREÑA VICENTE, *Teoria de la Guerra en Francisco Suarez*, C.S.I.C., Madrid, 1954, Bd. II, S. 72 und 74.

2) *Coacción Eclesiástica y Sacro Romano Imperio – Estudio jurídico-histórico sobre la potestad coactiva material suprema de la Iglesia en los documentos conciliares y pontificios del periodo de formación del Derecho Canonico clásico como un presupuesto de las relaciones entre Sacerdotium e Imperium*. Augustae Taurinorum, 1956, Torino, 303 Seiten.

3) op. cit., S. 69.

Innozens III. zieht es jedoch vor, auf konkreterem Boden zu stehen und formuliert die traditionellen Beweggründe nett, indem er die Verpflichtung der Christen, am Kreuzzug teilzunehmen, beinahe juristisch untermauert: es dreht sich um die Pflicht des Vasallen, der seinem König, Jesus Christus, verpflichtet ist.

In einem Brief an den französischen König erklärt er: So wie es eine Majestätsbeleidigung wäre, wenn ein Vasall seinem, aus seinem Eigentum vertriebenen, ja vielleicht sogar gefangenen Herrn nicht zu Hilfe eilte, 'similiter Jesus Christus Rex regnum et Dominus dominantium [...] de ingratitude vitio et veluti infidelitatis crimine te damnaret, si ei ejecto de terra quam pretio sui sanguinis comparavit et a Sarracenis in salutiferae crucis ligno quasi captivo detento negligenter subvenire' [so wie wenn Jesus Christus, König der Könige und Herr aller Herren ... dich der Sünde der Undankbarkeit und als Schuldiger des Verbrechens der Untreue verurteilte, da du dich geweigert hast, Ihm zu Hilfe zu kommen, da Er aus dem Lande, das Er um den Preis Seines Blutes erkaufte hat vertrieben, als Sklave der Sarazenen, am heilbringenden Holze des Kreuzes festgehalten wurde].

Papst Honorius III. hebt die Beleidigung und Entwürdigung hervor, die Christus und die Christen, als Folge der Besetzung des Heiligen Landes durch die gottlosen und gotteslästerlichen Sarazenen, treffen. Das ist ein ausreichender Grund, zu den Waffen zu greifen. ...

Die Vasallenpflicht ist derart strikt und die Schändung Christi muß die Christen so stark treffen, daß jene, die ihre Pflicht vernachlässigen sollten, wohl um ihre ewige Errettung fürchten müßten. ...

Papst Innozenz IV. betrachtet die Befreiung des Heiligen Landes als eine strikt kirchliche Aufgabe, die in erster Linie die Prälaten verpflichtet, da ihre Erfüllung dem katholischen Glauben großen Zuwachs bringen würde. ...

Papst Gregor X. gab bekannt, daß er nichts mehr ersehnt, wie die Befreiung des Heiligen Landes, da er dies als die wichtigste Aufgabe seines Pontifikates ansieht. ...

Zusammenfassend: Nach der offiziellen Auffassung der Kirche waren die Kreuzzüge ein heiliges Werk, ausschließlich religiösen Charakters. ... Deshalb fielen sie in den Aufgabenbereich der Kirche, die sie fast immer, dank ihrer Autorität, auslöste,

kontrollierte und leitete“.¹

Die Militärorden bildeten den bewaffneten Arm der Kirche. Über sie schreibt der gelehrte Kardinal in seinem wertvollen Werk:

„Die Militärorden sind das getreue Bild dessen, was man als die vis armata der Kirche bezeichnen kann. Tatsächlich waren ihre Mitglieder gleichzeitig Mönche und Soldaten. Als Mönche legten sie die drei Gelübde nach einer Ordensregel ab, die vom Heiligen Stuhl genehmigt wurde. Als Soldaten bildeten sie ein jederzeit einsatzbereites Heer, bereit zu kämpfen, wo immer die Feinde die christliche Religion bedrohten. Der kirchliche Zweck, dem sie ausschließlich verpflichtet waren, und die Abhängigkeit vom Heiligen Stuhl, zu der ihr Gelübde des Gehorsams sie verpflichtete, machte sie zu Soldaten der Kirche.

Nach ihrer Organisation waren sie weltliche Mönche` [das heißt, sie waren keine Priester], die für den Krieg zur Verteidigung des Glaubens geeignet waren. Die Tatsache, daß die Kirche in die Organisation rein kirchlicher Einrichtungen Soldaten eingereiht hatte, zeigt, daß sie zutiefst davon überzeugt war, eine höchste Gewalt materiellen Zwanges besitzen zu müssen, dessen Träger eben diese Mönchs-Krieger waren.

Es gibt nur diese Möglichkeit, die Zulassung dieser Orden zu erklären. Die Kirche machte sie sich mit ihrer Zulassung ganz zu eigen und heiligte, was diese Ritter, auf Grund ihres Berufes, als ihren Zweck ansahen: nichts anderes als Krieg zu führen“.²

Über die Zulässigkeit des Krieges fügt der Kardinal noch hinzu:

„Als die Päpste zum Kreuzzug aufriefen, die Soldaten ansporteten und ihre Führung übernahmen, hielten sie sich niemals die Unvereinbarkeit des Krieges mit dem Geist der Kirche vor Augen und fragten auch nicht danach, ob sie das Recht hätten, Heere zu organisieren und gegen die Ungläubigen ins Feld zu schicken. ... Die Päpste haben das folglich nicht nur als zulässig angesehen, sondern waren davon überzeugt, in einer ihnen zustehenden Machtvollkommenheit zu handeln: zum Einsatz höchsten materiellen Zwanges; nicht im entferntesten dachten sie daran, damit in weltliche Hoheitsbefugnisse einzugreifen, die – wie sie wußten – ausschließlich für den Staat reserviert waren“.³

1) op. cit., S. 85-89.

2) op. cit., S. 109-110.

3) op. cit., S. 115.

DOKUMENTE XII

Ist es mit der Heiligkeit unvereinbar, adelig zu sein und das Leben eines Adeligen zu führen?

Das heutige Unverständnis gegenüber dem Adel und analogen traditionellen Eliten rührt zum großen Teil von der geschickten, wenn auch völlig unsachlichen Propaganda her, welche die Französische Revolution gegen sie geführt hat.

Die ernsthafte Geschichtsschreibung hat mit wachsendem Erfolg jene Propaganda bekämpft, die während des 19. und 20. Jahrhunderts unaufhörlich von ideologischen und politischen Nachfolgeströmungen der Französischen Revolution genährt und unterhalten wurde. In gewissen Bereichen der Meinungsbildung jedoch besteht diese Propaganda auch noch weiterhin fort. Es ist daher nicht ganz unwichtig, wenn das vorliegende Werk sich dazu äußert.

Nach Meinung der Revolutionäre von 1789 bestand der Adel hauptsächlich aus Genießern des guten Lebens, welche ehrenvolle und bedeutende wirtschaftliche Privilegien innehatten, die es ihnen erlaubten, nach Herzenslust von den Verdiensten zu leben, die ihre fernen Vorfahren erworben hatten; daher konnten sie sich den Luxus leisten, ausschließlich die Freuden des irdischen Lebens auszukosten. Und, was noch schlimmer ist, besonders die Freuden der Muße und der Wollust.

Diese Klasse von Genießern sei außerdem in hohem Maße unerträglich für die Nation, zum Nachteil der armen Klassen, die nun ihrerseits zweifelsohne arbeitsam, ehrbar und dem Gemeinwohl nützlich seien.

Dieses alles führt zu der Vorstellung, das einem Adeligen eigentümliche Leben mit all seinem ihm innewohnenden Glanz und seiner Verschwendung

lade von selbst zu einer Haltung von moralischer Laxheit ein, grundverschieden von der Askese, welche die christlichen Prinzipien erforderten.

Ohne zu bestreiten, daß an dieser Version etwas Wahres dran ist, denn im Adel und in den entsprechenden Eliten des auslaufenden 18. Jahrhunderts hatten sich schon - als Vorläufer - Zeichen der schrecklichen moralischen Krise unserer heutigen Tage bemerkbar gemacht, muß doch betont werden, daß diese dem guten Ruf der adeligen Klasse schädliche Version weit mehr Falsches als Richtiges enthielt.

Dies beweist unter anderem die Geschichte der Kirche selbst durch die große Zahl der Adeligen, die zur Ehre der Altäre erhoben wurden. Auf diese Weise wird die heldenhafte Ausübung der Zehn Gebote sowie der evangelischen Räte durch die Adeligen bezeugt.

Von daher konnte der heilige Peter Julien Eymard sagen, daß „*die Annalen der Kirche zeigen, daß eine große Zahl der Heiligen – und deren die berühmtesten – ein Wappen aufwiesen, vornehmen Namen und Familie besaßen: einige waren sogar königlichen Blutes*“.¹

Verschiedene dieser Heiligen zogen sich aus der Welt zurück, um auf sicherem Wege die heldenhafte Tugend zu erlangen. Andere jedoch wie der Hl. König Ludwig von Frankreich und der Hl. König Ferdinand von Kastilien behielten ihre Lage unverändert bei und erreichten die Heldentugend, indem sie vollständig innerhalb der ihnen eigenen aristokratischen Standesbedingungen lebten.

Zur Vervollständigung der Richtigstellung je-

1) *Mois de Saint Joseph, le premier et le plus parfait des adorateurs – Extrait des écrits du P. Eymard*, Desclée de Brouwer, Paris, 7. Ausgabe, S. 62.

ner Versionen, deren Absicht es ist, den Adel sowie die von ihm umfaßten Gewohnheiten und Lebensformen zu verleumden, wurde gelegentlich untersucht, wie hoch die Zahl der Adligen unter den von der Kirche verehrten Heiligen war.

Es war indessen unmöglich, eine spezifische Forschungsarbeit diesbezüglich aufzufinden. Einige Forscher behandelten diese Frage, ohne jedoch darüber eine genaue und ausführliche Untersuchung angestellt zu haben. Ihre Berechnungen beruhen auf Listen, die sich als unvollständig herausgestellt haben.

Besondere Beachtung verdient eine Arbeit von Andre Vauchez, Professor der Universität Rouen, unter dem Titel *La Sainteté en Occident aux derniers siècles du Moyen Age*,¹ die auf den Heiligensprechungsprozessen und hagiografischen Urkunden des Mittelalters beruht.

Sie zeigt eine Statistik aller von Päpsten angeordneten Prozesse „*de vita, miraculis et fama*“ zwischen 1198 und 1431. Es handelt sich insgesamt um 71 Prozesse, von denen 35 zu dem Schluß gelangten, daß die von ihnen untersuchten Personen verdienen, auf die Ehre der Altäre gehoben zu werden.

Vauchez gibt folgende Statistik an:

Zwischen 1198 und 1431 angeordnete Prozesse zur Heiligensprechung (71 Fälle)

Adelige	62,0%
Mittelschicht	5,5%
Volk	8,4%
Unbekannte gesellschaftliche Herkunft	14,1%

Von einem Papst des Mittelalters Heiliggesprochene (35 Fälle)

Adelige	60,0%
Mittelschicht	17,1%
Volk	8,6%
Unbekannte gesellschaftliche Herkunft	14,3%

Obwohl hochinteressant, können diese Angaben den Wunsch nach einem vollständigeren Bild nicht erfüllen, da sie sich auf eine sehr beschränkte Personenzahl und auf einen relativ kurzen Zeitraum beziehen.

Damit stellt sich die Notwendigkeit einer Un-

tersuchung, die – ohne allerdings das Thema damit zu erschöpfen – einen größeren Personenkreis sowie eine weitere Zeitspanne umfassen müßte.

Einer solchen Aufgabe haben sich nun jedoch einige beträchtliche Schwierigkeiten entgegengestellt.

Vor allem die Tatsache, daß es eine offizielle Liste der von der Katholischen Kirche verehrten Heiligen nicht gibt.

Dies ist eine allerdings sehr verständliche Schwierigkeit, denn das Nichtvorhandensein einer solchen Liste steht im Zusammenhang mit der Kirchengeschichte selbst und mit der fortschreitenden Vervollständigung ihrer Institutionen.

Der Heiligenkult hatte in der Katholischen Kirche mit der Verehrung der Märtyrer begonnen. Die örtlichen Gemeinden ehrten einige ihrer Mitglieder, die Opfer von Verfolgungen geworden waren.

Von den Tausenden jener, die in den ersten Jahrhunderten der Kirche zum Zeugnis des Glaubens ihr Blut vergossen hatten, sind uns lediglich ein paar hundert Namen überliefert, sei es aus den Gerichtsakten – von den Heiden verfaßt –, welche die mündlichen Prozesse aufgezeichnet haben, sei es aus Augenzeugenberichten der Märtyrer.

Neben der Tatsache, daß Unterlagen dieser Art in bezug auf alle Märtyrer fehlen, wurden viele dieser Gerichtsakte – deren Lesung die Seelen der ersten Christen entflammte und ihnen ein Beispiel zum Ertragen neuer Drangsalierungen gab – während der verschiedenen Verfolgungen, besonders unter Diokletian, zerstört.²

Daher ist es schließlich unmöglich, all jene Märtyrer zu kennen, die in den ersten Jahrhunderten der Kirche Objekt der Verehrung von Seiten der Gläubigen gewesen waren.

Mit dem Ende der Verfolgungen und über einen langen Zeitraum hinweg wurden die Heiligen von beschränkten Gruppen von Gläubigen verehrt, ohne vorherige Untersuchung und ohne das Urteil einer kirchlichen Autorität.

Mit erhöhter Beteiligung der Autoritäten bei der Organisierung katholischer Gemeinden wuchs späterhin auch die Rolle dieser Autoritäten bei der Auswahl der Verehrungswürdigen. Die Bischöfe gingen dazu über, die Errichtung eines bestimmten Kultes zu gestatten und häufig auf Bitten der Gläubigen hin zu bestätigen, indem sie die Reliquien eines treuen Heiligen aushoben und überführten.

Erst gegen Ende des ersten Jahrtausends fing der Papst an, gelegentlich in die offizielle Heiligensprechung einzugreifen. In dem Maße, in dem die Macht der römischen Päpste sich festigte und die Kontakte mit ihnen häufiger wurden, gingen die Bischöfe dazu über, den Papst um Bestätigung des

1) *Ecole française de Rome*, Palais Farnese, 1981, 765 Seiten.

2) Vgl. DANIEL RUIZ BUENO, *Actas de los Martires*. BAC, Madrid, 1951.

Kultes zu bitten, was zum ersten Male im Jahre 993 vorkam.

Später, im Jahre 1234, machen die *Verordnungen* die Inanspruchnahme des Heiligen Stuhls erforderlich und reservieren dem Papst das Recht auf Heiligsprechung.

Zwischen diesen beiden Zeitpunkten jedoch gehen viele Bischöfe bei der Reliquienüberführung und der Bestätigung des Kultes nach den bisherigen Sitten vor.

Ab 1234 werden die Prozesse zur Bestimmung der Heiligenverehrung Schritt für Schritt vervollkommen.

Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts gründet sich die päpstliche Entscheidung auf eine Vorentscheidung, die von einem Kollegium durchgeführt wurde, das aus drei für diesen Zweck besonders beauftragten Kardinälen besteht. Und bei dieser Form blieb es bis 1588, als die Prozesse der Kongregation für Riten anvertraut wurden, die im Jahr vorher von Papst Sixtus V. gegründet worden war.

Im 17. Jahrhundert erreichte diese Entwicklung ihren Abschluß.

Im Jahre 1634 legte Papst Urban VIII. mit dem Brevier *Coelestis Jerusalem Cives* die Maßstäbe zur Heiligsprechung einer Person fest, und diese sind in ihrem Wesensgehalt bis heute gleichgeblieben.

Im Hinblick auf die Diener Gottes, denen mit Duldung der Kirche nach dem Pontifikat Papst Alexanders III. öffentliche Ehrerbietung teilgeworden war, sahen die Konstitutionen Urbans VIII. die Bestätigung des Kultes oder eine gleichwertige Heiligsprechung vor, „*durch Sentenz, durch welche der Oberste Hirte anordnet, einen Diener Gottes in der universellen Kirche wie einen Heiligen zu verehren, genauer, einen Diener, für den zwar kein regulärer Prozeß eingeleitet worden ist, der aber seit unvordenklichen Zeiten eine öffentliche Verehrung erfährt*“.¹ Diese Vorgehensweise galt auch für ähnliche Fälle nach der Zeit der Konstitutionen Urban VIII.

So kann man also erst seit dem Jahre 993 – dem Datum der ersten päpstlichen Heiligsprechung – eine Liste jener Heiligen aufstellen, die vom Heiligen Stuhl ernannt worden sind. Doch ist diese Liste noch nicht vollständig. Es fehlen Unterlagen aus ganzen Epochen. Außerdem enthält diese Liste

nicht alle Heiligen, denn zwischen 993 und 1234 machten die Bischöfe wie gesagt mit der Bestätigung der Kulte weiter. Von daher waren viele Personen Gegenstand öffentlicher Verehrung ohne jeglichen Eingriff aus Rom.

Erst ab dem Beginn des 16. Jahrhunderts kann man sicher sein, daß die Liste der Heiligen und Seligen (eine von der Gesetzgebung Papst Urban VIII. anerkannte Unterscheidung) lückenlos ist.²

Außer der Schwierigkeit, eine vollständige Heiligenliste aufzustellen, ergibt sich die Frage, welche der bisher gewonnenen Namen dem Adel zuzurechnen sind.

In der Tat ist es nicht immer einfach, die adelige Herkunft einer Person mit Gewißheit auszumachen. Einerseits war nämlich die Entwicklung des Adelsbegriffs fortschreitend und höchst organisch und geprägt von den Eigenschaften verschiedener Völker und Regionen, was gelegentlich eine genaue Antwort auf die Frage erschwert, wem denn nun die Ehre der Zugehörigkeit zum Adelsstand gebührt; andererseits gibt es erhebliche Schwierigkeiten bei der zuverlässigen Bestimmung der Vorfahren einer Person. Übrigens ist genau das der Punkt, der viele dazu führte, führt und immer wieder führen wird, sich über lange Zeit hinweg der Nachforschung nach der genealogischen Herkunft verschiedener Personen zu widmen. Es ist also oft schwierig, die gesellschaftliche Herkunft eines Heiligen auszumachen.

Im Hinblick auf all diese Probleme ging es darum, Forschungsquellen auszuwählen, die so vollständig wie möglich, gleichzeitig aber auch gänzlich glaubwürdig waren, um eine Statistik aufzustellen, welche annähernd genau die Anzahl der Adeligen unter den Heiligen wiedergibt.

Die Wahl fiel daher auf den *Index ac Status Causarum*,³ der eine amtliche Veröffentlichung der Kongregation für die Angelegenheiten der Heiligen ist, Nachfolger der vormaligen Ritenkongregation. Es handelt sich um „*eine außerordentliche und weitumfassende Ausgabe zur Vierhundertjahrfeier der Kongregation, welche alle von der Kongregation zwischen 1588 und 1988 behandelten Prozesse enthält, sowie zusätzlich die älteren, im Geheimarchiv des Vatikans aufbewahrten Prozesse*“.

Das Werk enthält zudem mehrere Anhänge, von denen drei besonders interessant sind. Im ersten

1) T. ORTOLAN, Stichwort *Canonisation*, in *Dictionnaire de Théologie Catholique*, Letouzey et Ane, Paris, 1923, Bd. II, Zweiter Teil, col. 1636.

2) Vgl. ANDRE VAUCHEZ, *La Sainteté en Occident aux derniers siècles du Moyen Age*, Ecole française de Rome, Palais Farnese, 1981; JOHN F. BRODERICK SJ, *A Census of the Saints (993-1955)* in *The American Ecclesiastical Review*, August 1956; PIERRE DELOOZ, *Sociologie et Canonisations*, Martinus Nijhoff, Den Haag, 1969; DANIEL RUIZ BUENO, *Actas de los Martires*, BAC, Madrid, 1951; *Archives de Sociologie des Religions*, veröffentlicht von der Gruppe Religionssoziologie, Editions du Centre National de la Recherche Scientifique, Paris, Januar-Juni 1962.

3) *Congregatio pro Causis Sanctorum*, Vatikanstadt, 1988, 556 Seiten.

werden, ausgehend vom *Index ac Status Causarum*, den Pater Beaudoin 1975 herausgegeben hat, die Bestätigungen der Kulte aufgelistet, wobei einige Namen von Seligen hinzugefügt bzw. gestrichen werden, die nachträglich in den Heiligenkatalog aufgenommen worden waren. Im zweiten Anhang gibt es eine Liste derjenigen, die seit der Einrichtung der Ehrwürdigen Ritenkongregation seliggesprochen wurden, deren Kanonisierung aber noch aussteht. Im dritten Anhang werden schließlich die Heiligen aufgezählt, deren Angelegenheit von der Ehrwürdigen Ritenkongregation behandelt wurden, einschließlich der Fälle der gleichwertigen Kanonisierungen.

Mit dieser Namensliste wurden die im Werk *Bibliotheca Sanctorum* enthaltenen Biografien verglichen, um die Adelszugehörigkeit herauszufinden. Kardinal Pietro Palazzini, ehemaliger Präfekt der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechung, hat dieses Werk geleitet, und es gilt als die vollständigste Aufzählung all derer, die seit den Anfängen der Kirche verehrt worden sind.

Da es nicht Hauptzweck der *Bibliotheca Sanctorum* ist, die gesellschaftliche Herkunft der erwähnten Personen anzugeben, sondern vielmehr mit der Verehrung zusammenhängende Probleme, ist es häufig aus Angabenmangel unmöglich, einen Adligen von einem Nichtadeligen zu unterscheiden. Um klare Kriterien aufrechtzuerhalten, wur-

den außerdem aus Prinzip nur solche Adelige mitgezählt, von denen das Werk bestätigt, daß sie adelig oder adeliger Herkunft sind. Diejenigen, von denen der Text lediglich angibt, sie gehörten „*wichtigen, bekannten, alten, mächtigen usw.*“ Familien an, wurden nicht in die Liste aufgenommen. Man hat also lieber darauf verzichtet, Personen, deren adelige Herkunft ernsthaft zu vermuten oder auf dem Weg über andere Quellen mit Sicherheit feststellbar war, aufzunehmen, um Zweifelsfälle auszuschließen.

Außerdem erschien es geboten, um eine höhere Genauigkeit der Statistik zu erreichen, die nachstehenden Kategorien nach dem *Index ac Status Causarum* zu unterscheiden:

- die nach einem kanonischen Prozeß kanonisierten Heiligen;
- die nach einem kanonischen Prozeß seliggesprochenen Seligen;
- diejenigen, deren Kult bestätigt wurde;
- die Diener Gottes, deren Seligsprechungsprozeß noch nicht abgeschlossen ist.

Es wird nun die prozentuelle Verteilung auf diese Gruppen angegeben, wobei darauf geachtet wurde, in jeder Gruppe zu unterscheiden zwischen denen, die einer individuellen Prüfung unterzogen wurden und jenen, die einer Gruppe angehören, die in ihrer Gesamtheit im Zuge eines Prozesses beur-

HEILIGE			
	PERSONEN	ADELIGE	%
Individuelle Prozesse	184	40	21,7
Gruppenprozesse (11)	364	12	3,3
Gesamt.	548	52	9,5
SELIGGESPROCHENE			
	PERSONEN	ADELIGE	%
Individuelle Prozesse	182	22	12,0
Gruppenprozesse (26)	1074	46	4,3
Gesamt	1256	68	5,4
BESTÄTIGUNG DES KULTES			
	PERSONEN	ADELIGE	%
Individuelle Prozesse	336	107	31,8
Gruppenprozesse (24)	1087	10	0,9
Gesamt	1423	117	8,2
LAUFENDE SEELIGSPRECHUNGSPROZESSE (1993)			
	PERSONEN	ADELIGE	%
Individuelle Prozesse	1331	149	11,2
Gruppenprozesse (146)	2671	13	0,5
Gesamt	4002	162	4,0

teilt wurden, wie etwa die japanischen, englischen oder vietnamesischen Märtyrer.¹

Um die Prozentanteile in diesen verschiedenen, statistischen Aufstellungen richtig beurteilen zu können, ist es wichtig, den Durchschnittsanteil der Adeligen an der Gesamtbevölkerung eines Landes zu kennen. Wir beschränken uns auf zwei Beispiele, die sowohl charakteristisch, als auch sehr verschieden sind.

Nach den Angaben des angesehenen österreichischen Geschichtswissenschaftlers J. B. von Weiß, der sich dabei auf Angaben von Taine stützt, betrug der Anteil der Adeligen an der Gesamtbevölkerung Frankreichs vor der Französischen Revolution nicht einmal 1,5%.²

Seinerseits stellt G. Marinelli in seiner geographischen Arbeit *La Terra* unter Bezug auf das Werk *Das Russische Reich* (Leipzig, 1880) von Peschel-Krümel, eine Statistik des russischen Adels zusammen, nach der diese Gesellschaftsklasse

nicht mehr als 1,15 % der Gesamtbevölkerung ausmache, selbst wenn man den Erb- und den persönlichen Adel zusammenzählt. In der gleichen Arbeit Marinellis lesen wir, daß Reclus im Jahre 1879 eine ähnliche Statistik erstellte, die zu einem Wert von 1,3 % kommt. Van Löhnen gelangt 1881 in gleicher Weise zu dem Resultat von 1,3%.

Offensichtlich zeigen diese Prozentsätze geringfügige Unterschiede, die sich aus zeitlichen und räumlichen Verschiebungen in der Erhebung ergeben, sie sind jedoch nicht sehr bedeutsam.

Die Daten, die wir vorher angeführt haben, zeigen, daß in jeder dieser Kategorien (Heilige, Selige, Bestätigung der Kulte und laufenden Prozesse) der Prozentanteil der Adeligen bedeutend höher ist als ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung eines Landes.³ Das straft die Äußerungen der Revolutionäre Lügen, die behaupten, daß die Zugehörigkeit zum Adel und die Lebensgewohnheiten dieser Klasse mit einem tugendhaften Verhalten unvereinbar seien.

1) Der *Index ac Status Causarum* gibt die genaue Anzahl der Personen nicht an, die in einigen dieser Rubriken überprüft werden, so daß es unmöglich ist, ihre genaue Anzahl anzugeben. Die so bezeichneten Zahlen der Statistik sind deshalb geschätzt.

2) siehe: *Historia Universal*, Bd. XV, T.I, Tipografia la Educacion, Barcelona, 1931, S. 212.

3) Man beachte in den verschiedenen statistischen Aufstellungen, die bemerkenswerten Differenzen des Prozentanteiles der Adeligen bei den individuellen Seligsprechungsprozessen und den Gruppenprozessen. Das ist vor allem durch zwei Motive zu erklären: Zum einen nennt die Bibliotheca Sanctorum in vielen dieser Prozesse nur die Namen, ohne biographische Daten anzugeben, die es gestatten würden festzustellen, ob es sich um Adelige oder Bürgerliche handelt. Zum anderen beziehen sich die meisten Gruppenprozesse auf Gruppen von Märtyrern. Es war außerdem normal, daß die Verfolgungen die gesamt katholische Bevölkerung betrafen, ohne Ansehen des sozialen Standes, weshalb es nur natürlich ist, daß sich unter den Märtyrern eine ebenso große Anzahl Adelliger befand, wie es ihrem Prozentanteil an der Gesamtbevölkerung entsprach.

**Die Suche und Auswahl der Dokumente im Anhang I dieses Buches wurde von einem Ausschuß
im Auftrag und unter der Aufsicht von Prof. Plinio Corrêa de Oliveira durchgeführt**

Murillo Maranhão Galliez
José Luis Ablass
Simão Pedro de Aguiã

Künstlerische und graphische Gestaltung

António Azeredo
Felipe Barandiarán

Bildquellen

BARANDIARÁN Felipe, Fotoarchiv, S. 74 u. 152; CASTELGARAGNONE, Giulio Patrizi di Ripacandida, Herzog, S. 39 O,U, 46 U; DEBRET J.B., S. 196 O,U; DEUTSCHE BÜRGENVEREINIGUNG e.V. Braubach-Rhein, S. 68, 69, 106; DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM, Berlin, S. 127 O; DIPUTACIÓN REGIONAL DE CANTABRIA, S. 241; DOMKAPITEL AACHEN - Foto Münchow, S. 121; DROSTE ZU VISCHERING, Grafen S., 65 M,U,I,Ur; EUROPA PRESS, Madrid, S. 247; FELICI, Roma S. 36 O,M,U, 44 O; 46 O,M, 72 Or, Or, U, 95; GIORDANT, Vatikanisches Museum Einband Vorderseite, S. 26, 40, 44 U, 57; HALLER Marianne, Perchtoldsdorf, Österreich, S. 86; HANSMANN, München, S. 128 U; HEERESGESCHICHTLICHES MUSEUM, Wien, S. 130 O; IL BORGHESE, Rom, S. 31 O,M,U; INSTITUT FÜR STADTGESCHICHTE, Frankfurt am Main, S. 118, 119; JÜRGENS OST+ EUROPA-PHOTO, Berlin, S. 135; KAISER KARL GEBETSLIGA, Wien, S. 90; KÖNIGLICHES MUSEUM DER SCHÖNEN KÜNSTE, Brüssel, S. 139 U; KUNSTHISTORISCHES MUSEUM, Wien, Einband Rückseite, S. 127 U, 58; MARI Arturo S. 2, 5 U. 6, 156, 259; MTELENHAUSEN Frederico, Sao Paulo, S. 15; MUSEUM CARNAVALET, PARIS, S. 209, 234 U; MUSEUM DEL PRADO, Madrid, S. 145 O; MUSEUM DER SCHÖNEN KÜNSTE, Sevilla, S. 223; MUSEUM PAULISTA, SAO PAULO, Brasilien, S. 165, 169 O, U, 177 O, 187 O, U, 192 O; MUSEUM VON VERSAILLES, S. 234 O; NATIONAL BIBLIOTHEK VON PARIS, S. 54, 130 U; PALÁCIO NACIONAL DA AJUDA, Lissabon, S. 177 U; PATRIMONIO NACIONAL, Madrid, S. 82; PERATHONER Caius, St. Ulrich, Italien, S. 50; REISS Dr. Maximilian, Privatbesitz, Frankfurt am Main, S. 100; RUGENDAS, S. 192 U; SIEMENS MUSEUM, München, S. 151 O, Ml, Mr; SIEMENS PRESSEBILD, S. 151 U; TIROLER KUNSTVERLAG, Innsbruck, S. 128 O; TROPÍA Eduardo, Brasil, S. 199; ULLSTEIN, BORGAS STIFTUNG HILFSWERK, S. 145 U; VATIKANISCHES MUSEUM, S. 7, 8, 25, 65 O, 163, 219

(S. = Seite, O = Oben, M = Mitte, U = Unten, r = rechts, l = links)





⇒

Rolle in der Gestaltung der Kultur, der Institutionen, der Gesetze und der Bräuche zu spielen.

Ohne irgendeine der drei Regierungsformen zu verneinen - Monarchie, Aristokratie und Demokratie - konstatiert der Papst mit Genugtuung, daß „*sich auch in den Demokratien jüngsten Datums, die noch keine Spur einer feudalen Vergangenheit aufweisen können, kraft der Verhältnisse eine neue Art von Adel oder Aristokratie herausgebildet hat.*“

In Europa wurde diese wichtige Aufgabe im Laufe der Jahrhunderte in ausgezeichneter Weise durch den Adel erfüllt. Ferner betont der Papst mit pastoraler Sorgfalt, daß diese Gesellschaftsklasse sogar inmitten der zeitgenössischen Geschehnisse einen großen Teil ihrer Mission weiterhin innehat. Er erklärt mit Scharfsinn und Wohlgefallen, worin diese Mission konkret besteht, auch wenn es sich um Familien handelt, die – von Unglück getroffen – ihren gesellschaftlichen Status von einst verloren haben.

Aber zugleich gibt Papst Pius XII. zu verstehen, daß diese leitende Funktion kein ausschließliches Monopol des Adels ist. Gesellschaftliche Gegebenheiten können neue Klassen hervorbringen, die an der Führung des sozialen Lebens verdienstvoll teilnehmen. Weiters lehrt der Papst mit bewundernswerter Ausgeglichenheit, daß es sich für diese Klassen nicht ziemt, sich von einer krassen und euphorischen Vulgarität der Emporkömmlinge verführen zu lassen, die nur den Genuß eines üppigen Lebens vor Augen haben. Der Papst betont, daß es auch notwendig ist, sich der Pflichten und Aufgaben bewußt zu sein, die jeder gesellschaftliche Aufstieg mit sich bringt.

„*Adel verpflichtet*“ lautet der bekannte Spruch. „*Bon sang ne peut mentir*“ ist das Losungswort von Papst Pacelli an die neuen führenden Klassen. Er zeigt ihnen, daß ihnen die Tore zur Welt der Eliten geöffnet sind und daß sie eine unerschöpfliche Quelle in den Beispielen des historischen und ritterlichen Adels finden werden, damit sie sich entsprechend den gesellschaftlichen Funktionen formen können.

Diese und viele andere Prinzipien, die Papst Pius XII. in seinen Ansprachen lehrte, werden in diesem Werk von Prof. Plinio Correa de Oliveira anhand einer akribischen doktrinären Auseinandersetzung und einer Fülle von historischen Beispielen erläutert und entfaltet.



„Huldigung der Deutschen Bundesfürsten zu Kaiser Franz Josephs 60. Regierungsjubiläum“, Franz von Matsch, Kunsthistorisches Museum, Wien

Von links nach rechts:

Kaiser Franz Joseph

Friedrich II. Großherzog von Baden

Prinz Leopold IV. von Lippe-Detmold

Friedrich August II. König von Sachsen

Wilhelm Ernst Großherzog von Sachsen-Weimar

Luitpold Prinz-Regent von Bayern

Wilhelm II. Kaiser von Deutschland

Friedrich III. von Anhalt

Wilhelm II. König von Württemberg

Friedrich August Großherzog von Oldenburg

Friedrich Franz IV. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin

Georg Prinz von Schaumburg-Lippe

Dr. Burchard Bürgermeister von Hamburg

In der Person des betagten, ehrwürdigen Kaisers Franz Joseph widerspiegeln sich die ganze Tradition und der Ruhm des Heiligen Römischen Reiches.

